



VERANTWORTUNG UND AUFARBEITUNG

Untersuchung über Gründe und Bedingungen
von Gewalt in Einrichtungen der
Caritas der Diözese Linz nach 1945

MICHAEL JOHN • ANGELA WEGSCHEIDER • MARION WISINGER

VERANTWORTUNG UND AUFARBEITUNG
UNTERSUCHUNG ÜBER GRÜNDE UND BEDINGUNGEN
VON GEWALT IN EINRICHTUNGEN DER
CARITAS DER DIÖZESE LINZ NACH 1945

Michael John
Angela Wegscheider
Marion Wisinger

INHALT

1. Vorbemerkungen (Michael John)	II
2. Zur Verortung des Geschehens. Historische Skizze zur Fürsorge-Erziehung und Heimunterbringung in Oberösterreich (Michael John)	27
2.1. Vorkriegs- und Zwischenkriegszeit	28
2.2. Nationalsozialismus	37
2.3. Nach dem Zweiten Weltkrieg	41
2.4. Die Entwicklung in den 1950er- und 1960er-Jahren	47
2.5. „Kirchlich links überholt werden?“ Aufbruch und Diskussion	54
2.6. Stockende Reformen, Modernisierungsrückstand und Aufholjagd	59
3. Verantwortung und Aufarbeitung – Untersuchungen über Gründe und Bedingungen von Gewalt und Missbrauch im Heim Steyr-Gleink der Caritas Oberösterreich (Marion Wisinger)	71
3.1. Einleitung	71
3.1.1. Über die Forschungsarbeit	74
3.1.2. Über die Interviews	75
3.2. Die Geschichte des Heims	81
3.2.1. Helfer in der Not: Die Caritas eröffnet ein Kinderheim	84
3.2.2. Die Missionare Herz Jesu leiten das Heim	93
3.2.2.1. Hingebungsvolle Arbeit und Unordnung: 1950-1956	93
3.2.2.2. Der vertane Himmel: 1956-1976	102
3.2.2.3. Vom Schlafsaal in die Wohngruppe: 1976-1989	120
3.2.3. Das Heim 1989-2009	136
3.2.3.1. Gegen Mauern laufen	136
3.3. „Du warst alles nur kein Mensch“ – Erinnerungen an Gewalt und Missbrauch	160
3.3.1. Physische Gewalt	163

3.3.1.1. Schwarze Pädagogik bis 1976 – Fallbeispiele I	163
3.3.1.2. Die Reformzeit bis 1989 – Fallbeispiele II	171
3.3.2. Psychische Gewalt	207
3.3.3. Gewalt unter Heimkindern	215
3.3.3.1. Sexuelle Gewalt	221
3.3.3.2. Ich bin nicht ihre Mutter, aber ich bin alles	234
3.3.3.3. Religiosität im Heim.	246
3.3.3.4. Im Heim war es auch gut. Über ehemalige Heimkinder und ihre positiven Erinnerungen.	250
3.4. Über ein multikausales Versagen	258
4. Fernab: Das Caritas-Schülerheim Windischgarsten (Marion Wisinger)	263
4.1. Einleitung	263
4.2. Die Geschichte des Schülerheims.	265
4.3. Mit fester Hand: Der Heimleiter 1954-1985.	271
4.4. Alltag im Heim – Die Kinder Gottes erziehen	273
4.5. Gewalt im Heim	277
5. Die Situation im Kinderdorf St. Isidor und im Institut St. Pius (Angela Wegscheider)	283
5.1. Einleitung	283
5.2. Das Kinderdorf St. Isidor	291
5.2.1. Die Quadratur der Verantwortung	306
5.2.2. Kinderdorfmütter: Harte Hand und Mutterliebe	322
5.2.3. Die Heimkinder	336
5.2.4. Das Leben im Kinderdorf St. Isidor	347
5.2.5. Die Sonderschule	360
5.2.6. Medizin und Therapie	365
5.2.7. Geschichten aus dem Kinderdorf St. Isidor.	372
5.2.8. Schlussfolgerungen zu St. Isidor	386
5.3. Institut St. Pius	390
5.3.1. Einleitung	390
5.3.2. Die Quadratur der Verantwortung	400

5.3.3. Die BewohnerInnen von St. Pius	424
5.3.4. Vom Schuleintritt bis zum Lebensabend	433
5.3.5. Die Sonderschule	444
5.3.6. Medizin und Therapie	447
5.3.7. Beschäftigung in Werkstätten	451
5.3.8. Austritt.	454
5.3.9. Geschichten aus St. Pius	455
5.3.10. Schlussfolgerungen zu St. Pius	467
 5.4. Entwicklungen in den Lebens – und Wohnbereichen in St. Isidor und St. Pius ab 2000	 470
 6. „Ins Schwarze getroffen“ – Kinderheim und Minderheiten (Michael John)	 475
 7. Fakten und Resümee (Michael John)	 489
 Wohin können sich Betroffene wenden?	 507
 AutorInnen und Konsulentin	 511
 Impressum	 515

VORWORT

Es lässt sich kaum ermessen, welches Leid Kindern, Jugendlichen und Menschen mit Behinderungen in der Nachkriegsgeschichte auch in Einrichtungen der Caritas in Oberösterreich widerfahren ist.

Sie waren nicht nur dem Missbrauch und der Gewalt durch einzelne TäterInnen ausgesetzt, sondern als die Schwächsten von einem strukturell gewaltträchtigen System mit völlig unzureichenden Bedingungen aufgrund mangelnder Kontrolle durch Caritas und Behörden sowie gesellschaftlicher Ausgrenzung betroffen. Jahrzehntlang waren viele von ihnen schutzlos ausgeliefert – erfuhren Zucht und Strafe, wo sie Begleitung und Beistand gebraucht hätten. Es gibt dafür keine angemessene Entschuldigung. Dennoch bitte ich im Namen der Caritas aufrichtig darum.

Heute müssen wir Verantwortung übernehmen. Das Schweigen brechen und ihnen ihre Stimme wiedergeben. Wir müssen alles tun, dass es nicht wieder passiert. Dazu haben wir in den vergangenen Jahren konsequente Maßnahmen und Vorkehrungen eingeführt.

Ich danke dem wissenschaftlichen Team für die Arbeit und allen, die dazu beigetragen haben. Mir war es wichtig, mit dieser Studie ein Stück zur Aufarbeitung dieses Unrechts beizutragen, schonungslos hinzuschauen und Lehren daraus zu ziehen. Wir tun alles, um den uns anvertrauten Menschen Schutz und Sicherheit zu geben.

A handwritten signature in black ink that reads "Franz Kehrer". The signature is written in a cursive style with a large initial 'F'.

FRANZ KEHRER, MAS
Direktor der Caritas in Oberösterreich

1. VORBEMERKUNGEN (MICHAEL JOHN)

Im September 2015 kam es mit dem Direktor der Caritas der Diözese Linz, Franz Kehrer, zu einem ersten Treffen.¹ Er hatte sich an die Wissenschaft gewandt, das Thema des Gesprächs sollte sein: „Aufarbeitung der Missbrauchsfälle in Einrichtungen der Caritas bzw. Einrichtungen im Auftrag der Caritas.“ Nach Vorgesprächen wurde im April 2016 ein Vertrag abgeschlossen. Dabei verpflichtete sich ein kleines Forschungsteam unter der Leitung von Michael John (Johannes Kepler Universität Linz) gegenüber dem Auftraggeber, der Caritas der Diözese Linz, nachfolgend angeführte Leistungen zu erbringen: „Durchführung einer sozialhistorischen Studie „Verantwortung und Aufarbeitung. Untersuchung über Gründe und Bedingungen von Gewalt in Einrichtungen der Caritas der Diözese Linz nach 1945“ mit alleinigem Schwerpunkt auf Einrichtungen im Bereich der Kinder- und Jugendbetreuung und -unterbringung sowie der Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen.“

Die Untersuchung umfasst eine ereignisgeschichtliche und eine strukturelle Ebene: „Die Erfahrungen der Betroffenen, die Frage der Verantwortlichkeiten und der Ursachen der Entwicklung. Als Ergebnis ist ein schriftlicher Forschungsbericht zu übergeben. Alle Themenbereiche können nur so genau untersucht werden, wie dies der Zeit- und Kostenrahmen erlaubt und der Zugang zu den potentiellen Quellen gegeben ist.“² Der Zeitrahmen der Untersuchung erstreckt sich bis zur Gegenwart. Die Verantwortung für den Inhalt sämtlicher Ausführungen liegt bei dem Forschungsteam, bestehend aus den unabhängigen, weisungsungebundenen ExpertInnen Michael John, Angela Wegscheider und Marion Wisinger, die mit dieser Untersuchung beauftragt wurden. Als Konsultantin wirkte Barbara Helige.

Es ist darauf hinzuweisen, dass zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme ebenso wie zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses kein unmittelbarer Anlass für eine Auftragserteilung gegeben war, etwa im Vergleich zu den Ereignissen der Jahre 2010 und 2011 – Stichwort „Missbrauchsskandale“³ – die zur Einrichtung von Opferschutzkommissionen und zu einer Reihe von Forschungsprojekten und Untersuchungskommissionen seitens öffentlich-rechtlicher (staatlicher, regionaler) Institutionen führten. Damals richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit

1 Akademischen Gepflogenheiten folgend werden sämtliche akademischen Titel im Text ausgelassen, nicht jedoch Funktionstitel wie Direktor, Vikar, Bischof etc.

2 Vertrag Caritas – Michael John (JKU Linz), 21.4.2019, 2.

3 Die aktuelle, medial angetriebene Aufarbeitung nahm ihren Anfang wohl im Auftritt eines ehemaligen Heimkinds im österreichischen Parlament, das in oberösterreichischen Heimen untergebracht war. Buchlesung (Jenö Alpar Molnar) und Podiumsdiskussion, 5.3.2010, Österreichisches Parlament. Zur Skandalwelle vgl. auch Hönigsberger, Georg/Karlsson, Irmtraud, Verwaltete Kindheit. Der österreichische Heimskandal (Berndorf 2013).

auch auf zwei Bücher des ehemaligen „Zöglings“ Franz Josef Stangl, der einige Jahre im Erziehungsheim Gleink zubrachte.⁴ 2010 und 2011 war durch die Information der Öffentlichkeit und die Empörung der Betroffenen ein massiver medialer Druck entstanden. Die politisch Verantwortlichen begannen zu handeln. 2010 stellte ein Schockjahr für die katholische Kirche dar, die Kirchenglieder schossen in die Höhe (86.000 Personen in ganz Österreich bis Jahresende, ein Plus von 62% gegenüber 2009).⁵ Mit Sicherheit kann hier auf einen Zusammenhang mit den Medienberichten zum Missbrauch von Kindern und Jugendlichen geschlossen werden. Ein Zusammenhang, der auch noch 2011 spürbar wurde – danach sanken die Austrittszahlen wieder.⁶

Fünf Jahre danach: Seit seinem Amtsantritt hatte Caritas-Direktor Franz Kehrer – der kirchliche Laie, ausgebildete Sozialmanager und dreifache Familienvater – vor, eine historische Aufarbeitung der in Einrichtungen der Caritas in Oberösterreich ehemals virulenten Gewalt und des vielfachen sexuellen Missbrauchs durchzuführen. Eine sogenannte „Nachdenkgruppe“ motivierter KatholikInnen wollte ebenfalls eine historische Aufarbeitung der Vorkommnisse durchgeführt wissen und sie hatte auch eine „Geste der Verantwortung“ dabei im Sinne. Neben Direktor Kehrer ist das Forschungsteam in erster Linie Herbert Schustereder von der Caritas Oberösterreich zu Dank verpflichtet, der in einer Form moderierte und koordinierte, die ganz wesentlich zum Gelingen des komplexen Gesamtprojekts beigetragen hat. Der Dank ist auch Edith Bürgler-Scheubmayr (Geschäftsführung Caritas für Kinder und Jugendliche), Edith Zehetner und Maria Reitter (Caritas Kommunikation) und Bischofsvikar Max Mittendorfer auszusprechen. Josef Gruber war sowohl Mitglied der Caritas-„Nachdenkgruppe“, als er auch als Vorsitzender der bereits 2007 eingerichteten Diözesankommission gegen Missbrauch und Gewalt der Diözese Linz fungierte. Ihm und Christiane Sauer, die als Ombudsfrau der Diözese Linz (Ombudsstelle gegen Gewalt und Missbrauch) tätig ist, ebenso wie der Büroleiterin dieser Einrichtung der Diözese Linz, Frau Herta Gurtner sowie Gertrude Pritz von der Erzdiözese Wien gilt besonderer Dank dafür, dass zuletzt entscheidende Fortschritte in der Arbeit des Forschungsteams erzielt werden konnten. Es wurde uns seitens der kirchlichen Ombudsstelle unter anderem nun

4 Stangl, Franz Josef, Der Bastard. Der Fürsorgezögling (Weitra 2008); Stangl, Franz Josef, Der Klosterzögling. Die Jugend des Bastards (Weitra 2010). Beide Bücher sind vergriffen, sie sorgten für großes Aufsehen, der „Klosterzögling“ soll verfilmt werden.

5 Vgl. Katholische Kirche Österreich: Statistik, Kirchliche Statistik der Diözesen Österreichs (Katholiken, Pastoraldaten) 2005-2017, URL: <https://www.katholisch.at/statistik> (aufgerufen am 20.8.2019).

6 Vgl. zur Entwicklung über Jahrzehnte auch addendum, Projekt Missbrauch, <https://www.addendum.org/missbrauch/groer/> (aufgerufen am 20.8.2019).

auch statistisches Material zur Verfügung gestellt. Es haben auch eine Reihe weiterer Personen, weitgehende Hilfestellungen geleistet und uns unterstützt, all diesen: Herzlichen Dank!

Unaufgearbeitete Gewalt auch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, das Verschweigen bis hin zur Vertuschung von Kindesmissbrauch, Kindesmisshandlung und systematischer Verletzung der Aufsichtspflicht stellte aus der Sicht der Leitung eine große Belastung für die Einrichtung insgesamt dar. Man wollte das Thema für die Caritas aufgearbeitet wissen – dass es sich beim Umgang mit Kindern und Jugendlichen in den kirchlichen Heimen um eine gravierende Fehlentwicklung handelte, war klar – mit Konsequenzen für die Caritas selbst.⁷ Ziel war in der Folge, eine Botschaft nach außen zu tragen.⁸ Adressat waren ehemalige Heimkinder ebenso wie die Kirche, die eigenen MitarbeiterInnen und eine interessierte Öffentlichkeit. Zum konkreten Motiv des Forschungsauftrags befragt, antwortete Direktor Kehrer: „Ich ging der Frage nach, wie andere Institutionen im Ausland mit der Aufarbeitung von Gewalt und Missbrauch umgehen. Die Anzahl der Fälle und die Gesprächsprotokolle mit Betroffenen machten mich sehr betroffen.“⁹ Zum einen ginge es nun darum, „den ehemaligen Heimkindern ein klares Signal zu geben, dass ihre Erinnerungen ernst genommen werden. Diese oft leidvollen Erinnerungen sollen durch die Studie dokumentiert werden und damit nicht in Vergessenheit geraten.“ Bereits seit zwei Jahrzehnten hat sich die Struktur der Caritas nachhaltig verändert, dennoch gehe es jedoch auch heute darum, „Erkenntnisse zu gewinnen, welche Strukturen und Rahmenbedingungen dazu geführt haben, dass in vielen Fällen von Seiten der zuständigen Kontrollorgane und Verantwortungsträger nicht gehandelt wurde.“¹⁰

Die Ergebnisse der historischen Untersuchung sollten und werden hiermit publiziert, sie sollen „schwarz auf weiß“ vorliegen und damit Spuren im kollektiven Gedächtnis hinterlassen. Einem großen Teil der kontaktierten ehemaligen Heimkinder war dies ebenfalls ein wichtiges Anliegen. Ziel der gesamten Aufarbeitung der folgenreichen, zeithistorischen Ereignisse war aber auch ein Klima mit den Betroffenen zu schaffen, das auf eine Auflösung oder zumindest auf eine Verringerung der mit der Caritas und auch anderer kirchlicher Einrichtungen verbundenen Friktionen abzielte.

7 Dies stand stark im Vordergrund der Aufarbeitungsstudie der Caritas der Erzdiözese Wien, vgl. Kraushofer, Tanja, *Erinnern hilft vorbeugen. Aufarbeitung für die Vergangenheit und Prävention für die Zukunft; Zu Erfahrungen mit Gewalt in Einrichtungen der Erzdiözese Wien* (Wien 2015).

8 Diskussionen im engsten Führungskreis hatte es immer gegeben.

9 Schriftliches Statement Caritas-Direktor Franz Kehrer, 2.7.2019.

10 Ebd.

Die im Vertrag des Wissenschafterteams mit der Caritas vereinbarten Themen sind in der vorliegenden Studie abgearbeitet worden, das Inhaltsverzeichnis weist die detaillierte Gliederung der Arbeit aus, ebenso wie die Verantwortlichkeit der AutorInnen folgendermaßen angegeben wird: Das Erziehungsheim Gleink wurde in den 1950er-Jahren bis hinein in die 1980er-Jahre als eines der härtesten Heime in ganz Österreich bezeichnet. Der Opferschutzkommission der Diözese Linz wurde im Zuge ihrer Tätigkeit bis Ende August 2019 insgesamt 1.080 Vorfälle gemeldet, davon ereigneten sich 984 in Gleink.¹¹ Für die Untersuchung dieses Heimes, auf dem also ein Fokus der gesamten Arbeit zu liegen hatte, zeichnet Marion Wisinger verantwortlich, für die Erforschung der Strukturen und der Ereignisse in den Heimen für Menschen mit Beeinträchtigungen (St. Isidor, St. Pius) Angela Wegscheider, für die Vorbemerkungen, die Einleitung, den Überblick, das spezifische Thema „Minderheiten und Heim“ ebenso wie für das Resümee, Michael John.

„Warum dauert denn das so lange, was macht ihr eigentlich, warum kommt da nichts?“, wurde das Forschungsteam schon mehrfach von ehemaligen Heimkindern befragt.¹² Die Abfassung der Studie geschah zuletzt unter enormem Zeitdruck, der nicht dem Arbeitstempo der ForscherInnen geschuldet war, sondern auf andere Faktoren zurückzuführen ist. Der entscheidende Faktor ist in diesem Zusammenhang der Zugang zu den Quellen und zu den Akten, aber auch die Weitervermittlung zu Personen, die bereit sind, durch Interviews weitere Auskünfte zu geben. Der Zugang zu wesentlichen Quellen erfolgte erst sehr spät bzw. im Kontext der Schreibarbeiten zu dieser Studie bzw. gar nicht. Dies ist auch auf die immer wieder sich verschärfenden Datenschutzbestimmungen zurückzuführen, welche die Aufarbeitung einschlägiger Vorkommnisse im Rahmen des vorgegebenen Themas sehr erschwerten, wenn sie diese nicht teilweise verunmöglichten. Auch wird der Fortgang der Forschungsarbeit zunehmend von JuristInnen und deren jeweiligen Gesetzesinterpretation bestimmt. Schließlich war auch mangelnde Kooperationsbereitschaft einzelner Institutionen für den Mangel an Informationen verantwortlich.

Das Bemühen um Einsicht in schriftliche Quellen im Zuge der Forschungsarbeiten weist einige grundlegende Charakteristika auf, die aus vorangegangenen For-

11 Ombudsstelle und Kommission gegen Missbrauch und Gewalt der Diözese Linz (Ombudsstelle), Statistik Einrichtungen der Caritas, 26.8.2019

12 Zuletzt bei einer Veranstaltung des Vereins „Ehemalige Heim- und Pflegekinder“ in Wien am 27.4.2019.

schungsarbeiten bereits bekannt sind.¹³ ForscherInnen, die sich mit der Aufarbeitung von Gewalt und Missbrauch in staatlichen und kirchlichen Einrichtungen beschäftigen, sind im Laufe ihrer Arbeit mittlerweile stark mit Fragen des Datenschutzes und der Zugänglichkeit von Aktenmaterial beschäftigt. So wurde auch im Rahmen dieser Studie vom Auftraggeber der Studie geprüft, welche gesetzlichen Bestimmungen und Vorschriften man bei der Veröffentlichung von personennahen Sachverhalten zu beachten hat. Obwohl die wissenschaftliche Aufarbeitung die Anonymisierung aller in dieser Studie genannten Personen gewährleistet, musste in einem langwierigen, die Fertigstellung der Studie verzögernden Vorgang um Erlaubnis in die Akteneinsicht durch die Datenschutzbehörde angesucht werden.¹⁴

Daher ist diese Studie auch gemäß den Bestimmungen der Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) anonymisiert und Personen wurden ausschließlich nur dann namentlich genannt, wenn sie entweder öffentlich bekannte FunktionsträgerInnen oder schon bereits öffentlich bekannt sind bzw. waren oder wenn sie der Namensnennung persönlich zugestimmt oder sogar darum ersucht haben.

Während es im Zuge der Forschungsarbeiten erst sehr spät gelang, einen Zugang zu den Dokumenten der Ombudsstellen der kirchlichen Kommissionen zu erlangen – und somit die Dimension der Gewalt in Bezug auf konkrete Täter endlich nachvollziehbar war – standen die persönlichen Heimakten der ab 1979 entlassenen Kinder und Jugendlichen in Gleink unverzüglich zur Verfügung.¹⁵ Zwar musste nachträglich auch bei der Datenschutzbehörde um Einsicht angesucht werden (da es ein Teil des Aktenbestands der Caritas war), das Forschungsteam hatte zu diesen Dokumenten jedoch von Beginn an freien Zugang. Dieser brisante Bestand wurde seit der Schließung des Heims 2009 in einem Nebenraum der Turnhalle von Gleink zwischen allerlei Gerümpel und Rasenmähern gelagert, er war mit einem Universalschlüssel der Anlage zugänglich. Diese Akten sind neben den im Oberösterreichischen Landesarchiv (Jugendamtsakten) sich befindlichen Kinderakten der einzige Nachweis, ob eine Person in Gleink war oder nicht. Alle anderen Aufzeichnungen die Jahre vor 1979 betreffend sind nicht mehr vorhanden. Ein geordnetes Archiv schien in Gleink nie eine besondere Rolle gespielt zu haben. „Es hat

13 Hier sei auf die Untersuchungskommission Wilhelminenberg (Wien, 2011-2013) und auf die vom Oberösterreichischen Landtag beauftragte Untersuchung „Heimerziehung in Oberösterreich nach 1945 (2011-2018) hingewiesen.

14 Diese Verpflichtung entfällt, wenn Betroffene selbst den WissenschaftlerInnen in ihrem Besitz befindliche Akten zur Verfügung stellen bzw. wenn sich Kopien von Akten auf der Basis einer früher gegebenen Rechtslage bereits im Besitz der WissenschaftlerInnen befinden bzw. bereits zitiert wurden.

15 Ein Teil dieser Kinderakten wurden 2011 an die Behörden in Salzburg und Kärnten rückgestellt.

bei der Aufnahme einen Akt gegeben, ja, aber mehr nicht. Nur wenn ein besonderer Vorfall war, so etwas wie ein schriftlicher Bericht oder eine Beschwerde, hat man einen Bericht verfassen müssen, was war wirklich, warum usw. Aber da hat der Betriebsrat natürlich Wert darauf gelegt, dass das nicht alles zeitlos erhalten bleibt. Da gibt es eine bestimmte Verfügung oder ein Recht vom Betriebsrat, das, was für den Mitarbeiter sehr nachteilig wäre, nicht grenzenlos aufzubewahren.“¹⁶

Die zu Beginn der Forschungsarbeiten in Gleink lagernden Heimakten (an die 500) wurden zur internen Einsicht bei Anfragen der Opferschutzkommissionen benützt, mittlerweile wurden sie in die Zentrale der Caritas übersiedelt, wo sie in versperrbaren Kästen gesichert wurden. Diese sog. Kinderakten enthalten viele Informationen, die persönliche Daten der Betroffenen und ihrer Herkunftsfamilie, Führungsberichte etc. beinhalten. Es ist festzuhalten, dass die sich bei der Schließung 2009 noch im Heim befindlichen Akten zuletzt nicht ordnungsgemäß geführt wurden. Es wurden zwar Dienstbücher geführt, dies ist aber von manchen Erziehern boykottiert worden. An schriftliche Unterlagen kann sich die damals zuständige Geschäftsführerin seitens der Caritas, LP 10, nicht mehr erinnern. Sie hat das Archiv von Gleink „eigenhändig mit Unterstützung von Freunden, Ehrenamtlichen, Familie und Verwandten“ gesichtet, der Server von Gleink wurde in die Caritas überstellt. „Ich war ja die Letzte, die den Computer in Gleink abgedreht hat. Wir haben im August 2009 dort dichtgemacht und danach nur mehr Abrechnungen und Büroarbeiten gemacht. Ich habe das Laufwerk nach Linz gebracht und gesichert.“¹⁷

Die weitere Verwahrung der Akten war nicht angeordnet, LP 10 übersiedelte einen Teil in die Caritas-Zentrale im Diözesanhaus in der Kapuzinerstraße in Linz, ein anderer Teil wie Heimakten und 294 Ordner aus den Jahren ab 2000, aber auch einzelne Konvolute aus der Zeit davor, verblieben ungeordnet in dem Gebäude in der Turnhalle. „Sonst wäre es entsorgt worden. Es hat sich ja keiner darum gekümmert. In Linz wurde gesagt, wir müssen das Haus besenrein übergeben. Ich sagte, das geht nicht, es wurde ja schon vorher viel vernichtet. Ich habe 1998 noch viele Dinge am Dachboden gefunden, und dann waren sie plötzlich leer, ich weiß nicht, wo die Sachen hingekommen sind.“¹⁸ Etwa alle sieben Jahre wurden in der Caritas Akten vernichtet. Der gesamte alte Aktenbestand in Gleink wurde offenbar bereits in den Jahren zuvor entsorgt.

¹⁶ Interview mit HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

¹⁷ Interview LP 10, 7.4.2016 (John, Wisinger).

¹⁸ Interview LP 10, 7.4.2016 (John, Wisinger).

Auch ist die Aktenlage im Diözesanhaus hinsichtlich des Heimes Gleink spärlich. Im Keller des Diözesanhauses fanden sich gebündelte Personalakten, die einiges an Information hergaben, um die Aufenthaltsdauer der Angestellten in Gleink feststellen zu können. Weiterführende Hinweise in Bezug auf disziplinare Vorfälle waren nicht zu finden. Zumindest konnte beispielsweise der Sachverhalt einer Kündigung nachvollzogen werden. Die Realität wird von diesen Akten nur fragmentarisch abgebildet. Alle übrigen Archivbestände bezogen sich auf allgemeine Caritas-Angelegenheiten, auch hier gab es eher Zufallsfunde bezüglich Gleink. Es wird vermutet, dass viele Akten Gleink betreffend skartiert wurden. Schließlich konnte in der Caritas-Zentrale Einsicht in die elektronisch gespeicherten Dokumente genommen werden, die die Zeit nach 2010 betreffen. Aufschlussreiche Ordner mit dem Schriftverkehr mit der Klasnic-Kommission bzw. Stellungnahmen und Zahlungen konnten in der Direktion der Caritas kopiert werden. Diese Akten, wenngleich fragmentarisch, ermöglichten einen wichtigen Einstieg in die Problematik und sie wurden seitens der Direktion der Caritas rasch zur Verfügung gestellt.

An das Diözesanarchiv wurde nach 1982 kein gesonderter Bestand Gleink abgegeben. Der im Diözesanarchiv verwahrte Bestand ist hingegen eine Sammlung, die durchaus relevante Aspekte der Geschichte der Caritas der Diözese Linz von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zum Ende der Amtszeit von Prälat Hermann Pfeiffer (1981/82) beinhaltet. Spätere von der Caritas an das Diözesanarchiv überstellte Aktenbestände inkludieren Direktionssitzungsprotokolle, Leitungssitzungsprotokolle und einige Zufallsfunde. Ganz wenig Material fand sich zum Caritas Schülerheim Windischgarsten, das 1985 geschlossen wurde, die Situation in den beiden Heimen für Menschen mit Beeinträchtigungen war wiederum anders gelagert (Genauerer dazu siehe etwas später). Die Situation in den vier untersuchten Heimen war insgesamt sehr unterschiedlich: das auch österreichweit eine Sonderstellung einnehmende Erziehungsheim im ehemaligen Kloster Gleink, das Schülerheim Windischgarsten, die beiden Einrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigungen, das Kinderdorf St. Isidor – zeitweilig vom Priester Georg Erber und Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul (Wien-Gumpendorf) dominiert – und das Heim St. Pius/Peuerbach wurde von Franziskanerinnen aus dem Mutterhaus Vöcklabruck geführt. Auf die unterschiedliche Quellenlage und die damit verbundene unterschiedliche Methodik wird en Detail in den jeweiligen einzelnen Berichtsteilen Bezug genommen.

Nun stellen die in dieser Arbeit untersuchten Heime keine komplett isolierten und autarken Institutionen dar – obgleich sie ein sehr spezifisches Eigenleben entwi-

ckeln können¹⁹ – sondern sie waren dennoch in ein System eingebettet. Die „Caritas“ war nicht der einzige „Player“ im Rahmen des Gesamtsystems, die Diözesen und unterschiedliche, geistliche Orden spielten ebenso eine Rolle wie staatliche und regionale Instanzen. Seit 1919 stellt das Landesjugendamt, aus dem Kinder- und Jugendwohlfahrt und schließlich die Kinder- und Jugendhilfe hervorgingen, die entscheidende regionale Instanz dar.²⁰ Im Falle von Kindern und Jugendlichen galt für die Heime das bundesstaatliche Jugendwohlfahrtsgesetz von 1954, das die vorherigen Jugendwohlfahrtsverordnungen ablöste und in diesen seinen Ursprung hatte. Auf dieser Basis erhielt Oberösterreich 1955 ein eigenes Jugendwohlfahrtsgesetz.²¹ Das Land Oberösterreich war demnach für die Organisation der Fürsorgeerziehung in organisatorischer und finanzieller Hinsicht in der Pflicht, hatte selbst für entsprechende Heime zu sorgen, oder private Heime nach entsprechender Überprüfung als geeignete Einrichtungen zu genehmigen. Im Bereich der Behindertenhilfe wurde im November 1964 das erste oberösterreichische Behindertengesetz, verlautbart im Jänner 1965, eingeführt, das die Rahmenbedingungen für die Ausgestaltung der Leistungen in den Heimen für Menschen mit Behinderungen vorgab.²² Den Heimen, auch den Heimen der Caritas, wurden neben der Vergütung ihrer Dienstleistungen für das Land Oberösterreich stets auch Subventionen zugesprochen. Es bestand eine Aufsichtspflicht, eine Kontrollpflicht des Landes Oberösterreich gegenüber allen untersuchten Heimen ebenso wie die Verantwortung für das „Wohlergehen“ des Minderjährigen, das durch die zuständigen Organe, also die jeweiligen Landesstellen, sicher zu stellen sei.²³ Diese Generalverantwortung existiert – in den Details variierend – bis heute.

Die aus Gründen der Verortung der Caritas im Gesamtsystem von „Verantwortung“ auch für diese Studie wichtigen Akten des Landesarchivs und diverser Behörden des Landes Oberösterreich waren für das Forschungsteam, die Caritas und die Betroffenen aus Datenschutzgründen (Nennung Dritter) bislang nicht zu verwenden, wobei es, dies ist ausdrücklich zu betonen, nicht am Oberösterreichischen Landesarchiv lag. Seit Jänner 2017 liefen die Bemühungen um die Genehmigung

19 Reinhard Sieder und Andrea Smioski wenden etwa ebenso wie andere Autoren Ervin Goffmanns Begriff der „totalen Institution“ für in dieser Studie besprochene Einrichtungen an. Vgl. Sieder, Reinhard/Smioski, Andrea: *Der Kindheit beraubt* (Innsbruck 2012), 52-56.

20 Vgl. dazu Graf Heidemarie: *Kinder- und Jugendhilfe in Oberösterreich. Soziale Fürsorge und Kinderschutz im Wandel der Zeiten*. Manuskript (Linz 2019).

21 Gesetz vom 15. Juli 1955 betreffend die Jugendwohlfahrt (Oö. Jugendwohlfahrtsgesetz), LGBl. 82/1955, 37. Stück.

22 Gesetz vom 28. Oktober 1964 über die Hilfe für Behinderte (Oö. Behindertengesetz, LGBl. 1/1965

23 Vgl. Binder, Dieter/John, Michael, *Heimerziehung in Oberösterreich* (Linz 2018), 60-66.

zur Verwendung und Zitierung dieser sehr wichtigen Bestände. Ausdrücklich sei in diesem Zusammenhang auf die große Kooperationsbereitschaft des Oberösterreichischen Landesarchivs, der Oö. Kinder- und Jugendanwaltschaft (KiJa), die die Bedeutung einer historischen Aufarbeitung stets betonte, ebenso wie der oberösterreichischen Kinder- und Jugendhilfe hervorgehoben. Auch auf die freundliche Unterstützung des oberösterreichischen Landesrats Rudolf Anschöber für den Teilbereich „Minderheiten und Heimunterbringung“ sei in diesem Zusammenhang hingewiesen und der Dank ausgesprochen.²⁴ Um auf die Problemlage zurückzukommen: Tatsächlich führt die stete Verschärfung der Datenschutzbestimmungen zu einem „Papierkrieg“. Auch sind die zuständigen Dienststellen der Datenschutzbehörde offenkundig überlastet.

Das Heim Gleink war nach 1945 stets eine Einrichtung der Caritas, es wurde allerdings auf der Basis eines Vertrags von 1950 bis 1989 vom Orden der Missionare Herz Jesu mit dem Sitz in Liefering, (Stadt Salzburg) geführt. An die 90% der 984 Vorfälle, die mittlerweile an die Opferschutzstelle der Diözese Linz gemeldet wurden, datieren aus den Jahren, in denen die Missionare Herz Jesu (MHJ) das Heim pädagogisch und administrativ leiteten. Anfangs war die Leitung der MHJ kooperativ, es wurden einige Unterlagen zugesandt, das Gesprächsklima war freundlich. Schließlich kam es zu einem Treffen in Liefering, im Zuge dessen das Forschungsteam beste Arbeitsverhältnisse vorfand, wofür Pater Provinzial Andreas Steiner ausdrücklich zu danken ist. Im Zuge dieses Treffens standen zwei leitende Verantwortliche, die in Gleink lange tätig waren, nahezu sechs Stunden zur Verfügung. Es wurden Interviews geführt, Auskunft gegeben und auch vereinzelt Einsichten in Aktenmaterial gestattet.

Es hatte gut begonnen, aus unbekanntem Gründen veränderte sich die Situation.²⁵ Schließlich antwortete die Leitung der MHJ auf Briefe und E-Mails des Forschungsteams nicht mehr, sondern ein Rechtsanwalt meldete sich, dass seine Kanzlei nun für die Kommunikation zuständig sei. Ein eigenständiger Zugang zu den Akten der MHJ bzw. auch zu den im Zusammenhang damit generierten privaten Aufzeichnungen der damaligen Leitung war nun in keiner Weise gegeben, dies stellt sich als nachhaltiges Defizit heraus. Es wurden

24 Seitens des Landes Oberösterreich (Zuständigkeit LR Rudolf Anschöber) wurde der Teilbereich „Gastarbeiterkinder und Flüchtlinge im Erziehungsheim Gleink-Steyr“ samt Verortung im gesamtösterreichischen System der Fremdunterbringung gefördert. Die Ergebnisse dieser Recherchen können im Rahmen dieser Publikation nur teilweise wiedergegeben werden.

25 Dem Forschungsteam ist wohl klar, dass die Missionare Herz Jesu in einem Rechtsstreit stehen; dies sollte die Bemühungen um eine Aufklärung der Vorkommnisse von 1950 bis 1989 jedoch nicht beeinträchtigen.

seitens des Ordens in der Folge nur wenige, beschränkt relevante oder schon bekannte Dokumente ausgehändigt. In weitere wichtige Archivbestände über die Zeit der MHJ in Gleink wurde auch auf wiederholte Nachfrage hin keine Einsicht gegeben, bzw. sollen diese auch laut Auskunft der MHJ nicht mehr vorhanden sein. Auch über Aktenbestände bezüglich schwerwiegender Vorkommnisse und der Meldungen der Klasnic-Kommission gab es in Bezug auf einen bereits verstorbenen Bruder keinerlei Auskünfte. „Es gibt keine Unterlagen über diesen Fall, leider. Wir haben uns auch gewundert, sonst wird so etwas meistens schon [...] irgendeine Aktennotiz oder so oder im Provinzialrat festgehalten, dass er versetzt wurde, eine andere Aufgabe bekam, aber in seinem Fall gibt es leider keine Unterlagen.“²⁶ Der betreffende Bruder („Frater“) wurde 1971 rechtskräftig wegen „Unzucht wider der Natur“ verurteilt, er erhielt eine bedingte Haftstrafe und war danach bis zu seinem Ableben bei den MHJ beschäftigt.²⁷

Schließlich scheiterten auch alle Bemühungen in Hinblick darauf, Informationen über das im Zuge vieler Missbrauchsvorwürfe eingerichtete Verfahren vor dem Erzbischöflichen Metropolitan- und Diözesangericht Salzburg zu erhalten. In den Medien und auch seitens Offizieller der katholischen Kirche wurde die „Einstellung des Verfahrens“, jedenfalls die Nicht-Verurteilung als eine Art „Freispruch“ und Entlastung des Betroffenen gewertet. Als HistorikerIn benötigt man das Ergebnis des Verfahrens in irgendeiner Form als bestätigt – die Missbrauchsvorwürfe wurden ja auch in der Öffentlichkeit diskutiert. Trotz Einschaltung hoher Kirchenkreise war es nicht möglich, eine verbindliche Auskunft über das Ergebnis des Verfahrens zu erhalten. Auf ein höfliches und klares Schreiben antwortete der zuständige Gerichtsvikar Johannes Reißmeier: „Ich bin nicht befugt, Akten des Diözesan- und Metropolitangerichtes heraus zu geben.“ Auf die Anfrage, man brauche lediglich das Ergebnis des Gerichtsverfahrens und wo man sich hinwenden könne, wenn schon der beteiligte Gerichtsvikar eine Antwort ablehne, wurde nicht mehr geantwortet.²⁸

Wenn man nun die Formalia beiseite läßt, also abseits der groben Unhöflichkeit, handelt es sich doch auch um einen Beitrag zur Vertuschung der historischen Vorkommnisse, jenseits jeder Transparenz. In der Heimkinder-Community gibt es viele Gerüchte, etwa der beschuldigte Pater leiste weiter seelsorgerische Dienste, das

26 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

27 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

28 E-Mail-Verkehr Metropolitangericht (4.7.2019-7.7.2019) Dr. Reißmeier <=> Dr. John, 5.7.2019 (im Besitz des Verfassers).

Metropolitangericht sei eine „Augenauswischerei“ und Ähnliches. Mit Schweigen kann zu einer Aufklärung nichts beigetragen werden. Tatsächlich irritierend ist es auch, dass selbst dem Beschuldigten das Ergebnis nicht schriftlich übermittelt wurde. Durchdacht erscheint das intransparente Vorgehen des Metropolitangerichts und der Missionare Herz Jesu in der Causa nicht. Wem diese Vorgangsweise dienlich sein soll, ist nicht klar – hier wird auch gegen Direktiven aus höchsten kirchlichen Kreisen verstoßen und der Glaubwürdigkeit und den Versicherungen der katholischen Kirche, aufklären zu wollen, ein Stoß versetzt. Papst Franziskus hatte jedenfalls unlängst festgehalten: „Kein Missbrauch darf jemals mehr vertuscht werden, wie dies in der Vergangenheit üblich war.“²⁹ Auch Kardinal Schönborn hatte schon 2016 in seiner Rede vor ehemaligen Heimkindern im Parlament gemeint: „Wir haben vertuscht. [...] Für diese Schuld der Kirche stehe ich heute vor Ihnen und sage: Ich bitte um Vergebung.“³⁰

Die gesamte Korrespondenz, etwa die Stellungnahmen zu den Anfragen der Klasnic-Kommission, wichtige Personalakten, sämtliche Akten die Heimleitung 1950-1989 betreffend wurden auch nach dringender Urgenz nicht ausgehändigt. Der Brief eines Rechtsanwalts stellte klar, dass weitere Anfragen an die Rechtsvertretung der MHJ zu richten wären. Auch wurde auf den Datenschutz hingewiesen.³¹ Auf direkte Anfragen wurde seitens der Missionare Herz Jesu nicht mehr reagiert.

Insgesamt ist damit – zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Berichts – aus einem Zusammenwirken mehrerer Faktoren heraus, die Aktenlage, der diese Forschungsarbeit zugrunde liegt, letztlich als unzureichend zu betrachten. Wichtige Themenbereiche wie die Verortung im Gesamtsystem der Fürsorge der Betreuung fremduntergebrachter Personen können nur unvollständig ausgeleuchtet werden.

Akten, schriftliche Dokumentationen sind eine zentrale Quelle bei einschlägigen Forschungen. Gerade in dem hier abgehandelten Bereich sind aber eben viele Vorfälle, Geschehnisse und Abläufe nicht schriftlich dokumentiert. Daher kommen Interviews und mündlichen Befragungen eine große Bedeutung zu. Dies bedeutete, direkten Kontakt mit InterviewpartnerInnen aufzunehmen, denen es oftmals nicht leichtfiel, sich in ihre Kindheit und Jugend zurück zu versetzen. Eine Kindheit, die

29 Papst Franziskus, „Kein Missbrauch darf jemals mehr vertuscht werden“, Kirche+Leben Netz, 24.2.2019, <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/papst-kein-missbrauch-darf-jemals-mehr-vertuscht-werden/> (aufgerufen am 13.8.2019).

30 Kardinal Schönborn, „Ich bitte um Vergebung“, Katholische Kirche, Erzdiözese Wien, 18.11.2016, <https://www.erzdiocese-wien.at/site/home/nachrichten/article/53630.html> (aufgerufen am 13.8.2018).

31 Vgl. Brief Kanzlei Müller, Schubert & Partner an M. John vom 19.3.2018.

schmerzhaft und leidvolle Erinnerungen zur Folge hatte oder eben auch weitgehend oder teilweise verdrängt wurde. Insgesamt wurden mehr als 120 Interviews geführt, die im Rahmen dieser Studie verwendet wurden.³²

Die Interviews waren häufig von starker Emotionalität geprägt, hatten doch die Heimkinder oftmals die Erfahrung gemacht, ihnen würde man nicht glauben. Aus der Gedächtnisforschung ist bekannt, dass Verdrängtes, so es an die Oberfläche kommt, mit anderen Erfahrungen überschrieben wird, das bedeutet aber nicht, dass die individuelle Erinnerung an Gewalt an sich nicht zutreffend ist.³³ In diesem Zusammenhang ist auch darauf hinzuweisen, dass sich viele Erinnerungen decken und dies der Wahrscheinlichkeit, dem realen historischen Geschehen nahe zu kommen, dienlich ist. Wenn schriftliche Quellen vorhanden waren, wurden sie mit den mündlich getätigten Aussagen abgeglichen; dies betraf oft auch Fragen des Aufenthalts oder Fragen der Identität von Personen. Sechsjährige, die plötzlich abgeholt wurden, sich in einem riesigen alten Gebäude befanden, haben mitunter sechs Jahrzehnte später durchaus Probleme, Personen, die ihnen nur mit einem Vornamen oder als Pater bekannt waren, zu identifizieren. Die hier vorliegenden Ergebnisse der qualitativen Studie können letztlich auch kein definitives Urteil über „Schuld“ und Glaubwürdigkeit abgeben, es sollen aus wissenschaftlicher Sicht alle aktuell recherchierbaren Interviewaufzeichnungen, Dokumente und Quellen in einen nachvollziehbaren Zusammenhang gebracht werden.

Eine wesentliche Aufgabe war es jedenfalls an dieser Stelle, den betroffenen Heimkindern ausführlich Gehör zu schenken. Dies war damit verbunden, nicht nur die Geschichte der Heime darzustellen und die damit verbundene institutionelle Verantwortung zu klären, sondern den Opfern einen entsprechenden Erzählrahmen zu geben und deren persönliche Erinnerungen mit Respekt zu dokumentieren. Es ging bei diesem Teil der Studie und der Recherchearbeiten des Forschungsteams auch um einen Vorgang, der in einem gelungenen Buchtitel als „Restitution von Würde“ beschrieben worden ist.³⁴ Restitution von Würde gegenüber Menschen, die als Kinder in keiner Weise ernst genommen wurden. Seitens der Eltern oder anderer Erwachsener wurde ihnen nicht geglaubt, sie sind oftmals schwer misshandelt worden oder auch nur unter Generalverdacht gestellt worden. Um ein Beispiel

32 Alle im Kontext des Projekts geführten Interviews wurden dokumentiert. Die Namen wurden, wenn nicht anders vereinbart, anonymisiert. Alle Interviews wurden sprachlich geglättet.

33 Assmann, Aleida, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* (München 2006), 16.

34 Schreiber, Horst, *Restitution von Würde. Kindheit und Gewalt in Heimen der Stadt Innsbruck* (Innsbruck 2013).

direkt aus der Praxis von Gleink zu geben: Es wurden bis in die 1970er-Jahre, auch, wenn sie keiner Vergehen beschuldigt wurden oder sie sich freiwillig im Heim befanden, selbst 14-jährige bei Überstellungen von den Behörden in Handschellen von Gleink aus in andere Einrichtungen verbracht.³⁵

Viele Betroffene trugen im Zuge ihres Aufenthalts in den oberösterreichischen Heimen und Pflegestellen nachhaltige Traumatisierungen davon. Im Zuge der Interviewrecherche war übrigens zu erkennen, dass vieles von dem, was hier aus erster Hand berichtet wurde, bereits seit den 1950er bis 1970er-Jahren aus einschlägigen Presseberichten, auch großer und einflussreicher Medien, bekannt war. Intern wussten auch das Land Oberösterreich, die Jugendwohlfahrtsbehörde und auch die Gerichte bereits seit den 1940er-Jahren von diversen Praktiken in Gleink, bereits bald nach der Wiedereröffnung des Heimes. Die Behörden und die Kirche mauerten damals. Presseartikel hatten etwa im Jahre 1958 sogar auf Seite eins unter dem Titel „Der vertane Himmel der Caritas-Kinder“ das Kloster in Gleink stark kritisiert: „Mütter aus Salzburg und Obernberg behaupten: ‚Unsere Kinder sind in diesem Heim großen Gefahren ausgesetzt, sie werden misshandelt und zeigen geistige Rückschritte.‘ Wenn Mütter sagen: ‚Wir haben Angst um unsere Kinder‘, dann ist das Anlass genug, Alarm zu schlagen.“³⁶ Geschehen ist damals seitens der Behörden nichts, im Pressespiegel, den die Caritas angelegt hatte, fand sich der Artikel jedenfalls, also hatte man Kenntnis davon.

Das Ausmaß der Gewalt war in Gleink dermaßen dimensioniert, dass die Befürchtung besteht, die vor allem kulturell und strukturell bedingte Gewalt, die Kinder und Erwachsenen mit Behinderungen erlebten, könnte im vorliegenden Bericht untergehen. Über das Leben in diesen Heimen beschwerte sich eine viel kleinere Gruppe, dennoch gab es auch dort Gewalt und sexuelle Übergriffe. In diesen Einrichtungen herrschte „eine rigide Pädagogik.“ Eine Systempädagogik: menschenfeindlich, freiheitsfeindlich³⁷, die bis in die 1990er-Jahre wenig hinterfragt wurde. Rechnet man neuere Fälle, Meldungen an die Caritas und die kirchlichen Opferschutzstellen, und direkte Meldungen an die Volksanwaltschaft kommt man im Falle St. Isidors doch auch auf deutlich über 60 Meldungen von Vorfällen, davon drei Viertel körperliche Übergriffe, ein Viertel sexuelle Übergriffe und Missbrauch.³⁸ Über Gewalt

35 Vgl. beispielsweise Binder, John: Heimerziehung in Oberösterreich, 498.

36 Echo der Heimat, 17.3.1958, I.

37 Interview 2c Leitung, 26.2.2019 (Wegscheider).

38 Vgl. Ombudsstelle, Statistik, Einrichtungen der Caritas, 26.8.2019; Direktion Caritas, Letztstand an Meldungen, 24.6.2019; Volksanwaltschaft, Meldungen St. Isidor, 21.7.2019.

und sexuelle Übergriffe an Menschen mit Behinderungen „ist stillgeschwiegen worden wie ein Grab“³⁹. Im Kinderdorf haben sich zu verschiedenen Zeiten zwei Patres an Heimkindern sexuell vergriffen. Als ein Missbrauchstäter aufflog, wurde die Schuld umgekehrt und die Missbrauchsoffer des Diebstahls bezichtigt. Überdies gab es über den Kinderdorfleiter im Kinderdorf Gerüchte, er habe ein sexuelles Verhältnis mit einem jugendlichen Kinderdorfmadchen. Eine übergeordnete Leitungsperson erinnert sich: „Erst haben wir gar nicht hingeschaut, das war eine Larifari-Geschichte, das war eine Schlaperei. Und das Zweite ist, mein Gott, also wir haben es sozusagen verniedlicht.“⁴⁰

Weitere Fälle kamen hinzu, bis eine neue Heimleiterin dem Bischof Bericht zu erstatten hatte.⁴¹ Ein ehemaliges Kinderdorfmadchen schrieb beispielsweise vor rund zehn Jahren einen Erinnerungsbericht über ihren Aufenthalt⁴², sehr darauf bedacht „niemandem zu schaden, ich habe viel ausgelassen, ich bin ja doch dort aufgewachsen. Das war praktisch meine Familie, jemand anderen hatte ich ja nicht.“ Erst Jahre später und mittlerweile über 60 Jahre alt – nachdem sie einmal begonnen hatte, darüber zu sprechen und ihr nun klar wurde, dass ihr nichts passieren könne – begann sie über körperliche Gewalt und auch über sexuelle Handlungen zu sprechen.⁴³ Im Allgemeinen gesprochen, kamen zur Scheu, sich zu äußern, weil man sich ausgeliefert fühlte, ein sich-schuldig-Fühlen, weil man der Umwelt so große Schwierigkeiten bereite. Für die Betroffenen kamen eventuell auch Artikulationsprobleme hinzu. Für die BewohnerInnen in den Heimen St. Isidor und St. Pius war jedenfalls eine besondere Situation gegeben.

Die Heimstruktur dominierte das Leben der Kinder und Erwachsenen mit Behinderungen als auch der ErzieherInnen. Negative Vorerfahrungen oder besondere Bedürfnisse der HeimbewohnerInnen, die nur zu einem Teil aus schwierigen Familienverhältnissen stammten und deshalb zwangsweise untergebracht waren, fanden kaum Berücksichtigung. Die Gruppen wurden vielfach von ungelernten Frauen betreut, manche waren für die Erziehungsarbeit geeignet, manche nicht. Viele Eltern sahen sich gezwungen, ihr Kind mit sechs Jahren „freiwillig“ in ein Heim zu geben, um ihm einen Zugang zu Schulbildung und Therapie zu ermöglichen.

39 Vgl. dazu Interview LP 7, 4.4.2016 (John, Wisinger); Interview 8 Fachdienst, 18.10.2017 (Wegscheider).

40 Interview LP 7, 4.4.2016 (John, Wisinger).

41 Ebd. Vgl. dazu auch Kinderdorf St. Isidor, Flügelmappe, VI. A. Kinderdorf St. Isidor von 12.8.1991 bis 28.10.1999.

42 HK 200: Erinnerungsbericht. Maschinschriftliches Manuskript (2009).

43 Interview HK 200, 25.5.2019 (John, Reitter).

Obwohl die Regeln des Heimes den Alltag strukturierten, stand es den Betreuerinnen frei, selbstverantwortlich, vielfach ohne Kontrolle von außen, ihre „Heimfamilie“ zu führen. Die Erziehungsmethoden und das Ausmaß der Gewalt war von Gruppe zu Gruppe sehr unterschiedlich. Es gab das Glück einer netten Betreuerin. Manche Kinder und später dann Erwachsene gerieten in eine ungünstigere Situation, sie lebten in Gruppen in einem von Gewalt, Regeltreue, religiöser Strenge, Fremdbestimmung und Abwertung geprägten Klima – manche über Jahrzehnte. Schließlich ist auch der Aktenbestand zu diesen Einrichtungen noch weniger zufriedenstellend als bei den Kinder- und Jugendheimen. Die Franziskanerinnen, die die Führung in St. Pius innehatten, stellten überhaupt keine Akten zur Verfügung, kooperierten in dieser Hinsicht nicht. Eingeschränkt waren Interviews allerdings möglich, mit Ordensmitgliedern und Erzieherinnen. Insgesamt konnten in diesem speziellen Zusammenhang (Menschen mit Behinderungen) 62 Interviews geführt werden. Aus der Besonderheit der Quellenlage, den Spezifika der interviewten Personen, Überlegungen des Datenschutzes um Querverbindungen nicht zu ermöglichen und damit eine eventuelle Identifizierbarkeit zu vermeiden, wird der Interviewbestand in diesem Bereich in spezifischer Form gekennzeichnet, der nicht ident ist mit der Zitierung in den anderen Teilen der Studie.

Wichtig war dem Forschungsteam im Rahmen dieser Studie auch, den unterschiedlichen Perspektiven im Zusammenhang mit der Geschichte der Heime oder auf einzelne Geschehnisse, einen Raum zu geben. Von großer Bedeutung war daher die Gesprächsbereitschaft ehemaliger ErzieherInnen und des Leitungspersonals sowie anderer ZeitzeugInnen, die sich teilweise selbstkritisch und in den meisten Fällen detailreich erinnerten. Zu den „sonstigen ZeitzeugInnen“ – es war möglich, sämtliche noch lebende Direktoren der Caritas nach 1945 zu befragen, ebenso wie leitende Führungskräfte, die für diesen Bereich zuständig waren. Auch konnte eine Reihe von Mitgliedern der diözesanen Opferschutzkommission befragt werden, ebenso wie zwei Ombudspersonen. Insgesamt konnte im Vergleich zu anderen Studien, an denen Mitglieder des Forschungsteams beteiligt waren, eine sehr große Gesprächsbereitschaft und ein enormes Entgegenkommen festgestellt werden, seitens ehemaliger Heimkinder, ehemaliger ErzieherInnen, Personen aus dem Management oder seitens der die Heimkinder unterrichtenden LehrerInnen. Abseits des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns gilt es festzuhalten, dass viele InterviewpartnerInnen die Gelegenheit nutzten, sich vertrauensvoll auszusprechen, sich selbst dem damaligen Geschehen, das auf der Emotionsebene nicht folgenlos blieb, erneut anzunähern und darüber zu reflektieren. Offenkundig bestand von verschiedenen Seiten ein großes Bedürfnis, die Sache bereden zu können.

Hinsichtlich der Interviews wurden – wenn nicht anders vereinbart – alle Aussagen anonymisiert. Leitungspersonen wurden nicht anonymisiert, wenn es um die Beschreibung ihrer Funktion, ihrer Handlungen ging, ebenso wie Bischöfe oder verantwortliche Politiker nicht anonymisiert wurden. Eine Anonymisierung erfolgte im Kontext sog. „gesperrter“ Aktenmaterialien, nicht jedoch im Falle einer bereits erfolgten Publikation von Namen. Allen InterviewpartnerInnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt, dass sie sich zur Verfügung gestellt haben, das war in keiner Weise selbstverständlich und oft wohl auch in psychischer Hinsicht schmerzlich. Es muss davon ausgegangen werden, dass das tatsächliche Ausmaß an Gewalt in den Heimen der Caritas auch im Rahmen dieser Studie nicht erfasst wird. Die Zahlen der gemeldeten Fälle geben ein Momentbild aus der Gegenwart wieder. Viele Betroffene sind bereits verstorben, viele können oder wollen sich bei den kirchlichen Opferschutzstellen nicht entsprechend artikulieren, eine Reihe von Betroffenen hatte bislang noch immer kein Wissen, keinen Mut oder keine Möglichkeit dazu, denkt man etwa auch an die Menschen mit Beeinträchtigungen, sich vor anderen Personen über das Erlebte zu äußern.

Aus Gründen der Dimensionierung des Forschungsvorhabens ebenso wie der zu erfolgenden Schwerpunktsetzungen konnten nicht alle Interviews und auch nicht alle erinnerten Vorfälle und Vorkommnisse in diese Arbeit aufgenommen werden. Erweiterungen werden möglicherweise in einem anderen Rahmen möglich sein. Forschungen in einem Bereich, in dem man nur unter Schwierigkeiten wichtige Quellen erschließen kann, haben notabene einen prozesshaften Charakter.

Zuletzt ein Hinweis zu folgenden Abkürzungen zur Anonymisierung:

ER = ErzieherIn

EX = ExpertIn

HK = Heimkind

HL = HeimleiterIn

LP = Leitungsperson

SZ = Sonstige ZeitzeugIn

2. ZUR VERORTUNG DES GESCHEHENS. HISTORISCHE SKIZZE ZUR FÜRSORGE-ERZIEHUNG UND HEIMUNTERBRINGUNG IN OBERÖSTERREICH

(MICHAEL JOHN)

Die in der Folge dargestellten Entwicklungen und Geschehnisse in den vier untersuchten kirchlichen Institutionen gingen nicht im „luftleeren Raum“ vor sich, es sind hier nationale und internationale Trends wahrzunehmen. Es wird an dieser Stelle jedoch an erster Stelle die österreichische und im Besonderen die oberösterreichische Entwicklung angesehen. Die kurz gehaltene Einleitung in die Geschichte der Heimerziehung und ihrer Rahmenbedingungen nimmt in erster Linie auf die Informationsbedürfnisse im Rahmen dieser Studie Bezug, d.h. die vier untersuchten Heime stehen hier nicht im Vordergrund, sondern die Entwicklung im Bundesland in etwas breiterem Rahmen. Auf die Geschichte der einzelnen Heime wird in den jeweiligen Detailabschnitten der Studie Bezug genommen. An dieser Stelle werden in erster Linie jene Entwicklungen dargestellt, die dazu beitragen können „Gründe und Bedingungen von Gewalt in Einrichtungen der Caritas“, also das eigentliche Studienthema, auszuleuchten, wie beispielsweise Jahrzehnte lange Traditionen, historische Entwicklungen oder rechtliche Rahmenbedingungen.⁴⁴ Die Darstellung folgt keinem strikten Strukturmuster, sondern es werden, einer Chronologie folgend, jeweils relevante Entwicklungen und Daten referiert.

Gewalt gegenüber Kindern sowie die Abwertung von Menschen mit Beeinträchtigungen war vom Mittelalter bis zur Neuzeit und bis ins 20. Jahrhundert hinein Mainstream. Es lassen sich jedoch stets auch Ambivalenzen nachweisen: „Der Konflikt zwischen Hilfe und Repression ist der Sozialpädagogik in die Wiege gelegt“, so der Erziehungswissenschaftler Christian von Wolffersdorf, es ging darum „ob liebevolle Zuwendung oder zwingende Ordnung als angemessenes Paradigma für die Erziehung von Armen und Waisen, Zöglingen und Insassen gelten sollten.“ Wolffersdorf weiter: „Das Pendel (schlug) immer wieder in Richtung Anstalt, Dres-

44 Dieses Kapitel orientiert sich an John, Michael/Reder, Wolfgang, Einleitung. Aspekte der historischen Entwicklung der Heimerziehung in Oberösterreich. In: Binder, John: Heimerziehung in Oberösterreich 21-50; Riegler, Elisabeth/Wegscheider, Angela, Zur Geschichte der Armenfürsorge in Oberösterreich 1880-1938. In: Dyk-Ploss, Irene/Kepplinger, Brigitte (Hg.): Hilfe. LebensRisiken. LebensChancen. Soziale Sicherung in Österreich (Linz 2015), 63-86. Wegscheider, Angela: Disability Studies. Die Geburt der institutionellen Versorgung in Oberösterreich. In: Kontraste, Presse- und Informationsdienst für Sozialpolitik, H. 2 (2012), 11-17. Melinz, Gerhard: Stigma „verwahrlost“. Historischer Streifzug durch die Heimerziehung, in: John, Michael/Reder, Wolfgang (Hg.), Wegscheid. Von der Korrekptionsbaracke zur sozialpädagogischen Institution (Linz 2006), 15-38.

sur und Disziplinierung aus.“⁴⁵ In der jüngeren Vergangenheit ist eine Abkehr von den traditionellen Konzepten des „erzieherischen Zwangs“ feststellbar, nunmehr wird öffentliche Erziehung – auch auf Grundlage neuer gesetzlicher Grundlagen seit 1989 in Österreich – im Sinne einer an der Lebenswelt orientierten und stärker individualisierten Hilfe für die Betroffenen verstanden. Repression, Zuwendung und Professionalität sind also jene Pole, innerhalb derer sich die Pädagogik im Rahmen der Heimerziehung bewegte. Die Zeitspanne, seitdem ein umfassendes Gewaltverbot in der öffentlichen und privaten Erziehung in Österreich gilt, ist allerdings mit zurzeit rund 30 Jahren vergleichsweise kurz. In vielen Ländern, darunter die Schweiz, Großbritannien und die USA, sind Körperstrafen gegenüber Kindern und Jugendlichen nach wie vor legal.⁴⁶

2.1. VORKRIEGS- UND ZWISCHENKRIEGSZEIT

In Oberösterreich sind als frühe Institutionen, die durch Heimunterbringung geprägt waren – Krankenanstalten sind hier nicht berücksichtigt – das Taubstummeneinstitut in Linz (1812), das Blinden-Institut in Linz (1823), also Einrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigungen zu nennen.⁴⁷ 1852 eröffnete in Linz ein katholisches Waisenhaus, das zuerst nur für Mädchen bestimmt war, dann aber auch männliche Waisenkinder aufnahm. Weitere Waisen- und Erziehungsheime existierten in Steyr, Bad Ischl, Gmunden usw., sog. Kinderheime (Asyle) befanden sich etwa in Gleink („Liebeswerk- und Invalidenkinderheim“).⁴⁸ Die Kategorie Erziehungsanstalten (Besserungsanstalten) verzeichnete die kirchliche Erziehungsanstalt „Zum guten Hirten“ in Linz, die ursprünglich 1855 als Waisenhaus gegründet wurde.⁴⁹ Eine weitere Anstalt befand sich in Baumgartenberg, eine Schutz- und Erziehungsanstalt seitens der „Schwestern vom Guten Hirten“ geführt, damals zuständig für „Erziehung und Besserung der sittlich gefährdeten, auf Abwege geratene Mädchen“.⁵⁰ 1892/93 wurde die Erziehungsanstalt „Guter Hirte“ in Linz, Ecke Baumbachstraße und Kapuzinerstraße, neu geplant und großzügig erweitert. Die

45 Wolfersdorf, von Christian, Helfen, Disziplinieren, Überwachen: Konzepte offener und geschlossener Heimerziehung im Wandel der Epochen, in: Knapp, Gerald/Scheipl, Josef (Hg.): Jugendwohlfahrt in Bewegung. Reformansätze in Österreich (Klagenfurt/Ljubljana/Wien 2001) 38-70, hier 30.

46 Vgl. John, Michael, Keine Probleme in der Fremdunterbringung. Zur Entwicklung nach 1989. In Binder, John: Heimerziehung in Oberösterreich 403-435, hier 403-405.

47 Ziegler, Anton: Kurze Geschichte des Volksschulwesens des Stadtschulbezirkes Linz (Linz 1921) 61f.

48 Vgl. Melinz, Stigma, 16f.

49 Vgl. Ziegler: Kurze Geschichte, 62.

50 Vgl. Melinz, Stigma, 17f.

Einrichtung verstand sich als christliche Besserungsanstalt.⁵¹ 1907 wurde in Linz der „Karitasverband für Oberösterreich“ als „Katholischer Wohltätigkeitsverband für Oberösterreich“ gegründet.

In der Erziehung war damals – in weiten Teilen der Bevölkerung innerhalb und außerhalb von Heimen – die späterhin so bezeichnete „schwarze Pädagogik“ verbreitet. Darunter ist eine Erziehung zu verstehen, die darauf abzielt, den Willen des Kindes mit Machtausübung, Manipulation und Erpressung zu brechen. Gewalt und Zwang sind dabei elementare Mittel, die aber auf psychischer Ebene in raffinierten Formen eingesetzt werden können.⁵² Im Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge war über lange Jahre eine Dominanz des Anspruches von Kontroll- und Sicherungszwecken einerseits feststellbar sowie die Dominanz von Arbeitserziehung über die Ansprüche von Erziehung und pädagogischer Fürsorge andererseits zu sehen. Oftmals standen eine möglichst günstige Verwahrung sowie eine „Erziehung durch Arbeit“ im Vordergrund.⁵³ Als „Zwänglinge“ wurden die zu Erziehenden im zeitgenössischen Schrifttum bezeichnet.⁵⁴ Gewalt und Körperstrafen galten in der Fürsorgeerziehung damals als legitime und unverzichtbare Maßnahmen.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg sollte insbesondere nach den Kinderschutzkongressen 1907 in Wien und 1913 in Salzburg die Kinder- und Jugendfürsorge deutlich mehr Aufmerksamkeit erfahren und auch als eigenständige staatliche Aufgabe zunehmend in den Fokus geraten.⁵⁵ Eine wesentliche Folgerung, die aus diesen Kongressen gezogen wurde, bestand darin, dass die Erziehung devianter oder verwahrloster Jugendliche nicht mehr gemäß des geltenden Strafrechts aus der Mitte des 19. Jahrhunderts in verschlossenen und gefängnisähnlichen „Besserungsanstalten“, sondern in pädagogisch anspruchsvolleren Anstalten zu geschehen habe. Der Erste Weltkrieg verhinderte eine intensivere inhaltliche Auseinandersetzung.⁵⁶

51 Heute befindet sich hier ein von der Caritas geführtes Schüler- und Studentenheim.

52 Vgl. dazu Kühn, Juliane, Ziele und Methoden in der Schwarzen Pädagogik (Bachelor Master Hamburg 2014).

53 Vgl. Backes, Susanne, ‚Funktionieren musst du wie eine Maschine‘. Eine soziologische Untersuchung des Underlife-Aspekts als Überlebensstrategie ehemaliger Heimkinder – vergleichend dargestellt anhand der Heimgeschichte der 50er und 60er-Jahre in Deutschland und Österreich (Magisterarbeit Univ. Trier 2010), 26.

54 Ebd.

55 Ebd., 54f.

56 Vgl. John, Reder, Einleitung, 22f.

Eine Tatsache ist, dass in der Habsburgermonarchie und insbesondere im agrarisch geprägten Oberösterreich die öffentliche Fürsorge seitens der zuständigen Gemeinden gegenüber Kindern und Jugendlichen auf bescheidenstem Niveau über die Armenpflege abgewickelt wurde. Ein Engagement hinsichtlich der Einrichtung von Heimen oder sonstigen Einrichtungen mit einem pädagogischen Konzept abseits der Repression, der Arbeitserziehung und der Sparsamkeit war in der Regel seitens der öffentlichen Hand nicht gegeben. Man überließ hier die Verantwortung den Familien oder religiösen bzw. philanthropischen Initiativen. In Oberösterreich dominierten auf diesem Feld christliche Vereine und Stiftungen. Dies galt umso mehr hinsichtlich der Versorgung und Unterbringung von Menschen mit Beeinträchtigungen. In diesem Zusammenhang seien als besonders wichtige Einrichtungen genannt: der öö. Landeswohltätigkeitsverein (gegründet 1893), der die Aktivitäten in Hartheim zentrierte – die Pflege wurde von den Barmherzigen Schwestern übernommen – der evangelische „Verein für Innere Mission“ in Gallneukirchen, der Verein Seraphisches Liebeswerk, gegründet in Linz 1903 und das erwähnte Katholische Waisenhaus in Linz (gegründet 1852), das ab 1903 eine Waisenkolonie in Hart führte, die dem Hl. Isidor gewidmet war und sich „schwach begabter, kränklicher Kinder“ annahm. All diese Standorte sollten über Jahrzehnte hin, zum Teil bis heute, eine wichtige Rolle bei der Versorgung von Menschen mit Behinderungen einnehmen.⁵⁷

Im Unterschied zu den „Besserungsanstalten“, „Corrections-Anstalten“ und Erziehungsheimen war die Versorgung der Menschen mit Beeinträchtigungen geprägt von Motiven der Barmherzigkeit, Nächstenliebe und der Erziehung zum Christenmenschen. Wichtig war den TrägerInnen der Betreuung „die Pflege des Leibes“ sowie die „Seelen der uns Anvertrauten“. Man sorgte sich besonders um die körperlichen und seelischen Bedürfnisse, um Sauberkeit und Ordnung sowie um eine sittsame und fromme Lebensführung.⁵⁸ Die Versorgung wurde in den Einrichtungen hauptsächlich von christlichen Schwesternkongregationen übernommen. Für die Frauen, die in jener Zeit als Schwester in Ordensgemeinschaften eintraten, war es nicht nur eine Möglichkeit, einer glaubensmotivierten Berufung nachzugehen, sondern auch eine Chance auf Ausbildung und Berufstätigkeit sowie eine Alternative zur Ehe.⁵⁹ Der Erste Weltkrieg sollte den in der Studie untersuchten Bereich fürsorgepolitischer Maßnahmen nachhaltig verändern. Der Staat, die Länder und die Statutarstädte gewannen während der Jahre der demokratischen Ersten Repu-

57 Vgl. Wegscheider, Institutionelle Versorgung, 12-14.

58 Wegscheider, Institutionelle Versorgung, 14.

59 Ebd.

blik verstärkt an Gewicht, wobei sich die Auswirkungen auf die operative Ausgestaltung der Kinder-, Jugend- und Behindertenfürsorge im neu gegründeten Bundesland Oberösterreich in Grenzen hielt.

Das damals gültige Landesarmengesetz sah vor, dass die Gemeinde für Waisenkinder Pflegeeltern bestimmt, für den existenzsichernden Unterhalt armer Kinder aufkommt sowie die Erziehung der armenrechtlich unterstützten Kinder überwachen sollte. Fast alle betroffenen Kinder befanden sich bei Pflegeeltern, Waisenhäuser und Heime stellten die Ausnahme dar. Die Situation im Ersten Weltkrieg verstärkte die Bestrebungen, die Kinder- und Jugendfürsorge aus der Armenfürsorge auszugliedern. 1916 wurde in Oberösterreich die Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge geschaffen, im Mittelpunkt stand die Bekämpfung der als im Steigen wahrgenommenen „Verwahrlosung“ der Jugend, die mit der Verarmung breiter Bevölkerungsschichten in Zusammenhang stand.⁶⁰ 1917 wurde in Linz angesichts der „im Hinterland“ von Verarmung geprägten gesellschaftlichen Situation ein „Städtisches Jugendamt“ gegründet,⁶¹ 1918 war von Diskussionen geprägt und grundlegenden Maßnahmen, wie etwa der Einrichtung des Staatsamts für soziale Fürsorge, aus dem das Ministerium für soziale Verwaltung hervorgehen sollte. Als zentraler Akteur ist in diesem Zusammenhang Ferdinand Hanusch zu nennen.⁶²

Im Jänner 1919 regte das Staatsamt für soziale Fürsorge in Wien an, die Länder mögen die Agenden der Jugendfürsorge zusammenfassen und einem neu zu gründenden Landesjugendamt übertragen. Mit der Errichtung des Landesjugendamtes im Jahr 1919, wie auch in anderen Bundesländern, hatte das Land Oberösterreich per Landesratsbeschluss eine organisatorische Basis für die Professionalisierung der Kinder- und Jugendfürsorge geschaffen.⁶³ Die Jugendfürsorge übernahm die „Generalvormundschaft über die unehelich und armenrechtlich unterstützten Kinder“. Eine Aufgabe, die vorher bei der Gemeinde lag. Im ländlichen Bereich blieb die Unterstützung armer Kinder zwar weitgehend eine Aufgabe der Gemeinde und des Armenrates, doch wurden sie nun von Fürsorgerinnen und dem Landesjugendamt unterstützt. Die Statutarstädte Linz und Steyr errichteten eigene Jugendämter, die die Fürsorgeangelegenheiten, die vormals beim Armenrat lagen, übernahmen.⁶⁴ Vom Landesjugendamt führt eine – zeitweilig unterbrochene und

60 Vgl. Riegler, Wegscheider: Geschichte Armenfürsorge 71f.

61 Vgl. Rösler, Hans: Das Jugendamt der Stadt Linz. Österreichische Gemeindezeitung, H. 4, 2. Jg. (1925), 92.

62 Vgl. Tálos, Emmerich: Staatliche Sozialpolitik in Österreich, Rekonstruktion und Analyse (Wien 1981), 154.

63 Vgl. Graf, Kinder- und Jugendhilfe, 98-108.

64 Ebd., 98.

etwas unklare Linie – zur Kinder- und Jugendwohlfahrt und späterhin zur modernen Kinder- und Jugendhilfe, eine Entwicklung von über einhundert Jahren.

Es hatte sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nicht nur der staatliche Rahmen verändert. Vielmehr zeigten sich auch innerhalb der neuen Republik zuweilen dramatische regionale Unterschiede in den jeweiligen Problemen und der jeweiligen Herangehensweise. In Hinblick auf Oberösterreich formuliert Gerhard Melinz: Das Bundesland „betrat die Ära der Ersten Republik als fürsorgepolitischer Nachzügler, was gewiss auch mit der Dominanz der ländlich-agrarisch geprägten Sozialstruktur zu tun hatte.“⁶⁵ Die Selbstbeschreibung der „Rückständigkeit“ fand sich bereits früh in den Protokollen des oö. Landtages, im Bereich der Jugendfürsorge wurden selbst 1932 noch immer beträchtliche Mängel hinsichtlich der Organisationsstrukturen und Möglichkeiten einer effizienten Arbeitsweise eingestanden.⁶⁶

Anders als in der Millionenstadt Wien, wo sich nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie eine reformfreudige Sozialdemokratie mit den sozialen Problemen von Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, sozialpolitischen Konflikten und eben auch mit der spezifischen Situation der Großstadtjugend auseinandersetzen hatte, präsentierte sich die Lage im Bundesland Oberösterreich. In dem dominant ländlich-katholisch geprägten Setting dieses Bundeslandes waren Einrichtungen der Fürsorge stark durch die katholische Kirche und ihr Vereinsnetzwerk geprägt.⁶⁷ Wobei es soziale Konflikte auch in Oberösterreich, beispielsweise gleich zu Beginn der jungen Republik gab und die Kirche dabei eine Rolle spielte: So wurden am 5. Februar 1919 bei Hungerdemonstrationen rund 300 Geschäfte und das Jesuitenkolleg am Freinberg sowie der Bischofshof in der Linzer Innenstadt geplündert.⁶⁸ Der Bischof als symbolisches Ziel, weil er als Verbündeter der Vermögenden und Herrschenden angesehen wurde. Die Bischöfe von Linz verwendeten Gleink als Sommersitz, der ehemalige Meierhof des Stiftes war bis 1938 bischöflicher Meierhof. In Steyr plünderte am 9. Jänner 1919 eine Volksmenge den Stadtpfarrhof, am Tag darauf drangen 300 bis 400 Hungernde, die dort Lebensmittel vermuteten, in den bischöflichen Meierhof in Gleink vis-a-vis des Stifts ein. Drei Menschen fanden bei den Auseinandersetzungen den Tod, eine Reihe von Personen wurde verletzt.⁶⁹

65 Vgl. Melinz, Stigma, 16.

66 Vgl. Jugendfürsorge in Oberösterreich. Nachrichten-Blatt des o.ö. Landes-Jugendamtes H. 3 (1932) 35f.

67 Horst Schreiber, Geschlossene Fürsorgeerziehung in Tirol: ein historischer Streifzug, in: Ders. (Hg.), Heimatlos, Innsbruck/Wien 2009, 149-164, hier 152.

68 Vgl. Jenner, Maria, Die Entwicklung von Gewerbe und Handel. In: Mayrhofer, Fritz/Schuster, Walter (Hg.): Linz im 20. Jahrhundert. Bd. 2 (Linz 2010), 1009-1142, hier 1043.

69 Vgl. Stockinger, Josef: Zeit die prägt (Steyr 2011), 53.

Zurück zum sozialpädagogischen und fürsorgepolitischen Feld: Es bestanden in Oberösterreich nach einer Aufstellung aus dem Jahr 1920 folgende Einrichtungen: das Katholisches Waisenhaus in Linz, Seilerstätte, die Erziehungsanstalt „Zum guten Hirten“ in Linz, Baumbachstraße, das Taubstummeninstitut in Linz, Kapuzinerstraße, Blindeninstitut in Linz, Blumauerstraße, Idiotenheim in Hartheim, Katholisches Waisenhaus in Gmunden, Caritas in Bad Ischl, Katholisches Waisenhaus in Steyr, Katholisches Waisenhaus in Gosau, Katholisches Waisenhaus „Stefaneum“ in Goisern, Kinderpflegeanstalt der Schwestern der christlichen Nächstenliebe in Rainbach bei Freistadt, Taubstummenblindeninstitut in Bründl bei Raab, Anstalten des seraphischen Liebeswerks für Oberösterreich (das Kinderhilfswerk des Kapuzinerordens) – und zwar das Kriegswaisenhaus St. Josef in Linz, das Krüppelheim in Stadl-Paura, das Kinderheim in Enns, das Sophiengut in Linz, das Versorgungsheim für erwerbsunfähige Schulentlassene in Gallneukirchen, die Anstalt des Liebeswerks für schulpflichtige Knaben in Frankenburg und die Anstalt für Liebeswerk- und Invalidenkinder in Gleink.⁷⁰

Die kirchliche Dominanz hing damit zusammen, dass das Land Oberösterreich und auch die Jugendämter in Linz und Steyr kaum als Anbieter auftraten. Auf institutioneller Ebene verfügte das Land Oberösterreich damals nur über wenige Einrichtungen. Den zuständigen Stellen war dies wohl bewusst. Als das Landesjugendamt begann, Mutterberatungsstellen zu errichten und Jugendfürsorgerinnen die so wichtigen Hausbesuche machen zu lassen, zeigte es sich als großer Mangel, dass Oberösterreich keine Anstalt besaß, in der die Fürsorgerinnen Kinder unterbringen konnten.⁷¹ Im Jahre 1926 kam es in Oberösterreich nun zur Eröffnung einer Pflege- und Fürsorgeschule, die im kurz zuvor vom Land erworbenen Riesenhof untergebracht war. Im Riesenhof konnten auch Kinder bis zum Alter von sechs Jahren untergebracht werden.⁷²

Trotz aller Probleme nach dem Ende des Ersten Weltkriegs können die Jahre von 1919 bis 1930 (als die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise Österreich erreichten) als Jahre einer gewissen Modernisierung auf fürsorge- und sozialpolitischem Gebiet angesehen werden. 1921 wurden vom Landesjugendamt insgesamt bereits 25 Fürsorgerinnen beschäftigt und fünf Hilfsfürsorgerinnen. Diese hatten durchaus Erfolge zu verzeichnen. In Oberösterreich hatte die Säuglingssterblichkeit Anfang 1919 20% betragen, in Linz 14%. Folgt man dem Volkskundler Hans Commenda,

70 Landesgesetz und Verordnungsblatt für Oberösterreich vom Jahre 1920. 30. Stück, Nr.42.

71 Graf: Kinder- und Jugendhilfe, 108.

72 Vgl. Steinhauser, Werner, Geschichte der Sozialarbeiterausbildung (Wien 1993), 185.

wäre über die 1920er-Jahre – als Folge des Ausbaus der öffentlichen und privaten Fürsorge – die Säuglingssterblichkeit um 30% gesunken. Die Mortalität sei in den Landbezirken etwas höher, in Linz und Steyr geringer.⁷³ Linz und Steyr hatten Jugendämter eingerichtet, ebenso die Stadt Wels, die nun auch ein Kinderheim in Stadt Paura unterhielt. Commenda forderte als unbedingte Notwendigkeit ebenso wie Josef Zehetner, der Leiter des Landesjugendamtes, ein eigenes Jugendwohlfahrtsgesetz.⁷⁴ Dafür fehlten Initiative und Mehrheiten, erst 1954 wurde in Oberösterreich ein Jugendwohlfahrtsgesetz verabschiedet.

Zusätzlich zur öffentlichen und zur kirchlichen Kinder- und Jugendfürsorge sind auch die Aktivitäten der sozialdemokratisch ausgerichteten Kinderfreunde zu benennen, die in den größeren Städten aktiv waren.⁷⁵ Diese waren nicht in dem Ausmaß wirkmächtig, wie die eben genannten Akteure, hatten aber hochgesteckte Ziele. In das Jahr 1929 fällt etwa eine Artikelserie in der Zeitschrift „Die Unzufriedene“, die besonders auf die soziale Situation, auf die zum Teil erschütternden Lebensverhältnisse von Frauen und Kindern im Mühlviertel fokussierte, die Erziehung in ländlichen Gegenden war damals massiv von Gewalt und von sozialer Fühllosigkeit bestimmt. Verantwortlich für die engagierte Artikelserie war der linksgerichtete Wiener Journalist Laurenz Genner, der unmittelbar nach dem Ende der NS-Herrschaft zu einem wichtigen Politiker aufsteigen sollte. In einem Artikel wurde sogar eine „Erziehung ohne Prügel“ lanciert, als „Mahnung eines Kinderfreundes“, die der Realität im ländlichen Raum widersprach.⁷⁶

Bereits seit Mitte der 1920er-Jahre wurde seitens des Landesjugendamts eine so genannte „Kinderrettungswoche“, die als Sammelaktion finanzieller Mittel konzipiert war, durchgeführt. Elfa Spitzenberger weist in einem Artikel auf das Beispiel der Einführung einer „Kinderrettungswoche“ in Wien hin und beschreibt in der Folge die Sammelaktion 1928 in Oberösterreich.⁷⁷ Die öö. Landesregierung beauftragte das Landesjugendamt mit der administrativen Durchführung der Kinderwoche, und in der Folge die Bezirkshauptmannschaften mit der Sammelaktion. Der Erlös diente zum Teil der Unterbringung gesundheitlich beeinträchtigter Kinder im

73 Commenda, Hans, Die Notwendigkeit und Ersprießlichkeit geregelter Jugendfürsorge in Oberösterreich. In: Jugendfürsorge in Oberösterreich, H. 4, 1. Jg. (1927/28) 56-62.

74 Vgl. Spitzenberger, Elfa, Kinderschutz und Jugendfürsorge in Oberösterreich während der Zwischenkriegszeit. In: Oberösterreichisches Landesarchiv (Hg.), Oberösterreich 1918-1938 IV (Linz 2016) 207-260, hier 246.

75 Vgl. Stockinger: Zeit die prägt, 57-60.

76 Die Unzufriedene 30.3.1929, 5f. Die gesamte Artikelserie mit den Schwerpunkten Oberösterreich, Mühlviertel, Kinderschutz wurde im März und April 1929 publiziert.

77 Spitzenberger, Kinderschutz, 238.

Kindererholungsheim Kirchsschlag und im Kinderheim Riesenhof. Von kirchlichen Stellen wurde die Initiative des Landesjugendamts jedoch als Konkurrenz angesehen, jedenfalls untersagte Bischof Gföllner seinen Klerikern jede Art von Teilnahme und Unterstützung der Aktion. Das Heim Kirchsschlag mit 50 Plätzen konnte aufgrund der erfolgreichen Sammlung erweitert werden.⁷⁸ Heime, in die Mütter und Kleinkinder aufgenommen wurden, aus öffentlichen Mitteln bzw. mit ausländischer Hilfe finanziert, gab es ferner in Sierning und Braunau.⁷⁹ Spitzenberger weist auch auf die Entwicklung eines Fachdiskurses über die 1920er-Jahre hinweg hin, dabei seien die politischen Präferenzen hinter den fachlichen Aspekt zurück gestellt worden.⁸⁰ Das Landesjugendamt und auch die öö. Landesregierung zeigten jedenfalls zu einem gewissen Grad Engagement und Initiative, im Juni 1930 bekundete man noch die Absicht eine öffentliche „Krüppelfürsorgeanstalt“ errichten zu wollen, dabei wurden allerdings nur jene Menschen versorgt, deren Behinderung mit dem Ersten Weltkrieg (Kriegsversehrte) im Zusammenhang stand.⁸¹

Der bestimmende Einfluss der katholischen Kirche und ihrer Vereinsorganisationen auf die Fürsorgeerziehung und die Behindertenhilfe blieb bis 1938 jedenfalls insgesamt bestehen, mit steigender Tendenz ab 1933. Der enorme Einsatz kirchlicher Stellen, der Ordenskongregationen und vieler ehrenamtlicher AktivistInnen, besonders in der Behindertenhilfe ist unbestritten, es handelte sich hier um jene Organisationen, die die konkrete Arbeit leisteten.⁸² Selbstaubeutung und Selbstaufopferung waren oft integraler Bestandteil des Lebensalltags jener Menschen. Die Situation ist mit jener der Gegenwart nicht vergleichbar, vor allem in ländlichen Regionen war die lebensweltliche Situation für viele, vor allem für Frauen und Kinder, auf einem sehr niedrigen Level. Materielle Not, fehlende Ressourcen und alltägliche Gewalt prägten vor allem nach dem Ersten Weltkrieg und nach der Weltwirtschaftskrise den Alltag. Ungeachtet der ungünstigen Ausgangssituation wurden durchaus auch enorme Fortschritte in der konkreten Arbeit mit behinderten Menschen erzielt. Wegscheider nennt hier insbesondere den Priester Johannes Gruber und die Blindenanstalt in Linz sowie die beiden Diakonissen Charlotte von Francois und Fanny Schaer.⁸³

78 Ebd.

79 Ebd. 233f.

80 Ebd., 256.

81 Vgl. Wegscheider, Angela, Zwischen Heilanstalt und Armenhaus? Menschen mit Behinderungen in Oberösterreich 1918-1938. In: Oberösterreichisches Landesarchiv (Hg.), Oberösterreich 1918-1938 IV (Linz 2016), 261-326, hier 283.

82 Ebd., 325.

83 Ebd., 287f., 310.

Das Wahrnehmen einer öffentlichen Aufsichtspflicht, eine Qualitätskontrolle pädagogischer, therapeutischer und baulicher Standards fand in den Zwischenkriegsjahren kaum statt. Es ist anzunehmen, dass gerade in Hinblick auf die in der Studie untersuchten Fälle von Gewalt und Missbrauch in den Anstalten der Ersten Republik (und auch bereits in der Kaiserzeit) vergleichbaren Vorkommnissen wenig entgegengesetzt wurde. Bescheid wusste man über die Möglichkeit diverser Handlungen, wenn etwa beispielsweise als Vereinszweck einer Privatwohltätigkeitsorganisation definiert wird, dem Missbrauch der „vormundschaftlichen Gewalt durch Misshandlung, körperlicher Überanstrengung und Gefährdung der Sittlichkeit“ entgegenwirken zu wollen.⁸⁴

Fürsorgepolitisch verschärfte sich der Ton in den 1930er-Jahren, die Weltwirtschaftskrise wirkte sich auf die Spendenfreudigkeit aus, auf die karitative Organisation angewiesen waren. Für die Länder bestand ein Sparzwang, dies alles verschärfte sich durch die politischen Umbrüche 1933/34 nochmals. Einen nicht nur symbolischen Schritt bedeutete es, dass im Zuge bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen 1934 das in Steyr existierende sozialdemokratische Kinderfreundeheim beschlagnahmt und in der Folge der Stadtpfarre Steyr übergeben wurde. Im Festsaal des Heims wurde statt einer Wohlfahrtseinrichtung eine Notkirche eingerichtet.⁸⁵ Der Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge wurde in seiner Bedeutung herabgestuft, die Aufwendungen für die soziale Fürsorge erheblich eingeschränkt. In der ganzen Republik wurden nun Einrichtungen des Kinder- und Jugendschutzes aufgegeben, wie die Zentralstelle für Kinderschutz 1935 feststellte.⁸⁶ Mittellosigkeit führte nun zu einem Bettelboom, Bettler, auch Minderjährige wurden bei regelrechten Bettlerrazzien festgenommen, Erwachsene wurden in ein sog. „Bettlerlager“, ein Lager mit Arbeitszwang eingewiesen.⁸⁷ Frühere Modernisierungstendenzen im sozial- und fürsorgepolitischen Bereich hatten ein Ende gefunden. Angela Wegscheider weist darauf hin, dass im Falle von Menschen mit Behinderungen bereits vor dem Beginn der NS-Herrschaft eine Diskussion über die Kosten „unproduktiver“, weil „minderwertiger“ Mitglieder der Gesellschaft begonnen hatte.⁸⁸ Nach der Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuß befanden sich die illegalen Nationalsozialisten in Österreich auf dem Sprung zur Macht.

84 Zit. nach Graf: Kinder- und Jugendhilfe 47f.

85 Vgl. Rathmair, Franz, Religion in Steyr: Überblick über Glaubensgemeinschaften – Eine religionstopographische Bestandsaufnahme (Masterarbeit, University of South Africa, Pretoria 2005), 33.

86 Zit. nach Spitzenberger, Kinderschutz, 216.

87 Vgl. dazu John, Michael, Vom nationalen Hort zur postmodernen City. Zur Migrations- und Identitätsgeschichte der Stadt Linz im 20. Und 21. Jahrhundert (Linz 2015), 101-104.

88 Vgl. Wegscheider, Heilanstalt, 326.

2.2. NATIONALSOZIALISMUS

Mit dem Beginn der Jahre nationalsozialistischer Herrschaft begann in der Fürsorge auch in Oberösterreich, nunmehr „Gau Oberdonau“, die Umsetzung neuer ideologischer Vorgaben. Die Berufsbezeichnung Fürsorgerin wurde richtungsweisend durch „Volkspflegerin“ ersetzt. Die nationalsozialistische Fürsorgepolitik äußerte sich nicht zuletzt darin, dass für als „positiv“ begriffene Hilfs- und Unterstützungsleistungen, die an die eigene Klientel gerichtet war, die parteieigene Wohlfahrtsorganisation Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) zuständig war, während sich die behördliche öffentliche Fürsorge weiterhin der als sozial randständig Wahrgenommenen anzunehmen hatte.⁸⁹ Wie der Sozialhistoriker Gerhard Melinz betonte, hatte dieser Weg zur Konsequenz, dass Kinder und Jugendliche, die nicht zur „deutschen Volksgemeinschaft“ zählten... in vielen Fällen zur Einweisung in ein Arbeitslager oder Jugend-KZ“ vorgesehen waren. Vom NS-Regime als ‚minderwertig‘ oder als ‚nicht mehr produktiv‘ eingestufte Kinder und Jugendliche wurden ferner auch in geschlossene, ehemals katholische Anstalten eingewiesen, die zum Teil von kirchlichen Stellen – wiewohl vom NS-Regime enteignet – weiterhin geführt wurden“.⁹⁰ „Asozialen Elementen“ galt seitens der nationalsozialistischen Fürsorgepolitik besonderes Augenmerk, in dem Zusammenhang wurde in der Forschung der Begriff der „schwarzen Fürsorge“ entwickelt.⁹¹

Unter der Rubrik Gauselbtverwaltung findet man im Amtskalender Oberdonau unter Fürsorgeanstalten die „Anstalten für Hilfsbedürftige“ in St. Florian, Gallspach, Hartheim, Linz-Waldegg, Fürsorgeanstalten für Menschen mit Behinderungen. Unter der Rubrik Kinderheime scheinen Bad Ischl, Steyr-Wieserfeldplatz und Schloss Haus auf. Als „Anstalt für Fürsorgerziehungszöglinge“ wird das ehemalige Stift Gleink geführt.⁹² Wie Dietmar Bruckmayr in seiner Studie über die NS-„Volkspflege“ (NSV) in der „Ostmark“ darlegt fiel die Anstalt in Gleink, auch internationalsozialistisch besehen, „durch überstrenge Führung“ auf.⁹³ Im Jahr 1943 gingen „zahlreiche Beschwerden über den „Strafanstaltencharakter der An-

89 Vgl. Bruckmayr, Dietmar, Die nationalsozialistische „Volkspflege“ in der „Ostmark“ von 1938-1945 (Univ. Diss. Linz 2000) sowie Melinz: Stigma, 18.

90 Melinz, Stigma, 18.

91 Vgl. dazu generell Tröbinger, Jürgen: „In jedem Fall ein asoziales Element“. Die rassenhygienische Funktionalisierung der öffentlichen Fürsorge im „Reichsgau Oberdonau“ 1938-1945 (Univ. Diss., Salzburg 2006); Malina, Peter, Die „Schwarze Fürsorge“ des Nationalsozialismus. In: Berger, Ernst (Hg.), Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung (Wien-Köln-Weimar 2007), 107-118.

92 Amtskalender Gau Oberdonau 1942, 172 zit. n. Findbuch f. Opfer des Nationalsozialismus, https://www.findbuch.at/files/content/adressbuecher/1942_dr_om_ksk/II__Oberdonau_NSDAP_und_staatliche_Verwaltung.pdf (aufgerufen am 22.8.2019).

93 Vgl. Bruckmayr, „Volkspflege“, 139.

stalt Gleink bei der NSV ein, sodass diese einen Wechsel in der Anstaltsleitung urgierte. Obwohl das Vorliegen dieser Beschwerden nicht belegt wurde, sah sich das Gaujugendamt genötigt, die Anstaltsleitung zu einer gemäßigten Führung anzuhalten.⁹⁴ Insgesamt, so Bruckmayrs Einschätzung, erwiesen sich die zuständigen Behörden des Gaues Oberdonau als „überaus grob“, da Jugendliche auch in das Arbeitserziehungslager Weyer eingewiesen wurden.⁹⁵ Wenn die überlieferten Angaben korrekt sind, wurde in Gleink 1943 die sehr hohe Zahl von 722 Personen (!) angehalten.⁹⁶ Neben Gleink, das als „Gauerziehungsheim“ fungierte, war im späteren Landeskinderheim Schloss Leonstein 1938 bis 1944 ebenfalls eine Organisation des nationalsozialistischen Regimes untergebracht. Dabei handelte es sich um eine Dienststelle des Reichsarbeitsdiensts der weiblichen Jugend.⁹⁷ Im Jahr 1938 ging ferner das spätere Landeskinderheim in Schloss Neuhaus in den Besitz der Parteiorganisation NSV über.⁹⁸

Das Regime des Nationalsozialismus bedeutete für die während der Ersten Republik entstandenen Reformbestrebungen insgesamt „einen gewaltigen Rückschritt“.⁹⁹ Man setzte verstärkt auf Großheime, auch die Kriterien für die Eignung im Erzieherberuf wurden den neuen politischen Gegebenheiten angepasst.¹⁰⁰ Wie der Historiker Horst Schreiber formulierte, hatte der von den Behörden ausgesuchte Minderjährige innerhalb der NS-Fürsorge noch vergleichsweise positive Perspektiven, denn dies „hieß eine Überstellung in eine als rassistisch einwandfrei eingestufte Familie oder in ein NS-Erziehungsheim“.¹⁰¹ Die NS-Erziehungsheime wurden allerdings sehr autoritär geführt.

Für Jene, die an einer psychischen oder physischen Beeinträchtigung litten oder für Jene, die „rassistisch“ oder „völkisch“ nicht entsprachen, für Jene, die sich rebellisch

94 Ebd., 139f.

95 Ebd.

96 Vgl. ebd. 143. Möglicherweise stellt dies eine Gesamtzahl von 1939-1943 dar. Ein Schriftstück der Caritas nennt mehr als 300 Zöglinge in den NS-Anfangsjahren als Höchstzahl. Diözesanarchiv Linz (DAL), CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Abschrift. Kinderheim der Caritas, Kloster Gleink promemoria, 12.6. 1946. Grundsätzlich stellt eine genaue Studie zu den nationalsozialistischen Fürsorgeanstalten, insbesondere den Kinder- und Jugendheimen inklusive der Anstalt in Gleink ein Desiderat der Forschung dar, die im Rahmen dieser Arbeit nicht einzulösen ist.

97 Vgl. Melinz, Stigma, 20.

98 Ebd.

99 John/Reder, Einleitung, 27.

100 Ebd.

101 Schreiber, Geschlossene Fürsorgeerziehung, 155.

verhielten¹⁰² oder abseits des erwarteten Mainstreams, hielt das NS-Regime ein anderes Repertoire an Maßnahmen bereit: Jugend-KZs für „Asoziale“, für jüdische Kinder und Jugendliche Ghettos, später Konzentrationslager wie Theresienstadt oder auch Auschwitz, Euthanasieanstalten wie jene in Schloss Hartheim bzw. Anstalten, in denen Euthanasie oder andere Formen von Tötungen betrieben wurden, wie etwa in Wien, Am Spiegelgrund. So hatte sich etwa eine internationalsozialistische Debatte darüber entsponnen, ob man die im Kinderheim Spital am Pyhrn befindlichen Säuglinge von sowjetischen und polnischen Zwangsarbeiterinnen ausreichend ernähren, verhungern lassen oder anderweitig („schmerzlos“) beseitigen solle.¹⁰³ In Schloss Hartheim in Alkoven bei Linz gelegen, wurden zwischen 1940 und 1941 ca. 18.000 als „unbrauchbar“ bzw. „lebensunwert“ kategorisierte behinderte und psychisch kranke Menschen ermordet. Nicht wenige der zuvor dort betreuten Menschen gehörten zu den ersten Opfern der Tötungsanstalt.¹⁰⁴

In rechtlicher Hinsicht kam es während der nationalsozialistischen Herrschaft insofern zu einer Änderung, als im Jahre 1940 mit der „Verordnung über Jugendwohlfahrt“ eine auf rassistischen und erbbiologischen Grundlagen beruhende „Professionalisierung“ der Fürsorge implementiert wurde. Die vom Reichsminister für Inneres erlassene Verordnung trat am 1. April 1940 in Kraft und gab als Ziel der Fürsorgeerziehung den „körperlich und seelisch gesunde(n), sittlich gefestigte(n), geistig entwickelte(n) und beruflich tüchtige(n) deutsche(n) Mensch(en)“ aus, „der rassebewusst in Blut und Boden wurzelt und Volk und Reich verpflichtet und verbunden ist.“¹⁰⁵ Das Thema „Erziehung“ war für die nationalsozialistische Politik von hoher Bedeutung, es diente „nahezu ausschließlich der Förderung der NS-Ideologie.“¹⁰⁶ Die „gegenwärtige deutsche Pädagogik“, so der NS-Erziehungswissenschaftler Hehlmann im Jahr 1942, „hat das Ziel, eine neue Menschenformung aufzubauen.“ Und: „Sie ist grundsätzlich politische Pädagogik.“¹⁰⁷

102 Vgl. dazu mit einem Oberösterreich-Schwerpunkt, Humer, Christian, Verweigerung und Protest im „Dritten Reich“. Jugendliche Oppositionsformen in Deutschland und Österreich, (Dipl.-Arb. Univ. Linz 2003).

103 Vgl. Hauch, Gabriella, Zwangsarbeiterinnen und ihre Kinder: Zum Geschlecht der Zwangsarbeit. In: Rathkolb, Oliver (Hg.), NS-Zwangsarbeit: Der Standort Linz der „Reichswerke Hermann Göring AG Berlin“ 1938-1945, Bd. 1 (Wien/Köln/Weimar 2001), 355-448, hier 434.

104 Kepplinger, Brigitte: Die Tötungsanstalt Hartheim 1940-1945. In: Kepplinger, Brigitte/Marckhgott, Gerhart/Reese, Hartmut (Hg.), Tötungsanstalt Hartheim (Linz 2008) 63-118, hier 80. Zwischen 1941 und 1944 wurden in Hartheim bis zu 10.000 kranke oder arbeitsunfähige KZ-Häftlinge ermordet.

105 Zit. nach Barbara Helige, Barbara/John, Michael et. al., Endbericht der Kommission Wilhelminenberg (Wien 2013), 159.

106 Ebd.

107 Hehlmann, Wilhelm, Pädagogisches Fachwörterbuch 1942, zit. n. Steinhauser: Geschichte der Sozialarbeiterausbildung, 46.

Dies bekamen damals aufwachsende Kinder nachhaltig zu spüren: Evelin Dietrich und ihre Geschwister stammten aus Steyr, sie kamen 1941 in das Waisenhaus Steyr, sodann in das Erziehungsfürsorgeheim Gleink, das Heim Baumgartenberg (und Ende Februar 1945 sogar in das inzwischen geleerte Schloss Hartheim – nachdem alle Spuren entfernt worden waren) – Stationen ihres Leidensweges. Die Mutter war 1941 in das Frauen-KZ Ravensbrück wegen abfälliger Bemerkungen über Hitler gebracht worden. An alle Aufenthalte hat Evelin Dietrich traumatische Erinnerungen.¹⁰⁸ Ein kleiner Junge aus Steyr war ein weiteres Opfer der NS-Fürsorgepolitik: seine Mutter starb früh, sein Vater hatte in der Folge eine Jüdin geheiratet und befand sich nach dem „Anschluss“ nicht mehr in Österreich. Der Bub, geboren 1934, galt als „minderbegabt“, er wurde beschuldigt, er sei asozial, „streune in der Gegend herum“. Er befand sich 1944 in einem Kinderheim in Aigen-Schlägl. Er berichtete darüber, dass der Heimleiter ihm half, ihm riet, sich zu verstecken, sonst laufe er Gefahr getötet zu werden. Er wurde schließlich nach der Befreiung im derangierten und überfüllten Schloss Hartheim untergebracht und schließlich nach Hart (St. Isidor) mitgenommen. Die Situation war für ihn in den letzten beiden NS-Jahren lebensbedrohlich, er sprach von „Todesangst.“¹⁰⁹ Alois Hütter, geboren 1928, stammte aus einer schwer zerrütteten mehrköpfigen Familie. Seit seinem zwölften Lebensjahr lebte er in Kinderheimen und Erziehungsanstalten, unter anderem im Gauerziehungsheim Gleink. Der ehemalige Fürsorgezögling beging Bagatelldiebstähle und wurde in die Justizanstalt für Jugendliche nach Kaiser-Ebersdorf überstellt. Von dort flüchtete er im Herbst 1944 mit einem Freund und konnte sich zu seiner Mutter nach Linz durchschlagen. Der 16-jährige verübte fünf Einbrüche in Schrebergartenhütten, um sich mit Kleidung und Lebensmitteln zu versorgen. Er wurde ertappt, vom Landesgericht Linz am 5. Februar 1945 zum Tode verurteilt und zusammen mit anderen Jugendlichen enthauptet.¹¹⁰

108 Vgl. Kohl, Walter, Die Pyramiden von Hartheim (Grünbach 1997), 390ff.

109 Interview HK 202, 12.4.2012 (John); Vgl. auch Amt der Oö. Landesregierung, KiJA-700.093/75-2010, Sachverhaltsdarstellung.

110 Vgl. dazu Exenberger, Herbert, Gefängnis statt Erziehung: Jugendgefängnis Kaiser-Ebersdorf 1940-1945. In: Simmeringer Museumsblätter H. 75 (2006), 7-13; zur ethisch-moralischen Dimension der Vorgänge vgl. Welzer, Harald, Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden (Frankfurt 2007).

2.3. NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Jene Menschen, die der Fürsorge bedurften, aber auch viele andere, waren ab dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise von 1929 sich steigenden harten Lebensverhältnissen ausgesetzt. Die sozialen Nöte waren enorm, bettelnde Kinder und Jugendliche wurden von den Bauernhöfen meist verjagt, Erwachsene konnten zu Zwangsarbeit verpflichtet werden oder in ein Bettlerlager eingewiesen werden. Ab 1938/39 kam es zu einer unglaublichen Brutalisierung der Gesellschaft. Von 1945 bis 1948 herrschten schließlich Not und Chaos, nicht in allen Bereichen der Gesellschaft, aber mit Sicherheit in den unteren Segmenten. All dies prägte die damals lebenden Menschen, in dieser Atmosphäre wurden sie sozialisiert, darüber hinaus wurden früher erlernte Verhaltens- und Denkweisen durchaus tradiert. Als der katholische Journalist Christian Geissler nahezu zwei Jahrzehnte nach dem Ende der NS-Herrschaft Schloss Hartheim besuchte, wurde er auf seiner Reise mit großer Gefühlsrohheit konfrontiert. Schockiert meinte er, sich nicht im Jahre 1964 zu befinden: „Die Depperten hams verheizt“ und Härteres hörte er immer wieder. Fassungslos schrieb er seinen Bericht.¹¹¹

Zurück zur Lage nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs: Aus oberösterreichischen Landeshauptstadt wurden im Mai/Juni 1945 massive Zerstörungen gemeldet, devastierte Straßen, Wasser- und Elektrizitätsleitungen, eine katastrophale Wohnungssituation, Versorgungsmängel. Krankheiten brachen aus. Man sah zahllose „Displaced Persons“¹¹² und Flüchtlinge, von denen nicht wenige Überlebende des NS-Vernichtungsapparates waren. Die ehemalige Barockstadt, so ein Wort des damaligen Bürgermeisters Ernst Koref, war zur Barackenstadt geworden.¹¹³ Nicht nur im Mühlviertel zogen marodierende Banden umher, die gesamte Versorgungslage war dramatisch. Bereits ab Juni 1945 setzte die katholische Kirche, deren Struktur intakt geblieben war, deutliche Akzente bei der materiellen Unterstützung notleidender Bevölkerungskreise. Frauen, Kinder und Flüchtlinge wurden sofort unterstützt. Dies betraf die Bereiche Lebensmittelversorgung und provisorische Unterbringung und Seelsorge, auch in Form psychischer Betreuung.¹¹⁴ Hilfe wurde ebenfalls von der US-Besatzungsmacht und

111 Geissler, Christian, Ende der Anfrage. In: Werkhefte, Zeitschrift für Probleme der Gesellschaft und des Katholizismus, 19. Jg., H. 3 (1965), 71-83.

112 Der Begriff wurde von der US-Bürokratie geschaffen und von den Alliierten bzw. den österreichischen Behörden verwendet.

113 Vgl. Koref, Ernst, Vier Jahre Aufbauarbeit der Stadtgemeinde Linz (Linz 1949), 3f.

114 Vgl. Slapnicka, Harry, Das Abenteuer des Helfens – Die Caritas in den Jahren 1945 bis 1982. In: Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz Jg. 9 (1995/96), 183-19, hier 191-193.

seitens einer Reihe ausländischer Regierungen und NGOs geleistet. Auch informelle Solidarstrukturen halfen bei der Bewältigung des Alltags.¹¹⁵

Neben den sehr augenscheinlichen Folgen des nationalsozialistischen Regimes auf materieller Ebene fand man auch in Oberösterreich und in Linz fragmentierte und zerstörte Sozial- und Familienstrukturen vor. Familien ohne Väter, Rückkehrer, die vor der Situation standen, dass ihre Ehegattinnen neue Beziehungen eingegangen waren, Jugendliche und Kinder in Uniformen, Straßenkinder. Als Anfang August sowjetische Soldaten das Mühlviertel inklusive Urfahr besetzten, führte dies erneut zu Trennungen auf Familienebene und zur Erschwerung der Kommunikation.¹¹⁶ Angesichts der sozialen Notlage kam es jedoch in Oberösterreich in Fürsorgefragen weniger zu Rückgriffen auf die Reformansätze der 1920er-Jahre, sondern eher zu einer Renaissance, in manchen Aspekten auch zu einer ungebrochenen Kontinuität von Mustern pädagogischer Vorstellungswelten aus den autoritären und diktatorischen Phasen der 1930er-Jahre vermischt mit Prägungen, die militärischer Natur waren.¹¹⁷

1946 wurde die Caritas der Diözese Linz wieder gegründet. Der 1907 gegründete „Karitasverband für OÖ.“ wurde in die „Caritas der Diözese Linz“ umgewandelt und mit 14. Mai 1946 das „Diözesan-Caritasinstitut“ als kirchliche Stiftung mit eigener Rechtspersönlichkeit errichtet.¹¹⁸ Bereits im Jahre 1945 war es zur Verteilung von Hilfslieferungen aus dem Ausland an die notleidende Bevölkerung gekommen, ebenso wie zur Gründung eines „Kindergartenreferates“ zur Unterstützung der in weiterer Folge wiedereröffneten „Pfarrcaritas-Kindergärten“. Die Caritas übernahm 1946 die Linzer Bahnhofsmision (gegr. 1906) und versorgte hier Heimkehrer und Flüchtlinge, ein Caritas-Suchdienst wurde ins Leben gerufen, ebenso wie Heime in Betrieb genommen wurden: 1946 erfolgte die Übernahme der Erziehungsanstalt Gleink und die Eröffnung des Schülerheims Linz, Hafnerstraße.¹¹⁹ 1945 und 1946 hatte die katholische Kirche auch einen Aufruf an die bäuerliche Bevölkerung getätigt, für einige Zeit notleidende, hungernde Kinder aufzunehmen;

115 Vgl. John, *Postmoderne City*, 174 -177.

116 Ebd., 159-163.

117 John/Reder, *Einleitung*, 29.

118 Vgl. Diözesanarchiv, Caritas der Diözese Linz, <https://www.dioezese-linz.at/institution/8003/caritas/article/6590.html> (aufgerufen 22.8.2019).

119 Vgl. Caritas & Du. *Geschichte der Caritas der Diözese Linz*, <https://www.caritas-linz.at/aktuell/ueber-uns/geschichte/> (aufgerufen am 12.6.2019).

diese stammten meist aus Wien aber auch aus anderen Regionen.¹²⁰ 1947 wurden von der Caritas der Diözese Linz Heimkehrer aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft betreut, es folgte die Errichtung eines Lehrmädchenheimes im Caritashaus in der Seilerstätte und die Einrichtung eines eigenen Flüchtlingshilfereferats.¹²¹

Im Bereich der Kinder- und Jugendwohlfahrt wurde bald nach dem Ende der NS-Herrschaft das althergebrachte Verwahrlosungsparadigma (nicht das nationalsozialistische) wirkmächtig. Darüber hinaus war die Heimerziehung in den Nachkriegsjahrzehnten in Oberösterreich (wie in Österreich generell) geprägt durch eine Verhaltensnormierung anhand der Maximen von Uniformität, vordergründiger (katholischer) Religiosität, rigiden Ordnungsvorstellungen, einer strengen Reglementierung des Heimalltages, Gewalt und Ausführung von Körperstrafen und einer strikten Sexualitätsfeindlichkeit.¹²² Nach Kriegsende wurden gemäß des Verfassungsgesetzes vom 1. Mai 1945 über die Herstellung des Rechtslebens in Österreich jene Bestimmungen der Jugendwohlfahrtsverordnung aufgehoben, die explizit nationalsozialistisches Gedankengut enthalten hatten. Gleichwohl wirkten davon nicht unmittelbar betroffene Teile der Jugendwohlfahrtverordnung von 1940 weiterhin fort.¹²³

Mädchen wurden damals seitens der Jugendwohlfahrt entweder nach Baumgartenberg (kirchlich) eingewiesen oder wenn sie älter als 14 Jahre alt waren, in das Schloss Würting bei Wels.¹²⁴ Würting wurde als Landeserziehungsanstalt von 1947 bis 1951 geführt. Die kurze Zeit ergab sich daraus, dass das Anwesen entgegen den Annahmen des Landes Oberösterreich den ehemaligen, in den Jahren des Nationalsozialismus enteigneten Besitzern, restituiert werden musste.¹²⁵ Mädchen wurden dort aus unterschiedlichen Gründen, oft auch wegen „sexueller Verfehlun-

120 Slapnicka, Abenteurer, 192f. In der damaligen Situation konnten Auswahl und Kontrollen nicht vorgenommen werden. Die Notsituation endete erst 1948. Bei der Verteilung der Kinder auf die Landpfarren blieben oft „hundert und mehr Kinder übrig.“ D.h. man musste sie in irgendeiner Form unterbringen. Es kam zu Vorfällen mit extremer Gewalt, zu sexuellen Übergriffen und zu schwerer Ausbeutung von Kindern als Arbeitskräfte. Vgl. beispielsweise Amt der Oö. Landesregierung, KfJA-700.093/75-2010, KfJA-700.093/xx-2010, KfJA-700.093/87-2011, Sachverhaltsdarstellungen zit. nach Reder, Wolfgang/John, Michael, „Zöglinge“ im Spiegel der Akten. In: Binder/John, Heimerziehung 271ff. Auch bei der Volksanwaltschaft waren einige derartige Fälle anhängig.

121 Vgl. Slapnicka, Abenteurer, 195.

122 Vgl. Backes, Maschine, 28.

123 Vgl. Helige/John et al., Endbericht Wilhelminenberg, 159.

124 Buchstaller, Walter, Die Durchführung der heilpädagogischen Maßnahmen in der Caritas- Erziehungsanstalt Steyr-Gleink, Lehrbefähigungsprüfung für Sonderschulen für Schwererziehbare (1951), 18.

125 Vgl. dazu John/Reder, Einleitung, 35f.

gen“, infolge von Kontakten mit US-Soldaten und Ähnlichem festgehalten: „Ich bin mit den Mädchen nicht klargekommen, hatte große Schwierigkeiten, wurde von ihnen nicht akzeptiert“, so Marianne Gühlstorf, die später als Psychologin, Hofrätin und in leitender Stelle als Erziehungsberaterin tätig war.¹²⁶ Vier Jahre nach Beginn wurde das Heim geschlossen.

Die beiden größten Heime für Kinder männlichen Geschlechts waren damals in Schloss Leonstein (landeseigen) und Stift Gleink (kirchlich) untergebracht. Nach offiziellen Angaben wurden die ersten Kinder am 16. November 1945 nach Leonstein gebracht, im Dezember folgten weitere Kinder, meist Kriegswaisen. Als Personal wurden eine Heimleiterin, eine Köchin und fünf Erzieherinnen benannt. Betten standen nur den älteren Betreuerinnen zur Verfügung, die jüngeren mussten auf dem Fußboden schlafen. Als Belagszahl hat man über 220 Kinder angegeben.¹²⁷ Das Heim Gleink wurde 1946 wieder eröffnet. Vorerst hat es die Caritas direkt selbst geführt. Als 1950 die operative Leitung der Institution an die Herz-Jesu-Missionare aus Salzburg-Liefering übertragen wurde, befanden sich 195 Buben im schulpflichtigen Alter im Heim.¹²⁸ Im oberösterreichischen Kontext war die Erziehungsanstalt in Gleink von besonderer Bedeutung, denn sie war mit Wegscheid, das 1953 eröffnet wurde und Leonstein die größte geschlossene Anstalt im Lande.¹²⁹

In diesem Zusammenhang soll noch einmal auf folgendes hingewiesen werden, dies war den Entscheidungsträgern möglicherweise nicht bewusst oder für sie nicht prioritär. Das Heim Gleink war von Beginn an negativ besetzt: Gleink als Sommerresidenz der Bischöfe, die 1919 geplündert wurde. Gleink als brutales NS-Heim. Gleink als überfülltes, desolates und furchterregendes Schloss nach 1946. Marion Wisinger präsentiert in ihrem Beitrag auch Beschwerden aus den späten 1940er-Jahren, die soziale Kälte und wenig Verständnis ausstrahlen: einer Mutter, die im KZ Mauthausen überlebt hatte, wurde trotz großer familiärer Bemühungen das Kind abgenommen, es verblieb in Gleink. Auch aus sehr verarmten Familien versuchte man Kinder aus Gleink wieder nach Hause zu bringen. Dazu kamen Gerüchte, die sich aber als wahr herausstellten.¹³⁰ Es äußerte

126 Interview mit Marianne Gühlstorf, 18.4.2006 (John, Reder)

127 Vgl. Burgholzer, Michael, Die Lebenswelt des Zöglings in der Institution Erziehungsheim. Fallbeispiele aus der Zweiten Österreichischen Republik (Masterarbeit, Fernuniversität Hagen 2015) 29

128 Vgl. Melinz, Stigma, 24f.

129 Ebd.

130 Vgl. dazu die Ausführungen von Marion Wisinger in diesem Band.

sich ein Anwohner zur damaligen Situation folgendermaßen: „Als Anrainer war man nicht glücklich, die Gleinker Buben waren verschrien...Aber die geistlichen Herren auch, etwa, dass die Buben so bestraft wurden, dass ihnen die Zehen abfrieren.“¹³¹ Auch dass die Missionare Herz Jesu im Insider-Jargon als „Millionäre Herz Jesu“¹³² bezeichnet wurden, war dem Image der Einrichtung auf der Gefühlsebene nicht zuträglich.

Tatsache ist aber auch, dass man in Oberösterreich angesichts der Notlage dringend Unterbringungsstätten benötigte. Dies steht außer Frage. Nach einem Schreiben vom 25. August 1949 verfügte man im Land Oberösterreich, abgesehen vom abseits gelegenen ehemaligen Stift Gleink über kein Erziehungsheim für männliche Minderjährige: „Daher müssen diese Jugendlichen in die Heime Korneuburg, Hartberg, Kleinvolderberg, Tirol und Jagdberg, Vorarlbg. eingewiesen werden [...]. Die bisher aus der Notlage gepflogene Übung, die Minderjährigen während dieser Tage im Jugendreferat der Polizeidirektion Linz unterzubringen, ist aus erzieherischen Gründen absolut abzulehnen und kann [...] nicht fortgesetzt werden.“¹³³ Als Übergangslösung diente in Linz die Unterbringung in der Maxkaserne, Derfflingerstraße. Es wurden Fenstergitter beschafft, „die wegen der Fluchtgefahr der dort untergebrachten Minderjährigen unbedingt notwendig sind.“¹³⁴

Nach den Listen der Fürsorgeabteilung des Amtes der Oö. Landesregierung existierten 1949 unter Anderem folgende Heime in Oberösterreich: Übergangsheim des Fürsorgeamtes der Stadt Linz, Scharitzerstraße 6, der „Friedenshort“ Kleinkinderheim des evangelischen Vereins für Innere Mission in Gallneukirchen, das Kinderheim Schloss Leonstein (1945 neugegründet, aufgenommen wurden Kinder ab 18 Monaten), das Übergangsheim des Fürsorgeamtes der Stadt Linz, Johannesgasse, das Kinder- und Schülerheim St. Anna in Steyr, das Kinder- und Schülerheim St. Josef in Steyr, das Kinderheim des evangelischen Vereines für Innere Mission in Weikersdorf, das Kinderheim der Caritas für Knaben in Gleink, das Kinderheim Stephaneum in Bad Goisern und die Schutzanstalt Steyr, Wieserfeldplatz.¹³⁵ Aus-

131 Interview SZ 10, 1.3.2015 (John).

132 Interview EX I, 14.6.2019 (John).

133 Schreiben Dr. Zehetner an Abteilung Ökonomisch Administrative Angelegenheiten vom 25.8.1949 zit. nach Melinz, Stigma „verwahrlost“, 25.

134 Ebd., 28.

135 Oberösterreichisches Landesarchiv (OÖLA), Amt der Oö. Landesregierung, Fürsorge Sch. 8, F-420/1949, Material für die Ausstellung „3 Jahre Wiederaufbau der Oö. Landesregierung“ zit. nach Graf: Kinder- und Jugendhilfe, 161-164.

gelöst durch den Tod einer jungen Frau infolge einer Abtreibung wurde im von der Caritas errichteten Kinderheim St. Josef am Freinberg in Linz eine Abteilung für Schwangere und Mütter mit Kleinkindern geschaffen.¹³⁶

Hinsichtlich der Fürsorge für Menschen mit Behinderungen liegt eine vollständige Auflistung der Einrichtungen nach Kriegsende nicht vor. 1945 nahm das Diakoniewerk in Gallneukirchen die Arbeit wieder auf, 35 Kinder mit Behinderung wohnen im Alten Martinstift.¹³⁷ 1946 erfolgt die Wiedereröffnung des katholischen St. Elisabethheims für behinderte Mädchen in Gallneukirchen.¹³⁸ Wie im Studienteil zu St. Isidor genauer ausgeführt wird, befanden sich zu betreuende Kinder ab Jahresanfang 1945 (NS-Zeit) in Schloss Hartheim, in dem zu jener Zeit nicht mehr gemordet wurde. Die Kinder blieben bis Jahresende (Demokratie). Die Leitung des Heimes und der damit verbundenen Schule hatte der Lehrer Johann Tauschek durchgehend, er war bereits seit 1941 vom Gau Oberdonau bestellter kommissarischer Leiter der Schule. Tauschek fragte schließlich bei der Diözese Linz an, ob das Kinderheim nach Hart übersiedeln könnte. Man feierte dort bereits Weihnachten, 1946 eröffnete das Kinderheim St. Isidor ganz offiziell. Leiter der Schule blieb bis zu seiner Pensionierung 1956 Johann Tauschek.¹³⁹ Eine weitere Einrichtung, die durchgehend Bestand hatte, war die von der Kongregation der Barmherzigen Schwestern ab 1940 geführte Fürsorgeanstalt für behinderte Pfleglinge im Stift Engelszell. In der Ordensgeschichte heißt es dazu: „Die Anstalt übersiedelte 1947 mit den Schwestern nach Schloßhaus, jedoch blieben Pfleglinge in Engelszell zurück. Man bat um zusätzliche Schwestern für Engelszell, aber erst 1951 war es möglich, diese Bitte zu erfüllen.“¹⁴⁰ Nach 1945 blieb das deutsche Fürsorgerecht mit seiner föderalen Ausrichtung, wie es von den Nationalsozialisten eingeführt worden war, wirksam. Rassistische Inhalte waren gestrichen worden.¹⁴¹

136 OÖLA, Amt der Oö Landesregierung – Fürsorge, Schachtel 12 F 401/1949 zit. nach Graf, Kinder- und Jugendhilfe, 164.

137 Geschichte, Diakoniewerk (Gallneukirchen), <https://www.diakoniewerk.at/wer-wir-sind/geschichte> (aufgerufen am 20.8.2019).

138 Geschichte der Caritas der Diözese Linz, <https://www.caritas-linz.at/aktuell/ueber-uns/geschichte/> (aufgerufen am 12.6.2019).

139 Vgl. dazu die Ausführungen von Angela Wegscheider im Studienteil St. Isidor sowie Stadtgemeinde /Leonding (Hg.): Spurensuche St. Isidor (Leonding 2011), 10-12, 26.

140 Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul in Wien-Gumpendorf: Geschichte der Kongregation (Wien 2001), 45. 1997 wurde die Anstalt der Caritas in Linz übergeben.

141 Pfeil, Walter, Österreichisches Sozialhilferecht. Systematische Kommentierung der Landes-Sozialhilfegesetze (Wien 1989), 37. Es gab ab 1945 prinzipiell keine Kontinuität zur NS-Politik gegenüber Menschen mit Behinderungen. Dennoch blieben Gesetzestexte, bauliche Einrichtungen und auch einzelne Personen im Bereich der Fürsorge unverändert. Dazu stellen weitere Forschungen ein Desiderat der Wissenschaft dar.

2.4. DIE ENTWICKLUNG IN DEN 1950ER- UND 1960ER-JAHREN

Ein Wirtschaftsaufschwung deutete sich an, die verstaatlichte Industrie in Linz (VÖEST, Stickstoffwerke) entwickelte sich positiv, ebenso wie die Steuereinnahmen. Die Oö. Landesregierung setzte in der Kinder- und Jugendwohlfahrt auf die Errichtung eines neuen Großheims. Sie hatte 1951 per Kaufvertrag eine Liegenschaft in Linz-Wegscheid erworben, die Grundlage für das neue geplante „Fürsorgebeobachtungsheim“.¹⁴² Das Erziehungsheim Wegscheid wurde 1953 eröffnet, im Jahr 1954 vermeldete man die komplette Fertigstellung und den Vollbetrieb mit rund einhundert Jugendlichen.¹⁴³ Das Heim war vollbelegt, nach der Auflösung des Heims Würting hatte man hier auch Mädchen im ersten Stock untergebracht.

„Wie ich dort hingekommen bin“, so ein Betroffener, „da habe ich sofort gesehen, dass man sich dort nicht hat spielen brauchen. Es herrschte ein scharfer Wind. Das gesamte Gelände war mit Stacheldraht umgeben. [...] Einmal hat uns der Heimleiter eigenhändig die Haare abgeschnitten, hat uns eine Glatze geschnitten und dann mussten wir stundenlang in der sengenden Hitze stehen, auf der Straße, wo uns alle gesehen haben“, erinnert sich ein 1941 geborener ehemaliger „Zögling“, der ab 1957 im Heim Wegscheid lebte.¹⁴⁴ Einige Burschen hatten sich in der Nacht zum Mädchentrakt im ersten Stock abgeseilt, waren dabei ertappt und in der Folge drakonisch bestraft worden. Es war zu keinerlei Kontakt mit den Mädchen gekommen.¹⁴⁵ Kurz danach berichteten Journalisten des Magazins „Echo der Heimat“ über Voyeurismusvorwürfe und Belästigung der Mädchen von Erzieherseite. Auch ein Jugendlicher hatte männliche Erzieher beobachtet, die die Waschräume beim Duschen der Mädchen betreten: „Wenn die Mädchen in der Brause waren, standen die Erzieher immer vor dem kleinen ‚Guggerl‘ und schauten zu.“¹⁴⁶

Der Umgang mit den Zöglingen in den Großheimen war brachial, von Doppelmoral geprägt und ein Heim ähnelte dem anderen. Im Heim Gleink berichteten Kinder davon, nichts zu essen zu bekommen, in Besenkammern eingesperrt zu werden, erzählten von sexuellem Missbrauch, sexuell konnotierten Strafen, Stiegen hinunter geworfen zu werden, hart arbeiten zu müssen. Ein Vater sprach von

¹⁴² Vgl. Amt der Oberösterreichischen (Oö.) Landesregierung, Abteilung Ökonomisch-Administrative Landesangelegenheiten (ÖAL), Zl. 2785/1-1951, Schreiben vom 3.11.1951.

¹⁴³ John/Reder, Einführung, 40f.

¹⁴⁴ Zit. nach Ebd., 35f.

¹⁴⁵ Ebd.

¹⁴⁶ Ebd. 36

„KZ-Methoden“, der Staatsanwalt wies auf Erfrierungen von Heimkindern hin, die in Gleink entstanden sind. Im neu errichteten Heim Wegscheid wurden in den 1950er-Jahren ebenfalls durchaus brachiale Methoden angewendet, auch dort gab es den Vorwurf harter und brutaler Methoden sowie jenen der sexuellen Belästigung. 1962 bekannte sich ein Erziehungsleiter öffentlich zur Notwendigkeit der Körperstrafen. Alle Heimleiter beklagten eine personelle Unterbesetzung, bis in die 1970er-Jahre hinein war lediglich eine Person zum Nachdienst eingeteilt. Es war unmöglich, die Situation mit dieser Personalausstattung zu kontrollieren, es kam zu großer Gewalt und zu sexuellem Missbrauch unter den „Zöglingen“ sowie zur Herausbildung eines Kapo-Systems.¹⁴⁷ In allen Heimen, Landesheimen, kirchlichen Heimen, Einrichtungen der Stadt Linz wurde über mangelnde Personalausstattung geklagt.¹⁴⁸

Als Mitte der 1950er-Jahre an den Leiter des Heimes Wegscheid seitens der Abteilung Jugendwohlfahrt der Vorschlag des Einsatzes von Psychotherapie hergetragen wurde, meinte dieser: „Die Harmonie des Heimes [...] würde leiden, wollte man mit allzu theoretischen Mitteln arbeiten. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die im Heim gepflogenen Erziehungspraktiken am geeignetsten sind, den angestrebten Erziehungserfolg zu erzielen.“¹⁴⁹ Das gesamte Personal aller größeren Kinder- und Jugendheime in Oberösterreich bestand aus Personen, die der sog. „Kriegsgeneration“ zugehörig waren, Personen aus dem Widerstand oder Personen, die außerhalb Österreichs die NS- Jahre überlebt hatten, befanden sich nach jetzigem Wissenstand nicht unter dem Personal.¹⁵⁰

Ungeachtet der insgesamt problematischen Situation sei darauf hingewiesen, dass die Gründung von Heimen nach 1945 in Summe dennoch als Modernisierungsfaktor einzuschätzen ist – vergleicht man diese mit der Unterbringung in Pflegefamilien. Diese boten nicht unbedingt die Alternative einer verbesserten Lebensqualität für Kinder und Jugendliche. Wie bereits ausgeführt, war auch hier eine Verantwortlichkeit von Landesdienststellen gegeben. Die Problematik in den Pflegefamilien war

147 Vg. Dazu die Ausführungen von Wisinger in dieser Studie sowie Reder, John: „Zöglinge“ im Spiegel der Akten 310-337; sowie beispielsweise Interview mit den in Wegscheid Aktiven, mit HL 12, 6.4.2006 (John); Interview HL 13, 20.7.2012 (John, Binder); Interview HL 13, 30.5.2012; zu Gleink Interview ER 36, 29.4.2019 (John); Interview ER 6, 5.12.2017 (John, Wisinger); Interview HK 34, 28.11.2012 (John).

148 Vgl. Archiv der Stadt Linz (AStL), Akten Bürgermeister Hillinger, Sch. 150, Mappe Jugendamt, GZ II/2-18 vom 3. Juli 1971. Betreff: Pädagogische Situation der Heime, 1.

149 Archiv JWH Wegscheid, Ordner Erziehungsleitung 1955, Psychotherapie für Zöglinge, Schreiben an Landesjugendwohlfahrt, 10.4.1955 (Kopie im Besitz der Verfasser).

150 Es wurden die Mitgliederlisten des KZ-Verbandes durchgesehen und die Personalstandslisten des Landes Oberösterreich.

allerdings in einigen Punkten anders gelagert. Eine effektive Kontrolle entlegener Pflegeplätze gestaltete sich 1945 bis 1955 (und darüber hinaus) – insbesondere etwa im Mühlviertel, im Steyrtal und im Ennstal – als schwierig, Termine mit der Fürsorgerin wurden üblicherweise vereinbart. Mitunter entzogen sich die Vorgänge auf abgelegenen Bauernhöfen der Transparenz (im Unterschied zu einem städtischen Umfeld, in dem die soziale Kontrolle stärker ausgeprägt war).

Im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg waren die kleinbäuerlichen Lebensbedingungen oft sehr hart und dies prägte die Pflegefamilie. Ein genauere „Check“ der Persönlichkeit der Pflegeeltern oder deren Vorleben wurde in der Regel nicht durchgeführt. Tausende Kinder waren damals in oberösterreichischen Pflegefamilien untergebracht, nur ein kleinerer Teil dieser Kinder waren den Maßnahmen „Erziehungsaufsicht“ oder „Fürsorgeerziehung“ zuzuordnen. Die Lebensverhältnisse in den Pflegefamilien differierten stark, waren je nach Pflegefamilie unterschiedlich. Auch Beschwerde einzureichen, war kompliziert, ebenso wie des öfteren Besuche, die von außen kamen, nur unter Schwierigkeiten organisiert werden konnten. In vielen Fällen erfolgte eine gewisse Integration der Pflegekinder in die Familien der Pflegeeltern. In einer Reihe von Fällen kam es allerdings zu Misshandlungen, Missbrauch und Ausbeutung, in gar nicht so wenigen Fällen zur Ausbeutung durch extrem ausufernde Kinderarbeit. Es gibt hier eine Reihe aktenkundiger Fälle.¹⁵¹

Es wirkten bestimmte Folgen des Zweiten Weltkriegs über die gesamten 1950er-Jahre weiter: zerbrochene Familien durch den Krieg, eine gewisse Verrohung, eine Absenkung der zivilisatorischen Standards, von 1938 bis etwa 1948, Flucht und Vertreibung. Dies hatte konkrete Auswirkungen auf Väter, vor allem aber auch auf Mütter. Die Väter entrichteten (zumindest zeitweise) keinen Unterhalt. Noch im Jahre 1960 zeigte sich die Jugendwohlfahrtsbehörde des Landes in einem Bericht schockiert, dass „im Dezember 1959 für 2.599 eheliche (!) Kinder die amtliche Jugendfürsorge zum Unterhaltskurator bestellt war“, die sich um die Unterhaltszahlungen kümmern musste, weil verheiratete Väter der Unterhaltspflicht nicht nachkamen. „Wieviel Leid der Mütter, wieviel seelische und leibliche Not von Kindern [...]“, endete die entsprechende Berichtspassage.¹⁵²

Überdies bestimmte das sog. „Verwahrlosungsparadigma“ nach wie vor die Vorgangsweise der Behörden, der Umgang mit dem beschriebenen Problem war ein

¹⁵¹ Vgl. John/Reder, Einleitung 37f.; John, Michael, Biographien, Erfahrungen, Fallbeispiele. In: Binder/John, Heimerziehung (2018), 437-564, hier beispielsweise 445-454, 465-467.

¹⁵² Die Arbeit der amtlichen Jugendfürsorge 1960, 39f.

repressiver. Wie Gerhard Melinz formulierte, war „mit Händen zu greifen“ wie sehr „das alte Verwahrlosungsparadigma auch in der Nachkriegsära Dreh- und Angelpunkt einer Abwehrstrategie gegen die mögliche ‚negative Kindheit‘ blieb“. ¹⁵³ Dies war bis weit in die 1970er-Jahre hinein der Fall. Das Motiv der „Verwahrlosung“, genauer, die unterschiedlichen Formen der öffentlichen Fürsorge zu ihrer Abwehr, waren Thema des schließlich im Jahre 1954 im Nationalrat beschlossenen Jugendwohlfahrtsgesetzes, das als Bundesgrundsatzgesetz von den einzelnen Bundesländern aufgegriffen und konkretisiert wurde. ¹⁵⁴

Ein weiterer Aspekt der damaligen Fürsorgeerziehung war die Erziehung durch Arbeit. Nicht nur in der Jugendfürsorge blieb der Arbeitszwang theoretisch Teil der gesamten Fürsorgepraxis. Erst aus dem oberösterreichischen Sozialhilfegesetz des Jahres 1973, das die erste umfassende gesetzliche Regelung der ehemaligen Fürsorge nach 1945 darstellte, verschwand der Arbeitszwang zur Gänze. ¹⁵⁵ Der Erziehungsleiter im Heim Wegscheid bekannte sich in den frühen 1960er-Jahren öffentlich zum Zwang zur Arbeit und hob positiv hervor, dass durch die unbezahlte Arbeit von „Zöglingen“ bei der Errichtung eines Trakts des Landeserziehungsheims Wegscheid rund „eine Million Schilling eingespart“ worden sei. ¹⁵⁶ (Die Jugendlichen waren weder sozial- noch pensionsversichert). Derselbe Erziehungsleiter wollte einen Jugendlichen offenkundig durch massiven Arbeitseinsatz „zähmen“. Dabei monierte er, dass dieser sich „rebellisch“ gegen einen Erzieher verhalte. ¹⁵⁷

Womit hier ein Punkt anzusprechen ist, der die damaligen SozialarbeiterInnen doch einigermaßen beschäftigte: das Auftreten der Verhaltensweise der so genannten, männlich dominierten „Halbstarken“. Ab Mitte der 1950er-Jahre traten diese massenhaft in Erscheinung. Für die Erwachsenen waren es Jugendliche, die in Gruppen auf öffentlichen Plätzen, in Parks, an Straßenecken, in Hauseingängen und Hinterhöfen herumlungerten, seltsame Musik hörten und in Kinos amerikanische Filme wie „Saat der Gewalt“ ansahen. James Dean und Marlon Brando waren

¹⁵³ Melinz, Stigma, 24.

¹⁵⁴ Gemäß Artikel 12 der österreichischen Bundesverfassung ist die Jugendwohlfahrtspflege nur in der Grundsatzgesetzgebung eine Bundesangelegenheit, während die Erlassung von Ausführungsgesetzen sowie die Vollziehung Sache der jeweiligen Bundesländer ist. Vgl. dazu auch Backes: Maschine, 30.

¹⁵⁵ Vgl. Tröbinger, „asoziales Element“, 279f.

¹⁵⁶ Kurzreferat, gehalten vom Erziehungsleiter Präfekt R. Walter des Landesjugendfürsorgeheimes Linz-Wegscheid anlässlich des Besuchs der Teilnehmer an der 4. Tagung der österreichischen Jugendrichter in Linz am 2.10.1962 im Heim, in: Unsere Jugend, Wien 1963, 244-246, hier 244. Erziehungsleiter Karl Walter war nach dem Zweiten Weltkrieg zuerst Erzieher in Gleink, von 1954 bis 1966 in Wegscheid, danach wurde er Leiter des Heimes Leonstein.

¹⁵⁷ Archiv JWH Wegscheid, Heimakt, Jugendwohlfahrtsakt H. W., Zahl 34010, Führungsbericht vom 13.5.1956.

ihre Idole. Als asozial, belästigend und unnützlich wahrgenommen, kam es rasch zu einem Konflikt der Generationen.¹⁵⁸ „Halbstarke“ galten der konservativen Mehrheit der Bevölkerung in Oberösterreich aber auch in ganz Österreich ebenfalls als „verwahrlost“, als „gefährlich“ und „rebellisch“.¹⁵⁹ Auch seitens der Politik wurde ein verschärfter Umgang mit auffälligen Jugendlichen und strengere Erziehungsmaßnahmen als notwendig propagiert.¹⁶⁰

Von besonderer Bedeutung in der unmittelbaren Bewältigung des Heimalltags waren jedoch nicht zuletzt Fragen der Personalressourcen. So war denn lange Zeit ein augenscheinlicher Kontrast wahrzunehmen zwischen rhetorischen Fokussierung auf die Bedeutung und die Rolle des Erziehungspersonals einerseits und der tatsächlichen Aus-, Fortbildung und Ausstattung mit Personal- und Sachressourcen in den jeweiligen Einrichtungen und Heimen andererseits. Dieses Missverhältnis wiederum konnte nicht ohne Auswirkungen auf den Erziehungsalltag in den Einrichtungen und Heime sein, die sich ab den 1970er-Jahren ohnedies immer stärker werdender öffentlicher Kritik ausgesetzt sahen. Die katholische Kirche begegnet uns in den Nachkriegsjahrzehnten weiterhin als wirkmächtiger Akteur im Rahmen der Kinder- und Jugendwohlfahrt und der Behindertenhilfe.¹⁶¹ Nicht nur blieb die Leitideologie katholisch ausgerichtet, vielmehr nahmen vor allem in ländlichen Gebieten Oberösterreichs neben Lehrern und anderen Berufsgruppen Mitglieder oder (ehemalige) Funktionsträger der katholische Kirche ihre Betreuungsfunktionen weiterhin wahr – nicht zuletzt, weil bis 1960 keine einschlägige staatliche Ausbildungsstätte existierte.¹⁶² Tatsächlich wurde in Oberösterreich eine reguläre Ausbildung für Erzieherinnen und Erzieher erst viel später, im Zuge der Einrichtung eines Kollegs für Sozialpädagogik angeboten. Bemerkenswert für die Situation des pädagogischen Personals waren in den ersten Nachkriegsjahren auch teilweise personelle und pädagogische Kontinuitäten über das Kriegsende im Mai 1945 hinweg.¹⁶³

158 Mooslechner, Melina, „Trümmerfrauen“ und „Halbstarke“ (Dipl.- Arb. Univ. Linz 2011) 58-60.

159 Vgl. Fischer-Kowalski, Marina, Halbstarke 1958, Studenten 1968: Eine Generation, zwei Revolten. In: Preuss-Laussitz, Ulf (Hg.), Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg (Weinheim-Basel 1983), 53-70.

160 Vgl. Mooslechner, „Trümmerfrauen“ und „Halbstarke“, 59.

161 Vgl. Melinz, Stigma, 34 und Backes, Maschine, 30f.

162 Vgl. dazu Lauermaun, Karin: Sozialpädagogische Berufsbildung (Innsbruck-Wien 1998) 146ff. sowie Melinz: Stigma „verwahrlost“, 34 und Backes: Maschine, 30f.

163 Vgl. dazu Marion Wisingers Ausführungen zu Gleich in diesem Band, 70 ff; Binder, Dieter, Zur Personalstruktur der Heimerziehung. In: Binder/John, Heimerziehung, 51-162, hier 98-133.

In den frühen 1960er-Jahren war Oberösterreich ein Land, in dem österreichweit disproportional stark auf Heimerziehung und gerichtliche Maßnahmen gesetzt worden ist und auch an Körperstrafen, am „Züchtigungsrecht“ und an der Isolierung festgehalten wurde.¹⁶⁴ Überdies war man in Hinblick auf die Ursachenkategorisierung von Devianz zweifelhaften Prinzipien verhaftet. Der Befund, dass Oberösterreich einen Modernisierungsrückstand in der sozialpädagogischen Entwicklung aufweise, scheint nicht unangemessen zu sein, dies zeigt sich auch in der Statistik. 1962 wurden in Österreich insgesamt 10.253 „Pfleglinge“ in Kinder- und Jugendheimen aufgewiesen, davon 5.107 in Wien, 1.708 in Oberösterreich, 1.463 in Niederösterreich und 567 in der Steiermark. Von der Bevölkerungsstärke gesehen lag Oberösterreich damals österreichweit auf Platz Vier, bei den Heimen auf Platz Zwei. In Oberösterreich befanden sich rund drei Mal so viele Heimkinder wie in der knapp bevölkerungsreicheren Steiermark.¹⁶⁵ Dafür waren nicht etwa disproportionale Unterschiede bei der Alterssegmentierung der Bevölkerung ursächlich, sondern ein gewisser „Heimtourismus“ über Landesgrenzen ebenso wie der verstärkte Einsatz von freiheitsbeschränkenden Maßnahmen in diesem Bundesland.

In der Statistik war Oberösterreich damals – abgesehen von Wien – Spitzenreiter in der Zahl der Heimunterbringungen.¹⁶⁶ Es wurden in der Statistik spezifische Kategorien aufgelistet – in Hinblick auf jene Kinder und Jugendlichen, die einer gerichtlich angeordneten Fürsorgeerziehung oblagen. Jene also, die dem klassischen Klischee der Kinder und Jugendlichen im „Erziehungsheim“ entsprachen. Als Ursache wurden etwa 1965 in Oberösterreich 155 Mal erbliche „Anlagen“ genannt, es folgten 92 Nennungen „verderblicher Einfluss des Erziehungsberechtigten“, 483 „unzulängliche oder verfehlte Erziehung“, 33 „sonstige schädliche Umwelteinflüsse“. In der Statistik zeigte sich ferner nach wie vor ein Konnex zur Unehelichkeit oder Ehelichkeit von schulpflichtigen Kindern und den Maßnahmen der Pflegeaufsicht in den verschiedensten Formen.¹⁶⁷

Es wurde dabei deutlich, dass in Wien mit der Kategorie erblicher, biologischer Bedingtheit wesentlich sparsamer umgegangen wurde, hier gab es lediglich 62 Nennungen (gegenüber 155 in Oberösterreich). In ganz Österreich wurden damals 1.291 Kinder und Jugendliche im Rahmen der Fürsorgeerziehung der Kategorie

164 Vgl. Reder, Wolfgang, Der Abschied von der „Beat Generation“? – Wegscheid in den 1960er-Jahren. In: John, Michael/Reder, Wolfgang (Hg.), Wagscheid, 85-114.

165 Statistisches Handbuch für die Republik Österreich 1965, XVI. Jahrgang, Neue Folge (Wien 1965), 254.

166 Statistisches Handbuch für die Republik Österreich 1966, XVII. Jahrgang, Neue Folge (Wien 1966, 289) Insgesamt waren 1.780 Kinder und Jugendliche in Heimen untergebracht (geschlossene Fürsorge).

167 Ebd., 265.

erbliche Bedingtheit („Anlagen“) zugeordnet.¹⁶⁸ Diese Statistik belegt den Eindruck aus dem Schrifttum, dass seitens der Erziehungswissenschaft und der Fürsorge noch immer – 20 Jahre nach dem Nationalsozialismus – von einer erblichen Veranlagung von „Verwahrlosung“ ausgegangen wurde.¹⁶⁹

Es sollte lange dauern, bis im Jahre 1965 erstmals ein oberösterreichisches Behindertengesetz verlautbart wurde. In den 1950er-Jahren galt etwa ein Drittel der in St. Isidor untergebrachten Kinder als „verwaist“. Zwei Drittel wurden durch ihre Eltern mehr oder minder freiwillig im Kinderheim St. Isidor wegen der Schulbildung und der medizinischen Versorgung hier untergebracht.¹⁷⁰ Der Gründer des Kinderdorfs, „Vater Direktor“ Georg Erber agierte patriarchalisch. Das Heim und die Hilfsschule waren speziell für schwererziehbare, schwerhörige und sprachgestörte sowie körperlich beeinträchtigte Kinder, es konnten auch „Normalbegabte“ darunter sein.¹⁷¹ Noch 1958 überlegte man, ob eine eigene Abteilung für nicht oder nur schwach Schulbildungsfähige mit erhöhtem Unterstützungsbedarf geschaffen werden sollte. Die stärkere Differenzierung sollte Entlastung bringen.¹⁷² Zu dieser Zeit lebte noch eine nicht zu übersehende Anzahl an bildungsunfähig kategorisierten Kindern mit hohem Unterstützungsbedarf im Kinderdorf. Sie besuchten im Schulalter den Kindergarten. Manche dieser Kinder waren in Netzbetten untergebracht. Für schwer beeinträchtigte Kinder wurde das St. Pius-Heim (1957) und das Institut Hartheim (1968) geschaffen. In der Folge wurden als schwach oder bildungsunfähig kategorisierte Kinder dort untergebracht.¹⁷³

Das angesprochene Behindertengesetz (1965) verankerte die Landesverantwortung. Es gab die Rahmenbedingungen für die Ausgestaltung der Leistungen in den Heimen für Menschen mit Behinderungen vor. Das neue Gesetz definierte in § 5 folgende Maßnahmen der Eingliederungshilfe, von denen einige seitens der Caritas für das Land Oberösterreich erbracht wurden bzw. über Dritte organisiert wurden: Heilbehandlung, Versorgung mit Körperersatzstücken, orthopädischen Behelfen und anderen Hilfsmittel, Hilfe zur Schulbildung und Erziehung, Hilfe zur

168 Ebd., 300.

169 Vgl. Tröbinger, „asoziales Element, 264.

170 DAL, CDL-A/I, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958).

171 DAL, CDL-A/I, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Exposé von Georg Erber über die weitere Entwicklung des Caritas-Kinderheimes St. Isidor und der damit verbundenen Landessonderschule, 22. Juli 1950

172 DAL, CDL-A/I, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Anweisungen, 4. Juli 1958.

173 Vgl. Wegscheider, Angela, Soziales Engagement im Wandel der Zeiten. In: Wolfgang Schwaiger (Hg.), Option Lebensvielfalt. 125 Jahre Engagement für Menschen am Rande (Linz 2017), 22-78, hier 52-55.

beruflichen Eingliederung und Hilfe zum Lebensunterhalt. St. Isidor und St. Pius stellten vorerst die Leistung Schulbildung und Erziehung (§ 8) bereit. Als die schulentlassenen Jugendlichen dann blieben, sorgte St. Pius auch für die Leistung Arbeitstherapie (§ 25).¹⁷⁴

2.5. „KIRCHLICH LINKS ÜBERHOLT WERDEN?“ AUFBRUCH UND DISKUSSION

In den 1960er-Jahren hatte ungeachtet des eben beschriebenen repressiven Mainstreams auch bereits ein Nachdenkprozess eingesetzt: Dazu gehörte die Einsicht in die Notwendigkeit einer Veränderung in der Pädagogik ganz allgemein, die Wahrnehmung eines Reformstaus, im Besonderen auch in der Heimerziehung. Die Erziehungsberaterin des Landes Oberösterreich Marianne Gühlstorf hatte bereits 1960 auf einer Arbeitstagung der Erzieherinnen „größte Vorsicht bei körperlichen Strafen“ eingefordert, die „Prügelstrafe“ dressiere, aber erziehe nicht. Zu verpönten Strafen gehören unter anderem: „Einsperren in einer dunklen Kammer, Abduschen, Strafen, die sich über einen langen Zeitraum hinziehen, alle Strafen, die in keinem zeitlichen oder sinnvollen Zusammenhang zum Vergehen stehen und solche, durch die sich der Erzieher abreagiert.“¹⁷⁵ 1961 zog der Schweizer Architekt Rudolf Siegrist mit seiner Gattin Emma nach Linz. Er begann 1963 im Auftrag des Magistrats Linz die Arbeit mit weiblichen „Fürsorgezöglingen“ im „Jugendheim Spattstraße“ (später „Zentrum Spattstraße“). Es handelte sich um eine Einrichtung der evangelischen, methodistischen Kirche in Linz. 1965 wurde die mit der „Spattstraße“ verbundene Wohngemeinschaft Schubertstraße in Linz (WG in Vorbereitung der Entlassung) eingerichtet.¹⁷⁶ Im Landeserziehungsheim Wegscheid begann der damalige Leiter Karl Walter umzudenken und Reformen umzusetzen.¹⁷⁷

Auch in kirchlichen Kreisen kam es zu einem Nachdenkprozess hinsichtlich der Notwendigkeit gesellschaftlicher Reformen. 1962 bis 1965 fand das Zweite Vatikanische Konzil statt. Seit Mitte der 1960er-Jahre trafen sich katholische AktivistIn-

174 Gesetz über die Hilfe für Behinderte (Oö. Behindertengesetz), LGBl. 1/1965, 1. Stück.

175 Bericht über die Arbeitstagung für Heimerzieherinnen im Landes-Kinderheim Schloss Leonstein vom 14. bis 17. November 1960, Linz o. J. (Schriftenreihe der Fürsorgeverwaltung des Amtes der Oö. Landesregierung, Sonderheft III), 37f.

176 Geschichte, Diakonie Zentrum Spattstraße, <https://www.spattstrasse.at/wir-ueber-uns/geschichte> (aufgerufen am 20.8.2019).

177 Vgl. beispielsweise Binder: Personalstruktur, 84f.

nen in Deutschland und Österreich und forderten Reformen, 1966 gründete sich in Linz eine Art Priestergewerkschaft, die ebenfalls Reformen verlangte. 1969 ereignete sich Folgendes: Es vollzog Bischof Zauner 1969 die traditionelle Gründonnerstag-Fußwaschung anstatt wie üblich an betagten Männern, an zwölf Buben, wovon sechs Jungen aus St. Isidor, zwei aus St. Pius und vier aus dem Erziehungsheim Gleink stammten.¹⁷⁸ Der Dienst des Fußwaschens, abgeleitet aus der Bibel, will erklären, dass Jesus seinen Jüngern zeigen wollte, dass Brüderlichkeit keine Grenzen hat.¹⁷⁹ Fußwaschung an Kindern aus Gleink hatte etwas Revolutionäres. Der Bischof war sicherlich kein sogenannter 68er, seine Handlung nahm allerdings den Zeitgeist vorweg. Er vollzog seine Demutsgeste gegenüber Heimkindern.

Zu jener Zeit, im Frühjahr 1969 begann sich gesellschaftlicher Protest in Österreich und auch in Oberösterreich zu formieren. An den Universitäten, in den Gymnasien, aber auch anderswo. 1970 trat die linksgerichtete Gruppierung „Spartakus“ an die Öffentlichkeit und forderte eine weitgehende Reform der Heime. Ein Plakat der von Jakob Mytteis und Michael Genner geführten Gruppe Spartakus forderte: „Öffnet die Heime. Steinkorrektion. Zwangsarbeit. Prügelstrafe. Tausende Jugendliche werden in den Heimen gebrochen. [...] 11.000 Jugendliche sind in Erziehungsheimen gefangen. [...] Wir fordern die Einsetzung von Jugendkommissionen, um zusammen mit den ehemaligen Zöglingen die bestmögliche Lösung zu finden.“¹⁸⁰ Anknüpfend an Proteste in Deutschland wurde die intensive Kampagne des Spartakus in Österreich im Wesentlichen 1970 bis 1971 durchgeführt. „Öffnung der Heime“, „Abschaffung der Heime“ wurden zu gängigen Losungen.¹⁸¹ 1972 löste sich die Spartakus-Wohngemeinschaft der Aktivisten in Wien auf, die meisten Spartakisten verließen nach massiven Repressalien Österreich in Richtung Schweiz. Ein Jahr später gründete man zusammen mit Schweizer Aktivisten in der Provence die bekannte Kooperative „Longo Mai“.¹⁸²

Das Heim Linz-Wegscheid stand in Oberösterreich 1971 im Mittelpunkt der Heimkampagne, geleitet wurde die Kampagne im Raum Linz von dem aus dem Mühlviertel stammenden Studenten Roland Spendlingwimmer. Altgediente Erzieher in Gleink erinnern sich aber, dass sich die Spartakisten auch in der dortigen Anstalt

178 DAL, CDL-A/I, Sch. 347, Fasz. IX/II: Linz: Fußwaschung an zwölf Buben. In: OÖN, 2. April 1969 (Kopie).

179 Stehlin, Albert, Anderen die Füße waschen. In: Österreichische Caritas Zeitschrift, 25. Jg. (1972) H 3, 46.

180 Flugblatt Spartakus, „Öffnet die Heime“, 1971 (Im Besitz des Verfassers).

181 Vgl. Nachrichten für Unzufriedene Doppelnummer 3/4 (1970). Öffnet die Heime. Spartakus. Das ganze Heft war der Thematik gewidmet.

182 Vgl. Hönigsberger, Karlsson, Verwaltete Kindheit, 213.

angekündigt hatten, es blieb aber offensichtlich bei der Ankündigung.¹⁸³ Jedoch waren auch andere Linzer Heime wie das städtische Heim Laskahof von der Kampagne betroffen.¹⁸⁴ Ebenso involviert wurde das (Mädchen)Heim Spattstraße. Letzteres solidarisierte sich partiell mit den Protesten. Neben den marxistischen Aktivisten der Gruppe Spartakus fanden die Aktionen die Unterstützung durch ausländische Gäste im Rahmen eines Zeltlagers. Ebenso engagierte sich ein erheblicher Teil der Heimbewohner aktiv bei den Protesten. Als Unterstützer der grundsätzlichen Forderung nach einer „Öffnung der Heime“ fungierte der bekannte Publizist Günther Nennung. Pfarrer Mitterbauer von der Pfarre Don Bosco engagierte sich ebenso wie Erzieher des Don Bosco Heimes und Funktionäre der Katholische Arbeiterjugend (KAJ). Auch die Universitätsprofessoren Wilhelm Dantine, Kurt Lüthi und Ulrich Trinks, Theologen der Evangelischen Akademie, zeigten sich solidarisch.¹⁸⁵

Randgruppenarbeit übte sowohl auf linksgerichtete als auch auf katholische AktivistInnen der Protestszene eine erhebliche Anziehung aus, insbesondere auf Studenten und Studentinnen: „Im Einzelnen ging es dabei um Sozialarbeit, vor allem um die Arbeit in Erziehungsheimen, mit Prostituierten und in der Bewährungshilfe. Im Gegensatz zu den großen politischen Anliegen war sie konkret, man konnte pragmatisch vorgehen, menschliche Interaktion prägte den Vorgang, des öfteren war man zumindest mit einigen Teilerfolgen konfrontiert.“¹⁸⁶ Eine Reihe Studierender engagierte sich bereits um 1969/70, leisteten unentgeltliche Praxisarbeit, vor allem im Heim Spattstraße, wie etwa Irene Dyk oder Peter Kuthan. Studierende in Linz solidarisierten sich auch mit der Spartakus-Bewegung.¹⁸⁷ Einen wesentlichen Akteur stellten Studierende 1972 bei der vermutlich ersten Initiative zur Barrierefreiheit an einer Universität dar. Die Katholische Hochschulgemeinde Innsbruck versuchte ein offenes Kommunikationszentrum zu entwickeln, das religiöse, kulturelle, soziale und politische Vielfalt integriert. Sie konnte sich damit nicht durchsetzen und wurde auf Beschluss der österreichischen Bischofskonferenz „wegen falscher Gemeindeauffassung“ aufgelöst.¹⁸⁸

183 Vgl. Melinz, Stigma, 29.

184 Ebd., 28.

185 Archiv JWH Wegscheid, Mappe Spartakus, Resolution vom 30. Juli 1971, Unterschriftenliste.

186 Archiv Johannes Kepler Universität Linz (AJKU), Zeitungsausschnitt 1970, Viktoria Enzenhofer, Jugendheim Spattstraße (sic!) –Halb-offenes Heim, in: Zeitschrift if f4, 1970, SW. 9f. (ohne genaue Datierung).

187 Vgl. John, Protest, Unruhe, 874-878.

188 Vgl. bidok. Behinderung inklusion dokumentation: Zeitleiste der Behindertenbewegung (1972), <http://bidok.uibk.ac.at/projekte/behindertenbewegung/zeitleiste.html> (aufgerufen am 15.8.2019)

Die Vorgänge im Kontext der Heimkampagne 1971 in Oberösterreich wurden nicht nur seitens des Landes Oberösterreich, sondern auch seitens der Stadt Linz reflektiert. Der Amtsleiter des Jugendamts der Stadt Linz beispielsweise schrieb hinsichtlich der Situation in den Heimen im Juli 1971 an Bürgermeister Hillinger, also noch vor den massiven Protestaktionen in Wegscheid: „Keinesfalls“, so der Amtsleiter, „kann man die Angelegenheit als ‚Schaumschlacht‘ und die Spartakisten als bloße ‚Randalierer‘ abtun. [...] Wenn ein Erzieher vierzig Burschen gegenübersteht, dann kann nur mehr ‚kommandiert‘ und nicht mehr ‚erzogen‘ werden. [...] Man kann es nicht billigen, aber man wird es verstehen können, wenn einem überlasteten Erzieher auch einmal ‚die Hand‘ auskommt. [...] (Man) muss tatenlos zusehen, wie man von kirchlichen Institutionen ‚links‘ überholt wird.“¹⁸⁹

Ein involvierter katholischer Aktivist erinnert sich an 1971 als ein Jahr der Aufbruchstimmung: „Dramatisch, der Spartakus-Aufstand [...]. Wir waren von Don Bosco aus draußen (vor dem Heim Wegscheid, während des Spartakus-Aufstandes), so 50 Leute. Die Polizei ist gleich gekommen und hat gefragt, wer das Kommando hat. Wir haben gesagt, niemand hat da ein Kommando, wir sind alle da, weil das so nicht geht, wie da hier in Wegscheid gearbeitet wird. Ich war damals Erzieher im katholischen Lehrlingsheim, ich war bei der Katholische Arbeiterjugend (KAJ) und die war sehr kritisch damals in Erziehungsfragen, sehr kritisch, was die Knebelung und die Martyrien (in Heimen) betrifft. Und da ist ein ganzer Bus hingefahren, nach Wegscheid, Lehrlinge, auch Erzieher. Das war ein Protest, wir haben gehört, was da alles so los ist dort, damals war so eine Aufbruchstimmung, von 1968 bis 1971. [...] Wir haben auch gegen die Zustände in Gleink protestiert.“¹⁹⁰

Die Heimproteste in mehreren Bundesländern zeigten damals Wirkung, sie setzten die Heimleitungen und die politisch Verantwortlichen zu einem gewissen Grad unter Druck. Während es in Wien zur Etablierung einer offiziellen „Wiener Heimkommission“ kam, waren die Reaktionen in Oberösterreich allerdings weniger grundsätzlich. Der zuständige oberösterreichische Landesrat Rupert Hartl trat vor die Presse und versprach Erleichterungen, er sprach auch mit protestierenden Heimkindern, darunter mit einem Heimkind, das in der Folge um politisches Asyl in der Schweiz – unter Berufung auf die Behandlung im Heim Linz-Wegscheid angesucht hatte. Seitens der oberösterreichischen Landesregierung wurde ein „Heimleiterkreis“ eingerichtet, der Reformen vorantreiben sollte. Ein gewisser

189 AStL, Akten Bürgermeister Hillinger, Sch. 150, Mappe Jugendamt, Pädagogische Situation der Heime, 1.

190 Interview EX 1, 14.6.2019 (John) Franz Xaver Rohrhofer hat den 68er und post-68er Protest innerhalb katholischer Kreise nachgezeichnet, vgl. Rohrhofer, Franz Xaver: Die 68er in Oberösterreich (Linz 2008), 147-192.

Reformwille war auf jeden Fall in einzelnen Heimen gegeben.¹⁹¹ Kurzfristig hatte man eine Schließung des Standorts Wegscheid überlegt, sich dann aber für einen Neubau entschieden.¹⁹²

Die jeweiligen Heimleiter spielten bei der pädagogischen Ausrichtung der einzelnen Heime eine große Rolle. Die Heimleiter in Gleink und Wegscheid können Mitte der 1970er als Traditionalisten, patriarchalisch und autoritär ausgerichtet, bezeichnet werden. Im November 1976 fand in Gleink allerdings ein Leitungswechsel statt. Die Zeichen standen auch dort auf Reform, man wirkte intern sowie im Rahmen des „Heimleiterkreises“ an Veränderungen mit. Während zuvor noch Erzieher und Zöglinge strikten religiösen Pflichtübungen unterworfen waren, so galt nun das Prinzip der Freiwilligkeit. In dieser Ära wurde auch dem Teamprinzip und der Etablierung eines Dienstplanes zum Durchbruch verholfen. Erste Umbauten begannen, man versuchte Jugendlichen verstärkt Perspektiven zu bieten.¹⁹³ Das Land Oberösterreich hingegen investierte in Neubauten und Renovierungen, wodurch die Qualität des Wohnens und Zusammenlebens, gemessen in Quadratmetern, auf jeden Fall stieg, während die Quantität der in Heimen untergebrachten Kinder sank. Auch wurden erste Wohngruppen eingerichtet, in denen Jugendliche und Betreuer zusammenlebten. Betreute Wohngemeinschaften sollten zum Zukunftsmodell der „Heimerziehung“ werden, soweit der pädagogische Plan. Die weitgehende Umsetzung der Reformideen sollte jedoch noch andauern.¹⁹⁴

Unbestritten ist, dass mit den Protesten zu Beginn der 1970er-Jahre ein Umdenken angestoßen wurde. Dies konzedierte auch der – radikaler Sichtweisen unverdächtige Pädagoge und spätere Weihbischof Pater Franz Dietl vor oberösterreichischen Heimleitern in Linz im Jahre 1981, zehn Jahre nach dem Höhepunkt der Proteste in Österreich. Dietl war langjähriger Präfekt des Jugendwerkes der Herz Jesu Missionare in Schloss Birkeneck, Referent für Heimerziehung des bayrischen „Landesverbandes Katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik“, er galt als sehr konservativ: „Als der Tumult verebbte, zeigte eine sachlicher gewordene Kritik das Bild einer überfüllten, unzureichend ausgestatteten, personell wie fachlich überforderten Heimerziehung. Kaum belangt von öffentlicher Kontrolle aber auch unbeachtet von der Fachdiskussion war sie in die Routine rigider Betreuungsformen

191 Vgl. Binder, Personalstruktur, 149-155.

192 Vgl. John, Michael, Wegscheid. Von der Korrekptionsbaracke zum sozialpädagogischen Jugendwohnheim. In: John, Michael/Reder, Wolfgang (Hg.), Wegscheid, 39-66, hier 58.

193 Vgl. Interview HK 24, 7.8.2019 (John).

194 Vgl. Melinz, Stigma 29. Melinz spricht von einem „entscheidenden Wandel“.

geraten, die Erziehungsdefizite häufig nicht beheben konnte, oft nur verwaltete und obendrein heimtypische Schäden erzeugte. Man wird auch im zeitlichen Abstand die ungerechten Ausfälle der Heimkampagne beklagen, sie brachten aber die Fachdiskussion in Gang, setzten Mittel frei, die mit Anstand nicht zu erreichen waren, und ebnete längst fälligen Reformen den Weg.¹⁹⁵

2.6. STOCKENDE REFORMEN, MODERNISIERUNGSRÜCKSTAND UND AUFHOLJAGD

Gewalt als Erziehungsmittel durfte auch in den 1970er-Jahren angewendet werden. Stacheldraht, Gitter vor den Fenstern und körperliche Züchtigung (Schläge) gehörten noch zum pädagogischen Repertoire der 1970er-Jahre. Für den Fall der Flucht bzw. bei Renitenz wurde eine spezifische Behandlung in Form der Isolation („Einsperren“ in „Besinnungsräume“) durchgeführt. Es herrschte in den Heimen ein Klima der Gewalt, physisch ebenso wie strukturell. Kontrolle von außerhalb wurde wie bereits beschrieben, gegenüber den meist weit ab gelegenen Einrichtungen kaum durchgeführt. Ein professionelles Berufsbild des „Erziehers“ oder „Sozialpädagogen“ existierte lange Jahre nicht, erst in 1970er-Jahren waren hier langsam Verbesserungen in Ausbildung und Berufsbild zu registrieren.¹⁹⁶ Bis dahin ist jedenfalls von einer Art „systematischem Unrecht“ auszugehen, verantwortlich war „ein System“, das „in sich geschlossen war.“¹⁹⁷ Das Heim Wegscheid ist als Sonderfall anzusehen, hier wehrte sich eine traditionalistisch ausgerichtete Gruppe um einen Heimleiter, der der Weltkriegsgeneration zugehörig war, besonders erfolgreich gegen pädagogische Reformen. Die Erziehungsberater des Landes Oberösterreich versuchten Einfluss zu nehmen, der Erfolg war gering.

In den 1980er-Jahren gerieten die angestrebten Reformen in Oberösterreich ins Stocken. Dies kann angesichts einer Untersuchung auf Landesebene bereits zweifelsfrei festgestellt werden, gilt aber wohl auch für die kirchlichen Heime. Immerhin wurde 1985 das schwer kontrollierbare und willkürlich geführte Caritas Heim in Windischgarsten geschlossen. Dass sich aber in Hinblick auf Gewalt und Missbrauch etwas geändert hatte, steht doch zweifelsfrei fest. Auch wenn

195 Archiv JWH Wegscheid, Pater Dr. Franz Dietl, Referat im Arbeitskreis O.Ö. Heimleiter am 5. Oktober 1981, (Kopie im Besitz des Verfassers).

196 Vgl. dazu Melinz, *Stigma*, 34f.; John, *Wegscheid Korrekptionsbaracke*, 58.

197 Vgl. dazu die Vorsitzende der Opferschutzkommission, in *Oberösterreichische Nachrichten* vom 20. April 2011 (Landespräsidialdirektorin Antonia Licka im Interview), <http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/Antonia-Licka-im-Interview;art4,602806> (abgerufen 10.4.2014).

man davon ausgehen muss, dass durch die Meldungen bei den Opferschutzkommissionen nur ein Teil der Betroffenen erfasst wird, so erlaubt die Aufschlüsselung nach Zeiträumen, in denen sie sich ereignete, doch Rückschlüsse: Bei den der Opferschutzkommission des Landes Oberösterreich genannten Personen, je nach Jahrzehnt aufgeschlüsselt, zeigt sich, dass sich die Mehrzahl der gemeldeten Vorfälle vor 1980 ereignete: 78,5%, mit einem Schwerpunkt auf den 1960er und 1970er-Jahren, 34,6% (1960er-Jahre) bzw. 27,6%. Hinsichtlich der 1980er-Jahre beträgt der Prozentsatz sich meldender Personen 15%, in den 1990er-Jahren waren es 7,5%.¹⁹⁸ Noch deutlicher treten die Unterschiede zu Tage, wenn man die Schwere der Attacken in die Betrachtung einbezieht. Schwere sexuelle und körperliche Gewalt (Stufe 4 und 5) wurde in 63 Fällen mit einer finanziellen Geste abgegolten, davon in 60 Fällen vor 1980, in drei Fällen während der 1980er-Jahre, in Null Fällen während der 1990er-Jahre.¹⁹⁹ Ähnlich verhält es sich bei der Statistik der Diözesankommission gegen Gewalt und sexuellen Missbrauch der Diözese Linz: 17% der gemeldeten 1080 Vorfälle – nicht Personen (!) ereigneten sich in den 1980er-Jahren, 6% in den 1990er-Jahren. 77% ereigneten sich also vor 1980, davon 37% in den 1960er-Jahren und 29% in den 1970er-Jahren.²⁰⁰ Der vergleichsweise geringe Prozentsatz an Misshandelten zwischen 1945 bis 1959 mit 10% (Diözese Linz) bzw. 16% (Land Oberösterreich) erklärt sich aus Quellenproblemen, der langen Zeitspanne zu den Ereignissen und der Tatsache, dass viele Betroffene aus jener Zeit nicht mehr leben oder nicht in der Lage sind, sich zu äußern.

Damit sind die wesentlichen Eckpunkte in Hinblick auf das Thema der Studie klargestellt. Das Absinken der Zahl der Meldungen an die Ombudsstelle der Diözese Linz aus den 1980er-Jahren weist auf ein Wirken von Reformen bzw. den Auswirkungen eines Umdenkens hin, der geringe Prozentsatz ab den 1990er-Jahren – trotz der bedauerlichen absoluten Zahl von 74 gemeldeten Vorkommnissen bei insgesamt 1.080 Vorfällen.²⁰¹ Die Detailstudien zu Gleink, Windischgarsten, St. Isidor und St. Pius beinhalten eine Fülle von Details zur Entwicklung ab den 1980er-Jahren, sodass diese an dieser Stelle nicht referiert zu werden brauchen. Dass es weiterhin massive Missstände gab, steht außer Frage, dies ergibt einen

198 Die Gesamtzahl an Personenfällen hatte infolge von Doppelzuordnungen (etwa 1970er und 1980er-Jahre) 445 betragen, an realen Personen 312. Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Präsidium, Statistik der Opferschutzkommission, Stand: Jänner 2019.

199 Ebd.

200 Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Daten per 26. August 2019. Die Anzahl konkret betroffener Personen beträgt 334 Kinder und Jugendliche.

201 Ebd.

Erklärungsbedarf, vergleiche dazu die Detailstudien. Ab den 1990er-Jahren greift bei Missständen der Hinweis auf die Weltkriegsgeneration nicht mehr, die letzten ErzieherInnen gingen in Pension.

Das Jahr 1989 stellte im Rahmen der bearbeiteten Thematik tatsächlich eine normative Zäsur dar, rein rechtlich fand diese Zäsur 1992 ihren Abschluss. International bedeutete der Beschluss der Generalversammlung der Vereinten Nationen hinsichtlich der „Konvention über die Rechte des Kindes“ eine mehr oder weniger globale Anerkennung von Kinderrechten.²⁰² Die UN-Kinderrechtskonvention vom 20. November 1989 („Übereinkommen über die Rechte des Kindes“) wurde mittlerweile von 198 Staaten ratifiziert, Österreich zählte im Jänner 1990 zu den Erstunterzeichnern. Am 5. September 1992 ist die Kinderrechtskonvention in Österreich formal in Kraft getreten.²⁰³ Die USA haben allerdings bis heute nicht ratifiziert. Auf nationaler Ebene wurden 1989 das Jugendwohlfahrtsgesetz (Bundesgesetz) und das Kindschaftsänderungsgesetz (BGBl 1989/162) beschlossen. Dabei wurde das absolute Gewaltverbot in der Erziehung eingeführt – „die Anwendung von Gewalt und die Zufügung körperlichen oder seelischen Leides sind unzulässig.“²⁰⁴ Diese Bestimmungen sind für alle Institutionen mit Erziehungsfunktionen, also auch die Kinder- und Jugendheime, und im privaten Bereich gültig. Der Nationalrat hat am 20. Jänner 2011 das Bundesverfassungsgesetz (BVG) über die Rechte von Kindern, womit zentrale Bestimmungen des UN-Übereinkommens über die Rechte des Kindes in den Verfassungsrang gehoben wurden. Am 16. Februar 2011 trat das BVG Kinderrechte in Kraft.²⁰⁵

Zur regionalen gesetzlichen Entwicklung: Mit dem Bundesgrundsatzgesetz zur Jugendwohlfahrt (1989) und den jeweiligen Jugendwohlfahrtsgesetzen der Bundesländer gingen eindeutige Akzentverschiebungen einher, die auch im oberösterreichischen Gesetz (OÖ JWG 1991, LGBL. Nr.III sowie LGBL. Nr. 68/2002) ihren Niederschlag fanden.²⁰⁶ Die Grundsätze des neuen Jugendwohlfahrtsrechts betonen zum Beispiel die Stärkung der Sozialisationskompetenzen der „Familie“ und

202 Vgl. Nowak, Manfred, Einführung in das internationale Menschenrechtssystem (Wien 2002) 105-107.

203 Vgl. dazu Melinz, Gerhard, Geschichte und Gegenwart von Kinderrechten im Spannungsfeld von Anspruch und Wirklichkeit. In: Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung, H. 3 (2014) (= Das Fürchten lernen. Kinderrechte zwischen Anspruch und Realität), 13-22.

204 Zit. nach Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.), Familie – kein Platz für Gewalt! (?). 20 Jahre gesetzliches Gewaltverbot in Österreich (Wien 2009), 4.

205 Bundesverfassungsgesetz über die Rechte von Kindern, BGBl. I Nr. 4/2011

206 Vgl. dazu Wienerroither, Peter, Jugendwohlfahrtsrecht. In: Loderbauer, Brigitte (Hg.), Kinder- und Jugendrecht (Wien 2004), 175-206.

zugleich die des Kindeswohls. Die Intervention in die Familiensphäre ist nur legitimiert, wenn das Prinzip der gewaltlosen Erziehung missachtet wird, ansonsten hat der Grundsatz des „geringstmöglichen Eingriffs“ zur Anwendung zu kommen. Die öffentliche Jugendwohlfahrt ist zur Heranziehung von Fachkräften verpflichtet. Als Novum ist fest zu halten, dass die Heranziehung „freier Träger“ – sofern sie die fachliche Eignung besitzen und diese durch Errichtungs- und Betriebsführungsbewilligungen durch das Land nachweisen – zur Abdeckung unterschiedlicher „sozialer Dienste“ vorgesehen ist.²⁰⁷ Dies hat weitreichende Folgen in Hinblick auf die Pluralität sozialer Dienste, die sich mittlerweile entwickelt hat. In den 1990er-Jahren stand dieser Prozess allerdings noch am Anfang.

Das oberösterreichische Jugendwohlfahrtsgesetz von 1991 beinhaltet auch die Zielsetzung der Transparenz und der gewaltfreien Erziehung. Konkretes Ziel waren in diesem Zusammenhang auch: „1.) Die Bewußtseinsbildung in der Bevölkerung zu sozialen und pädagogischen Fragen, soweit sie für die Belange der Jugendwohlfahrt, insbesondere für die gewaltlose Erziehung sowie die Verhinderung von Mißhandlungen und sexuellem Mißbrauch von Kindern bedeutsam sind; 2.) Die Information der Bevölkerung über Tätigkeit und Serviceangebote der öffentlichen Jugendwohlfahrt.“²⁰⁸ 1992 wurden in ganz Österreich Kinder- und Jugendanwaltschaften eingerichtet, so auch in Oberösterreich.

In den 1990er-Jahren kam es zur derartigen Veränderung in der Heimerziehung, dass sie in der Folge als nachhaltig zu bezeichnen sind, sie den neuen rechtlichen Bedingungen und dem neuen Zeitgeist entsprachen. Die traditionellen Heime wurden zu sozialpädagogischen Einrichtungen umstrukturiert, der Prozess verlief durchwegs nicht problemfrei. In den größeren Heimen war die Zahl der eingewiesenen Kinder und Jugendlichen tendenziell rückläufig. Mit dem Beginn der 1990er-Jahre, mit der offiziellen Verbannung der körperlichen Gewalt aus der Heimerziehung und dem Antritt einer neuen Generation von Erzieherinnen und Erziehern, wurde eine Heimerziehung angestrebt, die sich von der Vergangenheit abheben sollte.²⁰⁹ Am Anfang dieser Zeitphase standen Schließungsdebatten hinsichtlich der Großheime: Das Land Oberösterreich entschloss sich 1990 dafür,

207 In Oberösterreich oblag der Landesregierung die Vorsorge für einzelne Dienste sowie die Einrichtung richtunggebender Einzelprojekte, für den Rest sind die Jugendwohlfahrtsbehörden zuständig. Zudem können alle sozialen Dienste auch von Sozialhilfeverbänden und Städten mit eigenem Statut (Linz, Steyr, Wels) eingerichtet und betrieben werden. Schließlich konnten nun auch die Angebote der freien Träger genutzt werden.

208 Oö. Jugendwohlfahrtsgesetz 1991 (LGBl. Nr. III/1991), Landesgesetz vom 3. Juli 1991 über die Jugendwohlfahrt, § 8, Absatz 3.

209 Vgl. dazu John, Michael, Keine Probleme, 404-417.

das Landeserziehungsheim Wegscheid mit einem neuen Leiter und einem neuen Konzept weiter zu führen. Man hatte intensiv überlegt, das Heim zu schließen.²¹⁰ 1989 zogen sich die Missionare Herz Jesu aus Gleink zurück, in der Folge wechselten Umbruchsituationen einander ab, bis sich 1999 eine „Schließungsgruppe“ seitens der Caritas konstituierte, schon 1995 hatte man Unternehmensberater mit einer Analyse beauftragt. Es wurden monatelang detaillierte Konzepte ausgearbeitet, weil das Heim nicht zeitgemäß war.²¹¹

Im Jahr 2000 wurde die Schließung seitens des Landes Oberösterreich unter Berücksichtigung der Versorgungslage und der hohen Schließungskosten abgelehnt. Die Caritas Unternehmensleitung entschloss sich zur verkleinerten Fortführung von Gleink. Zu den Details der Vorgänge sei auf den Studienteil Gleink verwiesen. Zum Thema Landesverantwortung, politische Verantwortung wurde die Möglichkeit genutzt, einen der Akteure zu befragen: Landesrat Josef Ackerl, der von 1993 bis 2014 der Landesregierung angehörte, in den letzten Jahren als Landeshauptmann-Stellvertreter. Er verantwortete ein sehr großes Ressort, das die Bereiche Soziales und darin Kinder- und Jugendwohlfahrt beinhaltete. Er besuchte selbst den Standort Gleink:

„Ich habe persönlich damals (1999) einen Lokalausweis gemacht. Ich war total bestürzt. Ich habe etliche Einrichtungen in Oberösterreich besucht, da war ich total bestürzt und da hat Gleink dazugehört. Weil natürlich ein ehemaliges Kloster nicht wirklich geeignet ist für die Aufgabenstellung. [...] Und es gab Personalprobleme.“ Die Leiterin habe das eindrücklich dargelegt. Der ehemalige Politiker habe jetzt keinen Zugriff mehr auf die Unterlagen, aber: „Soweit ich mich erinnern kann, habe ich der Caritas damals auch gesagt, sie müssen ein paar Leute kündigen. Dass das nicht geht, war die Antwort. [...] Wir haben von Anfang gewusst haben, wir müssen massive Änderungen herbeiführen, so wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben. Das Negative war, dass wir Gleink nicht zusperren konnten. Was aber aus meiner Sicht notwendig gewesen wäre [...] Das wäre aber nicht gegangen, weil wir ja Alternativen gebraucht hätten. Du kannst ja nicht eine größere Einrichtung, Du kannst ja nicht von heute auf morgen sagen, so jetzt drehen wir zu, die Kinder und Jugendlichen müssen untergebracht werden. [...] Also haben wir (Anm: Ackerl, Caritas, Jugendwohlfahrt) einen Maßnahmenmix ergriffen, haben überlegt, wie man die Situation von Betroffenen verän-

²¹⁰ Vgl. John/Reder, Einleitung, 52f.

²¹¹ Vgl. dazu die Ausführungen von Marion Wisinger im Studienteil Gleink sowie ferner Gschwandtner, Christian et al: Zukunftsszenarien des SPZ Gleink und deren Umsetzung. Faktensammlung zur Entscheidungsfindung. (1999) Internes Manuskript.

dern und verbessern kann. [...] Das war mit der Caritas (Anm: Leitung) und der Jugendwohlfahrt abgesprochen.“²¹²

Zum Schließungswunsch selbst, der mit hohen Kosten verbunden war: „Ja, wir haben ihnen die Schließung nicht genehmigt. Wir haben damals Gespräche geführt. Wir haben ihnen gesagt, man muss massive Veränderungen betreiben. Es muss eine wesentliche Verkleinerung geben.“ Josef Ackerl weiter, die grundsätzliche gute Kooperation mit der Caritas und dem damaligen Caritas-Direktorium betonend, zu dem Dilemma, in dem er sich befand: „Die Problematik bei Gleink war sicher, dass wir mit unseren beschränkten finanziellen Mitteln, ich denke mir, die Jugendwohlfahrt war damals budgetär in einem erbärmlichen Zustand für die Aufgabenfülle, dass wir einfach nicht so schnell Veränderungen betreiben konnten, wie es notwendig gewesen wäre. [...] Wenn es ein Problem mit dem Landeshaushalt gegeben hat, wurde ich herangezogen mit dem Sozialressort. Und wenn man sich ansieht, was in Wirklichkeit die großen Budgetposten ausmacht und wenn man sich ansieht, hier hätte das Land eine Verpflichtung etwas zu tun und wo sie freiwillig das Geld hinschieben, dann war es klar, dass die Jugendwohlfahrt komplett unterdotiert war. Und das einzige, was ich für die Jugendwohlfahrt in Wirklichkeit tun konnte, war, im Rahmen des Gesamtsozialbudgets immer die Jugendwohlfahrt zu erhöhen.“²¹³ Soweit die Perspektive und die Erinnerungen des für die Jugendwohlfahrt zuständigen Politikers, der auf die gegebenen Spielräume hinwies, und damit schloss, dass Großeinrichtungen damals nicht mehr zeitgemäß waren. Mit dem Landesjugendwohnheim Wegscheid habe es ähnliche Probleme gegeben.²¹⁴ Ackerl war der erste oberösterreichische Politiker, der als Landesrat in den frühen 2000er-Jahren offen für eine historische Aufarbeitung der Vorgänge in den Kinder- und Jugendheimen (des Landes Oberösterreich) eintrat.²¹⁵

Im Jahre 2000 erfolgte eine komplette Reorganisation der Caritas der Diözese Linz, die die großen Spielräume für die einzelnen Einrichtungen und die einzelnen Heimen, die bis in die 1990er-Jahre gegeben waren, beseitigte. Stattdessen wurden vier große Einheiten geschaffen: Caritas für Menschen in Not, Caritas für Menschen mit Behinderungen, Caritas für Kinder und Jugendliche, Caritas für Be-

212 Interview mit Josef Ackerl, 18.7.2019 (John).

213 Ebd.

214 Ebd.

215 Die Initiative setzte Heimleiter Alois Brandstätter (Wegscheid), der in den frühen 1990er-Jahren auch als Berater für Gleink fungierte. Ackerl äußerte sich 2003 bei der 50-Jahr-Feier offen positiv für eine Aufarbeitung, 2005 wurde ein Auftrag erteilt, 2006 eine Ausstellung zum Thema eröffnet („Wannst net brav bist, kommst ins Heim“). Vgl. John/Reder (Hg.), Wegscheid.

treuung und Pflege wurden Institute nach Kirchenrecht.²¹⁶ Gleink wurde intern weiterhin als problembehaftete Einrichtung angesehen, mit großem Finanzierungsbedarf. In internen Papieren werden große Interessensgegensätze zum Land Oberösterreich sichtbar.²¹⁷ Die katholische Kirche und die Caritas haben sich nun schrittweise als institutionelle Träger aus dem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe zurückgezogen. 2009 wurde gegen massive Proteste der Belegschaft das Jugendwohnheim Gleink geschlossen.²¹⁸ Das Management setzte die Schließung nun zügig durch. Seit den 1990er-Jahren war es schrittweise zu einer enormen Professionalisierung gekommen, zu einer Modernisierung der betrieblichen Organisation: 1991 hatte die Caritas der Diözese Linz rund 300 MitarbeiterInnen, heute sind es mehr als 3.300.²¹⁹

Im Jahre 2017 wurde schließlich der Betrieb der vergleichbaren Landeseinrichtung, des Landesjugendwohnheims Wegscheid, nach deutlicher Kritik seitens der Fachaufsicht und der Volksanwaltschaft, eingestellt. Auch hier gab es Proteste der Heimleitung und der Gewerkschaft. Zurzeit gibt es im Bundesland Oberösterreich nur mehr zwei, allerdings dezentral angelegte, landeseigene Großeinrichtungen (Neuhaus, Leonstein) im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, von der Caritas geführt gibt es keine einzige mehr. Die Caritas konzentriert sich auf andere Aufgabenbereiche. Dutzende Dienstleister treten im Bereich der Fremdunterbringung mittlerweile als Anbieter auf: das Land Oberösterreich, im Bereich der Menschen mit Behinderungen nach wie vor die Caritas, andere kirchliche Organisationen, Vereine, soziale Initiativen, private Unternehmer, das größte Privatunternehmen, die Heidlmair KG wird als low profit-Unternehmen eingestuft. Mittlerweile kann man von einem Netzwerk von SpezialistInnen und professionellen Einrichtungen sprechen, das sich im Regelfall zu betreuenden Kindern und Jugendlichen oder Menschen mit Beeinträchtigungen annimmt.

Damit hat sich gegenüber dem 20. Jahrhundert die Situation komplett verändert. Das Verständnis der Rechte von Kindern und Jugendlichen inklusive der Verantwortung der Bereitstellung von Lebensperspektiven hat sich mittlerweile verändert, ebenso wie die Implementierung demokratischerer Strukturen auch im Be-

216 Vgl. Caritas & Du. Geschichte der Caritas der Diözese Linz, <https://www.caritas-linz.at/aktuell/ueber-uns/geschichte/> (aufgerufen am 12.6.2019); ebd., Organigramm.

217 Vgl. Gschwandner, Christian et al., Ergebnis der Projektvorbereitung für ein verkleinertes Gleink, für den Aufbau von neuen, differenzierten, dezentralen Angeboten (2001), Internes Papier.

218 Vgl. dazu die Ausführungen bei Marion Wisinger in diesem Band.

219 Diözese Linz, Zahlen, Daten, Fakten, <https://www.dioezese-linz.at/zahlen-daten-fakten-angesichts-der-bischofsernennung-von-dr.-manfred-scheuer> (aufgerufen am 20.8.2019); Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

reich der Jugendwohlfahrt und die Entwicklung moderner Kontrollmechanismen, sogenannter Fachaufsichten, die ab den 1990er-Jahren eingeführt worden waren. Verschiedene Standards wurden festgelegt: neun Kinder pro Wohngruppe gelten in Oberösterreich als Maximum. Auch die Kinder- und Jugendhilfe erlebte einen Paradigmenwechsel: Dieser ist an einer neuen kommunikativen Service- und Bürgerorientierung festzumachen: bei grundsätzlicher Familienorientierung so wenig Behörde als notwendig und so viel Hilfe, Beratung und Unterstützung wie möglich. Dazu einige Orientierungszahlen: Oberösterreich hatte im Jahr 1931 39.000 Mündel (= 4,3% der Gesamtbevölkerung) unter Generalvormundschaft. Heute (2017) haben die Jugendämter für weniger als 800 Kinder und Jugendliche die gesamte Obsorge. Dafür übernehmen die KJH-Einrichtungen für rund 22.000 Kinder und Jugendliche Vertretungen für Unterhalt und andere Angelegenheiten. Im Jahr 1921 zählte man in Oberösterreich 25.000 Ziehkinder.²²⁰ Im Jahr 2017 befanden sich im Bundesland 1.857 Kinder und Jugendliche in „voller Erziehung“, es gab 1.130, die in einer der 57 bewilligten sozialpädagogischen Einrichtungen und 727 Personen, die bei Pflegepersonen („Pflegeeltern“) lebten.²²¹

Der Aufgabenkatalog der Kinder- und Jugendhilfe, wie sie heute heißt, reichte von der Mutterberatung über die Krabbelstube bis hin zur Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen in Heimen, bei Pflegeeltern oder in sozialpädagogisch betreuten Wohngemeinschaften und umfasste eine Reihe weiterer Bereiche. Ebenso wurden die Kontrollmechanismen auf der Ebene der Fachaufsicht, ebenso wie zuletzt im Zuge der Einführung von Maßnahmen basierend auf einer UN-Vereinbarung, die ein Menschenrechtsmonitoring miteinschließt (OPCAT), enorm verstärkt. Im Jahr 2013 folgten die ersten Überprüfungen durch die Volksanwaltschaft in Österreich. Einem Verfassungsgesetz folgend waren die Kompetenzen der Volksanwaltschaft nunmehr um ein „umfassendes Menschenrechtsmonitoring“ (OPCAT) erweitert worden.²²² Dazu zählt auch die Verpflichtung zur Kontrolle und Überprüfung der Qualität der Einrichtungen im Rahmen der österreichischen Kinder- und Jugendwohlfahrt und damit auch der Unterbringung von Kindern in Heimen, Wohngemeinschaften und bei Pflegeeltern. Ebenso unterliegen die Einrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigungen den Kontrollen der Volksanwaltschaft.

220 Vgl. Spitzenberger, Elfa, 100 Jahre Jugendamt der Landeshauptstadt Linz (2017), https://www.linz.at/images/Fachtagung_100_Jahre_Jugendfuersorge_Spitzenberger.pdf (aufgerufen am 20.8.2019).

221 Bundeskanzleramt: Kinder- und Jugendhilfestatistik 2017 (Wien 2018), 25, 32.

222 Das Fakultativprotokoll zum Übereinkommen gegen Folter und andere grausame, unmenschliche oder erniedrigende Behandlung oder Strafe (englisch: Optional Protocol to the Convention against Torture and other Cruel, Inhuman or Degrading Treatment or Punishment) OPCAT ist eine wichtige Ergänzung des Anti-Folter-Übereinkommens der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1984.

OPCAT-Kontrollen haben im Regelfall unangekündigt zu erfolgen, da sie andernfalls unwirksam sind. Neben der Kontrolle von außen haben alle größeren Anbieter im Bereich der Fremdunterbringung interne Standards ebenso wie Kontrollmechanismen angelegt. Die Caritas Oberösterreich dazu 2019: „Wir arbeiten laufend daran, unsere Präventionsmaßnahmen noch zu verbessern. Neben der Prävention gibt es auch klare Verhaltensregeln zum Umgang mit Verdachtsfällen: es gilt „Null-Toleranz“ gegenüber Gewalt in jeglicher Form – jeder Verdacht ist ausnahmslos zu melden und wird bei Erhärtung der Verdachtslage angezeigt.“²²³ Wie die Berichte der Volksanwaltschaft zeigen, gibt es auch in jüngerer Vergangenheit Gewalt und Missbrauch in Einrichtungen mit Fremdbetreuung für Kinder, Jugendliche und Menschen mit Beeinträchtigungen.²²⁴ Die Gesellschaft ist allerdings sensibilisiert, die einschlägigen Einrichtungen sind sensibilisiert, es wurden mittlerweile eine Reihe von Kontrollmechanismen geschaffen, die Standards werden ständig überprüft.

In Hinblick auf Menschen mit Behinderungen bleibt festzuhalten, dass sich die Entwicklung langsamer vollzog und Modernisierungen länger dauerten. Von den bei der Ombudsstelle der Diözese in Linz gemeldeten Fälle ereigneten sich 47 vor 1980, neun Fälle in den 1980er-Jahren, ein Fall in den 1990er-Jahren, in St. Pius ereigneten sich alle vier gemeldeten Vorfälle in den 1970er-Jahren.²²⁵ Angela Wegscheider weist allerdings darauf hin, dass noch in den 1980er-Jahren das Institut Hartheim immer wieder mit negativen Berichten zu Gewalt und Missständen in den Medien vorkam, siehe dazu die Detailstudie. Kritisch berichtet wurde über Hartheim auch in der Zeitschrift „LOS – Zeitschrift für selbstbestimmtes Leben“, die in Linz von 1983 bis 1992 hergestellt und österreichweit vertrieben wurde.²²⁶ Wesentliche Standorte, von kirchlichen oder kirchennahen Institutionen geführt, gibt es bis heute: Gallneukirchen, Hartheim, St. Isidor, St. Pius und Stift Engelszell in Engelhartzell. In Hinblick auf Missstände kann hier in einer ungeschminkten Form berichtet werden.

Landesrat Josef Ackerl wurde mit dem Fall Mitte der 1990er-Jahre konfrontiert: „Da kann sich meine Frau noch erinnern, wie ich nach Hause gekommen bin, ganz

223 Schriftliches Statement Franz Kehrer (Caritas Direktion), 2.7.2019.

224 Vgl. dazu die einschlägigen Berichte der Volksanwaltschaft, die alle online zugänglich sind, <https://volksanwaltschaft.gv.at/berichte-und-pruefergebnisse> (aufgerufen am 26.8.2019).

225 Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Daten per 26.8. 2019.

226 Trübswasser, Gunther, Von der Versorgung zur Selbstbestimmung. Eine kritische Zeitreise durch die Stationen der oberösterreichischen Behindertenpolitik nach 1945. In: Dyk-Ploss, Irene/Kepplinger, Brigitte (Hg.), *hilfe. LebensRisiken. LebensChancen*, 167-186, hier 177-179.

bleich. Das Schlimmste, das ich in meinem Leben jemals gesehen habe, war im Kloster in Engelhartzell die Unterbringung von Menschen mit Beeinträchtigungen. Ich gehe zur Haustür hin, haut es mich schon um, so hat es gestunken. Das war das Schlimmste. Ich wäre nie darauf gekommen, (dass es so etwas gibt, MJ). Nie darauf gekommen, wenn nicht der damalige Pater (nennt Namen) eines Tages im Vorzimmer gestanden wäre und ich gehe zufällig hinaus, weil jemand, weil ich jemanden hinausbegleitet habe und er steht dort und hat mich gefragt, ob er mit mir reden kann. Er braucht eine Erhöhung des Tagessatzes, sie kommen mit dem Geld nicht aus. Und jetzt stimmen die Proportionen, aber die Zahlen natürlich nicht mehr und ich habe gesagt, was haben Sie für einen Tagessatz? Da hat er irgendwas von ÖS 30, oder ÖS 50 irgendetwas in diese Richtung gesagt und ich habe gewusst, wir zahlen woanders mehr als 300. Dann habe ich gesagt, Hey das können wir so nicht machen. ‚Ich kann ihnen da heute nichts sagen (Pater), ich muss mir das ansehen, aber ich komme Sie dann besuchen. Ich komme hinaus und schaue mir das alles an.‘²²⁷

Josef Ackerl fährt in seiner Erinnerung fort: „Und dann habe ich mit der Abteilung (im Amt der Oö. Landesregierung, MJ) ein Gespräch geführt, auch wieder alte Beamte, die haben sich um so etwas überhaupt nicht geschert. Die waren so zufrieden, weil die Einrichtung so billig war. Keine Aufsicht, nichts. Und dann wie ich hinausgefahren bin, habe ich gesagt, es gibt zwei Möglichkeiten, zusperrern ist die eine, oder die andere Möglichkeit ist, ihr übergebt die Führung des Ganzen der Caritas – ihr übergebt das Ganze der Caritas und wir überlegen uns, was wir dort tun können und daraus ist dann ein Alten- und Pflegeheim, ein Heim auch für Menschen mit Beeinträchtigungen entstanden, das für das Donautal gerade richtig war und das ökonomisch gut zu führen ist. [...] Wir haben das Ganze vor Ort neu errichtet und die Gemeindevertretung hat sehr positiv mitgezogen. Aber ich hatte vorher hinausfahren müssen und mir das ansehen. Ich war fertig.“²²⁸ Heute gelten die Einrichtungen St. Bernhard und invita sowohl als Pionierprojekte als auch als Erfolgsmodell.²²⁹

In die Jahren 1999 und 2000 datiert ein Konfliktfall im Zusammenhang mit dem Heim St. Pius, der im Zusammenhang mit einer Anzeige des Landtagsabgeord-

227 Interview mit Josef Ackerl, 18.7.2019 (John).

228 Ebd.

229 Vgl. Caritas & Du, 20 Jahre Caritas-Einrichtung Engelhartzell: Wie ein Pionierprojekt Erfolgsgeschichte schrieb, <https://www.caritas-linz.at/aktuell/news/news-archiv/detailansicht-archiv/news/78464-20-jahre-caritas-einrichtung-engelhartzell-wie-ein-pionierprojekt-erfolgsgeschichte-schrieb/> (aufgerufen am 26.8.2019).

neten Gunther Trübswasser wegen unhaltbarer Zustände in diesem Heim steht, Angela Wegscheider beschreibt diesen im Berichtsteil St. Pius im Detail. Trübswasser, selbst Rollstuhlfahrer und Mitglied der Selbstbestimmt-Leben Bewegung, war abseits dieses Konflikts ein wesentlicher Akteur bei der Einführung einer neuen Gesetzesmaterie, des Oberösterreichischen Chancengleichheitsgesetzes.²³⁰ Das 1965 in Oberösterreich erlassene Behindertengesetz bzw. das Oö. Behindertengesetz 1991 blieb bis 2008 in Kraft. Es gab den Verbänden durch die gesetzliche Festschreibung ihrer Dienstleistungen Rechtssicherheit und begünstigte den Aufbau zentraler Spezial- und Großeinrichtungen. Erst seit den 2000er-Jahren wird auch in Oberösterreich in der Behindertenhilfe vermehrt auf ambulante (mobile) Hilfe und dezentrale Versorgung gesetzt. Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung war maßgeblich am Aufbau der Leistung ‚Persönliche Assistenz‘ beteiligt. Das 2008 in Oberösterreich erlassene Chancengleichheitsgesetz, das das alte Behindertengesetz ersetzte, anerkennt nun, dass die betroffenen Personen auch von der Umwelt beeinträchtigt werden und verankert Möglichkeiten zur Mitbestimmung.²³¹ 2006 wurde bereits auf Bundesebene das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz verabschiedet, das ebenfalls in diese Richtung weist, im Zuge dieses Gleichstellungspakets wurde die Behindertenanwaltschaft geschaffen, die ins Sozialministerium ressortiert.²³² Seit 2017 ist Hansjörg Hofer Leiter der Behindertenanwaltschaft, als von einer Beeinträchtigung betroffenes Kind: „Vergessen S’ den Buben, stecken S’ ihn in ein Heim“, riet ein Arzt den Eltern.²³³ Was diese nicht taten. Heute ist der promovierte Jurist Mitglied der Rentenkommission nach dem Heimopferrentengesetz von 2017, in dem es um eine Art Entschädigung für in Heimen erlittene Gewalt geht. Dieses Gesetz wiederum betrifft sowohl Menschen mit als auch ohne Beeinträchtigung.²³⁴

Das Heimopferrentengesetz ist der letzte Baustein einer Reihe von Maßnahmen, mit dem Opfer psychischer, physischer oder sexueller Gewalt in Fremdunderbringung Wertschätzung erfahren sollen. Ausgelöst von den bereits angesprochenen „Missbrauchsskandalen“ 2010/II wurden Maßnahmen der Aufarbeitung und Maß-

230 Vgl. Trübswasser, Versorgung, 183f.

231 Vgl. ebd.

232 Vgl. Bundesgesetz über die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz – BGStG), BGBl. I Nr. 82/2005.

233 Neuer Behindertenanwalt Hansjörg Hofer, Der Standard, 8.5.2017, <https://www.derstandard.at/story/2000057188189/neuer-behindertenanwalt-hansjoerg-hofer-vorzeigekarriere-nach-einem-rat-zum-vergessen> (aufgerufen am 12.5.2019).

234 Volksanwaltschaft, Heimopferrente, <https://volksanwaltschaft.gv.at/heimopferrente> (aufgerufen am 26.8.2019).

nahmen der Unterstützung und Hilfe gesetzt, wohl wissend, dass das entstandene Unrecht nicht „wieder gut gemacht“ werden kann. Rein rechtlich handelt es sich um Vorfälle, die sich vor langer Zeit ereignet haben und daher verjährt sind. Daher stammt die Wortwahl der „finanziellen Geste“.²³⁵ Personen, die Opfer von Gewalt und Missbrauch in österreichischen Heimen oder als Pflegekind waren, können sich bei den Kinder- und Jugendanwaltschaften der Bundesländer (staatliche Zuständigkeit, Zuständigkeit der Länder) melden bzw. bei den Ombudsstellen der Diözesen, damit in Verbindung stehen die diözesanen Kommissionen gegen Missbrauch und Gewalt (kirchliche Einrichtungen). Die Zentrale der kirchlichen Einrichtungen stellt die sog. „Klasnic-Kommission“ dar, die Unabhängige Opferschutzanwaltschaft. Diese veröffentlichte, dass bis 20. Mai 2019 in Summe 2.107 positive Entscheidungen in ganz Österreich ergangen sind und 28,72 Millionen Euro ausbezahlt wurden.²³⁶ Abseits der rechtlichen und finanziellen Aspekte einer Aufarbeitung fällt die historisch-wissenschaftliche. Diese Studie ist ein Teil der gesamt-österreichischen Bemühungen auf diesem Gebiet.

235 Vgl. John, Keine Probleme, 425f.

236 Unabhängige Opferschutzanwaltschaft, <http://www.opfer-schutz.at/> (aufgerufen am 26.8.2019).

3. VERANTWORTUNG UND AUFARBEITUNG – UNTERSUCHUNGEN ÜBER GRÜNDE UND BEDINGUNGEN VON GEWALT UND MISSBRAUCH IM HEIM STEYR-GLEINK DER CARITAS OBERÖSTERREICH (MARION WISINGER)

3.1. EINLEITUNG

„Es geht um das Bewusstsein einer Gefährdung, von der man weiß, seit man von ihr weiß. Seit man weiß, dass es eine Illusion war, zu meinen, der Zivilisationsprozess sei unumkehrbar, von der man also weiß, dass sie immer aktuell bleiben wird. Und es geht um etwas, das ich eine bis in die anthropologische Substanz gehende Scham nennen möchte. Eine Scham, die, abgelöst von der Schuldfrage, jeden ergreift, der sich ergreifen lässt.“²³⁷ (JAN PHILIPP REEMTSMA)

Es gibt Einrichtungen und Institutionen, an deren Geschichte man die gesellschaftlichen Dynamiken einer bestimmten Zeit nicht nur an den deutlichen Spuren kollektiver Erinnerung, sondern auch durch die Widersprüchlichkeit unterschiedlicher Erinnerungsformen nachvollziehen kann. Die im Laufe dieses Forschungsprojekts immer deutlicher zutage tretende Diversität an Interpretation von Geschehenem, die Wucht der emotionalen Berichterstattung auf allen Seiten, letztlich die Verzweiflung über das Geschehene und Nichtgeschehene, öffnet den Blick auf ein weites Spektrum realer oder als real erinnerten Gegebenheiten. Die hier vorliegende Studie ist stellenweise vertiefend, über weite Strecken kursorisch, in ihrer Grundaussage aber jedenfalls exemplarisch für Einrichtungen wie das ehemalige Kinderheim- und Jugendheim Steyr-Gleink.²³⁸

Die Geschichte der 2009 geschlossenen Einrichtung, früher Erziehungsanstalt, später Sozialpädagogisches Zentrum Gleink, zeigt zudem einen eindrucksvollen Abriss von Gegenwartsgeschichte, der sich über sechzig Jahre erstreckt und über Institutionengeschichte hinaus die Entwicklung einer Gesellschaft und ihrer Grundzüge auf vielen Ebenen skizziert. Die vielfältigen Betrachtungen des Geschehens in Gleink weisen die Dynamiken einer zunehmend fortschrittlichen Gesellschaft auf, die sich in den Hinterzimmern ihres gesellschaftlichen Treibens in einer Art Doppelleben allzu lange nicht von den Prinzipien einer autoritär strukturierten Gesellschaft verabschieden konnte. Der Umgang mit denjenigen, die sich

237 in: Wozu Gedenkstätten?, in: Mittelweg 36, (April/Mai 2004), 62.

238 In Folge wird für die bessere Lesbarkeit diese Einrichtung als „Gleink“ bezeichnet.

der aufstiegsorientierten Normativität der Aufbruchs- und Nachkriegsgesellschaft wideretzten, war Teil der Entwicklung einer nach 1945 devastierten Gesellschaft hin zu einem menschenrechtlich agierenden Staat. Im Gleinker Mikrokosmos „der Schwächsten der Gesellschaft“ offenbarten sich die Machtstrukturen der Gesellschaft.

Das Zusammenspiel von Jugendämtern, Kirche (und ihren Institutionen Caritas und Herz Jesu Missionare), Schulbehörden aber auch Exekutive, Judikatur und Medizin ergab ein geschlossenes System der Aufsicht, Kontrolle, Zwang, Beraubung von Freiheit, letztlich Bestrafung und Gewalt, welches jegliche Integrität verletzte. Die Reaktion der in Gleink dieser Ausweglosigkeit durch ineinandergreifende Instanzen ausgelieferten Menschen war für viele Betroffenen selbstzerstörend. Ein Kind, das einer Gewaltsituation entflieht, sich weder an die Polizei, das Jugendamt oder die Leitung des Heims wenden kann, und mit Zwang in dieser Situation „angehalten“ wird, verzweifelt. Gewalt als einziges Mittel, sich diese Zwangslage etwas zu verbessern, war die Lebensschule, die Gleink seinen „Zöglingen“ mit auf den Weg gab. Das Heim in Gleink wird in der Liste der zehn schlimmsten Kinderheime Österreichs aufgelistet²³⁹ und die Beschreibungen dieses Ortes reichen von „Steyr-Gleink war die Hölle“, ²⁴⁰ „in Gleink herrschte das Faustrecht“²⁴¹ und „es war die schlimmste Zeit meines Lebens.“²⁴²

Die hinter den dicken Mauern verborgene Welt wurde österreichweit genützt, um die von den Fürsorgebehörden als besonders „schwierig“ eingestuften Fälle „loszuwerden“. Man löste familiäre, soziale oder psychische Notsituationen der Kinder, indem man möglichst nicht mehr hinsah. Für deren Aufsicht engagierte man viele Jahre einen Orden, dessen Angehörige ihre Tätigkeit mit Härte und Strenge ausübten. Erst ab den späten 1970er-Jahren kam es zu einer schrittweisen Verbesserung der Zustände.

Es gerieten Gleink, deren Schicksal durch den Tod oder die plötzliche Erkrankung eines Elternteils geprägt war, die alleinerziehende Mütter hatten oder beispielsweise aus Gastarbeiterfamilien stammten. Das Stigma „verhaltensauffällig“ oder „verhaltensgestört“²⁴³ oder gar „erziehungsunfähig“ passte nicht auf diese

239 Weiss, Hans, Tatort Kinderheim, Ein Untersuchungsbericht (München 2012), II.

240 Akten Ombudsstelle, HK 4.

241 Akten Ombudsstelle, HK 20.

242 Akten Ombudsstelle, Protokoll HK 21.

243 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, I.

Kinder. Anstatt eine Familie, etwa bei der Kinderbetreuung nachmittags gezielt zu unterstützen, wurden die Kinder ohne Vorwarnung abgeholt. Die psychischen Folgen dieser schockartigen Entwurzelung und die darauffolgenden Gewalterfahrungen im Heim veränderten auch diese Kinder, machten sie ängstlich, verstockt, aggressiv oder antriebslos. Dies bestätigte die Betreiber von Gleink nur darin, dass man es mit „schwierigen“ Kindern zu tun hatte. Besonders verheerend waren die Zustände in Gleink für Kinder, die aus Familien geholt wurden, weil sie bereits dort Gewalt oder Missbrauch ausgesetzt waren. Sie fanden auch hier keinen Schutz, ihre Gewalterfahrungen wiederholten sich. Für sie gab es keinen Ausweg und keine Hoffnung auf eine Heimkehr in die Familie. Die in den Protokollen der Opferschutzstellen verzeichneten Lebensläufe geben ein Abbild dieser Hoffnungslosigkeit auch nach der Entlassung aus dem Heim. Gefängnis oder Psychiatrie übernahmen die Funktion des Wegsperrrens. Für viele Betroffene ist der Leidensweg, der in der Kindheit begann, heute noch immer nicht zu Ende. Nach der Sonderschule, mit in vielen Fällen mangelnder Berufsausbildung, folgte der soziale Absturz.

Die eingangs dargestellte Widersprüchlichkeit ist Inhalt dieses Forschungsprojekts auf vielen Ebenen, etwa durch Ausblendung der Misstände und die Aufrechterhaltung des guten Scheins nach außen. Die Landesregierung und ihre Behörden, die Kirche und die Caritas hielten das Gewaltssystem und parallel dazu das Bild der „karitativen und fürsorgenden Welt“ aufrecht. Zwischen den Absichtserklärungen in den vielfältigen pädagogischen Konzepten und der Behandlung der Kinder und Jugendlichen bestanden große Unterschiede. Und obwohl die Medien immer wieder über das „Kindergefängnis“ berichteten, sah die Caritas ihre Tätigkeit vor Ort als durchaus schwierige, aber lohnenswerte seelsorgerische und soziale Aufgabe an. „Eine empfindliche Wunde der menschlichen Gesellschaft ist die Verwahrlosung der Jugend. [...] Zur Heilung und Rettung der Menschen auf Irrwegen ist besonders die Kirche berufen gemäß dem Auftrag Christi“, damit ist das Grundmotiv, sowie der Inhalt für unsere Tätigkeit in Gleink umschrieben.“²⁴⁴

Angesichts der schrecklichen Erinnerungen, die von den ehemaligen Heimkindern bei den Kinder- und Jugendanwaltschaften und den diözesanen Opferschutzkommissionen dokumentiert wurden, irritieren die 1976 formulierten Grundprinzipien der damaligen Erziehungsarbeit der Caritas: „Liebe zum Kind, das unverschuldet in den Notstand der Fehlentwicklung geraten ist. Geduld, Nachsicht, Rücksicht auf die persönliche Veranlagung [...] um bei dem Kind anzukommen, muß man hier

244 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 1.

um das Vertrauen des Kindes werben“.²⁴⁵ Dem steht die Aussage eines 1967 bis 1970 in Gleink lebenden Heimkinds, „diese Herrschaften hatten nicht die geringste Ahnung, wie man mit jungen Menschen umgeht, denen Geborgenheit und Nestwärme fehlt“²⁴⁶ deutlich gegenüber.

Als im April 2010 die Opferschutzkommission der katholischen Kirche (Klasnic-Kommission) gegründet wurde, war Gleink gerade eben ein Jahr geschlossen.

3.1.1. ÜBER DIE FORSCHUNGSARBEIT

Eine Forschungsarbeit wie diese hier vorliegende kann nur gelingen, wenn die Informationen und Recherchen wie ein Puzzle gesammelt, aber nicht sofort zusammengesetzt werden. Manchmal müssen Erkenntnisse, die etwa nach der Durchsicht eines Aktenkonvoluts als gesichert gelten, nach einem Gespräch mit einem Betroffenen, der das in den Akten Dokumentierte erlebt hat, relativiert oder anders interpretiert werden. Etwa kann ein lebensgeschichtlich geführtes Interview über die Verzweiflung eines Kindes nach der Zwangseinweisung, die in dessen Heimakten angeführten sogenannten „Erziehungsschwierigkeiten“ in einem anderen Licht erscheinen lassen.

Die Arbeiten an dem Thema Gleink gestalteten sich als schwierig. Die 2016 begonnene Arbeit an den Interviews brachte eine Fülle an Details und Eindrücken mit sich, die ein bedrückendes Bild der Erziehungs- und Bestrafungsmethoden im Heim ergaben. Dieses spiegelte sich kaum in den spärlichen noch vorhandenen Akten wider; Zufallsfunde und Fragmente ergaben keine befriedigende Auskunft über das, was sich in den Jahren 1946 bis 2009 abspielte.

Im Zuge dieser Studie können aufgrund der mangelnden Aktenlage, vor allem was den relevanten Bestand der gesamten Jugendamtsakten des Landes Oberösterreich betrifft, die Angaben der ehemaligen Heimkinder zwar exemplarisch dokumentiert werden, eine schriftliche Quelle liegt jedoch in kaum einem der Fälle vor. Dem gegenübergestellt werden die Gespräche mit den ErzieherInnen, die sich ebenfalls eingehend mit ihrer Geschichte beschäftigten. In vielen Fällen ergänzen und bestätigen Schilderungen, wie jene eines ehemaligen Leiters das, was von den ehemaligen Heimkindern erinnert wird. Es ist nicht möglich, alle Vorfälle, die von

245 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 2.

246 Akten Ombudsstelle, HK 21.

den Ombudsstellen dokumentiert wurden und laufend erfasst werden, in dieser Studie darzustellen. Wenn beispielsweise ein Erzieher öfter Gewalt ausübte, so wurde versucht, dies zu erfassen, die Studie zielt letztendlich auf die zugrundeliegenden Strukturen und die Dichte der Gewalt ab.

3.1.2. ÜBER DIE INTERVIEWS

Insgesamt wurden für die Erstellung dieser Studie über Gleink 61 Interviews geführt.

Die Interviews, die ausführlich waren und auch aufgezeichnet wurden, stellen eine wesentliche zeithistorische Quelle der Jahre 1946 bis 2009 dar. Es wurde nicht nur über die Zeit in Gleink gesprochen, sondern auch die Familiengeschichten, der weitere Werdegang und die heutige Lebenssituation kamen zur Sprache. Dies stellt ein umfassendes Bild dar, was Gleink im Leben der Menschen bedeutete und welche Folgen daraus entstanden. Die Interviews machten klar, dass kaum jemand Gleink vergessen konnte. Ehemalige Heimkinder, ErzieherInnen, Patres und Verantwortliche in der Caritas, sie alle sind auf die eine oder andere Weise mit dem Geschehenen verbunden.

Vergessen, Verdrängung, Traum, Vermutung, die Übernahme von Erinnerungen Anderer und Einbildung gehören zu diesem Gesamtbild dazu. Mit dieser Studie liegt keine kriminalistische oder juristisch valide Aufarbeitung vor, sondern sie ist eine dokumentierende und interpretierende Bestandsaufnahme von Erinnerungen und Geschehnissen.

Die in den Interviews geschilderten Details über alltägliche Ereignisse im Heim zeigen das ganze Spektrum an Erinnerungsformen, so kommen neben den Schilderungen von Demütigung und Ausgeliefertsein auch Widerstandsformen zur Sprache, etwa wenn Heimkinder aus Protest, weil sie die Toilette nicht aufsuchen durften, in die Blumentöpfe am Gang urinierten²⁴⁷, „wir waren nicht einfach, aber haben uns auch nichts gefallen lassen“,²⁴⁸ „ich schlug einen der sadistischen alten Pater mit dicker Brille mit seinem eigenen Bambusstock, mit dem er mich und die anderen Kinder blutig prügelte.“²⁴⁹

247 Akten Ombudsstelle, HK 23.

248 Akten Ombudsstelle, HK 56.

249 Akten Ombudsstelle, HK 40.

So wurde individuell teils konstruierte Erinnerung zur psychischen Überlebensform, die Betroffenen veränderten ihre Sicht auf die Zeit im Heim. Der Austausch unter den ehemaligen Heimkindern spielte hier eine zentrale Rolle. Von Bedeutung sind hier die Berichte von Personen, die keinerlei Kontakte zu anderen Betroffenen hatten und von vergleichbaren Erinnerungen berichteten. Allerdings fehlen in diesen Fällen mitunter Namensnennungen, hier ist z.B. die Rede von Erziehern mit dicker Brille und schütterem Haar.

Jedenfalls sind Erinnerungen, so zweifelhaft sie auch sein mögen, Ausdruck einer bestimmten Situation oder einer partiellen Rückblende. So erinnerte sich ein Betroffener, der Judoka „der Peter Seisenbacher hat uns trainiert“,²⁵⁰ dies konnte nicht verifiziert werden, in jedem Fall aber beschreibt es die sportlichen Aktivitäten im Heim und dass der Betreffende möglicherweise stolz darauf ist. Aber auch Erinnerungen wie, dass ein Pater nach dem Missbrauch in der Sakristei die Stola geküsst oder ein Kreuzzeichen auf dem Bauch des Opfers gemacht habe, oder dass ein Kind den Blick während schwerer Züchtigungen mit dem Bambusstab auf ein Kreuzifix richten musste, sind möglicherweise unrichtig, aber in jedem Fall Zeugnis für die allgegenwärtige Religion auch angesichts von Unrecht und schwerer Gewalt. Dies bedeutet nicht, dass die Betroffenen „lügen“ oder es mit der Wahrheit nicht genau nehmen. Die Vorfälle liegen oft Jahrzehnte zurück und werden, da schemenhaft abrufbar, zu einem plausiblen Ganzen rekonstruiert. Was öfter erzählt wird, wird so zur gelebten Realität, dies bewirken auch die Heimkinder-Foren, die manche „Irrtümer“ kolportierten, etwa dass man in Gleink hungerte oder dass manche Erzieherin womöglich keine Unterwäsche trug. Letztendlich glaubten viele, gewisse auch in den Heimkinderforen verbreitete Geschehnisse selbst erlebt zu haben, entsprach doch das „Hungern“ (Essenentzug als Strafe) und die aufreizende Art einer Erzieherin sich zu kleiden in manchen Aspekten den damaligen eigenen Erfahrungen und Emotionen in Gleink.

Das Leid, das in vielen Fällen vor, während und nach der Heimzeit erfahren wurde, der Absturz aus den sozialen Netzen bis zur in vielen Fällen schweren Erkrankung, brachte eine Fokussierung auf den (tatsächlichen oder aber vermeintlichen) Grund dieser persönlichen Entwicklung mit sich. Der Heimskandal und die Chance, endlich gehört zu werden, die Gemeinschaft der Heimkinder-Communities, aber auch das Ventil der Artikulation von Wut und Trauer, sind die oft einzige Möglichkeit der Betroffenen, ihren schwierigen Lebensverlauf sich selbst und anderen zu erklären.

²⁵⁰ Interview HK 22, 18.1.2019 (Wisinger).

Ein Blick in die Heimakten zeigt die mitunter desaströsen Bedingungen in den Familien, und das Heim fügte dem weitere negative Lebenserfahrungen hinzu, nämlich die der völligen Erniedrigung „Schläge auf den nackten Hintern“, der Entwertung „verhaltensgestört“, der Verletzung der Integrität, dem Gefühl der Ohnmacht „andere bestimmen was geschieht“ und nicht zuletzt der Konditionierung, die Gewalt als einzige Möglichkeit gegen Schmerz erscheinen ließ.

Diese Grundkonstellation machte die Heimzeit zur Spitze des Eisbergs derjenigen Auslöser, die das Leben der betroffenen Menschen zerstörten. Das bedeutet nicht, dass nicht auch gute Zeiten im Heim waren, freundschaftliche Begegnungen mit ErzieherInnen, Ferienzeiten, Sport, Ausbildung, Freundschaften und eine Art Zuhause. Vor allem ab den 1980er-Jahren veränderte sich das Klima und besser ausgebildete SozialpädagogInnen waren vor Ort. Es war sogar üblich, dass Kinder in die Familien der ErzieherInnen mitgenommen und ein Stück weit in die Gesellschaft reintegriert wurden.

Das änderte nichts daran, dass das Konstrukt der Zwangseinweisung in ein potentiell gewaltsames System nicht funktionieren konnte. Zudem hatte man in Gleink vor allem in späteren Jahren mit Einweisungen von Kindern und Jugendlichen zu kämpfen, die offenbar für andere Betreuungseinrichtungen untragbar geworden waren oder einer völlig anderen Therapieform bedurft hätten. Etwa die „Kinder vom Karlsplatz“ überforderten die ErzieherInnen als auch die Gruppen, „Karlsplatz, Kinderstrich, grauenhaft. Kaputt, und was die in Gleink erlebt haben, war nicht besser.“²⁵¹ Sie wurden in Gleink „deponiert“, weil sie sonst nirgendwo hinkonnten. 12- bis 13-jährige Jugendliche kamen als Kettenraucher ins Heim.²⁵²

Auch die Anstrengungen, das Heim durch Umbauten kindgerechter zu machen, änderten wenig an der Wahrnehmung der Umstände. So schlecht konnte keine Familie gewesen sein, dass nicht das Heim in vielen Fällen retrospektiv als negativ bewertet wurde, da man von der Familie weggebracht wurde. Im langjährigen Durchschnitt waren 31% der Kinder aus anderen Bundesländern, der größte Teil davon stammte aus Salzburg.²⁵³ Erst in späteren Jahren gab es eine Einbeziehung der Eltern, und das Kind wurde, so möglich, in Kontakt mit seinem Umfeld belassen, während man viele Jahrzehnte auch aufgrund der geografischen Gegebenheiten eine völlige Entfremdung von der Familie beabsichtigte.

251 Interview HL 5, (John, Wisinger).

252 AZ/Tagblatt, 29.10.1987.

253 Archiv Gleink, SPZ Gleink-Situationsanalyse 2/2009, 5.2.2009.

Die Interviews im Rahmen dieses Forschungsprojekts fanden in unterschiedlichen Lokalisationen statt, und führten mitunter auch in die private Sphäre der Betroffenen. Familienangehörige waren anwesend, Haustiere waren da, und die Lebensweise der InterviewpartnerInnen zeigte sich. Auch gab es Gespräche, die im öffentlichen Raum stattfanden, in Kaffeehäusern oder auf Parkbänken, am Bahnhof, im Wirtshaus oder im verrauchten Darts-Café. Die Gespräche dauerten im Durchschnitt eineinhalb Stunden, sie berührten durchwegs äußerst persönliche Themen, viele Betroffene weinten, begannen zu zittern oder waren sehr aufgewühlt. Das, was sich erschloss, war ein Wiederaufleben der Erinnerung an tiefe Verletzungen und Enttäuschungen. Zu hören, was Kindern angetan wurde, die sich nicht wehren konnten, war der schwierigste Teil dieser Forschungsarbeit.

Die Grausamkeit lag oft im Detail, wenn etwa jemandem im Speisesaal völlig überraschend mit dem Schlüsselbund von hinten auf den Kopf geschlagen wurde oder ein elfjähriges Kind stundenlang mit einem durch Bettnässen verschmutzten Leintuch am Gang stehen musste. Das Hauptaugenmerk des Forschungsteams lag nicht darauf, alle „Beweise“ der Glaubwürdigkeit zusammenzutragen, hier spricht die Dichte der Aussagen und auch die zeitgenössische Berichterstattung der Medien für sich, sondern aufzuzeigen, welche Dynamiken in einer von der Gesellschaft als Zwangsmaßnahme intendierten und von den Verantwortlichen nicht kontrollierten „Erziehungsanstalt“ auftreten müssen.

Die sexuelle Gewalt als Unterdrückungsmechanismus gehört zu diesem Phänomen dazu. In den Interviews werden demütigende Reinlichkeitskontrollen, Tabuisierung von Sexualität, Bestrafung im religiösen Kontext und fehlende Hilfestellung bei Vergewaltigungen und Nötigungen in einem Capo-System der Kinder geschildert. Die Verzweiflung über diese Erinnerungen belastete die Interviewten deutlich, zumal sie auch selbst Teil dieses Systems waren. In den Gesprächen wurden etliche Namen von ehemaligen Heimkindern genannt, die ihre Zimmerkollegen sexuell nötigten, ihnen Verletzungen zufügten, sie jahrelang in einer Art Gefangenschaft hielten. Viele der Genannten haben sich offenbar nicht bei den Ombudsstellen gemeldet, wobei anzunehmen ist, dass sie womöglich selbst Opfer waren. Sie sind bis heute verstummt, hat sie doch das System zu Opfern und Tätern gemacht.

„Ich kam nie aus dem Heim heraus“, sagen ehemalige Heimkinder heute und meinen, dass, wer einmal „Gleinker“ war, den schlechten Ruf des Heims und seiner Bewohner nicht mehr los wurde. Viele konnten schwer Fuß fassen im Berufsleben und im Privatleben. Jede spätere Auffälligkeit oder kleine Delikte wurden von den Behörden hart sanktioniert. Wer nach dem Heim auf die schiefe Bahn kam, geriet in die Mühlen der Justiz. Kaiserebersdorf, später (Jugend-) Gefängnis oder Psy-

chiatrien waren die Optionen, die der Staat für die ehemaligen Heimkinder bereithielt. Die Traumatisierung durch Gewalt wurde erst spät zur Kenntnis genommen, oft nahm sich erst ein Therapeut im Gefängnis einer Person an. Nicht wenige schickten ihre inhaftierten Klienten zu den Ombudsstellen, Gleich war das dominante Thema der Therapien gewesen. Viele schrieben auch direkt aus der Haft, und wandten sich um Hilfe an die zuständigen Stellen. Ihre Beweggründe sind unter anderem, so geben sie an, sich mit der Entschädigung der Klasnic-Kommission ein Leben nach der Haft aufzubauen. Gewisse Sachverhalte wurden vage angegeben, so ging es etwa in einem Fall darum, dass eine Erzieherin dem Burschen bei einem Badeausflug an die Badehose griff.²⁵⁴ Es ist Aufgabe dieser Forschungsarbeit, diese Angaben darzustellen, deren Wahrheitsgehalt kann jedoch nicht bewertet werden.

Die Interviews und die Protokolle der Ombudsstellen geben Zeugnis darüber, wie ein unverschuldet schwieriger Start in der Kindheit das weitere Leben der Menschen bis heute prägen kann. Die lebenslangen Bemühungen des Einzelnen, im Leben endlich Fuß zu fassen, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Biografien. Wer ganz unten war, blieb oft unten. Dazu kommen signifikant viele Erkrankungen im späteren Lebensverlauf, einige der Interviewpartner leiden unter chronischen Atemwegserkrankungen, Krebs, Sucht oder schweren Wirbelsäulenschäden, manche sind bereits verstorben und konnten ihre Entschädigung oder die Heimopferrente nicht mehr erhalten. Das Leben vor, im und nach dem Heim machte viele Menschen krank.

Besondere Aufmerksamkeit galt den Gesprächen mit ehemaligen ErzieherInnen, insgesamt wurden elf Personen interviewt. Ihre Position war aus mehreren Gründen eine schwierige. Manche waren bereits über etwaige Vorwürfe im Bilde, andere hofften vielleicht, nicht befragt zu werden. Einige wurden bereits angezeigt oder beschuldigt und versuchten, ihre Sichtweise und Stellungnahme in einem Interview glaubwürdig darlegen zu können. Im April 2011 wurden die Verfahren gegen 22 Erzieher des Heims aus Gründen der Verjährung von der Staatsanwaltschaft Steyr eingestellt. Man ermittelte seit Anfang Dezember 2010 in Fällen von körperlicher Misshandlung und auch vereinzelt zu sexuellem Missbrauch in den Jahren 1960 bis 1980. Drei Beschuldigte waren bereits verstorben. Ein Betroffener wurde befragt, auch das Landeskriminalamt ermittelte in Zusammenarbeit mit der diözesanen Kommission gegen Missbrauch und Gewalt.²⁵⁵

254 Akten Ombudsstelle, HK 33.

255 OÖN, 29.4.2011.

In manchen Fällen waren bei den Interviews mit den ErzieherInnen Angehörige anwesend, bedeutete doch die Befragung eine schwere Belastung, vor allem wenn es um Missbrauchsvorwürfe ging. Auch hier wurden die persönlichen Erinnerungen dokumentiert und möglichst objektiv dargestellt.

Das Heim hat in vielen Fällen nicht nur die Leben der dort aufgewachsenen Kinder und Jugendlichen beeinträchtigt, es hat auch das Berufsleben und die Gesundheit der dort Beschäftigten maßgeblich beeinflusst. Einige InterviewpartnerInnen konnten letztendlich zu klaren Worten der Distanzierung finden, einige wollten nicht wahrhaben oder wissen, was in Gleink geschehen ist. Eigene Erinnerungsformen setzten auch hier ein und schützten die betreffende Person davor, sich mit dieser Zeit auseinanderzusetzen. Es gab viele Personen, die lange Jahre in Gleink arbeiteten, und die enorme Fluktuation der hier arbeitenden Menschen weist auf die Schwierigkeit der Tätigkeit und eine Struktur hin, die diese letztlich scheitern ließ.

Diejenigen, die für ein Interview nicht zur Verfügung standen, sagten im Grunde viel. Die am längsten in Gleink arbeitende Erzieherin (ER 1), die kontaktiert wurde, lehnte nach mehreren Anfragen ein persönliches Gespräch ab. Und obwohl über sie als Erzieherin fast ausschließlich neutrale oder positive Berichte vorlagen, meinte sie in einem Telefonat, dass es nichts Besonderes gäbe, woran sie (sich) erinnern könnte. Immerhin erinnerten sich viele Heimkinder an sie, „positive Erinnerung“,²⁵⁶ eine „liebe Frau“²⁵⁷, viele betonten auch, dass ER 1 vieles über sie wusste, ihnen jedoch nicht geholfen hätte. Dies mag ein Grund sein, weshalb sich die Erzieherin zu keinem Interview bereit erklärte.

Eine ähnliche Rolle spielte die als „Omi“ bezeichnete in der Krankenstation tätige SP1. Nachdem ein Bub schwer geschlagen worden war und er aus dem Ohr blutete, meinte sie angeblich „das musst schon aushalten“.²⁵⁸ SP 1 ist bereits verstorben.

Viele der ehemaligen Heimkinder lesen keine Zeitung oder hören kein Radio, haben keinen Internet-Zugang. Wenn sie nicht zufällig jemanden aus der „Heimzeit“ kannten, erfuhren diese Personen oftmals nicht von der Aufarbeitung und der Möglichkeit eine Entschädigung oder Heimopferrente zu bekommen. Signifikant

256 Akten Ombudsstelle, HK 20.

257 Akten Ombudsstelle, HK 57.

258 Akten Ombudsstelle, HK 12.

hoch ist auch die Anzahl derjenigen, die sich bei den Opferschutzeinrichtungen meldeten und in äußerst schwieriger sozialer Lage sind. Viele sind in Haft und haben „von der Möglichkeit gehört“, nur vereinzelt meldeten sich Personen, die es nach Gleink „schafften“ ein normales Leben zu führen. Die Mehrzahl der ehemaligen „Gleinker“ hat sich bis heute nicht gemeldet.

3.2. DIE GESCHICHTE DES HEIMS

„Die Repression steckt in den Mauern.“²⁵⁹

Am besten sieht man die Ausmaße der Anlage des ehemaligen Benediktinerklosters, wenn man ein Stück weit die Anhöhe hinaufgeht. Es ist ein großes Areal, dessen Grundmauern im 12. Jahrhundert errichtet wurden. In der Mitte, im Innenhof, befindet sich die Kirche von Steyr-Gleink. Das im 18. Jahrhundert säkularisierte Gebäude wurde im Laufe seiner Geschichte auch als Kaserne verwendet, und gelangte 1791 als Dotationsgut an den Bischof von Linz. Von da an wurde es als diözesane Einrichtung verwendet, die Bischöfe von Linz hatten ihren Sommersitz in den kühlen Mauern, und 1832 kamen Salesianerinnen von Wien nach Gleink. Die hier lebenden 70 Schwestern (des Hl. Franz von Sales vom Orden der Heimsuchung Mariens) bewirtschafteten das Gebäude und den Klostergarten bis 1977.

Von 1914 bis 1919 waren Studenten des Linzer Gymnasiums Petrinum untergebracht und nach dem Ersten Weltkrieg war hier bereits ein „Kinderheim Gleink“, eine Zweigstelle des seraphinischen Liebeswerkes unter der Leitung der Kreuzschwestern. Die Nationalsozialisten verteilten die Kinder des „Liebeswerks“ auf verschiedene Anstalten und übernahmen die Einrichtung.²⁶⁰ Gauleiter Eigruber ließ die hier ansässigen Salesianerinnen 1940 in das Kloster Beuerberg im Isartal bei München bringen. Zwischen 1939 und 1945 richtete man ein Gauerziehungsheim für „schwer erziehbare Kinder“ ein. Man plante, eine moderne Erziehungsanstalt zu errichten, und begann mit Renovierungsarbeiten. Das Parterre wurde trockengelegt und eine moderne Küche, Wäscherei und Badeanlagen entstanden. In den ersten Jahren wurden über 300 Kinder in Gleink untergebracht, ab 1943 benötigte man den Raum vermehrt für Flüchtlinge und Umsiedler aus Schlesien.²⁶¹

259 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

260 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Abschrift. Kinderheim der Caritas, promemoria, 12.6.1946.

261 Information für Presse, Caritas Informationen, 5.12.1956.

Im April 1946 kehrten die Salesianerinnen mit 22 Schwestern zurück. Die Diözese Linz unterbreitete der Oberin den Vorschlag, das vom Gau Oberdonau „gut eingerichtete“ Kinderheim zu übernehmen. Aber die Schwestern entschieden sich für die Beibehaltung ihres „beschaulichen“ Lebens.²⁶²

Als schließlich die Caritas die Einrichtung 1946 übernahm, versorgte der Fürsorgeverband in Gleink noch etwa 30 Kinder und 180 alte, zum Großteil bettlägerige Schlesier. Die Salesianerinnen sagten ihre Mitarbeit im Caritasheim zu, sie übernahmen die Mithilfe in der Wäscherei und in der Gemüselieferung. Auch die Kreuzschwestern nahmen ihre Arbeit für das Caritas-Kinderheim auf.²⁶³

Das Gebäude war zu diesem Zeitpunkt völlig renovierungsbedürftig und musste vor allem entrümpelt werden.²⁶⁴ Kein geeigneter Ort, um Kinder unterzubringen. Die wenigen aus der frühen Zeit erhaltenen Fotos zeigen die ärmlichen Verhältnisse, in denen die Gleinker Heimkinder lebten.

Ab 1950 übernahm der Orden der Herz-Jesu-Missionare die Leitung des Caritas-Heims bis 1989. Das Heim blieb trotz der steigende Kosten verursachenden, weiterhin nötigen Umbau- und Renovierungsarbeiten und der sinkenden Anzahl an zu betreuenden Kindern und Jugendlichen als Sozialtherapeutisches Zentrum Gleink bis 2009 in Betrieb. Dann wurde Gleink auf Betreiben der Caritas und letztlich der oberösterreichischen Behörden geschlossen. Heute ist ein Teil der Anlage zu Wohnungen umgebaut, die von der Diözese vermietet werden. Im ehemaligen Kloster sollen künftig Räumlichkeiten des Diözesanarchivs entstehen. In den letzten Jahren brachte die Caritas Flüchtlinge im hinteren Trakt unter. Das Gebäude ist nach wie vor grundlegend renovierungsbedürftig und steht seit der Schließung des Sozialpädagogischen Zentrums Gleink 2009 vorwiegend leer.

Wenn man heute in Steyr-Gleink nach dem Heim fragt, so erinnern sich viele der Einheimischen an die hier untergebrachten Kinder. „Das Zusammenleben war nicht leicht“ und „das waren arme Buben“, sagen viele. In den 63 Jahren des Bestehens des Heims ist der Ort um das ehemalige Kloster herum gewachsen. Viele ehemals im Heim Beschäftigte haben sich hier und in der Umgebung angesiedelt. Die ErzieherInnen haben Einfamilienhäuser mit schönen Gärten in der Nähe ihres Arbeitsplatzes gebaut, viele Menschen in Gleink, Steyr und Dietach kennen sich

262 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Abschrift. Kinderheim der Caritas, promemoria, 12.6.1946.

263 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Abschrift. Kinderheim der Caritas, promemoria, 12.6.1946.

264 DAL: CDL-A/1, Sch. 317, Fasz. IX/2: Information für Presse, Caritas Informationen, 5.12.1956.

aus der gemeinsamen Zeit in Gleink. Als die ersten Meldungen über die Vorkommnisse im Heim kumuliert auftraten, holte die Vergangenheit nicht nur die Menschen, die unmittelbar davon betroffen waren, sondern auch das regionale Umfeld ein. Es ging nicht mehr um eine Einrichtung, deren Geschichte von HistorikerInnen dokumentiert und rekonstruiert werden sollte, sondern um eine Gesellschaft, die untrennbar mit den Geschehnissen verbunden war und ist. Man hat sich im Ort gefürchtet vor den Heimkindern, man hat auch weggesehen, man hat davon profitiert und man machte Geschäfte. Auch haben sich viele ehemalige Heimkinder in dieser Gegend angesiedelt. Letztlich wird um das geistige Erbe gestritten, nämlich, welches kollektive Gedächtnis sich der Ort und seine Menschen bewahren können. So bedeutet die Errichtung einer Gedenktafel, die auf das Leid der Kinder hinweist, für viele ein „Denkmal“ der Schuld, während es für Andere ein „Zeichen wider das Vergessen“ bedeutet. Die Tafel wird zentral am Eingang in den Innenhof angebracht sein, da, wo die Gleinker Kirchgänger vorbei gehen, wo die Weihnachtsmärkte stattfinden und die großen kirchlichen Feiern. In den frühen Jahren des Heims durften sich die Buben, wenn der Ort hier feierte, nicht im Hof blicken lassen, sie waren in ihrer schäbigen Kleidung als die Ärmsten der Armen unerwünscht. In Zukunft sind sie präsent.

Die hier ehemals Beschäftigten, SozialpädagogInnen, ErzieherInnen und auch Patres und Brüder der Herz Jesu Missionare, die hier im Heim ihr in diesen Strukturen Möglichstes getan haben, und die sich für die in ihren Ursprungsfamilien oft schwer misshandelten Kinder einsetzten, fühlen sich durch die Gedenktafel verletzt und sehen sich – auch vor dem Ort – zu Unrecht pauschal beschuldigt. Dieser Problematik versucht der Text der Gedenktafel gerecht zu werden. Den über Jahrzehnte hin schweigenden Betroffenen von Gewalt verleiht man eine Stimme im Nachhinein. Die von der Caritas intendierte Erinnerungsarbeit findet ihren Ausdruck in einem klaren Bekenntnis zu dem, was war.

3.2.1. HELFER IN DER NOT: DIE CARITAS ERÖFFNET EIN KINDERHEIM

KÄLTE UND ORANGEN: 1946-1950

Das ehemalige Benediktinerkloster in Gleink war nach dem Krieg in einem desolaten Zustand. Heizung, Sanitäreanlagen und Küche entsprachen nicht den Anforderungen, die zur Verpflegung von Kindern gegeben sein sollten. Als die Caritas 1946 in diese Gemäuer einzog, war sie soeben im Mai 1946 unter Diözesanbischof Josef Fließner als kirchliche Caritasstelle wiederbegründet worden. Man musste improvisieren und die für ein Kinderheim notwendigen Strukturen innerhalb kürzester Zeit aufbauen. Zunächst benötigte man eine Leitung, die unter schwierigsten Bedingungen vor Ort Ordnung schaffen konnte.

Der erste Direktor von Gleink war HL 1, der zwischen 1.1.1947 und 25.2.1950 zunächst eine Art erweiterter Notbetrieb im bereits bestehenden Kinderheim einrichtete.²⁶⁵ Der zu diesem Zeitpunkt siebenundvierzigjährige Lehrer aus Duisburg hatte bereits eine wechselvolle berufliche Laufbahn hinter sich. Da der Lehrerberuf in den 1920er-Jahren wenig Zukunftsaussichten hatte, absolvierte er eine Banklehre bei der Deutschen Bank und wurde Bankbeamter. Nach vier Jahren wurde er aufgrund des Rückgangs der Bankgeschäfte entlassen. In der nun folgenden Zeit der Arbeitslosigkeit bildete er sich als Hauptschullehrer weiter und kehrte in seinen früheren Beruf zurück. Nach einer Tätigkeit 1932 bis 1936 in der Deutschen Oberschule in Rom, 1936 bis 1938 in Volksschulen in Köln und Bochum, wurde er 1939 bis 1944 von der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes zum Leiter der Deutschen Volks- und Hauptschule in Hengelo in den Niederlanden ernannt. HL 1 war bereits 1934 Parteimitglied der NSDAP geworden, „weigerte sich aber hartnäckig den von der Partei als Voraussetzung zur Beförderung zum Rektor verlangten Austritt aus der Kirche zu vollziehen.“²⁶⁶ Zu Ende des Krieges flüchteten viele Niederländer und Deutsche in den Gau Ost-Hannover. Deren Kinder wurden in besonderen Heimen untergebracht, und die ehemaligen Lehrkräfte der deutschen Schulen in den Niederlanden wurden dabei eingesetzt. HL 1 wurde 1944 beauftragt, für 110 Kinder ein Heim mit Hauptschule in Gallspach in Oberösterreich und ein Lager zu leiten. Die Kinder wurden im Juli 1945 zurück in die Niederlande gebracht, HL 1 blieb und bewarb sich bei der Caritas. Er organisierte u.a. die Landaufenthalte für hungernde Stadtkinder, und wurde dann als Direktor in Gleink bestellt.²⁶⁷

265 DAL, BiA/10, Sch. II, Fasz.II: Brief Fließner an unb., Intervention 19.5.1950.

266 DAL, BiA/10, Sch. II, Fasz.II: Brief Fließner an unb., Intervention 19.5.1950.

267 DAL, BiA/10, Sch. II, Fasz.II: Brief Fließner an unb., Intervention 19.5.1950.

Von Beginn an wurden die Kinder als schwererziehbar, milieugeschädigt oder verwaorlost bezeichnet, obwohl das Heim, zunächst von 38 Buben bewohnt, diese aus ganz unterschiedlichen Gründen aufnahm. Da waren Kriegswaisen, Kinder von Flüchtlingen und Obdachlosen, alleinerziehenden Müttern oder auch in Not geratenen Eltern. Man übernahm überdies einige bereits dort wohnende Personen, die man im Heim gut brauchen konnte, in die Belegschaft auf. Als man 1947 dringend einen Tischler benötigte, beschäftigte man einen bereits 73-jährigen Mann, der 1874 in Tschechien geboren wurde und 1945 als Flüchtling nach Steyr in das Notlazarett gekommen war. Dieser übernahm Reparaturarbeiten, nun suchte man für ihn um eine unbeschränkte Aufenthaltsbewilligung an. Man arbeitete mit allen Mitteln, um Personal für den Heimbetrieb für die „Schwererziehbaren“²⁶⁸ zu gewinnen. „Wer nun zu dieser Zeit nach Gleink kam, sah und hörte nichts anderes als das eifrige Hämmern und Klopfen der Handwerker. Das ganz Haus glich einer großen Werkstatt, in der fleißige Hände bemüht waren, die Schäden der Kriegs- und Nachkriegszeit wieder auszubessern, um so für die Buben ein schönes Heim zu schaffen. Wände wurden abgerissen und versetzt, die Fußböden wurden mit Terazo belegt und Fliesenleger bemühten sich um den schönen neuen Waschraum. Auch die Buben waren in ihrer Freizeit eifrig damit beschäftigt und halfen den Handwerkern, wo sie nur konnten. Man sah, dass es ihnen Freude bereitete, am Aufbau ihres Heimes mit dabei sein zu dürfen“, erzählte der damals neue Schuldirektor über die Nachkriegszeit in Gleink.²⁶⁹

Die Einrichtung des Caritas-Heims Gleink wies von Beginn an einige Besonderheiten auf, die sich von staatlich geführten Anstalten und Einrichtungen unterschieden. Die einweisenden Behörden vertrauten auf die erzieherischen Erfahrungen und seelsorgerischen Kompetenzen der Caritas und ihrer übergeordneten Stelle, der Diözese Linz. In späteren Jahren glaubte man in den erfahrenen Herz-Jesu-Missionaren einen weiteren guten Partner gefunden zu haben. Die Jugendwohlfahrt lagerte die Kinder in ein kirchliches System aus, dessen spezifisch hierarchische Struktur die Zusammenarbeit prägte. Und man leitete Beschwerden, die von Eltern oder anderen Bezugspersonen geäußert wurden, zwar an die Caritas weiter, dabei beließ man es in den meisten Fällen offensichtlich.

268 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben HL 1 an Bundespräsidenten Renner, 14.10.1948.

269 Archiv Gleink, LP 1, Die Durchführung der heilpädagogischen Maßnahmen in der Caritas-Erziehungsanstalt Steyr-Gleink, 1951, 18f.

Der Gegenpart von HL 1 war zunächst Caritas-Direktor Msgr. Johann Schließleder (1946-1949) und dessen Caritas-Sekretär Ernst Rafferzeder.²⁷⁰ Von den Organisationsstrukturen her war Rafferzeder der direkte Ansprechpartner der Leitung in Gleink, und die von ihm geführten Korrespondenzen mit der Heimleitung sind eine wesentliche Quelle dieser Forschungsarbeit. Sie geben einen Einblick in die ersten Jahre des Heims. Rafferzeder war gut über die Verhältnisse vor Ort informiert, und ab 1949 stand ihm mit Hermann Pfeiffer ein kommunikativer Caritas-Direktor zur Seite, dem der gute Ruf der Caritas ein dringliches Anliegen war. Pfeiffer war durchaus präsent bei internen Angelegenheiten in Gleink, nicht zuletzt um Schaden in der öffentlichen Meinung abzuwenden.

Trotz der organisatorisch unklaren Situation und der schlechten wirtschaftlichen Voraussetzungen konnte in den ersten Jahren mit HL 1 vieles erreicht werden. Zunächst musste das Heim Schulstandort werden, dies gelang bereits 1948, als im Stiftsgebäude eine Landessondererziehungsschule eröffnet wurde. Der Unterricht konnte zunächst mit drei Klassen und mit 115 Schülern stattfinden, die Kinder mussten am Morgen nur einige Treppen gehen, um im Klassenzimmer zu sein. Schulerhalter war das Land Oberösterreich, Schulaufsicht hatte der Stadtschulrat Steyr, und die LehrerInnen waren geprüfte SonderschullehrerInnen.²⁷¹ Von nun an konnte man Kinder aus ganz Österreich „anwerben“, Erziehung, Bildung, Sport und Kirche waren unter einem Dach.

In den ersten Jahren waren die Schulklassen ident mit den Heimgruppen, auch nahm man keine SchülerInnen aus der Umgebung auf. Das Konzept war eine geschlossene Anstalt, in der auf die „Zöglinge“ eingewirkt werden konnte. „Hinaus“ kam man nur selten, und wenn, dann kontrolliert in der Gruppe, anlässlich der seltenen Besuche in der Familie oder in den Ferien. Auch wollte man durch die Geschlossenheit der Gruppen die Zusammenarbeit der LehrerInnen und ErzieherInnen erleichtern. Die beiden Systeme sollten pädagogisch und schulisch ineinandergreifen. Dies bedeutete auch Kontrolle über das Personal, die GruppenerzieherInnen sollten sich verantwortlich dafür fühlen, welche Leistungen die Kinder erbrachten, und sie waren letztlich auch für die Disziplinierung zuständig. Viele Erzieher verstanden diese Aufgabe als unterstützend, und sie bemühten sich, die Kinder zu schulischen Erfolgen zu führen. Allerdings gab es auch ErzieherInnen, die durch Drill versuchten, die Leistungen anzuheben. Je disziplinierter und schulisch erfolgreicher eine Gruppe war, umso besser wurde die Arbeit der ErzieherInnen bewertet.

270 Würthinger, Monika, in: Paarhammer, Hans, Rinnerthaler, Alfred (Hrsg.), Kirchlicher Wiederaufbau in Österreich (Frankfurt 2016), 25.

271 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 3.

Als Beobachtungsinstrument diente ein Mitteilungsheft, das den ErzieherInnen täglich übermittelt wurde, und von dessen Anmerkungen es abhing, ob ein Kind gelobt oder gestraft wurde. Die Kinder wussten nicht, was notiert wurde, es war stets ungewiss, was geschehen würde. Auf diese Weise konnte Druck aufgebaut werden. Viele ehemalige Heimkinder berichten über Ohrfeigen, knien und an den Haaren reißen in den Lernstunden, auch zwang man sie zu seitenlangem Abschreiben oder Auswendiglernen von Texten. Lernen und Schule waren in Gleink von Beginn an mit Angst verbunden. Dies zeigte sich in vielen Schulzeugnissen, die mit der Dauer des Aufenthalts im Heim oft tendenziell schlechter wurden. Da in den Führungsberichten der Kinder bereits vom Jugendamt Vermerke wie „lernunwillig“, „schulmüde“ oder „nicht erziehungsfähig“ zu finden waren, setzte sich diese Beurteilung während der Heimzeit fort. Mittelmäßige Schüler, die in der Schule und im Heim willkürlicher Gewalt ausgesetzt waren, wurden zu „Schulversagern“, die auch später in Lernsituationen unter Stress gerieten. Auch in der Schule kam es zu Handgreiflichkeiten, Rohrstock, Lineal oder Bambusstock fehlten nicht in den Klassenzimmern. Dies unterschied die Gleinker Schule nicht von anderen Schulen dieser Zeit, mit dem Unterschied, dass die Kinder den disziplinatorischen Repressionen nach Schulschluss nicht entkamen. Diese wurden im Heim oft bis zum Schlafengehen fortgesetzt.

Der Bedarf an Raum für die Schule vergrößerte sich bald, bereits zehn Jahre nach der Eröffnung waren 195 Schüler und neun Lehrkräfte in neun Klassen unterzubringen. (1953 wurde zudem eine Hauptschul-Privatistenprüfung eingeführt, um die Ausbildung der Buben, die bessere schulische Leistungen vorwiesen, verbessern zu können.)²⁷² Langjähriger Direktor der Landessondererziehungsschule war ab 1949 LP I, der sein Amt äußerst ambitioniert antrat. Dies ist einem Text, den er 1951 anlässlich seiner Lehrbefähigungsprüfung für Sonderschulen für Schwererziehbare verfasste, zu entnehmen. Er setzte sich eingehend mit den Gründen der „Schwererziehbarkeit“ auseinander, und differenzierte zwischen den unterschiedlichen Einweisungsgründen in Hinblick auf mögliche Behandlungsmöglichkeiten.²⁷³ In diesem Sinne hoffte er sich als neuer Direktor der Schule bewähren zu können.

Die Buben hatten es nicht nur mit den ErzieherInnen und den LehrerInnen zu tun, im Haus waren auch eine Reihe von Personen beschäftigt, die den Betrieb am Laufen hielten. Die Kreuzschwestern, die an diesem Ort traditionell Erzie-

272 Archiv Caritas, Information für Presse, Caritas Informationen, 5.12.1956.

273 Archiv Gleink, LP I, Die Durchführung der heilpädagogischen Maßnahmen in der Caritas-Erziehungsanstalt Steyr-Gleink, 1951.

hungsaufgaben übernommen hatten, waren nach wie vor als ErzieherInnen der Gruppen der kleineren Kinder beschäftigt. Weitere Frauen spielten eine traditionell supportive Rolle, so lebten im Kloster nach wie vor 15 Schwestern des Gleinker Konvents der Salesianerinnen. Diese Frauen leisteten einen Großteil der Haus- und Versorgungsarbeiten in der Pfarre und im Heim. Sie besorgten nicht nur die Mesnerei der Klosterkirche, verrichteten Dienst bei Taufen, Begräbnissen und Hochzeiten, erledigten den Schriftverkehr und die Buchhaltung für die Pfarrkanzlei, sie versorgten auch das Kinderheim mit landwirtschaftlichen Produkten. Darüber hinaus wuschen, bügelten und besserten sie die Kirchenwäsche mehrerer Pfarren aus und sorgten für den Blumenschmuck in den kirchlichen Gebäuden.²⁷⁴ Ihre Präsenz im Heim war eine weitgehend namenlose, sie verrichteten ihren Dienst bis sie aus Altersgründen 1977 Gleink verlassen mussten. Ihren letzten Lebensabschnitt verbrachten die Nonnen in Wien im Orden der Salesianerinnen am Rennweg, man benötigte den Raum für Ausbauarbeiten im Heim. Ihrem Wunsch, in Gleink begraben zu werden, entsprach die Kirche nicht. Dennoch sind diese Frauen in den Erinnerungen der ehemaligen Heimkinder durchaus lebendig. Man war von ihrer kontemplativen Zurückgezogenheit fasziniert, „die schwiegen nur“, „die waren hinter Gittern eingesperrt“, auch waren sie den Kindern mitunter auch etwas unheimlich. Der Garten der Frauen galt als geheimnisumwoben, hier durfte man nur ausnahmsweise hinein, um bei Gartenarbeiten zu helfen. Auch wurde gemutmaßt, dass hier Kindergräber waren, manch einer glaubte, er hätte gesehen, wie man etwas im Klostergarten vergrub. „Einmal als ich aus dem Fenster sah, haben Nonnen ein Bündel vergraben.“²⁷⁵ Diese „Beobachtung“ zeigt die in den frühen Jahren im Erziehungsheim vorherrschende düstere Atmosphäre, hier konnten also Kinder verschwinden, womöglich, weil sie nicht „gehorsam“ gewesen waren.

Das Heim nahm zunehmend mehr Kinder auf, 1949 betrug der „Zöglingstand“ in Gleink zu Beginn des Jahres 123 Knaben, Ende des Jahres lebten hier bereits 154 Knaben. Von 57 Entlassungen gingen 15 in andere Anstalten weiter, 31 konnten in die Familien zurückkehren, elf Kinder kamen zu Pflegeeltern. Von den 92 Neuaufnahmen kamen 15 aus anderen Heimen, 65 direkt aus der Familie und zwölf von Pflegestellen. Die Zahlen spiegeln die sozialen Verhältnisse der späten 1940er Jahr wider. Armut trotz Erwerbstätigkeit, eine schlechte Wohnsituation, Krankheit oder Verlust eines Elternteils führten zu Einweisungsgründen wie allgemeine Erziehungsschwierigkeiten, Verwahrlosung, Diebstahl, Betrug, Vagie-

274 DAL, CA/12, Sch. 74, Fasz. S/76, Steyr Gleink.

275 Akten Ombudsstelle, HK 58, Gesprächsprotokoll, 6.1.2015.

ren und Schulschwänzen, in wenigen Fällen „sittliche Verfehlungen“, Einbruch oder Brandstiftung. 42% der Kinder stammten aus Arbeiter-, 17% aus Angestelltenfamilien, 8% kamen aus Familien mit Selbständigen, 13% aus Handwerkerfamilien, 20% der Eltern waren berufslos. 18% der Väter waren vorbestraft, 6% der Mütter. 27% der Kinder wiesen normale Schulerfolge auf, 73% der Kinder waren Repetenten. 141 Kinder kamen über die gerichtliche Fürsorgeerziehung, zwölf über zugelassene öffentliche Erziehung, fünf kamen privat. 70% der Kinder waren ehelich geboren, in 19% der Fälle war der Vater im Krieg gefallen, weitere 12% verloren den Vater, 9% die Mutter. Doppelwaisen waren 5%.²⁷⁶

Obwohl die Kinder von Gleink allein aufgrund ihrer familiären Situation und ihrer Isolation im Heim unter psychischen Belastungen litten, wurden sie zu dieser Zeit mit militärischem Drill behandelt. Die wenigen Berichte, die heute bei den Ombudsstellen aufliegen, sind ein Dokument der damaligen Erziehungsmethoden. HK 1, der bereits 1945 nach Gleink gekommen war, erlebte diese vor Ort. Seinen Schilderungen nach wurde das Heim wie ein Gefängnis geführt. Im Heim und in der Schule gab es Schläge mit dem Haselnußstecken, aber die schlimmste Bestrafung war es, die ganze Nacht im Winter bei offenem Fenster im Nachthemd unbeweglich in der Kälte zu stehen, er habe nie wieder in seinem Leben so gefroren wie damals. Bis heute quält ihn besonders, dass er die Straftorturen anderer Kinder mit ansehen musste.²⁷⁷

In Ermangelung eines Einblicks in die Akten des Jugendamts des Landes Oberösterreich im Zuge dieses Forschungsprojektes wird auf Publikationen verwiesen, deren AutorInnen Aktenzugang im Rahmen ihrer Projekte bekamen. Die problematischen Zustände in Gleink waren beispielsweise den Salzburger und oberösterreichischen Jugendämtern durchaus bekannt.

Als eine Fürsorgerin einen Halleiner Buben in den 1940er-Jahren nach Gleink brachte, berichtete sie: „Es gab dort riesige Schlafsäle, kein Kind hatte einen Kasten o.ä., sondern am Fußende befand sich ein Sessel, wo das Sonntagsgewand hingte, und sonst hatten die Kinder nichts. Sehr armselig. Und Gleink war immer voll.“²⁷⁸

Die Fürsorgerin war über die Zustände dermaßen erschüttert, dass sie kein Kind mehr dorthin bringen wollte, und meldete dies der Oberfürsorgerin: „Ich hätte

276 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Erhebungen in der Caritas-Erziehungsanstalt, 1949.

277 Akten Ombudsstelle, HK 1.

278 Bauer, Ingrid, u.a., Abgestempelt und ausgeliefert, s.o., 166.

ihn am liebsten gleich mitgenommen. Das Kind muss so schnell wie möglich wieder zur Mutter“.²⁷⁹ Das Kind verblieb jedoch im Heim.²⁸⁰

Die Zustände in Gleink zeigt auch folgender Bericht: Als im November 1948 ein Salzburger Bub mit Erfrierungen in Krankenhausbehandlung musste, forderte das Landesjugendamt, wie aus dem Fürsorgeerziehungsakt hervorgeht, dringend Aufklärung. HL 1 antwortete darauf: „Daß überhaupt Erfrierungserscheinungen auftreten, liegt darin begründet, daß zu unserem großen Bedauern die weiten und hohen Gänge unseres Hauses nicht geheizt werden können. Außerdem war es beim besten Willen nicht möglich, bis heute, für die sämtlichen Innenfenster der Gänge das notwendige Glas zu beschaffen.“²⁸¹

Auch 1949 waren sechs Jugendliche mit Erfrierungserscheinungen in das Landeskrankenhaus Steyr gebracht worden. Die Staatsanwaltschaft Steyr stellt in einem Schreiben an die Unterabteilung Fürsorge fest: „dass die Beheizung offenbar unzulänglich ist.“ HL 1 wurde bei Wiederholung solcher Vorkommnisse ein gerichtliches Strafverfahren angedroht.²⁸² SZ 1, die damals für die Landesfürsorge arbeitete, vermutete, dass die Erfrierungserscheinungen auf kollektive Bestrafungsmethoden zurückzuführen seien – „im Winter mit nackten Füßen im Freien stehen, bis sich ein Kind als Schuldiger melde“.²⁸³

Auch die oberösterreichischen Behörden erlangten immer wieder Kenntnis über die Zustände in Gleink in diesen ersten Jahren. 1949 schrieb ein Vater aus Bad Ischl an das Amt der Unterabteilung Jugendwohlfahrtspflege. „Mein Sohn Alois“, so der in einem Kalkwerk beschäftigte Arbeiter, „befand sich im Kinderheim Gleink. Vor kurzer Zeit habe ich meinen Sohn besucht und nachdem ich den Eindruck hatte, dass der Leiter und die Erzieher dieses Heimes die ihnen anvertrauten Kinder mit KZ-Methoden behandeln, habe ich meinen Sohn Alois ohne Bewilligung mit nach Hause genommen. Ich konnte bei meinem Besuch außerdem feststellen, dass mein Kind krank ist und nicht die notwendige ärztliche Hilfe seitens der Anstalt meinem Kinde zu Teil wurde. [...] Die Kinder werden angeblich wegen jeder Kleinigkeit geschlagen, als einziges Erziehungsmittel herrscht die

279 Bauer, Ingrid, u.a., Abgestempelt und ausgeliefert, s.o., 166.

280 John, Michael/Reder, Wolfgang, Einleitung: in: Binder, John, Heimerziehung in Oberösterreich (Linz 2018), 32-34.

281 Bauer, Ingrid, u.a., Abgestempelt und ausgeliefert, s.o., 167.

282 Ebd., 32-34.

283 Interview SZ 1, 18.4.2006 (John).

Strafe. Wer am Gang redet, muss zum Beispiel stundenlang auf dem kalten Gang stehen, wer beim Essen redet, bekommt nichts zu essen. [...] Selbst sechsjährige Kinder, die im Kriege ihre Eltern verloren haben, werden misshandelt.“²⁸⁴ In einer Niederschrift wurde festgehalten, dass der 13-jährige Alois auf dem Jugendamt „ununterbrochen weinte“ und zum Ausdruck gebracht habe, „dass er lieber zugrunde gehe und aus dem fahrenden Zug springen werde als nochmals in das Heim zurückzukehren.“ Auch befürchtete das Kind, man werde ihm die Haare schneiden und er bekäme drei Tage Dunkelkammer und nichts zu essen.²⁸⁵

Folgender Fall ist ebenfalls in der umfangreichen Publikation über die „Heimerziehung in Oberösterreich“ dokumentiert: „Auch im Jahre 1947 hatte eine Mutter aus Ried versucht, eine Entlassung ihres Sohnes aus dem Heim Gleink zu erwirken; die Einweisung des 10-jährigen Sohnes datierte aus einem Bescheid der NS-Behörden 1944, die Mutter hatte sich im Konzentrationslager befunden. Es gelang ihr in der Folge den Sohn in die Obhut der Großmutter zu verbringen. Das zuständige Jugendamt Steyr setzte jedoch nach, das Kind wurde erneut nach Gleink eingewiesen, auch mit der Begründung, die Mutter wäre nicht aus politischen Gründen im KZ gewesen, sondern angeblich aus kriminellen, angeblich wegen „Hochstapelei“ (genauere Angaben fehlen). In dem Brief der Jugendwohlfahrtsstelle heißt es ferner, dass die Mutter eine neue Beziehung eingegangen sei, „es ist sehr zu befürchten, dass es sich dabei erneut um eine hochstaplerische Angelegenheit der Kindesmutter handelt. [...] Es wird daher ersucht, die Berufung der Kindesmutter abzuweisen.“ Dies geschah am 27. Jänner 1948 mit gerichtlichem Bescheid. In dem Schreiben hieß es in knappen Worten: „Wie aus der Aktenlage hervorgeht, bietet die Unterbringung des Jugendlichen in der Familie nicht die Gewähr den eingetretenen Erziehungsnotstand zu beseitigen. Das Landesjugendamt hat deshalb mit Recht die Einweisung in eine Erziehungsanstalt verfügt...Die Berufung war daher abzuweisen. Dieser Bescheid ist endgültig. Für die oberösterreichische Landesregierung 1948. Dr. S.“²⁸⁶

284 John, Michael/Reder, Wolfgang, s.o. 32-34.

285 Ebd., 32-34.

286 Ebd., 32-34.

Bereits unter der Direktion HL 1 kam es zu einer Diskussion über die Erziehungsmethoden in Gleink. So sollten neue Belohnungs- und Bestrafungsmittel als Ersatz für „die zuvor angewandten, aber verwerflichen Mittel“ gefunden werden.²⁸⁷ Die Atmosphäre der Anstalt war veränderungsbedürftig, gleichzeitig vermerkte man Ende 1949, dass in diesem Jahr keinerlei Entweichungen vorkamen, obwohl „Tür und Tor offenstehen.“ Daran maß man die Verbesserung der Verhältnisse, waren doch früher oft bei verschlossenen Türen sieben Buben auf einmal durch das Fenster des Schlafsaals geflohen.²⁸⁸ Die neue Heimordnung legte fest: Als Belohnung galten: Lob unter vier Augen, Lob beim Morgen- und Abendgebet vor den anderen Buben, Kinobesuch, Radiostunde, Aufrücken in höhere Gruppe, freier Spaziergang, Schenken eines Buches, Besuch des Sportplatzes und Teilnahme am Winterlager. Als Strafen galten: Tadel unter vier Augen, Tadel beim Morgen- und Abendgruß, Ausschluss von Begünstigungen (s.o.) und: „In ganz besonderen Fällen, wenn diese Strafe als einzig im Augenblick günstige und notwendige erscheint, kann der Erzieher auch vom Züchtigungsrecht der Eltern, [...] als der Bub keine wie auch immer gearteten Schädigungen erleidet, Gebrauch machen.“ Diese Form der Bestrafung sollte in eine Liste eingetragen werden, die vom Anstaltsleiter zu prüfen war.²⁸⁹ Zur Motivation der Buben wurden Wettbewerbe durchgeführt, wer den ordentlichsten Schlafsaal hatte oder welche Gruppe die schönste Adventdekoration gebastelt hatte.

Langsam verbesserte sich die wirtschaftliche Lage des Heims. Zu Weihnachten gab es Teegebäck, Äpfel und Orangen. Die Amerikaner besuchten das Heim und beschenkten die Kinder mit Spielzeug und Süßigkeiten. Man gründete eine Laienspielgruppe, die bei Festivitäten auftrat. Für 16 ausgewählte Heimkinder gab es ein Winterlager in Vorderstoder. Allerdings wurde auch eine geschlossene Gruppe mit den „schwierigsten“ Kindern des Heimes gebildet. Auf einen Erzieher oder eine Erzieherin kamen etwa 19 Buben, es gab wöchentliche Dienstbesprechungen, die protokolliert wurden.²⁹⁰

1949 kam es zu großen Veränderungen innerhalb der Caritas. Im September folgte Hermann Pfeiffer als Caritas-Direktor, er sollte bis 1982 bleiben. Mit ihm kam es auch zu einer Veränderung der Leitung in Gleink. HL 1 wurde am 25.2.1950 abberufen, in der letzten Zeit war es zunehmend zu Missstimmungen und Span-

287 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: 2. Bericht über die im erzieh. Sektor vorgeh. Veränderungen, 2.1.1950.

288 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: 2. Bericht über die im erzieh. Sektor vorgeh. Veränderungen, 2.1.1950.

289 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Hausordnung Gleink 13.12.1949.

290 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: 2. Bericht über die im erzieh. Sektor vorgeh. Veränderungen, 2.1.1950.

nungen zwischen ihm und dem Landesschulrat gekommen. „Es war eine tragische Entwicklung verschiedener Gegensätze, daß seine so hoffnungsvoll und mit ungeheurer Tatkraft und Energie begonnene Arbeit so enden mußte.“, schrieb Bischof Fließner in einem Brief, in dem er sich zugleich für eine andere weitere Verwendung von HL 1 in Deutschland einsetzte.²⁹¹

3.2.2. DIE MISSIONARE HERZ JESU LEITEN DAS HEIM

„Wir bedienen uns der Anregungen hervorragender christlicher Pädagogen, nämlich eines Gleichmaßes an Strenge und Liebe, das letztlich den erwünschten Erfolg garantieren kann.“²⁹²

3.2.2.1. HINGEBUNGSVOLLE ARBEIT UND UNORDNUNG: 1950-1956

Für die Caritas war es an der Zeit, das Heim einer erfahrenen geistlichen Leitung zu übergeben, und diese glaubte man in der Ordensgemeinschaft der Herz-Jesu-Missionare (HJM) gefunden zu haben. Aus heutiger Sicht handelte es sich in Gleink um eine Art Personalbereitstellung, ein „Werkvertrag“ wurde abgeschlossen, und ab 1.3.1950 sollte ein Priester die Direktion des Hauses übernehmen. Ihm unterstand das geistliche und das Laienpersonal, in grundsätzlichen Fragen musste das Einvernehmen mit dem Träger der Einrichtung, der Diözesan-Caritas, hergestellt werden.²⁹³ Die Gegenleistung der Caritas bestand darin, dass für die bereitgestellten Priester und die als Erzieher fungierenden Laienbrüder eine Barvergütung geleistet wurde. Letztendlich verantwortlich und auch den einweisenden Fürsorgebehörden gegenüber Rechenschaft schuldig, blieb die Caritas.²⁹⁴ Die in Gleink eintreffenden Patres und Brüder bekamen volle freie Verpflegung, eine Wohnung mit allen Betriebskosten und die Besorgung der Wäsche zugesichert. Es gab auch Patres, die im Klostergebäude wohnten, aber nicht im Jugendheim beschäftigt waren, diese zahlten einen Betrag für die Verpflegung und Besorgung der Wäsche durch das Jugendheim. Auch war von der Caritas an die Provinzleitung der HJM pro Jahr ein Altersversorgungsbeitrag zu leisten gemäß den Richtlinien der Diö-

291 DAL, BiA/10, Sch. II, Fasz.II: Brief Fließner an unb., Intervention 19.5.1950.

292 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Hausordnung der Caritas-Erziehungsanstalt, 13.12.1949.

293 Schreiben Graf an RA Müller, 9.3.2015.

294 Brief Provinzialat HJM an Michael John, 18.2.2016.

zese für abgestellte Ordensangehörige.²⁹⁵ Die Fluktuation des geistlichen Personals war über die Jahre beträchtlich, Praxis war, dass man die Männer abrief oder bestellte, wie es der Orden wünschte. Es hieß „Du musst“,²⁹⁶ die Lebensplanung der sich zumeist am Beginn einer kirchlichen Laufbahn befindlichen Ordensbrüder und Priester lag völlig in der Hand des Provinzialats. Einige der in Gleink arbeitenden Erzieher und Religionslehrer wurden in ihren Zwanzigern in das Heim versetzt und verbrachten hier einen beträchtlichen Teil ihres Lebens. Die Personalpolitik nahm keine Rücksicht auf persönliche Interessen oder Lebensträume, viele wollten hingegen eher Priester werden oder Karriere im Orden machen. Gleink war für sie eine Endstation. Bewährte man sich in den Augen der Vorgesetzten, musste man weiter dienen, auch wenn bereits offensichtlich war, dass es zu persönlichen Problemen kam. Warnzeichen von Überlastung oder Erkrankungen wurden ignoriert. Aufgrund der enormen Arbeitsbelastung durch Personalnot innerhalb des Ordens, waren die Patres und Brüder zeitweise am Ende ihrer Kräfte. Dies führte zu einer negativen Entwicklung des Heims, die bis 1976 nicht mehr beherrschbar war. Alkoholismus, Gewaltausübung und Missbrauch im Heim waren die Folgen. Caritas-Direktor Hermann Pfeiffer warnte schon 1959 in einem Schreiben an den HJM Provinzial, dass eine Zusammenkunft „von der Sorge um die Gesundheit von HL 3 überschattet“ gewesen wäre. Er verlangte jedoch keine Entlastung des damaligen Direktors, sondern meinte: „In einem recht kräftigen Gottvertrauen wollen wir auch diese Sorge der göttlichen Vorsehung in die Hände legen“ und verwies auf die „Opferbereitschaft“ von HL 3 und dessen Mitarbeitern.²⁹⁷ HL3, der das Heim zwanzig Jahre lang leitete, hatte sich wiederholt um Hilfe an seine Ordensgemeinschaft aber auch an die Caritas gewandt. „Ich bin derzeit gesund, leide aber stark an Schlaflosigkeit und das könnte mit der Zeit gefährlich werden. Dies ist ein Sorgenbrief von mir und ich bitte, wenn möglich, wenigstens um moralische Unterstützung.“²⁹⁸

Die Ordensgemeinschaft der Missionarii Sacratissimi Cordis (MSC) wurde 1854 von P. Jules Chevalier in Frankreich gegründet. Zu dem bedeutungsvollen Namen kam man, da Chevalier im Herzen Jesu das Symbol sah, das den Menschen kündigt: „Gott liebt die Menschen und die Welt und will, dass auch die Menschen einander lieben, wie Er uns in Jesus geliebt hat.“ Weltweit gehören der Gemeinschaft heute etwa 1.800 Patres, Brüder und Novizen an. Sie wirken in 55 Staaten und auf allen

295 Archiv Caritas: Vereinbarung Caritas mit HJM, 7.12.1977.

296 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

297 Sammelmappe HJM, Schreiben Pfeiffer an P. Moser, 11.9.1959.

298 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 11.5.1966.

Kontinenten. Ihre zentrale Leitung, das Generalat, ist in Rom, der Gründungsort Issoudun bei Bourges ist ein bekannter Wallfahrtsort und ein weltweites Fortbildungszentrum des Ordens. Die HJM der süddeutsch-österreichischen Provinz betreiben Gymnasien und Internate, ihr Zentrum ist in Salzburg-Liefering, von wo aus Schulen, Heime, Internate, Häuser der Besinnung und Pfarreien geleitet werden, auch gibt es Missionen im Kongo und in Brasilien.²⁹⁹

Wer übernahm die Leitung des Heims und welche spirituellen Grundwerte lagen den neuen Hausherrn in Gleink zugrunde? Die HJM beziehen sich auf die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu, diese „besagt doch nichts anderes als die tiefgreifende Sorge, die hingebungsvolle Arbeit unser aller, daß Christus Jesus besser erkannt, kraftvoller, entscheidender geliebt werde. Das zu erreichen, ist der letzte und tiefste Sinn unseres Betens und Opfern, ist der Kernpunkt, das Um und Auf jeglicher apostolischer Arbeit in der Heimat und Mission. [...] Vielen Menschen diesen Weg zu Gott aufzuzeigen und zu ebnen, ist uns Herz Jesu Missionaren Pflicht und Aufgabe. Deswegen mühen wir uns in unseren Schulen, Erziehungsheimen und Internaten, diesem Ziel dient unsere Arbeit.“³⁰⁰

Der neue Heimdirektor, der Ordenspriester HL 2, 1908 in Inzersdorf geboren, war der erste Herz-Jesu Missionar, der Gleink von 15.3.1950 bis 20.11.1956 leitete. Er hatte bereits Erfahrung mit Heimen, so war er zwischen 1938 und 1943 Präfekt im Erziehungsheim Schloss Birkeneck (Oberbayern), ein Heim der MSC für schulentlassene männliche Jugendliche, denen hier Lehrausbildungsmöglichkeiten geboten wurden. 1942 bis 1945 als Priestersoldat eingesetzt, war er 1946 bis 1950 Leiter des Erziehungsheims Zellhof bei Mattsee in Salzburg.³⁰¹ Nach dem Krieg absolvierte er einige Fortbildungskurse u.a. ein heilpädagogisches Seminar in Zürich oder an der Volkshochschule Linz zum Thema Tiefenpsychologie. Auch nahm er an Tagungen über vergleichende Erziehungswissenschaften teil.

Seine Ansprechpartner waren Caritas-Direktor Hermann Pfeiffer und Sekretär Ernst Rafferteder sowie der Bischofskoadjutor (1949-1955) Franz Salesius Zauner, der später von 1956 bis 1980 Linzer Bischof war und somit eine lange Ära des Gleinker Heims maßgeblich mitgestaltete. Die sich im Diözesanarchiv befindlichen Korrespondenzen weisen ein Naheverhältnis zwischen Pfeiffer, Zauner und den Repräsentanten der HJM auf.

299 <https://de.wikipedia.org/wiki/Herz-Jesu-Missionare> (abgerufen 1.4.2019).

300 DAL, CDL-A/1, Sch. 39, Fasz. III/2: Rundschreiben Herz Jesu Missionare, 1968.

301 Archiv Caritas: PA HL 2, Erhebungsblatt für das erzieherische Personal, 1950.

Die strukturellen und organisatorischen Probleme seines Vorgängers setzten sich unter HL 2 fort. Dem Heim mangelte es an geeigneten ErzieherInnen, auch verließen gute Kräfte in Kürze das Heim, in dem sie schlechte Arbeitsbedingungen durch Arbeitsüberlastung vorfanden.³⁰² Auch die Finanzierung der Betreuungskosten und der ins Haus stehenden Umbauten war schwierig, es musste permanent gespart werden. Trotz zahlreicher Urgezen durch die Caritas-Leitung lehnte die Oö. Landesregierung eine Erhöhung des Verpflegesatzes ab. Der für eine ausreichende Betreuung und Versorgung der Kinder notwendige Verpflegesatz wäre nur möglich gewesen, wenn die Anzahl der Kinder reduziert werden würde, dies lehnte die Caritas jedoch ab.³⁰³ Also sparte man vorwiegend an der Grundversorgung der Kinder, es fehlte an Schulmaterialien, gutem Gewand und Hygieneartikeln. Auch waren die Tagräume desolat, Tische und Bänke schadhaf, es gab kaum Spielzeug.³⁰⁴

Kritik an den Zuständen kam auch aus der Belegschaft. Der provisorische Erziehungsleiter ER 18 begann 1948 als Praktikant und war von 1948 bis 1953 als Erzieher in Gleink angestellt. Er beschrieb die Verhältnisse in einem Arbeitsbericht. Im Schlafsaal unter Aufsicht des Erziehers ER 19 (Anm. MW: späterer Heimleiter des Schülerheims Windischgarsten) lagen schmutzige Wäschestücke herum, und die Buben waren ungepflegt, „ich meine so verschmutzt und verschlampt waren die Kinder nicht einmal vor ihrer Einweisung.“³⁰⁵

Der Erzieher schilderte überdies, wie ein achtjähriger Bub mit einem uringetränkten Hemd herumirrte, niemand kümmerte sich um ihn. Ein Erzieher sei zudem besonders brutal und schlug einem Kind auf die Nase, die stark zu bluten begann, dann schlug er weiter, bis ein anderer Erzieher einschritt. Auch wurden Kinder häufig mit dem Schlüsselbund geschlagen.³⁰⁶ Am schlimmsten ging es im sogenannten Bettnässersaal zu, in dem es eiskalt war, da die Fenster ganztägig geöffnet waren. Die Kinder lagen nackt auf feuchten Strohsäcken. „Die Buben stehen vor den Betten – von 18.30 bis 19.30 – und dürfen nicht hineingehen, weil sie auf Hansl warten müssen, der sie zum allabendlichen Wassertreten im ganz kalten Wasser führt. [...] M. und W., beide acht Jahre alt, weinen vor Kälte, [...] beide sind vollständig verkühlt und machen oft groß ins Bett, M. hat ganz blaue Hände

302 DAL, CDL-A/1, Sch. 26, Fasz. III/1: Protokoll Leitungssitzung Diözesan Caritas Linz, 22.10.1955.

303 DAL, CDL-A/1, Sch. 26, Fasz. III/1: Leitungssitzung Diözesan Caritas Linz, 22.10.1955.

304 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Berichtsheft ER 18, 14.12.1951.

305 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Berichtsheft ER 18, 14.12.1951.

306 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Berichtsheft ER 18, 9.1.1952.

(erfroren). Wie sollen diese Kinder gesund bleiben oder von dem Bettnässen unter solchen unmenschlichen Bedingungen befreit werden?“³⁰⁷ Hansl war ein älteres Heimkind, der „die Buben so behandelt und schlägt und anschreit, daß es einem KZ-Kapo alle Ehre machen würde.“³⁰⁸

Offenbar setzte auch HL 2 auf Züchtigung als erzieherisches Mittel. Dies wurde auch nach außen hin bekannt. Die Mutter eines geflüchteten Buben beschwerte sich 1951, dass die Kinder im Heim mit einem Riemen und mit einer Gummiwurst geschlagen wurden, ein Erzieher habe mit einem eisernen Lineal zugeschlagen.³⁰⁹ In diesem Fall rief Caritas-Sekretär Rafferzeder persönlich das Landesjugendamt an und ersuchte um Weisung, dass das Kind unverzüglich wieder nach Gleink zurückgebracht werden konnte. Die Fahrtspesen verrechnete er dem Landesjugendamt. Obwohl Rafferzeder die Wiedereinweisung veranlasste und offiziell auf Seite der Direktion stand, war er doch über die Zustände in Gleink im Bilde. In einem Brief an die Heimdirektion verlangte er daher, „daß durch Dich einwandfrei festgestellt wird, wie weit diese Züchtigungen im Rahmen des Erlaubten geblieben sind. Jedenfalls darf eine übertriebene Prügelmethode, die man seinerzeit Herrn Direktor HL 1 vorgeworfen hat [...] nicht wieder einreißen.“³¹⁰

1952 hielt Rafferzeder selbst eine Visitation in Gleink. Er befragte ErzieherInnen, besichtigte Magazin, Wäscherei, Schlafräume und Werkstätten, und berichtete, dass in den Abteilungen der Buben Disziplinlosigkeit herrsche. Wo die Buben sich viel aufhielten, wäre es schmutzig, Fußboden und die Toiletten wären unrein und die Kästen in Unordnung. Auch wurden für die Buben, die Erzieher und die Priester drei verschiedene Küchen geführt. Der Caritas-Sekretär fand es zwar als angemessen, dass ErzieherInnen und Priester eine etwas andere Kost bekamen, aber dass eine Schwester Dienst für drei Priester machte, schien ihm als nicht notwendig. Die Schwestern sollten eher die Aufsicht im Schlafsaal der Bettnässer übernehmen, hier war vor allem das Wecken in der Nacht zu überwachen. Auch beobachtete er, „Ein paar ganz kleine Buben schleppten ihre Strohsäcke, die auch sehr schlecht gestopft waren, von der Heizung im Keller herauf in den 1. Stock.“³¹¹ Trotz dieser von ihm konstatierten Missstände bezichtigte er gleichzeitig aufmerksame Erzieher der Kritiksucht. „Sie machen aus jeder Mücke einen Elefanten, üben

307 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Berichtsheft ER 18, 12.12.1951.

308 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Berichtsheft ER 18, 9.1.1952.

309 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Brief Rafferzeder an HL 2, 2.10.1951.

310 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Brief Rafferzeder an HL 2, 2.10.1951.

311 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben Rafferzeder an HL 2, 16.2.1952.

hinterrücks hinter dem Direktor negative Kritik“, stellte aber klar, „das Problem der Strafe wird von den meisten Erziehern mit wenigen Ausnahmen zu stark in der Richtung der körperlichen Züchtigung gesehen. Grundsätzlich darf nicht geschlagen werden.“³¹²

Die Klagen über Gleink häuften sich auch in den nächsten Jahren. Überdies war der Pförtner der Anstalt, der etliche Kinder missbraucht hatte, 1952 zu drei Jahren schwerem Kerker verurteilt worden. Die Medien berichteten, „daß die Zustände in Gleink buchstäblich dem Mittelalter angehören“.³¹³ Eltern erzählten den Journalisten über unmenschliche Misshandlungen mit dem Stock, ein Vater gab an „daß er in der Erziehungsanstalt mit eigenen Augen gesehen habe, daß ein Erzieher einen zwölfjährigen Buben auf dem Gang wie ein Tier prügelte.“³¹⁴ Auch gab es Verletzungen an den Ohren, Wunden an den Händen nach Schlägen mit einem Eisenlineal. Die Reaktion der Caritas auf einen der skandalösen Berichte war, dass man keinerlei Stellung bezog und im Gegenzug eine Mutter verdächtigte, die Kritik angezettelt zu haben. Auch vermutete man einen Verfasser aus dem Kreis der Erzieher: „Man müßte die Art der Darstellung und des Stiles genauestens mit der Redensart der verschiedenen Leute im Haus vergleichen.“ Letztlich wies man darauf hin, dass strenge Kontrolle durch den Direktor notwendig sei.³¹⁵ Sonst geschah vorerst nichts.

Die Beschwerden über die Leitung der HJM verlagerten sich auch in die Behörden. Der für Gleink zuständige Landesschulinspektor wies die Caritas-Direktion darauf hin, dass ein Zögling von einem Erzieher geschlagen worden wäre, und bei einem Besuch der Schule in Gleink betonte er, dass „körperliche Strafen unter allen Umständen zu unterlassen seien.“³¹⁶ Wie bereits in anderen Fällen wurde dem Vorgang nicht weiter nachgegangen. Doch als Pfeiffer 1953 von Landesrat Plasser (Anm. Franz Plasser, 1949 bis 1967 Landesrat für Soziales in der Oö. Landesregierung) persönlich angesprochen wurde, dass dieser Klagen über Gleink gehört habe, wurde er aktiv. Plasser beteuerte, „Es sei ihm nicht angenehm, wenn er hier eingreifen müßte, sodaß er die Caritas bitte, selbst nach dem Rechten zu sehen und wenn notwendig, Ordnung zu machen.“³¹⁷

312 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben Rafferzeder an HL 2, 16.2.1952.

313 Neue Zeit, 6.3.1952.

314 Neue Zeit, 6.3.1952.

315 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben Rafferzeder an HL 2, 7.3.1952.

316 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Aktenvermerk Pfeiffer, 16.2.1953.

317 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Aktenvermerk Pfeiffer, 5.8.1953.

Pfeiffer beschloss daher, sich selbst ein Bild zu machen und in Gleink unangemeldet zu erscheinen. Dieses Vorhaben setzt er kurze Zeit darauf um. Das vertrauliche Protokoll dieses Besuchs gab ein desaströses Bild der Verhältnisse ab. Der Heimdirektor selbst war zu diesem Zeitpunkt außer Haus. Bei einem Rundgang durch das Haus bemerkte Pfeiffer Unmengen von Fliegen in der Küche, die Jause der Buben war unzureichend in den Ferien (nachmittags ein trockenes Brot), es gab Mangel an frischem Obst, die Schlafsäle waren unsauber, „es ist unbeschreiblich, wieviel Schmutz und Unordnung in diesen Räumen vorzufinden war.“³¹⁸ Im Bettnässer-saal fand er vollkommen durchnässte Strohsäcke vor, darauf beschmutzte Unterwäsche, unter den Betten nasse Stellen. Die Spülungen in den unhygienischen Toiletten waren defekt. Auch fand er einen kranken Buben in einem der Schlafsäle vor, um den sich niemand zu kümmern schien. Pfeiffer fand zu deutlichen Worten: „Diese allgemein herrschende Unordnung und Unsauberkeit muß doch auf die Buben psychisch ungeheuer stark wirken. Gerade in einem Heim für Schwererziehbare müßte alles peinlichst sauber sein, denn nur in einer sauberen Umgebung kann man charakterlich saubere Menschen erziehen.“³¹⁹

Zwei Tage später kam Pfeiffer wieder, und brachte überraschend eine junge Frau mit, damit diese „Vorschläge zur Besserung machen kann und überall Einblick bekommen sollte.“³²⁰ Der Direktor des Hauses HL 2 wiegelte ab und meinte, dass Pfeiffer die Unordnung wohl zu ernst genommen habe, auch äußerte er erneut den Verdacht, dass ein Verräter unter den Erziehern sei. „Ich habe darauf erklärt, daß es doch sicherlich mein gutes Recht sei, zu kontrollieren und daß ich mir eher den Vorwurf machen müsse, dies bisher zu wenig getan zu haben“, antwortete der Direktor der Caritas.³²¹

Die junge Frau, die Pfeiffer mitgebracht hatte war die gebürtige Italienerin SP 1, die von der Caritas beauftragt wurde, sich im Heim umzusehen und darüber zu berichten. Der Heimdirektor stellte sie der Belegschaft und den Kindern beim Abendgruß vor, „Ich stelle euch SP 1, die Heim-„Omi“ genannt wird, vor.“³²² Die „Omi“ nahm ihren Auftrag unverzüglich wahr und schickte Briefe an Pfeiffer, in denen sie ihn über Interna auf dem Laufenden hielt. „Jeder im Haus hat mir über die Vernachlässigung und Unordnung geklagt. Es ist kein Wunder, denn je länger

318 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Protokoll über Besuch in der Erziehungsanstalt Gleink, 13.8.1953.

319 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Protokoll über Besuch in der Erziehungsanstalt Gleink, 13.8.1953.

320 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Bericht über Besuch in Gleink, 15.8.1953.

321 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Bericht über Besuch in Gleink, 15.8.1953.

322 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben SP 1 an Pfeiffer, 28.8.1953.

man da ist, desto mehr kommt zum Vorschein. [...] leider ist H.P. Direktor viel, viel zu gut und zu weich und läßt sich von B. der gar nichts versteht, an der Nase herumführen.³²³ Auch wäre [...] nie im Büro zu finden, überdies sei er in der Gegend als Alkoholiker bekannt, man könne in allen Gasthäusern fragen. „Außerdem verkehrt [...] auch mit den Sozialisten“. Besonders empört zeigte sie sich über die Vernachlässigung in den Schlafsälen, „der Bettnässerschlafsaal ist einfach ein Hundenest. Entsetzlich!“³²⁴

Auch würden sich die ErzieherInnen zu wenig um die Kinder kümmern, sie „lesen Zeitungen und Romane“, ‚Omi‘ schlug vor, sogleich drei Erzieher, die sie als „Hetzer“ ansah, auszuwechseln.³²⁵ Sie stellte eine Erzieher-Hausordnung auf. Gleichzeitig übernahm sie die Aufgabe, das Haus zu inspizieren, und tauschte die Holzkisten mit den Strohsäcken im Bettnässersaal durch Betten mit Matratzen aus. Auch benannte sie den Raum in „Schlafsaal Nr. 1“ um. Sie bestellte eine Hausapotheke und arbeitete in der Krankenabteilung mit.³²⁶ Damit kam sie den dort Dienst versehenen Kreuzschwestern in die Quere, sodass sich in Folge die Provinzoberin weigerte, „unter SP 1“ zu arbeiten. Auch die ‚Omi‘ hatte sich über die Schwestern beschwert, „Die ehrw. Sr. Oberin ist mein schwerster Punkt. Ich kann nicht alles sagen, weil sie eine Ordensfrau ist. Aber einiges muß ich sagen: Sie ist bei niemandem beliebt, hat kein gutes Wort, keine Organisation, ist sofort aufgeregt und böse.“³²⁷ Die Konflikte im Haus waren nun auf das weibliche Personal übergegangen.

Dieses Bild zeichnete auch eine Praktikantin, die zwischen Dezember 1953 und Jänner 1954 vor Ort war, und ihre Erfahrungen an die Caritas meldete. Die Erzieher hätten keine Gemeinschaft, jeder arbeite für sich ohne Weisungen, der Direktor sei schwach, eine gewisse Erzieherin schlage die Kinder.³²⁸ Rafferzeder merkte schriftlich an: „Bemerke ich, daß ich schon einmal etwas Ähnliches gehört habe und Herrn Dir. [...] darauf aufmerksam machte, der jedoch von diesen Dingen nichts wußte.“³²⁹

323 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben SP 1 an Pfeiffer, 28.8.1953.

324 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben SP 1 an Pfeiffer, 28.8.1953.

325 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben SP 1 an Pfeiffer, 28.8.1953.

326 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Bericht SP 1, „Meine geleistete Arbeit ab 15.8.1953“.

327 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben SP 1 an Pfeiffer, 28.8.1953.

328 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Aktenvermerk über Gleink, 22.22.1954.

329 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Aktenvermerk über Gleink, 22.22.1954.

Mitunter waren Zwang und Disziplinierung mit den akuten Nöten der Nachkriegszeit verbunden. In Gleink waren die Buben Anfang der 1950er-Jahre das halbe Jahr barfuß unterwegs, weil Schuhe zu den Mangelwaren zählten: „Damals sind – die Zeiten waren ein bisschen anders – uns irgendwann im April die Schuhe weggenommen worden und im Oktober sind sie uns wiedergegeben worden. Wir haben also in der ganzen Zeit, wo es in der Nacht noch kalt war und schon wieder kalt war – da sind wir immer bloßfüßig gelaufen. Und ich habe fünf Jahre ministriert. Das hat so ausgeschaut: Halb sechs in der Früh ungefähr war Wecken, anziehen, bloßfüßig in die Kirche, kaltes Steinpflaster.“ Auch wurde er ohne Schuhe auf den Weg von Gleink nach Steyr geschickt, um Weihnachtspost abzuholen. „Und da bin ich im Schnee gewatet. Daran kann ich mich noch gut erinnern.“³³⁰

Um das Image des Hauses zu verbessern, mussten dringend Maßnahmen ergriffen werden, so beschäftigte man sich 1955 damit, die „Erziehungsanstalt“ in „Erziehungsheim“ umzubenennen. Allerdings nützte die neue Nomenklatur wenig, war man doch selbst für das negative Bild der „Gleinker“ verantwortlich, da man die Heimbewohner permanent in ein schlechtes Licht stellte. Bis heute wird von den HJM behauptet, dass in diesem Heim von Beginn an nur die „allerschwersten“ Fälle eingewiesen wurden. „In diese Erziehungsanstalt kamen nur männliche Kinder bzw. Jugendliche, die in keiner anderen Erziehungsanstalt, in keinem Heim udgl. aufgenommen wurden, Die häufigsten Einweisungsgründe waren Diebstahl, Schulschwänzen, Verfehlungen sexueller Art sowie psychopathische Verfehlungen.“³³¹ Dem widerspricht eine Statistik aus dem Jahr 1955, wonach die Einweisungsgründe der 153 Buben folgende waren: 46 Erziehungsschwierigkeiten, 52 Verwahrlosung, 38 Diebstahl, drei Schulschwänzen, zehn sexuelle Verfehlungen mit Mädchen, eine gleichgeschlechtlich, ein Einbruch und zwei Brandstiftung. Der Großteil der Buben war zwischen elf und 14 Jahre alt.³³² Die meisten Kinder kamen also aus Familien, die in soziale Not geraten waren, die Stigmatisierung der Kinder als „schwererziehbar“ hatte weitreichende Folgen, die sich letztlich auf den Umgang mit den Kindern damals und bis heute auf ihren weiteren Lebensweg auswirkten.

1956, im letzten Direktionsjahr von HL 2, häuften sich die Beschwerden über seine Leitung. Auch meldeten sich weitere hausinterne Beobachter zu Wort und meldeten diverse Missstände an Raffertzeder und Pfeiffer. So würden die von der Diö-

330 Bauer, Ingrid, u.a.: Abgestempelt und ausgeliefert, s.o., 90 (Anm. HK 59 Akten Ombudsstelle).

331 Brief Provinzialat HJM an Michael John, 18.2.2016.

332 Information für Presse, Caritas Informationen, 5.12.1956.

zesancaritas gewünschten Dienstbesprechungen nicht durchgeführt werden (die letzte 1953), auch lägen einige Buben auf Matratzen am Fußboden, im Winter wären keine Tuchten vorhanden, die Haustischlerei wurde wegen Pfuschergeschäften angezeigt.³³³ Auch gab es Konflikte zwischen Schule und Heim, Schuldirektor LP 1 beschwerte sich bei Pfeiffer über mangelnde Aufsicht der Buben in der Freizeit, „diese treiben sich im nahen Klosterwald und in Gebüschchen herum, wo sie sich homosexuell betätigen.“³³⁴

Es war an der Zeit, die Direktion in Gleink in andere Hände zu geben. In den ersten zehn Jahren des Bestehens des Heims waren 754 Buben durch die Anstalt gegangen.³³⁵

3.2.2.2. DER VERTANE HIMMEL: 1956-1976

„Es war ein System der Repression und Angst welches uns unten hielt. Das was von der Kanzel gepredigt wurde, stimmte oft nicht mit dem überein was diese Prediger an uns verbrochen haben. Wir waren wehrlose Kinder aus katastrophalen Familienverhältnissen und wurden von der Fürsorge vom Jugendamt diesen Leuten anvertraut. Das verstehe wer kann.“³³⁶

Die Führungsschwäche der vorangegangenen Direktionen führte zu der Entscheidung, einen Leiter für Gleink zu bestellen, der sich intern durchsetzen konnte und Ordnung im Heim schaffen konnte. Die Wahl fiel auf einen 41-jährigen Pater, der in Buchen in Odenwald geboren wurde und aus einer tiefgläubigen Familie stammte. Er trat bereits mit 15 Jahren in das Missionsinstitut der HJM in Salzburg-Liefering ein. Das Ordensgelübde legte er 1936 ab, die Matura erfolgte 1939 im städtischen Gymnasium in Ingolstadt. Im April 1939 trat er noch als Student in das nationalsozialistische Kraftfahrkorps ein,³³⁷ nach Kriegsausbruch diente er als Pilot der Luftwaffe. Er entging angeblich dem Tod nur knapp, als er bei einem Einsatz eine Bruchlandung erlitt. „Den Rest des Krieges verbrachte er als Mitglied einer Spezialeinheit zur besonderen Verwendung“, geriet in Gefangen-

333 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Brief an Pfeiffer und Rafferzeder, Verf. unb., 6.6.1955.

334 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Mitteilung an die Leitung der Caritas, Personalsache, Verf. Unb., 28.10.1955.

335 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Information für Presse, Caritas Informationen, 5.12.1956.

336 Akten Caritas, HK 60, Mail an Ombudsstelle, 29.3.2010.

337 Bundesarchiv Berlin, Sign. R 9361-III/568724, Dienstnachweisbuch NS-Kraftfahrkorps HL 3

schaft und konnte 1945 fliehen.³³⁸ (Anm. MW: über seine weitere Verwendung im Krieg konnte kein Aktenbestand eingesehen werden.)

Nach dem Krieg schloss HL 3 seine theologischen Studien in Westfalen ab und empfing die Priesterweihe 1950 in Donauwörth.³³⁹ „Bereits 1951 wurde er seiner Neigung und seinen Fähigkeiten entsprechend in heilpädagogische Aufgaben berufen.“³⁴⁰ Man schickte ihn in das Jugendwerk Birkenneck bei Freising, (Anm. MW: auch dieser HJM-Einrichtung wird Gewalt und Missbrauch vorgeworfen)³⁴¹, 1956 übernahm er die Leitung von Gleink.³⁴² Seine Person prägt die Erinnerungen ehemaliger Heimkinder und der mit ihm arbeitenden Menschen bis heute.

In den ersten Jahren war man zufrieden mit der Arbeit des Paters, dessen strenge Hand als durchaus angemessen für die „Milieugeschädigten“ oder durch „anlagengemäße Verwahrlosung“³⁴³ beeinträchtigten Kinder galt. „Weil sein Ruf zuerst nicht bloß gut, sondern überragend war, österreichweit. Viele Bundesländer haben immer wieder eingewiesen aufgrund des guten Rufes und die Caritas hat sich deswegen wenig bis gar nicht eingemischt.“³⁴⁴ Bis in die 1960er-Jahre wurde der Direktor auch im Heimleiterkreis von befreundeten Heimleiterkollegen hochgelobt, „HL 3 war zehn Jahre lang in ganz Österreich bei den Jugendämtern ganz hoch im Kurs mit seiner Erziehung, denn die war ausgerichtet auf das, was damals eben gegolten hat, nämlich Zucht und Ordnung.“³⁴⁵

Aus den Korrespondenzen dieser Zeit gingen die Bemühungen HL 3, das Heim zu modernisieren, hervor. 1959 waren bereits 200 Kinder im Heim, laut HL 3 „ein erfreuliches Zeichen für den Ruf des Hauses“, und es wurde an weitere Ausbauten gedacht, weitere Klassenzimmer mit Inventar wurden geplant. Es wurden Bade- und Duschräume im Keller angelegt, damit Klassenräume frei werden. In der Waschküche wurden Waschmaschinen angeschafft, neue Böden in den Klassenzimmern gelegt.³⁴⁶ Eine elektrische Großküche wurde geplant.

338 DAL, Pers-A/3, Sch. 62, Fasz. M/44: HL 3, Parte 1978.

339 DAL, Pers-A/3, Sch. 62, Fasz. M/44: HL 3, Personalblatt für Priesterkatecheten.

340 DAL, Pers-A/3, Sch. 62, Fasz. M/44: HL 3, Parte 1978.

341 Bauer, Ingrid, Abgestempelt und ausgeliefert, s.o.

342 DAL, Pers-A/3, Sch. 62, Fasz. M/44: HL 3, Parte 1978.

343 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 2

344 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

345 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

346 DAL, Sch.317, CDL-A/1, Fasz. IX/2, Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 26.3.1959.

Die Medien reagierten positiv auf die Veränderungen, auch hatte man die Öffentlichkeitsarbeit der Caritas verbessert. „zehn Erzieher, vier Männer und sechs Frauen sind für die etwa 200 Buben von Gleink verantwortlich. Es wird alles getan, um den Buben vom ersten Tage ihres Aufenthaltes in Gleink das Gefühl zu nehmen, sie befänden sich in einer Besserungs- und Strafanstalt. Schon vom ersten Tage an sind Erzieher, Lehrer und Personal bemüht, den Buben eine gewisse Nestwärme verspüren zu lassen. Mit Brutalität, drakonischen Maßnahmen und kalter Befehlsgewalt würde man in diesen jungen Herzen keine Regung der Reue und der Besserung hervorrufen.“³⁴⁷

Eine Reportage aus dem Jahr 1959 zeichnete das Heim für „Schwererziehbare“ als Ort der Ordnung und Geborgenheit, und der Direktor gab sich als gütiger Mann, der für seine Zöglinge sorgte. „Jeder Bub ist ihm ans Herz gewachsen. Jeder hat in seinem jungen Leben schon etwas auf dem Kerbholz, aber Gleink ist keine Strafanstalt. Hier kann jeder Bub ‚befreit‘, von den schlechten Anlagen erlöst werden. Deshalb sorgt HL 3, daß ihm keiner der Buben entzogen wird, ehe das erzieherische Werk vollbracht ist.“³⁴⁸ Auch wurden die Kinder von Gleink als Teenager, die „den Verlockungen skrupelloser Gangsterfilme und Schundromane nicht widerstehen konnten“³⁴⁹ beschrieben. Ein Vierzehnjähriger wurde zitiert, „Ich war immer schon ein Diebsgeselle“, „Die Fürsorgeämter haben mit diesen Bengels alle Hände voll zu tun“.³⁵⁰

HL 3 bemühte sich von Beginn an, ein von seinen pädagogischen Qualitäten vorteilhaftes Bild abzugeben, offenbar waren ihm die Fehler seiner Vorgänger bewusst. „Als Leiter des Heimes versuche ich in den ersten Stunden durch intensives Zweigespräch mit dem Kinde, diese Beklemmung zu nehmen. In den meisten Fällen muß man dem Kinde ausreden, daß es nun laufend gezüchtigt wird, daß es zur Strafe im Heim ist. [...] Keinem Kinde werden vom ersten Tag an Vorhaltungen gemacht über seine Fehler und sein Versagen, sondern es wird sofort der positive Weg der Erziehung beschritten.“³⁵¹ Er war unbestritten ein brillanter Formulierer, wie seinen Texten und Reden zu entnehmen ist, und er konnte seine Zuhörer überzeugen, dass in Gleink alles bestens lief. „Eindeutig steht fest, dass unsere Kinder unschuldig verwarlost sind. [...] Alle [...] erleben die Liebe ihrer derzeitigen

347 OÖN, Nr. 42, 19.10.1958.

348 Linzer Volksblatt, Nr. 38, 15.2.1958.

349 OÖN, Nr. 42, 19.10.1957.

350 OÖN, Nr. 42, 19.10.1957.

351 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: HL 3 über das Caritas-Jugendheim, 9.11.1961.

Erzieher, Lehrer, mit großer Begeisterung und mit einem restlosen Zutrauen und Vertrauen zu ihnen. [...] ³⁵² In Folge ließ er seinen Namenstag feiern, um seine Beliebtheit als Direktor zu demonstrieren. „Wochenlang bereiteten sich die Kinder des Hauses darauf vor, um dem Vater des Hauses ihre Liebe zu zeigen. Was in den einzelnen Kinderherzen oft verborgen lebte, kam an diesem Tag spontan an die Oberfläche.“ ³⁵³

Einer der Erzieher der HJM-Missionare war ER 2, der 1930 als ältester Sohn (einer Nazi-Größe) geboren wurde. Er flüchtete nach dem Krieg nach Österreich und kam in Kontakt mit den HJM, die ihn förderten. ER 2 besuchte das Gymnasium in Ingolstadt, 1958 empfing er die Priesterweihe und trat in den Orden der Herz-Jesu-Missionare ein. 1957 bis 1960 war ER 2 Erzieher im Internat Donauwörth Hl. Kreuz tätig. 1959 war er drei Monate in Gleink tätig. In späteren Jahren ließ er sich als Missionar in den Kongo schicken, dort hatte er 1969 einen schweren Autounfall und wurde von einer Mitschwester gesund gepflegt. Diese heiratete er später und ließ sich 1971 von seinem Gelübde entbinden. Später arbeitete ER 2 als Pädagoge in den Fächern Theologie, Philosophie und Religion. Anfang 2010 wurde er von einem ehemaligen Gymnasiasten des HJM-Gymnasiums in Salzburg-Liefering sexueller Übergriffe beschuldigt. Die HJM stellten damals fest, dass ER 2 zu der angegebenen Zeit nicht mehr in Salzburg war. Im Juni 2012 sprach die Unabhängige Opferschutzkommission dem Opfer dennoch eine fünfstellige Entschädigungssumme zu. ³⁵⁴ Seinen Lebensweg zeichnete ER 2 in einer Autobiografie ³⁵⁵ nach, auch trat er in Talkshows auf und präsentierte sich als Zeitzeuge. Er verstarb 2013. Da er nur kurze Zeit in Gleink war, gab es ab 2010 wenige (auch positive) Erinnerungen der ehemaligen Heimkinder. Allerdings soll er einem Heimkind 56 Watschen gegeben haben, dann „habe er aufgehört zu zählen“. ³⁵⁶

Trotz der mitunter schlechten Stimmung im Heim durch die permanente Überlastung der ErzieherInnen, konnte HL 3 über weite Strecken seiner Direktion wesentliche Veränderungen bewirken. 1963 war der tausendste Zögling seit der Gründung aus dem Heim entlassen worden. ³⁵⁷

352 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: HL 3 über das Caritas-Jugendheim, 9.11.1961.

353 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1962

354 <https://salzburg.orf.at/v2/news/stories/2536626/>

355 Bormann, Martin: Leben gegen Schatten (1996).

356 Akten Ombudsstelle, HK 61.

357 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1963.

Nun gab es Schikurse etwa auf der Postalm am Wolfgangsee, auch organisierte man Sporttage. Bei schulischen Schwierigkeiten rief man neuerdings die Fachpsychologin SZ I.³⁵⁸ Auch das Problem der Raumnot in der Schule, die bis 1969 im Dachgeschoß des Klosters untergebracht war, wurde von HL 3 gelöst. Bischof Zauner stellte einen angrenzenden Baugrund zur Verfügung und der Neubau der Schule konnte beginnen.³⁵⁹ Das Land Oberösterreich finanzierte den Bau zum größten Teil, aber auch die Länder Steiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol und Vorarlberg beteiligten sich an den Kosten. Mit dem Schuljahr 1975 konnte die Schule bezogen werden. Auch gab es nun ein Hallenbad und eine automatische Heizung.³⁶⁰ Eine große Turnhalle wurde errichtet. Eines veränderte sich aber nicht: Bis zuletzt blieb der „Herrenspeisesaal“ nur den Geistlichen vorbehalten.³⁶¹

Was das Personal betraf, war HL 3 der Meinung, dass hochgebildete Facherzieher nicht für den Betrieb in Gleink geeignet wären, er setzte auf die Weiterbildung von Hilferziehern. „HL 3 hat gesagt, wir haben lauter Hackler als Erzieher, die müssen wir ein wenig ausbilden.“³⁶² So war der Pater Direktor stets auf der Suche nach männlichen Erziehern, auch wollte er junge Patres „gründlich“ ausbilden. HL 3 wünschte, das „Gleink ein Musterbetrieb in der Erziehung wird“.³⁶³

HL 3 forcierte trotz oder vielleicht wegen seiner Bemühungen um ein Vorzeigheim eine rigorose Überwachung der Buben, es gab keinen Raum im Heim, der sich seiner Kontrolle entzog. Wie in den Jahrzehnten davor wurden die Kinder Hand in Hand in der Reihe gehend von den ErzieherInnen an die LehrerInnen übergeben. „Es gab Sanktionen bei jeglichem Regelverstoß oder Versagen in der Schule, in Folge waren Züchtigung an der Tagesordnung und es wurde viel gebetet.“³⁶⁴

Einer, der das Heim kannte, war EX I, er war im psychologischen Dienst des Landes Oberösterreich und kannte die oberösterreichischen Heime von der Aufsichtsseite. Sein Eindruck von HL 3 war damals: „Ein strenger, militanter Mensch. Vom Äußeren her, vom Habitus her ein bissl steif, blass im Gesicht. In seinen Äußerungen forsch, bestimmt [...] Er ist eher von mittlerer Größe, es hat für mich der Mensch

358 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 8.

359 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 4.

360 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 5.

361 Interview ER II, Mai 2019 (Wisinger).

362 Interview ER II, 23.5.2019 (Wisinger).

363 DAL, Sch.317, CDL-A/1, Fasz. IX/2, Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 26.3.1959.

364 Archiv Caritas, Mappe Direktion, LP II mit HL 4, 16.4.2010.

auch in seiner Kleidung, in seinem Habitus, in seiner Haltung eher etwas Militärisches an sich gehabt. [...] Und er hat mich durch das Haus geführt. Ich erinnere mich noch an einen Satz, den er gesagt hat: „Hören Sie? Kein Wort, Stille.“ Es war ihm offenbar ein Anliegen, dass da hier keiner laut ist oder ein Geschrei. Das war für ihn fast ein Aushängeschild, eine Maxime. Das erinnere ich mich noch gut. Wir sind so nebeneinander gegangen, in diesen großen, weiten Gängen.“³⁶⁵

In diesen Jahren mangelte es auch nicht an Beschwerden. Korrespondenzen, Medienberichte und interne Aktennotizen zeigen, dass der Caritas-Direktor, die HJM aber auch die Jugendwohlfahrtsbehörden darüber informiert gewesen sein mussten. Die Buben, die von Gewalt betroffen waren, konnten keine Hilfe von den für das Heim Verantwortlichen bekommen. Man stand hinter der Direktion.

Beispielsweise wurde eine Mutter, deren Sohn von einem Erzieher 1960 schwer misshandelt wurde, „Die Buben leben in einem ständigen Angstzustand“,³⁶⁶ von HL 3 der Lüge bezichtigt. Der Heimleiter berief sich in seiner Verteidigung gegenüber dem Caritas-Direktor auf das Jugendamt: „Ist mit mir über den Fall vollkommen einig und weiß, dass das Kind sowohl wie die Mutter unaufrichtig ist.“ Um die Frau ruhig zu stellen, sollte sie unter Druck gesetzt werden. „Es wird nun versucht, den Einfluß der Mutter zu unterbinden, durch eine Dilocierung“, HL 3 drohte, die Mutter anzuzeigen, und er beruhigte den Caritas-Direktor, „wir besitzen aber das volle Vertrauen aller Ämter“.³⁶⁷ Für Pfeiffer war die Sache somit erledigt. „Frau H. hat bei uns vorgesprochen, ich selber habe sie nicht gesehen. Ein Mitarbeiter, [...] hat die Angaben zur Kenntnis genommen und einen Bericht darüber schriftlich gemacht, ohne gegenüber der Frau – die keinen guten Eindruck machte – Stellung zu nehmen.“³⁶⁸ Der Bub wurde schließlich in ein anderes Heim verlegt.

Auch hausintern erhoben sich vereinzelt Stimmen. 1960 wurden bei einer Inspektion in der Schule die Zustände im Heim thematisiert. Man informierte Caritas-Direktor Pfeiffer darüber, „Es war erschütternd, wie die braven und tüchtigen Lehrer [...] bitterlich über die Zustände im Heim und besonders über HL 3 klagten. Man hat den Eindruck, HL 3 will allein herrschen und macht aus kleinen menschlichen Schwächen große Affären, obwohl im Heim selbst ja auch nicht alles in Ordnung ist.“³⁶⁹

365 Interview EX 1, (John).

366 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Bericht an Pfeiffer, 8.9.1960.

367 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 13.10.1960.

368 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Brief Pfeiffer an HL 3, 18.10.1960.

369 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Aktenvermerk für Pfeiffer, 20.6.1960.

Der Erfolg der Heimerziehung wurde auch an dem gemessen, was nach der Heimzeit mit den Jugendlichen geschah, so machte sich HL 3 Gedanken über die Zukunft der Abgänger des Heims. Man organisierte ab 1962 eine Berufsberatung in Gleink. Ein Berufsberater, ein Organ des Jugendamtes, der Schuldirektor und HL 3 selbst beratschlagten, ob der von dem Jugendlichen gewünschte Berufswunsch passend wäre. Jeglicher Leerlauf nach der Schulentlassung sollte vermieden werden. Viele ehemalige Heimkinder beklagen heute noch, dass sie damals nicht ihren Traumberuf erlernen konnten. Sie brachen die ungewollte Lehre ab. Das neue Schulgesetzwerk 1962 ermöglichte es nun der Landessondererziehungsschule die Kinder als Hauptschüler zu führen. Damit konnten ihnen Schulzeugnisse ausgestellt werden, und sie mussten nicht mehr zur jährlichen Externistenprüfung antreten.³⁷⁰ Die meisten Kinder blieben bis zur Schulpflichterfüllung im Heim, entwichen sie, wurden sie zumeist in kürzester Zeit wieder aufgegriffen oder kamen von selbst zurück.³⁷¹ Es gab kein Auskommen aus dem Heim. Was nach der Heimzeit geschah, war oft unbekannt, manchmal blieb ein Kontakt zu den ErzieherInnen aufrecht.

Die Medienberichterstattung war bis Mitte der 1960er-Jahre noch vorwiegend positiv. „Wer die fröhlichen Bubengesichter bei Sport und Spiel sieht, hat nicht den Eindruck, in einem Erziehungsheim zu weilen. Zu Unrecht ist in der Bevölkerung noch das Vorurteil verwurzelt, daß die Buben in Gleink nach spartanischen Methoden gedrillt werden.“³⁷² Das Heim florierte wie den Statistiken zu entnehmen ist. 1965 waren 257 Betten belegt, 244 Buben erreichten das Lernziel, nur 13 erreichten es nicht. Die Beschäftigten waren: Geistlichen Standes ein Leiter, ein Präfekt, drei Brüder als Erzieher, ein Bruder in der Verwaltung u. Gärtnerei und ein Bruder in der Tischlerei, zwei Ordensschwestern. Darüber hinaus gab es fünf männliche und fünf weibliche Erzieher.³⁷³

Eine Frau, die einen geflüchteten Buben zurück ins Heim brachte, machte besorgniserregende Beobachtungen, die sie in einem Schreiben (Anm. MW: Adressat unbekannt) zum Ausdruck brachte. Sie schilderte, dass HL 3 mit „fast krankhafter Wut“ reagierte und zu dem Kind sagte „Da stehst du jetzt, da siehst du nun, daß dich kein Mensch auf der ganzen Welt mag“. Als sie dem widersprach, nannte er sie eine „lächerliche Philantropin“. Schließlich schien sich HL 3 etwas zu beruhigen, sprach von den Schwierigkeiten mit den Kindern, von seiner 75-Stunden-Woche,

370 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1964.

371 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 6.

372 Steyrer Zeitung, II.II.1965.

373 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1965.

und dass Don Bosco sein Vorbild wäre. „Ich hatte schließlich den Eindruck, daß es sich bei dem Pater um einen Menschen handle, der zwei Seelen in seiner Brust habe, oder, um es moderner auszudrücken, eine gespaltene Persönlichkeit ist“, so die Frau in ihrem Schreiben.³⁷⁴

HL 3 behielt seine Linie bei, auf Vorwürfe mit Schuldzuweisungen oder schlichtweg Unwahrheiten zu reagieren, und die Behörden schritten nicht ein. Im Jahresbericht 1965 konstatierte man, „daß die Verwahrlosung tiefgehender geworden ist und daß besonders viele debile Kinder angeboten werden, die zugleich schwererziehbar sind“.³⁷⁵ Dennoch bezifferte HL 3 1966 den Erziehungserfolg mit 80%, und behauptete, „dass während des gesamten Jahres keine einzige Beschwerde über Erziehungsmethoden vorgebracht worden war, weder von amtlicher noch von privater Seite“.³⁷⁶

Im Kloster Gleink herrschte 1966 große Raumnot, und man war zudem ständig auf der Suche nach Personal, und HL 3 konnte für dringende Reparaturarbeiten keinen Tischler finden, da er keine Wohnung zur Verfügung stellen konnte. Auch musste man Kinder abweisen, das Haus war voll belegt. Man war mit der Planung der Schule, der Turnhalle und des Sportplatzes komplett ausgelastet und versuchte ständig, Geld aufzutreiben, um die Finanzierung zu ermöglichen. HL 3 übernahm sich, zu dieser Zeit begann seine Schlaflosigkeit, und er war rund um die Uhr im Dienst.³⁷⁷ Dazu stellte sich eine Personalknappheit auf Seiten der geistlichen Erzieher ein, die HJM zogen seinen Stellvertreter ab, der von nun an Dienst im Krankenhaus Steyr zu leisten hatte. Die ständigen Personalrochaden führten zu einer Arbeitsüberlastung der wenigen anwesenden Patres, daher wurden von den HJM „Aushilfen“ aus Birkeneck geschickt. Auch die weltlichen ErzieherInnen bereiteten Sorgen, wählten doch viele den Erzieherberuf, um eine Sicherung der Existenz zu haben. Ziel war, vorwiegend Menschen zu beschäftigen, die „von dem warmen Geist der Caritas beseelt sind und in der Menschenführung eine apostolische Tat sehen“, im besten Fall HJM-Missionare, die „im Dienste der Ausbreitung des Reiches Gottes“ stehen sollten.³⁷⁸

374 DAL, CDL-A/, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben Mutter W.H.aus Schärding, unbek., o.D.

375 DAL, CDL-A/I, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1965.

376 DAL, CDL-A/I, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1965.

377 DAL, CDL-A/I, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 11.5.1966.

378 DAL, CDL-A/I, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 1.3.1958.

Die Diözese Linz und Bischof Franz Zauner waren mit der Arbeit in Gleink offensichtlich zufrieden, „Ich freue mich, daß das Caritas-Jugendheim in Gleink so erfolgreich arbeitet. [...] Wenn ich als Bischof sehr wenig Ingerenz nehme, dann er-
suche ich, daraus nicht zu schließen, daß ich für Ihr Heim geringes Interesse hätte. Meine Schutzbefohlenen sind so vielfach auf einem sehr großen Gebiet zerstreut, daß ich oft auch den anderen Kindern des Hauses Israel nachgehen muß, die nicht in so guter Hut sind und für deren Seelenheil ich fürchten muß.“³⁷⁹ Zauner kündigte an, in der Bubengemeinschaft eine Meißfeier zu übernehmen, um seinen Dank für die „vorbildliche Erziehungsarbeit“ bekunden zu können.³⁸⁰

Ende der 1960er-Jahre war jedoch eine Eigendynamik kritischer Stimmen und gesellschaftlicher Aufbruchprozesse im Gange, deren Auswirkungen nicht an Gleink vorbeigehen konnten. Groß-Kinderheime wurden zum Synonym für Zwang und Gewalt, man sprach von „Kindergefängnissen“ und die neue Heimbewegung führte aktionistische Demonstrationen in Oberösterreich durch. (Anm. MW: siehe Einleitung) Eine Generation junger SozialpädagogInnen begann sich gegen die hierarchisch strukturierten Einrichtungen zu wehren, alternative Erziehungskonzepte fanden Eingang in die Heimstrukturen. HL 3 konnte oder wollte sich nicht mehr umorientieren. Er „hatte aber dafür entweder nicht die innere Überzeugung bzw. nicht die Energie und die Kraft, er hat sich dann langsam abgesondert, Gleink mehr oder weniger isoliert, und ist bei seinem Stil geblieben. Dadurch ist Gleink immer mehr ins Abseits geraten“.³⁸¹

HL 3 wird heute von seinen damals engsten Mitarbeitern kritisch gesehen. „In der ersten Zeit war er für mich der Mann, der alles im Griff hat, in jeder Hinsicht, bis ich dann auf seine Schwachstellen gestoßen bin und gemerkt habe, dass er zusehends dem Alkohol zuspricht und ihm das Ganze mehr und mehr aus der Hand gegli-
tten ist. Mit dieser Schwachstelle ist auch bei ihm eine gewisse Selbstüberschätzung gewachsen, er hat geglaubt, er ist das non plus ultra in der Pädagogik.“³⁸² Gewalt war im Heim omnipräsent, und konnte jeden jederzeit treffen, auch die ErzieherInnen. „Man muss wissen: Mein Vorgänger hat – bei einer Gruppe, die laut war auf dem Gang, auf dem Weg zum Speisesaal nicht den betreffenden Jugendlichen angeschrien, sondern den Erzieher, was ist das für ein Sauhaufen, den Du da hast, bist Du nicht imstande, dass die Disziplin halten“. Er machte den Mitarbeiter vor den

379 DAL, CDL-A/, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben Bischof Franz Zauner an HL 3, 19.12.1966.

380 DAL, CDL-A/, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben Bischof Franz Zauner an HL 3, 19.12.1966.

381 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

382 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Jugendlichen total zur Sau. Das bewirkte bei den Mitarbeitern, dass sie sozusagen diese Art von Gewalt von oben, diesen autoritären Stil automatisch weitergaben nach unten und in der Gruppe war noch einmal das gleiche, dass die Alphas typen ihre Überlegenheit weitergaben.“³⁸³

Ab 1968 kam Gleink nicht mehr aus den Schlagzeilen. Der Artikel mit der Schlagzeile „Der vertane Himmel der Caritas-Kinder“³⁸⁴ berichtete über die Sorge der Mütter über ihre Kinder in Gleink. Eine Mutter, deren Kind aufgrund der Trennung vom Kindsvater und angeblicher „geistiger, seelischer und sittlicher Verwahrlosung“ eingewiesen wurde, schlug Alarm. Das durch eine Frühgeburt herzkrankes Kind berichtete ihr: „Es ist ganz furchtbar hier. Ich muß mich mit wesentlich älteren Buben abgeben, die schrecklich ordinär sind. Viele von ihnen haben schon gestohlen, mit einem Gewehr geschossen oder sind von zu Hause ausgerissen“. Die Mutter beschwerte sich bei HL 3, so der Zeitungsbericht, auch wolle sie nicht, dass ihr Sohn von Missionaren erzogen werden würde. Auch andere Eltern beklagten die Zustände in Gleink, so ein Pflasterer mit Invalidenrente und seine Frau, die ihren elfjährigen Sohn in die Erziehungsanstalt gegeben hatten, damit er der schwierigen Situation zu Hause nicht ausgesetzt wäre. Die Schulleistungen des Buben ließen sofort nach. Eine andere Mutter hat den Verdacht, dass es zu Misshandlungen im Heim kam, „Vor kurzer Zeit besuchte ich meinen Sohn. Mir fiel sofort auf, daß sein Ohr blutverkrustet war. Ich fragte Peter, ‚Wo hast du dir wehgetan?‘ Mein Sohn senkte die Augen. ‚Mutti ich darf es nicht sagen.‘“³⁸⁵

Die Kronen Zeitung berichtete, „Gleink: Frommes Schweigen. Die Zöglinge packen jetzt aus!“³⁸⁶ „[...] schlug und trat einen Zögling im Waschraum blutig“ (Anm. MW: dieser Erzieher wurde in Folge im Schülerheim Windischgarsten von der Caritas weiter beschäftigt), ein anderer fügte einem Zögling mit einem Blechbecher Platzwunden auf dem Hinterkopf zu.³⁸⁷ „Der Ruf von Gleink war schlecht, eine Kinder-Jugendkaserne mit überholten, antiquierten Erziehungsmethoden.“³⁸⁸, formuliert es der Nachfolger von HL 3 heute, der das Heim 1976 übernehmen sollte.

383 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

384 Echo der Heimat, 17.3.1968.

385 Echo der Heimat, 17.3.1968.

386 Kronen Zeitung 13.4.1971.

387 Kronen Zeitung 13.4.1971.

388 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Ein ehemaliges Heimkind, das Ende der 1960er-Jahre ins Heim kam, erinnert sich: „Es waren schon Ferien, es waren die ersten Ferientage und ich bin dort nach Gleink hingekommen, dort haben sie mich abgeliefert wie ein Stück Holz, so empfinde ich das heute noch, und fertig. [...] Das war arg, ich habe mich wie eingesperrt gefühlt, das war mein erster Eindruck, da war Sonnenschein und da ist es laut gewesen, da ist es zugegangen, die hat eigentlich die – ich schätze einmal, vierzig, fünfzig Buben – nicht bändigen können, bzw. haben sie ja nichts gemacht mit uns.“³⁸⁹

Noch hielten die Seilschaften mit den Behörden. 1970 kam der Fürsorgelandesrat Rupert Hartl in Begleitung des Bezirksschuldirektors nach Gleink. HL 3 ersuchte ihn um moralische Unterstützung, es fehle an Verständnis in der Öffentlichkeit und auch an finanzieller Unterstützung. „Man kann auch nicht in der Weise Propaganda machen wie für die behinderten Kinder“. Überdies wurde mit dem Landesrat vereinbart, „daß im Falle eines ungerechtfertigten Angriffes gegen das Heim eine Richtigstellung durch die Landeskorespondenz in dem Sinn erfolgt, daß eben eine Überprüfung die Haltlosigkeit der Angriffe ergeben hat.“³⁹⁰

Auf die Schlagzeile „Betrunkene und Prügler ‚erziehen‘ in Steyr“ hin,³⁹¹ schrieb Caritas Direktor Pfeiffer nun selbst einen Leserbrief: „Der Direktor (Anm. HL 3) hat sich immer bemüht, die gelegentlich vorkommenden Pannen möglichst rasch zu beheben, und Personen, die zunächst auf Grund von Empfehlungen als Hilfserzieher eingestellt wurden, nach wenigen Wochen schon gekündigt oder entlassen, wenn sie sich als ungeeignet erwiesen haben. Es kann keine Rede davon sein, daß Prügelstrafe oder stundenlanges Stehenlassen an der Wand als Erziehungsmethoden angewendet werden, sondern die Erzieher sind bemüht, stellvertretend wie Eltern mit den Buben umzugehen.“³⁹²

HL 3 wehrte sich ebenfalls gegen etwaige Vorwürfe und nahm Kontakt mit einem Rechtsanwalt auf, um sich gegen die „Verleumdungen“ zu wehren, „Mein persönlicher Vorschlag wäre eine Gegenpresse“.³⁹³

Mit der Zeit wurde aus dem starken Mann in Gleink ein kranker Mann. HL 3 „wurde für seine strenge Ordnung in Gleink bis Mitte der 1960er-Jahre hochgeachtet

389 Interview HK 29, 3.10.2016 (Wisinger).

390 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Vermerk Besuch Landesrat Hartl, 15.4.1970.

391 Kronen Zeitung, 7.4.1971.

392 Kronen Zeitung, 25.4.1971.

393 DAL, CDL-A/1, Sch. 39, Fasz. III/2: Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 8.4.1971.

und verehrt und war tief enttäuscht, als er dann als Lohn nicht Karriere im Orden machte, sondern für seinen Erziehungsstil kritisiert wurde. HL 3 habe sich daraufhin [...] zurückgezogen und bis zu seinem Tod ER 21 die Arbeit überlassen.³⁹⁴

Auch die Caritas und Pfeiffer hielten an diesem Direktor trotz offensichtlicher Führungskrise fest, obwohl immer offenkundiger wurde, dass dieser dem Betrieb nicht mehr gewachsen war. Von zentraler Bedeutung für die Diözese war, dass die HJM in der Diözese Linz präsent blieben und dort Aufgaben übernahmen. Sie halfen bei seelsorgerischen Diensten aus, auch konnte man HL 3 aufgrund des laufenden Baues des Schulgebäudes in Gleink nicht entbehren.³⁹⁵ HL 3 war zu dieser Zeit in der „Heimszene“ noch gut integriert, so war er stellvertretender Obmann des „Vereins für verhaltensgestörte Jugend“ und engagierte sich für eine berufsbegleitende Erzieherausbildung für ErzieherInnen. Er selbst schickte fünf ErzieherInnen zu dieser Ausbildung.³⁹⁶

Die Personalrekrutierung verlief weiterhin auf spezielle Weise. Als der Facharbeiter der Steyr Werke, ER 11 mit seiner Frau in Gleink 1971 in die Sonntagsmesse ging, sprach HL 3 die beiden an, ob sie nicht als Erzieher in Gleink arbeiten wollten. ER 11 blieb 21 Jahre bis 1983 im Haus, seine Frau (Anm. MW: ER 12) blieb neun Jahre. Die damalige Grundausbildung war, dass er eine Woche lang mit ER 21 „mitging“, dann wurden aus zwei Gruppen „die Schlimmsten“ ausgesucht und für den neuen Erzieher eine eigene Gruppe „gebastelt“.³⁹⁷ Trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten im Heim bedeutete der neue Beruf den Aufstieg vom Arbeiter zum Erzieher. Dieses Motiv schienen viele der im Heim Beschäftigten gehabt zu haben. „Verdienst in den Steyr Werken ÖS 4.200,-, in Gleink ÖS 2.400,- aber inkl. Kost und Quartier. Das ist günstig.“ Das allerdings hatte den Nachteil, dass man im Kloster war oder im Dienstzimmer und somit immer griffbereit war. Die ErzieherInnen hatten 27 Tage im Monat Dienst gehabt, und nur drei oder vier freie Tage. 1971 gab es 270 Buben und 13 Erzieher, also kamen auf einen Erzieher mindestens 20 Buben.³⁹⁸

Das Personal war über weite Strecken auf sich selbst gestellt. HL 3 setzte wenig auf Kommunikation, „Wir haben einmal die Woche eine Konferenz gehabt mit dem

394 Archiv Caritas, Mappe Direktion, Gesprächsnotiz LP 11 mit HL 4, 16.4.2010.

395 DAL, CDL-A/1, Sch. 39, Fasz. III/2: Brief Pfeiffer an Provinzial Eder, 29.3.1971.

396 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben HL 3 an Pfeiffer, 27.9.1972.

397 Interview ER11, 23.5.2019 (Wisinger).

398 Interview ER 11, 23.5.2019 (Wisinger).

HL 3. Da hat er geschimpft über dies und das. Er hat niemanden gefragt, er hat einfach nur eine Stunde geschimpft, dann war man froh, wenn es vorbei ist.“³⁹⁹

Über seinen strengen Chef sagt ER II heute: „Ich glaube, er kann auch nichts dafür, er war im Krieg eingerückt, aber nicht als Pfarrer, sondern an der Front oder als Flieger, auf alle Fälle war er ein radikaler Mensch. Auch wenn er Priester war. Er hat wunderbare Predigten gehalten, aber du hast dich gefürchtet vor ihm. Auch ich mit 21 Jahren.“ Erst ein Jahr nach seiner Einstellung ging ER II in die Erziehschule, „Ja, ich habe mich vor den Kindern geniert, dass ich das System von HL 3 angenommen habe, aber ich will nicht schimpfen. Dann habe ich begonnen, Bücher zu lesen: ‚Helfen statt Strafen.“⁴⁰⁰

Die Arbeit im Heim litt vor allem auch unter dem ständigen Wechsel des Fach- und Hilfspersonals. „Ich glaube, ich habe in meiner Zeit Hundert kommen und gehen gesehen. Wirklich. Hundert Menschen, die Erzieher werden wollten, freiwillig wieder aufgehört haben.“⁴⁰¹ Etliche der älteren ErzieherInnen erklärten sich bereit, eine berufsbegleitende Ausbildung zu machen, ein 6-tägiges Seminar, anschließend alle 14 Tage eine ganztägige erzieherische Ausbildung für drei Jahre. Tendenziell wurde von der Heimleitung beklagt, dass „fast durchwegs äußerst schwierige Erziehungsfälle“ eingewiesen werden.⁴⁰² Auch sollte das Heim von einem geschlossenen Heim in ein offenes Heim geführt werden. Man stellte körperlich und geistig behinderte Hilfskräfte mit voller Bezahlung an. Den Angestellten wurden soziale Leistungen gewährt, wie Vergütung der Anfahrt, freie Wohnung, Verpflegung und Mitsorge für die Familien.⁴⁰³

1971 kam es zu einem Skandal, als der langjährige HJM-Missionar ER 9 verurteilt wurde. Er hatte laut Gerichtsurteil zwei Zwölfjährige missbraucht und Kinder mit der Holzlatte verprügelt.⁴⁰⁴ (Anm. siehe ER 9 in: 3.3.2. Sexueller Missbrauch im Heim). Unter der Schlagzeile „Betrunkene und Prügler ‚erziehen‘ in Steyr“ wurden die Namen weiterer Erzieher genannt, die unter Alkoholeinfluss zuschlugen. Auch der Direktor würde zu drastischen Erziehungsmethoden greifen, wie stundenlanges Stehen an der Wand und „handgreifliche Nachhilfe bei Ermüdungser-

399 Interview ER II, 23.5.2019 (Wisinger).

400 Interview ER II, 23.5.2019 (Wisinger).

401 Interview ER II, 23.5.2019 (Wisinger).

402 DAL, DDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1971.

403 DAL, DDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1971.

404 Kronen Zeitung, 7.4.1971.

scheinungen“, und man kritisierte das Jugendamt, das in Gleink offenbar nicht einschritt.⁴⁰⁵ Das Jugendamt schrieb an HL 3 und solidarisierte sich einmal mehr: „Das Jugendamt Linz hat mit Entrüstung verfolgt, in welcher diffamierender Weise Ihre Arbeit und Ihr Bemühen um die erziehungsschwierigen Kinder in den Zeitungen entstellt und angegriffen wurden.“⁴⁰⁶

Die Kommunikation zwischen HJM und Caritas verlief in diesem Fall offenbar nicht befriedigend. Ein Hinweis darauf findet sich 1971 in einem Protokoll des bischöflichen Konsistoriums. Pfeiffer beklagte sich darüber, dass der Provinzial der HJM bei ihm vorgesprochen habe, aber mit keinem Wort erwähnte, dass gegen ER 9 eine gerichtliche Anzeige lief. Auch wurde ihm nicht mitgeteilt, dass 40 Buben das Heim verlassen hätten. Bischof Zauner beauftragte die Caritas, sich mit dem Landesjugendamt in Verbindung zu setzen und eventuell Gleink durch Erziehungsfachleute prüfen zu lassen.⁴⁰⁷

Und während Pfeiffer immer noch an HL 3 festhielt,⁴⁰⁸ wies HJM-Provinzial P. Anton Eder bereits im Juni 1971 auf seine Besorgnis hin. „Mehr und mehr zeigt sich die Notwendigkeit, die Stelle des Erziehungs- oder Heimleiters neu zu besetzen. So sehr die Verdienste des HL 3 um Gleink zu würdigen sind, geht es doch für die weitere Zukunft und für die gedeihliche Entwicklung des Werkes nicht an, weiterhin Direktion und Verwaltung des Heimes in einer Hand zu belassen. [...]“ Eder wies darauf hin, dass die Erzieherkräfte, die außerhalb der Ordensgemeinschaft stünden, in die Überzahl geraten sind, auch wären darunter Personen, die sich als „nachteilig“ erwiesen hätten. Vor allem das geistliche Leben wäre gefährdet.⁴⁰⁹

Die Schulbehörden distanzieren sich von den Geschehnissen. So schrieb man in einem Leserbrief, dass „Unabhängig von der Schule besteht auch das Caritasheim Steyr-Gleink, in welchem die Schüler dieser Anstalt untergebracht sind. Das Heim ist jedoch völlig unabhängig von der Landes-Sondererziehungsschule Steyr-Gleink. Es wird verantwortlich geführt von der Caritas. Die Schulbehörde hat keinen Einfluß auf den Heimbetrieb.“⁴¹⁰

405 Kronen Zeitung, 7.4.1971.

406 DAL: Sch.317, CDL-A/1, Fasz. IX/2: Schreiben Wohlfahrtsverwaltung an HL 3, 23.4.1971.

407 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Auszug aus dem CXXXV. Protokoll des Konsistoriums v. 13.4.1971, 19.4.1971.

408 DAL, CDL-A/1, Sch. 39, Fasz. III/2: Brief Pfeiffer an Provinzial Eder, 29.3.1971.

409 DAL, CDL-A/1, Sch. 39, Fasz. III/2: Brief Provinzial Eder an Pfeiffer, 27.6.1971.

410 Kronen Zeitung, 20.4.1971.

Ende 1971 wurde ein weiterer Erzieher, ER 10, wegen §129 I und 132 III StG angeklagt, und im Februar 1972 zu Kerker mit der Dauer von acht Monaten verurteilt. (Anm. MW: siehe ER 10 in 3.3.2. Sexueller Missbrauch) Zwei Monate nach der Verurteilung schrieb HL 3 ein positives Dienstzeugnis: „Als Erzieher war er durchwegs ein geschickter und bei den Buben beliebter Erzieher. Er hat das Dienstverhältnis mit beiderseitigem Einvernehmen gelöst.“⁴¹¹

Im Laufe der Jahre häuften sich die Überlegungen, ob sich die HJM nicht aus Gleink zurückziehen sollten. Dem Orden fehlte der Nachwuchs, um Erzieherposten und eine weitere Stelle des Religionslehrers besetzen zu können. HL 3 forderte deshalb 1972 einen hauptberuflichen Religionslehrer in der Heimschule, da sich die Patres selbst mehr den Erziehungsaufgaben widmen sollten.⁴¹² Ein diesbezügliches Ansuchen an Bischof Zauner blieb erfolglos, dieser teilte ihm mit, dass er da als Bischof nicht helfen könne, „Besonders habe ich mich in die Verwaltung und den Betrieb der Heime der Caritas nie eingemengt.“⁴¹³ 1973 lobte Pfeiffer die Arbeit der HJM in Gleink. Dieses Heim würde „unter der Leitung der Herz-Jesu-Missionare stehen – ja man darf sagen florieren“⁴¹⁴

Wirtschaftlich war das Heim ein Verbraucherbetrieb, die Heimkosten waren das einzige Einkommen, das von den Jugendämtern bezahlt wurde. Der Tagsatz war nicht kostendeckend, Löhne und Gehälter machten einen Anteil von 70 Prozent des Gesamteinkommens aus. Alles für den täglichen Verbrauch musste zugekauft worden, und im Heim waren Küche, Wäscherei, Näherei, Schuhmacherei, Tischlerei, Gärtnerei und Hausmeisterei vorhanden. Insgesamt waren zu Ende der Ära HL 3 etwa 24 Personen beschäftigt.⁴¹⁵

Die 1970er-Jahre waren durchwegs von Gewalt durchsetzt, zugeschlagen wurde bei geringsten Anlässen. Ein ehemaliges Heimkind (Anm. MW: in Gleink 1971 bis 1976) berichtete über Gewalt von Beginn seines Heimaufenthaltes an: „Der erste Tag und die Nacht waren einmal für mich – dass ich den Drill gesehen habe, ich habe am zweiten Tag gleich einmal meine erste ‚Flaschen‘ gehabt und weiß bis heute nicht, wofür ich die gekriegt habe. Es war irgendeine Kleinigkeit, da war ein Spind auf dem Gang, da war eine Spindkontrolle, das ist regelmäßig kontrolliert

411 Archiv Caritas, PA ER 10, Dienstzeugnis, 2.6.1972

412 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Protokoll des CLXXII. Konsistoriums,10.II.1972.

413 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben Bischof Zauner an HL 3, 13.II.1972.

414 DAL, CDL-A/1, Sch. 39, Fasz. III/2: Brief Pfeiffer an Provinzial Eder, 9.8.1973.

415 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 7.

worden, da habe ich halt meine Schuhe nicht so drinnen gehabt, wie er sich das vorgestellt hat.“⁴¹⁶

Weshalb das Jugendamt nicht einschritt, ist aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbar. Es gab durchaus Eltern, die sich beschwert haben,⁴¹⁷ auch haben Fürsorgerinnen dem Heim Besuche abgestattet, um Kinder zu besuchen. Die aktenkundigen zahlreichen Entweichungen, polizeiliche Aufgriffe, Unfälle und Verletzungen waren ein deutlicher Indikator dafür, dass es zu Gewaltanwendung im Heim gekommen war.

Besonders bedrückend ist der Fall eines 15-jährigen Jungen, der es 1973 nicht in Gleink aushielt und folglich immer wieder weglief. Er beklagte sich über viele Ohrfeigen und ständigen Hunger. Zunächst beschwerte sich die Mutter beim Jugendamt, dieses nahm daraufhin mit dem Gleinker Direktor Kontakt auf, der den Jungen als besonders schwierig bezeichnete. Im Aktenvermerk des Landesjugendamts heißt es: „Pater Direktor ist der Meinung, daß man den obgenannten Mj. aufgrund der erheblichen Erziehungsschwierigkeiten nicht nach Birkenneck geben könnte. (Anm. MW: Wo der Bub gern hinmöchte) Bei der Vorsprache im Heim wurde Pater Direktor davon berichtet, daß der Bub beabsichtige, sich das Leben zu nehmen, indem er Tabletten schluckt.“⁴¹⁸ HL 3 teilte mit, „daß die Buben im dortigen Heim, wenn sie Tabletten bekommen, diese vor den Augen des Erziehers schlucken müssen, sodaß keine Gefahr besteht, daß er Tabletten sammeln kann.“ Das Landesjugendamt überreichte dem Direktor des Heims überdies Briefe des Jungen, in denen er davon schreibt, „grün und blau“ geschlagen zu werden.“⁴¹⁹

Zuletzt wurde Gewalt nur mehr im möglichst Verborgenen ausgeübt. Die ehemalige Sekretärin des Heimleiters, SZ 2 „die im April 1975 in das Büro von HL 3 kam, hatte von HL 3 sogar einen sehr guten Eindruck. Sie erinnert sich an ihr Einstellungsgespräch, zu dem sie mit ihrem Vater kam. Die beiden Männer unterhielten sich eingehend, „Genau, mein Vater ist mit mir vorstellen gegangen und die waren sofort im Krieg, die zwei, mein Vater war in Stalingrad und natürlich da war ich dann die Nebensache.“⁴²⁰ Für die junge Bürokräftin war das Haus in keinem schlechten Zustand, es waren 220 Buben da, die Neuankömmlinge kamen zunächst zu ihr

⁴¹⁶ Interview HK 18, 12.8.2016 (Wisinger).

⁴¹⁷ John, Michael/Reder, Wolfgang, s.o., 32-34.

⁴¹⁸ Bauer, Ingrid, u.a., Abgestempelt und ausgeliefert, s.o., 167 f.

⁴¹⁹ Bauer, Ingrid, u.a., Abgestempelt und ausgeliefert, s.o., 167 f.

⁴²⁰ Interview SZ 2, (John, Wisinger).

zur Aufnahme. „Mir haben die Buben damals so leid getan und ich war der erste Eindruck, zu mir sind sie ins Büro gekommen.“⁴²¹ [...] Viele Jugendliche wären zu ihr gekommen und hätten sich ausgeweint, da ging es vorrangig um die Familiengeschichten, über ErzieherInnen hätten sie sich nicht beklagt.⁴²²

Zu dem Zeitpunkt, als SZ 2 nach Gleink kam, war HL 3 nur mehr kurze Zeit im Amt. Die Vorwürfe gegen seine Heimleitung hält sie bis heute für überzogen. „Ich glaube, dass da viel übertrieben ist. [...] vielleicht einmal eine Watschen, das kann schon möglich sein, mehr war mir nicht bekannt, überhaupt nicht. Es gab auch etwas wie im Hof stehen im Winter, [...] Vielleicht haben sie Watschen gekriegt, wir sind selber in der Zeit groß geworden, wo es das gegeben hat.“ Auch ihr Mann ER 29 war damals in Gleink Erzieher.⁴²³

Mit zunehmender medialer Berichterstattung war der Druck auf die Caritas gewachsen. Die bisherige Politik des „Lobens und Wegschauens“ konnte nicht mehr gelingen. 1976 kam es zu weiteren Artikeln, Leserbriefen und auch Berichten aus erster Hand, die unter anderem in der Kronen Zeitung veröffentlicht wurden. Zwei Studenten der Lehranstalt für gehobene Sozialberufe hatten sich nach einem Praktikum zu Wort gemeldet. Sie wollten die Öffentlichkeit aufmerksam machen, wie es den Kindern in Gleink ging. Die Kinder wären die ganze Zeit unter Aufsicht und „jede menschliche Würde wird ihnen genommen“. „Einmal hatten drei zwölfjährige Buben etwas ausgeheckt. Ein Erzieher kam ihnen aber dahinter und schlug sie zu Boden. Als er merkte, daß er beobachtet wurde, zerrte er die drei in den Waschraum und schlug sie weiter.“⁴²⁴

In ihrem Praktikumsbericht zeigte sich, wie der Alltag im Heim ablief. Es gab nach wie vor Sprechverbote auf den Gängen und in den Waschräumen und das Gehen in Zweierreihen auf den Gängen. Auch wurde die Aussage eines Erziehers zitiert, „Guter Zuspruch nutzt da nichts. Da sind einfach Schläge notwendig, ansonsten müßte man resignieren.“ Auch hätten die meisten Angestellten nach wie vor keine Ausbildung, sie haben andere Berufe erlernt, da waren Gusseisenwagenfahrer, Ex-Militaristen, Boxer oder Schneider. Auch Prügelstrafen konnten die Praktikanten selbst beobachten.⁴²⁵

421 Interview SZ 2, (John, Wisinger).

422 Interview SZ 2, (John, Wisinger).

423 Interview SZ 2, (John, Wisinger).

424 Kronen Zeitung, 14.5.1976.

425 Betrifft, Sozialarbeit 8/9, 1976.

Der Direktor der Lehranstalt für gehobene Sozialberufe entschuldigte sich daraufhin bei Caritas-Direktor Pfeiffer für die Vorgehensweise seiner Studenten. Er schrieb von „unqualifizierter Vorgangsweise“, und stellte fest, dass die Texte seiner ausdrücklichen Anweisung widersprochen hätten, die beiden Studenten würden sich „zu verantworten haben“.⁴²⁶

Zu dieser Zeit war HL 3 bereits schwer erkrankt. Im Juni 1975 musste er in ein Krankenhaus gebracht werden, nach Gleink kam er nicht mehr zurück.⁴²⁷ Ende Juli 1976 war das Heim in einem desaströsen Zustand, die finanzielle Situation des Hauses war so schlecht, dass die Gehälter für August nicht mehr ausbezahlt werden konnten. Die Verpflegungsgelder wurden für den Schulbau verwendet, auch wurden ohne jede Kontrolle Einkäufe und Bestellungen von verschiedenen Personen des Heims getätigt. Die Gärtnerei und die Tischlerei sollten wegen Unwirtschaftlichkeit und hohen Lohnkosten geschlossen werden, in der Schreibstube des Hauses herrschte Unordnung, Urlaube wurden nicht richtig registriert, es gab hohe Telefonrechnungen. Um die Situation einigermaßen bewältigen zu können, wurde LP 2 interimistisch mit der wirtschaftlichen Leitung des Hauses betraut. Er war Religionslehrer und wurde in späteren Jahren Leiter des Caritas-Schülerheims zum „Guten Hirten“ in Linz.⁴²⁸ Der bisherige Direktor-Stellvertreter ER 21 leitete das Heim einige Monate interimistisch.⁴²⁹

Die Direktionssekretärin SZ 2 erinnert sich an HL3, „Mir hat er dann sehr leidgetan, weil er elend zugrunde gegangen ist, es ist ihm irrsinnig schlecht gegangen, ich bin 1976 alle Wochen nach Linz gefahren zu ihm, wir haben Führungsberichte geschrieben, er hat sie mir diktiert und man hat auch sehr viel haben können von ihm.“⁴³⁰ HL3 verstarb am 9.5.1978 in Freiburg im Breisgau.⁴³¹ Er wurde nur 63 Jahre alt.

Die Caritas als Heimträger hielt bis zuletzt an dem in der Öffentlichkeit verbreiteten positiven Bild der Erziehungsanstalt Gleink fest. In einem Bericht 1976 war zu lesen: „Wir haben viele lobende Anerkennungen über unsere Heimerziehung

426 Archiv Caritas, Schreiben Bauer-Debois an Dir. Pfeiffer, 17.5.1976.

427 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 8.

428 DAL, CDL-A/1, Sch. 317, Fasz. IX/2: Vermerk Caritas-Gleink, 27.7.1976.

429 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Schreiben Pfeiffer an Provinzial Eder, 1.8.1976.

430 Interview SZ 2, (John, Wisinger).

431 DAL, Pers-A/3, Sch. 62, Fasz. M/44: HL 3.

erhalten, noch nie Berichte über eine negative Auswirkung.“⁴³² Weihbischof Alois Wagner kondolierte den HJM zum Ableben von HL3, „Zwanzig Jahre hindurch HL 3 Direktor des Caritas Kinderheimes, also auf einem Posten, der große Liebe zu den Benachteiligten und besonderes erzieherisches Vermögen erfordert. [...] Wir gedenken seiner in Dankbarkeit.“⁴³³

Die Ära hinterließ tiefe Spuren bei den Menschen, die zu dieser Zeit im Heim waren. Die Stimmen derjenigen, die dabei waren und nicht helfen konnten, sind leise aber deutlich. Eine ehemalige Heimleiterin berichtet heute über die Gespräche, die sie mit dem langjährigen Portier des Heims geführt hatte. „Was da unter den Patres gelaufen ist, mit welchen Methoden die gearbeitet haben, der hat jedes Mal geweint, was er dort erlebt hat – ‚das sind doch Kinder‘ – ‚und die Kirche, die predigen was anderes‘ [...] und ‚dass sie die nachts auch im Winter, bei Frost, in den Innenhof schickten, dass die Erfrierungen hatten, [...] die einen standen draußen mit Erfrierungen, und die anderen saßen drinnen, feierten und sofften‘. Das war so ein kleiner, einfacher Mann, nicht theologisch, nicht wissenschaftlich durchtränkt, nur ein begnadeter Handwerker, der den Kindern alle kaputten Dinge reparierte.“⁴³⁴

3.2.2.3. VOM SCHLAFSAAL IN DIE WOHNGRUPPE: 1976-1989

„Für den Posten war keiner bereit.“⁴³⁵

Den neuen Heimleiter erwartete ein in vieler Hinsicht reformbedürftiges Heim. „Wo Gleink auf der Titelseite ist und es heißt, der Heimleiter sauft und der Stellvertreter schlägt, prügelt. Das war der Zustand, in dem ich Gleink angetroffen habe.“⁴³⁶ Der HJM HL 4 trat am 15.II. 1976 seinen Dienst an und leitete das Heim bis September 1989. Zwischen November 1976 und September 1979 und von Juli 1982 bis September 1987 war ER 21 sein Stellvertreter, der bereits seit 1967 im Haus tätig war.⁴³⁷

432 Archiv Caritas, Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 6.

433 DAL, CA/12, Sch.180, Fasz. VI/9: Brief Alois Wagner an Konvent HJM, II.5.1978.

434 Interview HL5 (John, Wisinger).

435 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

436 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

437 Aktenbestand HL 4, Stellungnahme HL 4 an P. Steiner, 29.9.2015.

1933 in Oberbayern geboren, studierte er nach einem Jahr Noviziat in Kärnten Theologie und in Innsbruck Philosophie, kurz darauf wurde er als Erzieher in einer neugegründeten Knabenrealschule im Kloster Rebdorf in Bayern, das 1958 von den HJM gekauft wurde, eingesetzt. „Dort habe ich 14 Jahre lang gelebt und gearbeitet mit den jungen Menschen, die aber alle natürlich nicht als sozial gefährdet gegolten haben und auch nicht aus solchen Familien kamen wie in Gleink, sondern es waren solche, die einfach für den Beruf von zu Hause her zu wenig Mithilfe der Eltern beanspruchen konnten und nicht genügend gelernt haben in den Augen der Eltern. Diese Schule haben wir bezogen in einem ehemaligen Arbeitshaus, das Kloster Rebdorf war [...] als Eigentum des Staates sehr schnell eine Art Gefängnis, man hat gesagt Arbeitshaus, geworden. In ganz Bayern sind die Arbeitsunwilligen oder Arbeitsscheuen dort zusammengefasst worden. Als wir anfangen, war das total verwahrlost, [...] und wir haben langsam, aber sicher, im dritten Jahr bereits dreihundert Internatsschüler gehabt im ehemaligen Arbeitshaus. In Bayern hat man gesagt, wenn Du nicht taugst zur Arbeit, kommst Du nach Rebdorf“.⁴³⁸ Nach diesen ersten Berufsjahren wurde HL 4 in Innsbruck für drei Jahre als Heimleiter in einem Studentenheim bestellt und widmete sich Studien am Institut für Pastoralpsychologie, er belegte auch Kurse für Sozialpsychologie, ein Schwerpunkt seiner Interessen. Dann kam der Ruf nach Gleink. „Rückblickend muss ich sagen, wenn ich gewusst hätte, was auf mich dort wartet, hätte ich es wahrscheinlich nicht gewagt. Es war eine Erzieherin in Innsbruck, die auch diesen Kurs gemacht hat, wie die erfahren hat, ich komm‘ nach Gleink hat sie gesagt: ‚Was, nach Gleink, lieber ins schwärzeste Afrika als nach Gleink‘. Das heißt, der Ruf von Gleink in ganz Österreich war so tief, wie es gar nicht mehr tiefer geht.“⁴³⁹

HL 4 hatte von Beginn an ein völlig anderes Erziehungskonzept als seine Vorgänger. „Früher war es eine Jugendkaserne, die Kinder mußten in Zweierreihen gehen. Doch wir sollten die Kinder nicht dafür erziehen, daß sie brave Heimkinder sind, sondern dafür, daß sie nach dem Heim mit dem Leben fertig werden.“⁴⁴⁰ Die wesentliche Änderung, die der Direktorenwechsel mit sich brachte, war das Verbot von Gewalt. „Vom ersten Tag meiner Heimleiterverantwortung an habe ich allen MitarbeiterInnen im Caritasjugendheim die körperliche Züchtigung nachdrücklich untersagt. Ich selbst habe in 13 Jahren Heimleiterverantwortung eine einzige Ohrfeige ausgeteilt. An sie erinnere ich mich so gut, als wäre es gestern geschehen,

438 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

439 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

440 Kronen Zeitung, 1.II.1987.

weil sie mir nachträglich mindestens so leid getan hat, wie dem Betroffenen.“⁴⁴¹ (Anm. MW: Dies kann aufgrund der vorliegenden Dokumente der Ombudsstellen und auch der in den Interviews geschilderten Begegnungen mit HL 4 durchaus verifiziert werden.)

HL 4 setzte auf „eine Erziehung ohne Strafen“.⁴⁴² Allerdings stammten viele ErzieherInnen noch aus der Zeit seines Vorgängers, 14 „alte Erzieher“ wurden übernommen. Einer erinnert sich heute: „Ja es war ein schwerer Job und es war auch ein schöner Job beim HL 4. Wenn du eine Watschen gegeben hast, hast du ein Protokoll schreiben müssen ins Tagebuch. Aber ich glaube, das Protokoll hat eh keiner gelesen.“⁴⁴³ Die Veränderungen in Bezug auf den Umgang mit den Heimkindern gingen langsam vor sich. „Das will ich jetzt nicht sagen, dass von heute auf morgen – zack – hat es keine Ohrfeige mehr gegeben, das glaub ich eher nicht, aus heutiger Sicht.“⁴⁴⁴ Dezidiertes Ziel der neuen Heimleitung war es, „den jungen Menschen etwas zu geben, einen Ersatz für ihre Familie, die ja in Wirklichkeit für sie nie vorhanden war.“⁴⁴⁵

HL 4 wurde allgemein als Leiter positiv aufgenommen, „Sie waren froh über eine Art von Wende und unglücklich über das, was sie unter der Regie von HL 3 tun mussten im Sinn von Strafen, [...] das war ihnen selber im Innersten unsympathisch und wie ich dann einen anderen Weg aufgezeigt und sie überzeugt habe, haben sie diesen Weg angenommen“.⁴⁴⁶ Das alte System der Nachkriegszeit schien sich an die neuen Verhältnisse anzupassen.

Auch der Führungsstil im Haus unterschied sich deutlich von dem Vorherigen, der Umgang mit den MitarbeiterInnen war kollegialer, man setzte auf Kooperation. „Ich hatte sehr viel natürliche Autorität bei den Mitarbeitern. Ich war nicht angewiesen auf den Tisch zu hauen, hier bin ich der Herr, hier habe ich das letzte Wort. Sie haben meine Anweisungen befolgt, bzw. meinen pädagogischen Stil im Heim akzeptiert, ja begrüßt, willkommen geheißsen und versucht, so zu arbeiten. Diese Arbeit mit den österreichweit am meisten Milieugeschädigten, denen vorher in anderen Heimen gedroht worden ist, ‚wenn Du nicht spurst, kommst Du nach Gleink‘.

441 Aktenbestand HL 4, Mail an Ombudsstelle, 28.10.2013.

442 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

443 Interview ER II, 23.5.2019 (Wisinger).

444 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

445 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

446 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Da waren welche, die sind dann nach Gleink gekommen, sogar von St. Isidor, und sagten ‚das ist ja gar nicht so, wie man uns gedroht hat‘, die haben gestaunt, wie es zugeht, aber man muss wissen, diese Arbeit mit den Schwerstgeschädigten war nicht leicht, war nervenaufreibend, die haben in der Schule weiß Gott was aufgeführt, im Heim erst recht, und hatten eine ordinäre Sprache im Umgang untereinander und dann zur rechten Zeit auch hin zu den Erwachsenen. Früher hätten sie das nie gewagt.“⁴⁴⁷

Anlässlich der Neuübernahme des Hauses wurde der alte Vertrag zwischen Caritas und den HJM 1977 erneuert, man vertraute den HJM-Missionaren die Betreuung und Verwaltung weiterhin auf unbestimmte Zeit an. Die HJM sollten ein für die Erziehungsaufgabe geeignetes Mitglied für die Leitung des Heimes zur Verfügung stellen und nach Möglichkeit Ordensmitglieder für die Erziehungsaufgabe im Einvernehmen mit der Caritas abstellen.⁴⁴⁸ Die Anstellung nicht ordenseigener Mitarbeiter wie Fachkräfte für Erziehung, Wirtschaftsführung und Verwaltung besorgte wie gehabt die Heimleitung nach Rücksprache mit der Caritas. Der Caritas stand ein Aufsichtsrecht zu.⁴⁴⁹ Die Besoldung dieser MitarbeiterInnen erfolgte nach den Richtlinien der Diözesancaritas, bei der Auflösung der Dienstverhältnisse war von der Heimleitung das Einvernehmen mit der Caritas herzustellen. Die Verwaltung des Hauses wurde der Kongregation übertragen, bauliche Veränderungen allerdings bedurften der Zustimmung der Caritas. Auch standen den HJM Erholungsurlaube und Zeit für Exerzitien bei Weiterzahlung des Entgeltes zu. Beide Vertragspartner hatten das Recht, die Abberufung eines im Heim tätigen Angehörigen der Kongregation zu verlangen.⁴⁵⁰

Um weiteren Raum für Veränderungen zu schaffen, verließen 1977 die Salesianerinnen das Kloster, die hochbetagten neun Frauen des Ordens wurden nach Wien übersiedelt. Nach 1945 hatte es nur mehr drei Eintritte gegeben, 1950 kam die letzte Schwester hinzu. „Ich denke noch gerne an die schweren, aber doch auch schönen Tage in Gleink“, so eine Schwester nach ihrer Übersiedlung.⁴⁵¹

Nun konnte HL 4 mit seiner Arbeit richtig beginnen. Mit der Zeit verdoppelte er die Erzieheranzahl, erstellte erstmals Dienstpläne, legte Protokolle und (Nacht-)

447 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

448 Archiv Caritas, Vereinbarung Caritas mit HJM, 7.12.1977.

449 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Schreiben Vereinbarung bezügl. Führung Gleink, 11.12.1977.

450 Archiv Caritas, Vereinbarung Caritas mit HJM, 7.12.1977.

451 DLA, Pers-A/3, Sch. 71, Fasz. P/33, Schreiben Salesianerinnen 22.11.1977.

Dienstbücher an, verkleinerte die Gruppen, baute die Gruppenräume um, ließ die großen Schlafsäle auf und ersetzte sie durch Kinderzimmer, wo zwei oder drei Kinder schliefen. Auch das gemeinsame Essen im Speisesaal fand nicht mehr statt, ab nun aß man in Wohnküchen in den Gruppen, wo das Essen auch aufgewärmt werden konnte. So gehörte auch das Schweigegebot während des Essens und am Weg in den Speisesaal bald der Vergangenheit an. Es gab nun Duschen und Toiletten für jede Gruppe. Das Freibad, das bisher eine Kloake gewesen war, von den Heimkindern das „grüne Meer“ genannt,⁴⁵² wurde renoviert.

Das gesamte Heim wurde einer Neustrukturierung unterzogen, kein Stein blieb auf dem anderen. Die Heimleitung bestand nun aus Direktor, Erziehungsleiter und Direktor-Stellvertreter. Die Heimleitung hatte die Letztverantwortung in der Erfüllung des pädagogischen Auftrages, die Koordination und Kontrolle der pädagogischen, wirtschaftlichen und finanziellen Belange, Personalplanung und Dienststellenbeschreibung, Neuaufnahme und Entlassung von Schülern und Lehrlingen, Kontakt und Korrespondenz mit Ämtern und Bezugspersonen außerhalb des Heims und Arbeitsgespräche mit allen Mitarbeitern. Der Erziehungsleiter war auch für Routineangelegenheiten der Freizeit- und SondererzieherInnen und PraktikantInnen zuständig. Der Direktor-Stellvertreter war für alle Routineangelegenheiten der Schülergruppen verantwortlich, hatte die Krisenintervention in allen Gruppen zur Aufgabe und war Organisator von sportlichen Aktivitäten. Die neu beschäftigten HeimpsychologInnen waren für Einzel- und Gruppensupervision, für Erziehungsberatung, die diagnostische Erfassung der Schüler, Einzeltherapien, Beratung der Heimleitung bei psychologisch relevanten Entscheidungen (Aufnahme, Gruppenwechsel, besondere Erziehungsmaßnahmen, etc.), die psychologische Diagnose von neuen Mitarbeitern und die psychologisch-pädagogische Beratung des Lehrerkollegiums zuständig. Die GruppenerzieherInnen hatten die pädagogische Leitung einer Wohngruppe gemeinsam mit einem/r PartnerIn, in Zusammenarbeit mit dem Heimpsychologen und den Lehrkräften der Schule über. Ihre Betreuung bezog sich auf alle pflegerischen und schulischen Bereiche und die Freizeitgestaltung. Zudem musste ein Entwicklungsbericht verfasst und ein Arbeitsbuch geführt, Dienstbesprechungen und Fortbildungsveranstaltungen besucht und Kontakt mit den Bezugspersonen außerhalb des Heimes gepflegt werden. Die freien ErzieherInnen wurden in die Aufgabenbereiche des Gruppenerziehers eingeschult, gestalteten Freizeitangebote und Lernnachhilfe, führten aber auch gezielte therapeutische Betreuung einzelner Schüler nach Absprache mit den PsychologInnen durch. Die Sonderer-

⁴⁵² Akten Ombudsstelle, HK 38.

zieherInnen übernahmen es, die Angebote im sportlichen, bildnerischen, religiösen, musischen und kulturellen Bereich zu betreuen. Fallweise waren sie auch für Lernhilfe und Legastheniker-Betreuung zuständig.⁴⁵³

Neben den personellen, baulichen und organisatorischen Veränderungen wurde auch das pädagogische Konzept komplett verändert. Die Geschlossenheit der Gruppen wurde aufgebrochen, die Schulkassen waren nun nicht mehr ident mit den Heimklassen. „Den ganzen Tag die gleichen Leute, gleiche Erzieher, gleiche Lehrer, die einander zugearbeitet haben und wer mit dem falschen Fuß in der Früh aufgestanden ist, hat den ganzen Tag keine Chance mehr gehabt, weil der Erzieher dem Lehrer schon gesagt hat: auf den musst du aufpassen, oder wenn man die Hackordnung gekannt hat, (in einer Gruppe geht es nicht anders), bei Gleichaltrigen ist die noch ausgeprägter, das war kein Zustand und wir haben altersgemäß aufgeteilt.“⁴⁵⁴

In der ersten Zeit von HL4 war es schwierig, geeignete Sozialpädagogen zu finden, die in einem Heim mit einem schlechten Ruf, wie Gleink ihn hatte, arbeiten wollten. Man bemühte sich, für jede Gruppe drei Erziehungskräfte zu bekommen. „Das ist auch etwas, was er eingeführt hat: die öffentliche Konferenz, Montag elf Uhr. [...] Informationsfluss unter den Erziehern, Information war sehr wichtig“, das Heim zu dieser Zeit war voll belegt, „man muss sich vorstellen, ganz Österreich hat uns die Türe eingerannt, dass wir die Buben nehmen.“⁴⁵⁵

Ein ehemaliger Mitarbeiter, der die Zeit davor noch miterlebt hatte, meint heute, „Wesentlich war, dass eine Öffnung nach außen gewesen ist. Wir gingen in öffentliche Bäder, die Kinder bekamen Ausgang, zum Teil über das Wochenende, das war für uns so eine Erneuerung. [...] Es hat in dieser Zeit auch schwierige Kinder gegeben, aber zwei Drittel der Kinder waren in Ordnung.“⁴⁵⁶

In den 1978 gegründeten Lehrlingsgruppen betreute man die Jugendlichen nach ihrer Schulpflicht weiter, und man machte sich auch Gedanken darüber, was nach der Heimzeit geschehen sollte. Vielen „Gleinkern“ gelang es, durch die Berufsausbildung im Heim später Fuß zu fassen. Man bemühte sich Lehrlinge an Firmen, die

453 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke: Dienststellenbeschreibung, Schuljahr 1983/84.

454 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

455 Interview ER 29, (John, Wisinger).

456 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

in Steyr ansässig waren, weiterzuvermitteln.⁴⁵⁷ Nach dem abgeschlossenen Umbau gab es in Gleink acht Schüler- und vier Lehrlingsgruppen, dazu eine Tischlerei, einen Schuster, eine Wäscherei, eine Näherei, ein Hallenbad, ein Freibad, zwei Fußballplätze und eine große Grünfläche mit Spielplatz.⁴⁵⁸ Sport wurde großgeschrieben, der Betriebsratsobmann hatte zu den Steyr-Werken und zum Fußballklub Vorwärts Steyr gute Kontakte, und Fußball zählte zu den wichtigsten Aktivitäten im Heim.

Die Aufbruchsstimmung, das Gewaltverbot und die Reformen im Haus ließen die bisherige Gewaltausübung aus dem Alltag des Heims verschwinden. Allerdings kamen vereinzelt Übergriffe in der erzieherischen Praxis sehr wohl weiterhin vor. ER 37 machte als junger Mann bei einem Ferienjob in Gleink die Beobachtung, dass ein Heimkind von einem Erzieher verfolgt und geschlagen wurde. Dieser erklärte ihm, dass der Bub eine Brieftasche gestohlen habe. „Würden Sie eine Woche hier arbeiten, würden Sie das verstehen“. Als ER 37 einige Zeit später selbst als Erzieher im Haus tätig war, verstand er, was der Kollege damals meinte. „Ich habe in dieser Zeit etliche Ohrfeigen gegeben, im Nachhinein reflektiert: aus heutiger Sicht kann man sich das nicht mehr vorstellen, aber damals hatten wir 120 Kinder in einem Nachtdienst, da war man enorm unter Druck. [...] Man wurde damals beurteilt, wie erfolgreich man war, ich bin später aus dem Leistungsdenken ausgestiegen, weil ich draufkam, dass Kinder, wenn es ihnen gut geht, auch leistungsbereiter sind.“⁴⁵⁹

Auch ER 36 kam 1978 nach einer „Ausbildung zum Berufsschülerzieher und HTL-Fachschülerzieher und nach einer Ausbildung im Bundesinstitut in Baden“ nach Gleink. In Baden hatte er Bekanntschaft mit Erziehern aus Wegscheid gemacht, „Dann habe ich mir gedacht, ja dann probiere ich das. Und bin so über den Kontakt nach Gleink gekommen. [...] Damals war die Zeit überhaupt ganz schön brutal. [...] Wie ich nach Gleink gekommen bin – die haben sofort gespürt – ich gebe keine Grenzen mit Watschen. Die Kinder haben sofort gesagt, entweder du setzt uns Grenzen mit Watschen oder wir machen dich psychisch fertig.“⁴⁶⁰

457 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

458 ER 30, Kirche + der Umgang mit dem Vorwurf des sexuellen Missbrauchs im SPZ Steyr-Gleink aus Sicht des ER 30, o.D., unveröffentl. Manus.

459 Interview ER 37, 23.5.2019 (Wisinger).

460 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

Letztlich ging es darum, wie sich ErzieherInnen in schwierigen Gruppen überhaupt durchsetzen konnten, wie sie ihre Stellung in der Gruppe festigen konnten, ohne autoritär durchzugreifen. „Das Rauchen war immer ein Problem. Ich habe die rauchen lassen, weil ich wusste, wenn sie rauchen können, dann sind sie halbwegs friedlich. Das Rauchen nimmt das Aggressionspotenzial. Da sind wir von einem Spaziergang zurückgekommen und vor Gleink fängt ein Kind wieder total aggressiv an und ich hatte total zu tun gehabt, was hat er jetzt, warum ist er jetzt aggressiv? Der hat sich kaum beruhigen lassen und ich habe bis zum Abend wirklich zu tun gehabt, dass ich die ganze Gruppe halbwegs ruhigstelle. Und dann hat es eine Woche später ein Gruppengespräch über die Geschichte gegeben. Es hat also immer Wochengruppensitzungen gegeben. Und da haben die Kinder zu mir gesagt, das war mein Fehler, ich hätte dem eine Watschen geben müssen, dann wäre eine Ruhe gewesen und dann hätte es keine Probleme gegeben.“⁴⁶¹ Heute meint ER 36, „Ich war stolz, wenn ich monatelang keine Watschen geben habe müssen. Da war ich wirklich stolz drauf. Im Nachhinein habe ich immer wieder gefragt, warum haben die Kinder immer nach Watschen verlangt. Später war es mir klar: erstens, weil sie es als kleine Kinder gewohnt waren, und zweitens, weil das für sie ein Beruhigungsmittel war. [...] So paradox das klingt. Aber damit waren sie zufrieden. Dass man ihnen die Grenze zeigt, das entspannt.“⁴⁶²

1980 wurde mit Hilfe aller in Gleink beteiligten Jugendämter eine Erhebung durchgeführt, die eine gewisse Erfolgskontrolle zum Ziel hatte. Nach vier Jahren wurde diese wiederholt. Diesmal sollte die weitere Entwicklung der zwischen den Schuljahren 1977/78 und 1982/83 Entlassenen erhoben werden. Fragebögen wurden verschickt und von den zuständigen SozialarbeiterInnen ausgefüllt.⁴⁶³

Es wurde nach Schwierigkeiten in der Familie, Eingliederung in den Arbeitsprozess, Umgang in der Freizeit, Problemen mit der Exekutive und der allgemeinen Entwicklung gefragt.⁴⁶⁴ Detaillierte Ergebnisse außer den Angaben, etwa wie viele der Kinder in andere Heime überstellt wurden oder eine Berufsausbildung beginnen konnten, waren nicht mehr in den Archiven auffindbar.

461 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

462 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

463 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke: Brief Heimleitung an die Jugendamtsleitung Graz, 20.11.1984.

464 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke: Brief Heimleitung an die Jugendamtsleitung Graz, Beilage Fragebogen, 30.11.1984.

1980 wurde überdies ein Betriebsrat in Gleink gegründet. „Wir haben geschaut, dass wir ein anderes System schaffen. Wir hatten 7:7, wir haben sieben Tage gearbeitet und sieben Tage frei gehabt, das hast eh zwei, drei Tage gebraucht, bis du dich erholst hast. Wie wir dann den Betriebsrat gehabt haben, haben wir umgestellt, z. B. haben wir drei Erzieher in einer Gruppe gehabt und ein Turnusradl eingeführt. Wir haben versucht, den Nachtdienst zu regeln.“⁴⁶⁵

HL 4 schien über das, was im Heim vor sich ging, gut informiert gewesen zu sein, erinnert sich ein Erzieher heute: „Die haben Schach gespielt. Du holst dir einen Buben, hast Schach gespielt und dann redest so ganz nebenbei – und wie geht es dir so in der Gruppe? Der HL 4 hat von uns Erwachsenen alles gewusst. Alles! Und wir haben auch viele Kollegen gehabt, die ein Pantscherl gehabt haben, das können Sie sich eh vorstellen, wenn viele Leute zusammen sind. Der hat alles gewusst.“⁴⁶⁶ Die Stimmung im Haus verbesserte sich, „Es hat eine Geselligkeit gegeben. Wir sind am Donnerstag in die Turnhalle gegangen mit dem ER 21. Und da haben wir Fußball gespielt. Wir Mannsbilder, und die Frauen sind dann schon ins Wirtshaus vorgefahren oder zum Kegeln, irgendwas war immer. Dann hat es auch die Hausbar gegeben unter der Turnhalle. Über der Straße der Turnsaal. Ja. Da hat man um billiges Geld, ein Bier oder Sprudel hat wenig gekostet da unten. Das war angenehm. Wie ein Zuhause.“⁴⁶⁷

Die gute Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat ermöglichte es viele Jahre, grundlegende Reformen durchzuführen. Der neue Stil war auch für die Kinder und Jugendlichen deutlich spürbar. „Das war der Einzige in Gleink, der von den ganzen 140 Buben, die wir damals gehabt haben, 135 oder 138 – die Namen gewusst hat und die Geburtstage. Der ist am Geburtstag von so einem Buben hingegangen und hat dem Buben eine Wurstsemmel geschenkt. [...] Ja, der HL 4 war, ja war ein großartiger Chef. Es hat in Gleink nie mehr einen Besseren gegeben.“⁴⁶⁸

In den 1980er-Jahren entwickelte man sich hin zu einem offenen Heim, die Aufsicht lockerte sich, sodass „nicht so ein Gefühl des Gefängnisses aufkommt“.⁴⁶⁹ Gänge zum Arzt, zum Einkaufen nach Steyr oder zur Telefonzelle mussten mit dem Erzieher abgesprochen werden, und unter 14 Jahren durfte man nicht allein hinaus. Zumindest ein älterer Zögling musste dabei sein, und für die Lehrlinge gab es

465 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

466 Interview ER 32 (John).

467 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

468 Interview ER 32, (John).

469 AZ/Tagblatt, 29. 10.1987.

Ausgang nach dem Abendessen um 17:30 bis 21 Uhr, an den Wochenenden länger. Wer zu spät kam, musste etwas in eine Gemeinschaftskasse zahlen. Immer wieder kam es zu Schwierigkeiten, wie Schlägereien in der Disko, Ladendiebstähle, oder „Ausleihen“ eines Fahrrads und dieses im Teich „versenken“⁴⁷⁰

In den ersten Jahren arbeitete HL 4 eng mit Caritasdirektor Pfeiffer zusammen und berichtete ihm regelmäßig. Schriftliche Berichte gab es wenige, die beiden trafen sich und besprachen wesentliche Maßnahmen im Haus. Pfeiffer vertraute HL 4 und mischte sich in die Pädagogik des Heimes nicht ein. „Die Caritas hat sich sehr lange gar nicht gekümmert, die haben einfach gesagt, Herz Jesu macht es.“⁴⁷¹ Pfeiffer ging 1982 in Pension und wurde von Franz Stauber als neuem Direktor der Caritas ersetzt. „Ich wurde Caritasdirektor, als der Bischof Maximilian Aichern gekommen ist.“⁴⁷² (Anm. MW: 1982-1991)

Auch mit dem Direktor Stauber verlief die Kooperation soweit gut, „der hat für unsere Arbeit in Gleink ein Herz gehabt und der hat das geschätzt, und der Bischof Aichern, der Maximilian. Der ist öfter nach Gleink gekommen, nicht nur, weil Gleink ein ehemaliges Benediktinerstift ist und er ein Benediktiner ist.“⁴⁷³ Allerdings war das Zeitbudget von Stauber knapp, er war in unterschiedliche Ämter nominiert worden und repräsentierte die Kirche in unterschiedlichen leitenden Gremien etwa im ORF. Stauber war vorwiegend mit der Außenvertretung der Caritas beschäftigt und kümmerte sich eher um die Heime St. Pius und St. Isidor.⁴⁷⁴ Stauber besuchte Gleink nur „ein- oder zweimal“, „Jeder hat seine Seiten, wo er eher sein Herz hat und sagt, das liegt mir näher. Und so eine Caritas-Einrichtung wie St. Isidor war Gleink nie. [...] In Gleink waren ja ganz andere Jugendliche als in St. Pius. In Gleink waren die – wie man damals sagte – Schwererziehbaren und in St. Pius Behinderte. Das ist etwas ganz Anderes.“⁴⁷⁵

Die Geschäfte und Agenden bezüglich Gleink hatte in diesen Jahren vorwiegend Staubers Stellvertreter über. „An mich ist, wenn ich nicht nachgefragt habe, nichts herangetragen worden, das haben eher der Bauer und der Mayerhofer (Anm. Wirtschaftsleiter) gemacht und wollten mich nicht damit belasten. Man könnte sagen, ich war viel zu sehr mit Außenvertretung und allgemeinen Aufgaben caritativer,

470 AZ/Tagblatt, 29.10.1987.

471 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

472 Interview Stauber, (John, Wisinger).

473 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

474 Interview Stauber, (John, Wisinger).

475 Interview Stauber, (John, Wisinger).

sozialer Komponenten beschäftigt als mit internen Problemen. Das ist ganz klar. [...] Wir hatten die Dinge aufgeteilt und ich habe mich immer wieder verlassen, was mir die berichten.“⁴⁷⁶

Bereits Anfang der 1980-er Jahre stellten sich aufgrund fehlender Personalressourcen der HJM personelle Probleme ein „Weil zu meiner Zeit war es so, dass wir schon mit dem Orden große Probleme bekamen, dass die keine Patres mehr gehabt haben“.⁴⁷⁷ Die Letztverantwortung für Gleink sah Stauber beim Orden, „An sich ist es über den Orden gelaufen. Die Konstruktion war so, das ist eine ganz selbständige Sache. [...] das waren ja selbständige Heime und der Caritas gehört es, aber das ist ja selbständig.“⁴⁷⁸

Trotz der Aufbruchsstimmung hielten sich gewisse alte Strukturen, nicht alle MitarbeiterInnen begrüßten die Erziehungsmethoden der Heimleitung, die auf eine gewaltfreie Erziehung setzte. „Zum Vorwurf, die Buben werden geschlagen, kann man nur sagen, daß wir schon auch hören, daß es immer wieder vorkommt, daß es Schläge gibt. Man muß aber auch bedenken, daß es sehr schwierige Buben sind.“⁴⁷⁹ Ein in der Jugendwohlfahrt langjährig tätiger Heimexperte erinnert sich, HL 4 „hat sich wirklich redlich bemüht und das glaube ich ihm. Zutiefst glaube ich ihm das. Aber was hilft der ganze Veränderungswille, wenn da eine Gruppe von Leuten ist, die sagt: „So haben wir das immer gemacht und das ist der einzige Weg, wie man mit Jugendlichen umgeht. [...]“ Da hat er ungemein schwer kämpfen müssen. Er hat gekämpft. Und er hat vieles verändert. Da waren einfach ein paar so verknöcherte, der alten Struktur Verpflichtete drinnen.“⁴⁸⁰

Die Arbeit der ErzieherInnen war schwer, „Auf einer Skala von 1 bis 10, 8 bis 10, die Schwierigsten aus ganz Österreich haben wir gehabt. Dass du da dazwischen hast gehen müssen, das war keine Frage. [...]“⁴⁸¹, so ein ehemaliger Mitarbeiter heute. 30% der ehemaligen Gleinker „schaffen es mit unserer Hilfe, 30% schaffen es über das Gefängnis und 30% schaffen es nicht.“⁴⁸²

476 Interview Stauber, (John, Wisinger).

477 Interview Stauber, (John, Wisinger).

478 Interview Stauber, (John, Wisinger).

479 DAL, Sch. 317, CDL-A/1, Fasz. IX/2, Vermerk Caritas, 26.8.1977.

480 Interview EX 1, (John).

481 Interview ER 30, 9.5. 2016 (John, Wisinger).

482 Interview ER 30, 9.5. 2016 John, Wisinger).

„Als ich (Anm. MW: 1986) in Gleink zu arbeiten begann, war ich schockiert von den Zuständen, die dort herrschten. Mein erstes Erlebnis war, dass ein kleiner Bub von einer Erzieherin mindestens vier kassierte, weil er die Hausübung nicht zufriedenstellend erledigt hatte. Solche Szenen spielten sich noch Jahre danach ab.“⁴⁸³ Die Fluktuation des Personals war enorm, „immer wieder neu auf die Erzieher einstellen, das ist ja ein Irrsinn“,⁴⁸⁴ „Ich glaube, ich habe in meiner Zeit Hundert kommen und gehen gesehen. Wirklich. Hundert Menschen, die Erzieher werden wollten, und freiwillig wieder aufgehört haben.“⁴⁸⁵

HL 4 legte eine alphabetische Liste mit etwa 700 Heimkindern aus den 13 Jahren Direktionszeit an, vermerkte Geburtsdatum, Eintrittsdatum, Anamnese, Verlauf und Entwicklung. Die Tabelle zeigte die ebenfalls hohe Fluktuation der Kinder, und eine Einschätzung, ob ein Heimaufenthalt erfolgreich war oder nicht. Stand ein Minus auf der Liste, dann bedeutete das, dass die Arbeit im Heim „keine Wirkung gezeigt“ hatte.⁴⁸⁶

In einem Arbeitspapier der Heimleitung verdeutlichte man die Intentionen. Man setzte auf individuelle Erziehungsarbeit, die psychologisch-therapeutische Begleitung sollte fixer Bestandteil des Gleinker Erziehungsalltags werden.⁴⁸⁷ In der sogenannten Künstlerhöhle wurde gezeichnet, gemalt und gebastelt, auch wurden die Jugendlichen an unterschiedliche künstlerische Techniken herangeführt, und die kreativen Stunden standen in Zusammenhang mit Therapien. Auch bemühte man sich, ein gewisses Kunstverständnis zu bewirken, „so wird die Jugend zum Betrachten, zum kritischen Denken, zum Eingehen in die Probleme der Ästhetik hingeführt.“⁴⁸⁸ Eine Sondererzieherin war dafür zuständig, diese besaß „die Begabung, die Ausbildung und auch die Fähigkeit, diese Arbeiten sinnvoll vermitteln zu können und speziell unsere extrem verhaltensauffälligen Buben bei einer ihnen völlig ungewohnten Tätigkeit Hilfestellung zu geben und sie zu fördern.“⁴⁸⁹

483 Archiv Gleink, Mappe 40, Schreiben ER 38 an Dir. Mayr, 27.2.2001.

484 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

485 Interview ER II, 23.5.2019 (Wisinger).

486 Privat HL 4, Kopie übergeben am 6.12.2017 (auch im Archiv Caritas Direktion vorhanden).

487 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke, Vorteile statt Vorurteile, unsign. Text, o.D.

488 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke: Konzept Die Künstlerhöhle Gleink, Fr. D., o.D.

489 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke: Konzept Die Künstlerhöhle Gleink, Fr. D., o.D.

Man arbeitete zunehmend in „familienähnlichen“ Gruppen, es wurde auf den Kontakt mit der Schule Wert gelegt, man bemühte sich um Lehrstellen, betreute die Schulabgänger am Arbeitsplatz und in der Berufsschule. War dies nicht möglich, so versuchte man die Jugendlichen als Überbrückungsmaßnahme in einem Arbeitstrainingsprogramm zu beschäftigen. Aber auch individuelle Begabungen sollten gefördert werden, ein eigener Freizeiterzieher und eine Kunsterzieherin waren im Haus, es gab Ausstellungen und Vernissagen. Am Gleinker Christkindlmarkt wurden Kunstwerke und Bastelarbeiten der Gleinker Jugendlichen verkauft. Besonders Sport war Teil der Therapien, Tischtennistische und eine Kraftkammer standen überdies zur Verfügung.⁴⁹⁰

Die Lehrlinge lebten bereits ein etwas freieres Leben, sie hatten wochentags Ausgang bis 21 Uhr, am Wochenende bis 22 Uhr. Taschengeld gab es wöchentlich im ersten Lehrjahr, dann monatlich im zweiten Lehrjahr. Ab dem dritten Lehrjahr konnte ein eigenes Lohnkonto eingerichtet werden. Die Gruppenerzieher konnten diese Stufe allerdings wieder entziehen. Die Heimfahrt war vierzehntätig, sofern keine Vorkommnisse vorlagen wie „schlechtes Verhalten“. Im Heim galt Rauchverbot in den Zimmern, Alkohol war grundsätzlich verboten, Ausnahmen wurden bei Festen gemacht. Wenn es Unterlassungen oder Übertretungen gab, mussten Bußgelder bezahlt werden, die in die Gruppenkasse kamen.⁴⁹¹

Nicht immer führten die Bemühungen zum Erfolg, „Für mich war da auch mal eine paradoxe Geschichte, die ich erlebt habe: der Super-Gleinker der 10 Jahre in Steyr Gleink war, ein Muster-Gleinker in der [...] Gruppe. Wirklich toll Lehre, super alles abgelaufen, wird entlassen mit 19 Jahren. Ein halbes Jahr später ist dieser Super-Gleinker, schau mal in die Zeitung rein, Bankeinbruch, also Einbrüche etc., da denkst dir, bitte was ist da wie abgelaufen, dass sich einer von einem Muster zu so einem entwickelt hat. Das sind für mich auch immer so Beispiele, wo ich für mich mir oft denke, da stimmt ja hinten und vorne was nicht in der Richtung.“⁴⁹²

Die in den letzten Jahren bei den Ombudsstellen eingegangenen Meldungen beziehen sich zu einem Teil auch auf die Zeit der Direktion HL 4. Neben den Schilderungen über gelegentliche Übergriffe mancher Erzieher, jedoch weit abgeschwächt im Vergleich mit den Jahren zuvor, wird über systematische Vergewaltigungen in den

490 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke, Vorteile statt Vorurteile, unsign. Text, o.D.

491 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke: Lehrlingsordnung, o.D. (vermutl. 1988)

492 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

Gruppen und ein damals vorherrschendes Capo-System berichtet. Dieses kommt auch in den Interviews zur Sprache, insgesamt zeichnete sich eine grundlegende Verbesserung hinsichtlich Gewalt durch Erzieher ab. Vor allem diejenigen, die vor 1976 nach Gleink kamen und das Heim nach 1976 verließen, stellten fest, dass sich die Zustände gebessert hätten.⁴⁹³ „HL 4 war seiner Zeit voraus“,⁴⁹⁴ sagen ehemalige Mitarbeiter heute.

Doch durch die Zusammenlegung von größeren und kleineren Heimkindern in den Gruppen und Schlafräumen waren offensichtlich die „Kleineren“ und „Schwächeren“ den Übergriffen ihrer Heimkollegen vor allem nachts schutzlos ausgesetzt. „Kritisch ist es erst geworden, wie klein und groß – das hat HL 4 eingeführt, diese altersgemischten Gruppen mit dem positiven Hintergrund, dass die Großen den Kleinen helfen, [...] ich glaube, da hat er ein bisschen unterschätzt, dass da in der Nacht was rennen kann. Natürlich, wenn man da draufgekommen ist oder was gemerkt hat, hat man natürlich schützend eingreifen müssen, keine Frage, aber da ist es weniger um sexuelle Dinge gegangen als in die Richtung, Taschengeld, Erpressung, und Gewalt.“⁴⁹⁵

ER 16, der 1980 in Gleink zu arbeiten begann, erinnert sich, „Es gab ein ganz massives Capo-System, Kollege ER 32, der hat – das war mir absolut zuwider – der hat einen gehabt, der hat in der Nacht das geregelt, was er am Tag nicht regeln hat wollen. Damit war er immer der, der nach außen hin nicht unbedingt als Gewalttäter aufgeschrien ist. Weil, das hat eh ein anderer geregelt. Der hat ein eigenes Zimmer gehabt, der hat da rauchen dürfen, die anderen hat er diszipliniert. Das war so die Methode grundsätzlich so, wenn einer gekommen ist, ist versucht worden von dem Burschen den zu disziplinieren. Um die Rangordnung herzustellen. Es sind alle Burschen kann man sagen, aus einer extremen Gewaltumgebung gekommen. Für die war das jetzt nicht so ungewöhnlich. [...] Ich habe erleben müssen, dass die Gewaltbereitschaft der Burschen so extrem hoch war, nicht im Sinne wir raufen herum oder rangeln, sondern Gewalt im Sinne von: Ich muss den anderen vernichten, damit ich selber überlebe. [...] War lang dabei, habe Versuche von Vergewaltigungen [...] gesehen, gleich von Gruppen, wenn du da nicht dazwischen gegangen wärst [...] habe in die Macht der Burschen eingegriffen und Ohrfeigen ausgeteilt. In 99,9% war es so, dass ich mich verteidigen habe müssen oder einen anderen Burschen.“⁴⁹⁶

493 Akten Ombudsstelle, HK 62

494 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

495 Interview ER 29, (John, Wisinger).

496 Interview ER 16, 23.5.2019 (Wisinger).

Von der Existenz eines Capo-Systems will HL 4 nicht gewusst haben: „Davon ist mir nie etwas zu Ohren gedungen, und dadurch, dass wir drei Erzieher in der Gruppe hatten, hätten sich die, die unterdrückt wurden, ohne weiteres bei ihrem Erzieher – bei einem von den dreien war doch immer so viel Vertrauen, dass sie sich geäußert hätten, kann man annehmen.“⁴⁹⁷ HL 4 setzte darauf, dass in einer familiengemäßen Strukturierung, wo verschiedene Klassen und Altersgruppen beisammen waren, die Kleinen den Größeren gehorchen würden, dass aber die Erzieher geschaut hätten, dass „die Größeren die in keiner Weise unterdrückt haben“.⁴⁹⁸ Dass dieses System von manchen ErzieherInnen instrumentalisiert werden würde, bzw. in der Nacht keine durchgängigen Kontrollen möglich waren, bekam HL 4 nicht in den Griff.

Für die Jugendwohlfahrtsbehörden endete ihre Aufsichtspflicht nach wie vor offenbar vor den Türen von Gleink. Ein Erzieher dieser Zeit meint, „Aber für mich ist nicht so sehr das Versagen der Caritas, sondern das Versagen der Jugendhilfe der Jugendwohlfahrt. Weil, ich habe mir immer gewünscht, wenn ein Sozialarbeiter da gekommen wäre, dem würde ich sagen, was ich da erlebe. Was mit ihrem Zögling los ist. Unter welchen Bedingungen der da leben muss. Das hätte ich mir gerne gewünscht. Kein Schwein ist aufgetaucht. Keine Besprechung hat es gegeben mit einem Sozialarbeiter. Das muss man sich einmal vorstellen. [...] die sind ja von allen Bundesländern gekommen. Da ist nichts gekommen von irgendwem. Und das ist das wirkliche Versagen. Wo ich immer sage Hallo – die stellen die Kinder einfach ab in die Heime und aus und Ende ist mit der Jugendwohlfahrt. Und das ist eigentlich das ärgste Verbrechen. Was mich heute innerlich noch empört.“⁴⁹⁹

In der Fachszene bemerkte man die substantiellen Veränderungen in Gleink. HL 4 wurde von den Kollegen im Heimleiterkreis OÖ unterstützt, auch wurde Gleink besucht, um die pädagogischen Fortschritte und das therapeutische Freizeitangebot zu besichtigen. So kam etwa die Enkelin Sigmund Freuds, die Sozialwissenschaftlerin Sophie Freud nach Gleink, und äußerte sich lobend über die Einrichtung. An Gleink faszinierte sie „die gelungene Verbindung von Freiheit, Ordnung und Zuwendung.“⁵⁰⁰

497 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

498 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

499 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

500 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke, Kronen Zeitung, 8.5.1988.

In den Medien beurteilte man Gleink als gelungene sozialtherapeutische Maßnahme, das „Erziehungsexperiment“ wurde positiv kommentiert.⁵⁰¹ Das „Kinderdorf unter einem Dach“⁵⁰² kam allerdings auch in der lokalen Berichterstattung vor.

kam allerdings auch in der lokalen Berichterstattung vor. So fand 1988 nicht nur der Prozess gegen HK 118 (siehe 3.3.4.3. Der Mörder aus dem Heim), es kam auch zu weiteren Zwischenfällen mit Jugendlichen. So verübten zwei „Zöglinge“ einen Raubüberfall in Linz, überfielen eine Trafikantin und schlugen sie mit einer leeren Cola-Flasche nieder, ein anderer Vierzehnjähriger wurde zum Seriendieb.⁵⁰³

Ab Anfang der 1980er-Jahre zeichnete sich immer wieder ab, dass die MSC ihr Personal aus Gleink abziehen wollten, und Caritas-Direktor Stauber und der damalige Diözesanbischof Aichern wandten sich gemeinsam an den HJM-Provinzial P. Xaver Aninger, „Weil wir wirklich sehr besorgt sind, wie diese schwierige Arbeit ohne Ihre von uns überaus geschätzten Patres weitergeführt werden soll. Es handelt sich hier um einen äußerst sensiblen Bereich kirchlichen Engagements.“⁵⁰⁴ Die Personalnot der HJM konnte auf Dauer nicht zufriedenstellend gelöst werden.

1987, als ER 21, der langjährige Direktor-Stellvertreter das Haus verließ, stand der Rückzug der HJM aus Gleink wieder ernstlich im Raum. Die Diözese Linz und die Caritas suchten zwischenzeitlich nach anderen Betreibern des Heims, so fragte man bei den Salesianern Don Boscòs an, diese sagten ab. Also bat man die HJM zu bleiben „daß wir Sie bitten, alles Ihnen nur Mögliche zu tun, dass die Patres weiterhin (oder wenigstens noch einige Jahre) in Steyr-Gleink bleiben.“⁵⁰⁵

Als HJM-intern die Entscheidung anstand, welches der Heime für „milieugeschädigte“ Jugendliche man künftig aufgeben musste, fiel diese zugunsten Birkeneck aus. Hier war man selbst Träger und Eigentümer und betrieb 14 Lehrwerkstätten, eine Berufsschule sowie eine Landwirtschaft, die nur langfristig an einen ande-

501 OÖN, 25.9.1979.

502 OÖN, 25.9.1979.

503 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke: Kronen Zeitung 13.9.1988.

504 Archiv Gleink Caritas, Mappe 252, Stellungnahmen und Aktenvermerke, Brief CD Stauber an Provinzial Aninger, 16.6.1986.

505 DAL, CA/13, Fasz. J/II/5, MSC, Brief Bischöfliches Ordinariat an HJM, 11.3.1987.

ren Träger übergeben hätte werden können. Zudem kam der Ausfall des damaligen Direktors in Birkeneck hinzu, und man suchte dringend einen Nachfolger. Die Wahl fiel auf HL 4.⁵⁰⁶

Der scheidende Direktor sah sich bis zuletzt erst am Beginn seiner Reformen, „In Gleink habe ich zwar die Umstrukturierung 13 Jahre lang vorangetrieben, in verschiedenste Richtungen, aber immer noch das Gefühl gehabt, wir sind noch weit weg von dem Ziel, das ich mir gesetzt habe. [...] Die haben der Caritas gesagt, [...] Ich hätte gerne noch, was weiß ich wie lange dort gearbeitet, zumindest bis zu meiner Pensionierung, wenn der Orden nicht gesagt hätte, Du musst.“⁵⁰⁷

Die Herz-Jesu-Missionare verließen am 1.9.1989 Gleink, und die Caritas machte sich auf die Suche nach einer neuen Leitung für Gleink.

3.2.3. DAS HEIM 1989-2009

3.2.3.1. GEGEN MAUERN LAUFEN

„In Wirklichkeit hat es keine Beschreibung gegeben wie das Haus zu führen ist.“⁵⁰⁸

Nachdem die HJM-Missionare ihr Personal abgezogen hatten, musste man sich 1989 komplett neu orientieren. Welche für die Leitungsaufgabe geeignete Person konnte nun übernehmen und andere Strukturen mit modernen pädagogischen Konzepten aufbauen? Die Wahl fiel auf HL 6, einen Psychologen, der die Leitung von Gleink übernahm. Er hatte zuvor in einem Salesianerheim in Bayern für milieugeschädigte Jugendliche Erfahrung gesammelt, führte Schulungen in den Steyr-Werken durch und arbeitete zuletzt als selbständiger Management-Trainer. Er bildete ein sozialpädagogisches Leitungsteam gemeinsam mit seiner Gattin, einer bereits einige Zeit in Gleink arbeitenden Diplompädagogin.⁵⁰⁹

506 DAL, CA/13, Fasz. J/II/5, MSC, Brief Aninger an Caritas-Direktor Franz Stauber, 6.2.1989.

507 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

508 Interview Ackerl, 18.7.2019 (John).

509 Steyrer Zeitung, 11.7.1991.

Bereits in den Jahren zuvor hatte sich abgezeichnet, dass die in Gleink eingewiesenen Kinder und Jugendlichen zunehmend aus schwierigen Verhältnissen stammten. In einem Schreiben wandte sich HL 6 im März 1991 diesbezüglich an den damaligen Caritas-Direktor Stauber, und schickte ihm als Anhang seines Schreibens einige Lebensgeschichten und psychiatrische Gutachten von Kindern und Jugendlichen, die jüngst aufgenommen wurden. „Ein Überblick sollte Ihnen vermitteln, mit welchem Klientel wir es in Gleink zu tun haben: mit Behinderten. Das Klientel im Jugendheim hat sich geändert und scheint weiter in die Richtung zu gehen. Wir sind bereits eine Behinderteneinrichtung, die Differentialdiagnose aber ist stets schwierig.“⁵¹⁰ Es handelte sich um aggressives Verhalten, schwere Misshandlung der Mutter, Bedrohung von Angehörigen, Wutanfälle, Waffengebrauch, schwere Verhaltensstörungen, Körperverletzung, Suizidversuche, Drogenabhängigkeit, sexuelle Gewalt, Aggressionsstau und neurotische Persönlichkeitsstörungen. Viele der Kinder wurden zuvor von anderen Einrichtungen abgelehnt oder waren in Psychiatrien untergebracht.⁵¹¹

Dies spiegelte sich auch in der Akzeptanz des Heims im regionalen Umfeld, daher versuchte die Leitung HL 6 zunächst die Fortbildung des Personals, Elternarbeit und neue therapeutische Konzepte zu stärken. Man erhoffte so, auch in der Bevölkerung mehr Vertrauen gewinnen zu können. Um die individuelle Betreuung verbessern zu können, war eine Änderung der Arbeitsform der 45 ErzieherInnen geplant. Das aus PsychologInnen und SoziologInnen bestehende Leitungsgremium sah vor, dass die ErzieherInnen mehr Stunden pro Tag bei ihren Gruppen sein sollten. Im neuen Konzept sollten sie fünf bis sechs Tage im Haus sein und dann fünf Tage frei haben. Somit würden die Bezugspersonen nicht so schnell wechseln, und „als absolute Maxime sollte gelten, dass Schläge ausgeschaltet werden. Die Betreuung sollte rund um die Uhr erfolgen.“⁵¹²

Zu diesem Zeitpunkt traten Konflikte mit dem Betriebsrat und der Belegschaft auf, die sich bis zur Schließung des Heims 2009 in ihren Grundzügen wiederholten. Neue, ungewohnte Konzepte wurden abgelehnt, die Leitung stieß auf Widerstand bei der Umsetzung. Der Arbeitgeber Gleink-Caritas geriet zunehmend unter Druck von Einzelinteressen, so beklagte man sich über einen Erzieher, er „ist seit Jahren als Mensch bekannt, der immer wieder versucht, noch etwas vom Arbeitgeber

510 Archiv Gleink, Mappe 252, Schreiben HL 6 an Dir. Stauber, 8.3.1991.

511 Archiv Gleink, Mappe 252, Schreiben HL 6 an Dir. Stauber, 8.3.1991.

512 OÖN, 26.6.1991.

herauszupressen.“⁵¹³ Es ging um Prämienzahlungen, Gehaltsvorschüsse und andere Extrazahlungen an die ArbeitnehmerInnen. Protektive Personalinteressen und einzelne Personen, die ihre Privilegien und Betriebsvereinbarungen als gefährdet sahen, rückten in den Mittelpunkt der Personalpolitik.

In dieser Phase meldete sich der ehemalige Leiter HL 4 zu Wort und richtete ein Schreiben an den Betriebsrat, eine Kopie davon schickte er an den Caritas-Direktor und die Leitung des Heims. „Ich habe den Eindruck – aus verschiedensten Aussagen, von verschiedensten Seiten – daß momentan eine Pervertierung der Werte und Interessen im Heim um sich greift: Personalinteressen verhindern ein Umsetzen von pädagogischen Minimalanforderungen. Vermeintliche Bedürfnisse der Mitarbeiter werden durch pädagogische Boykottmaßnahmen geschützt. Draufzähler bei all dem sind kurzfristig die jungen Menschen und langfristig die ganze Einrichtung. [...] Mein eindringlichste Bitte an Sie, als Obmann des Betriebsrats: Machen Sie Schluss mit der unheilvollen Konfrontation und bekennen Sie sich wieder zu der zielführenden Kooperation, die uns im Laufe von 13 Jahren aus dem totalen Tief in ein gutes Arbeitsklima im Heim und in die Kreditfähigkeit in der Öffentlichkeit geführt hat.“⁵¹⁴

Dennoch rief der Betriebsrat offen zum Boykott auf, und Fazit des Heimleiters war, „Agitation und Dissens beherrschen die Strategien der Belegschaftsvertretung“, das Generalkonzept für Gleink war somit gescheitert.⁵¹⁵ Der Betriebsrat argumentierte aus seiner Sicht, dass durch HL 6 eine hierarchische Strukturierung eingeführt wurde, auch wären Betriebsausflüge keine Dienstzeit mehr, es würden Schwangerschaftstest von Neueintretenden verlangt und der Fahrtkostenzuschuss für Steyrer sollte gestrichen werden.

Auch standen die Methoden der neuen Leitung unter Kritik, etwa wollte man eine Art Soziogramm, „Wir zeichnen eine Stadt“, mit den Angestellten entwerfen, doch offenbar wollte niemand mitmachen. Vor allem atmosphärisch ging der neuen Leitung vieles daneben. Es kam zu Versetzungen ohne Rücksprache mit den Betroffenen, die Weihnachtsfeier wurde nur vom Leiter (zunächst gab es eine Absage) besucht, seine Frau ging nicht hin. Es kam damals vermehrt zu Diebstählen, und die Gruppenräume wurden in Abwesenheit der ErzieherInnen und der Buben durchsucht, schließlich sollte der Nachdienst aus Sicherheitsgründen ein Wachdienst sein.

513 Archiv Gleink, Mappe 252, Schreiben Mayrhofer an Mayr, 17.7.1990.

514 Archiv Gleink, Mappe 252, HL 4, 19.5.1991.

515 Archiv Gleink, Mappe 252, Schreiben HL 6 an Bauer, 10.5.1991.

Was auf besonderen Widerstand stieß, waren Befragungen der Kinder und Jugendlichen, „Was findet ihr am Heim gut?“ und „Werdet ihr von den Erziehern geschlagen?“ Zu der Befragungsaktion holte man im April 1991 alle 80 Buben aus der Schule. Der Betriebsrat protestierte, man verstoße gegen die Schulgesetze und es käme bei den Heimbewohnern zu einer „Aufschaukelung von Gefühlen“, und das führe zu „Provokationen gegenüber den Erziehern“.⁵¹⁶

1991 gab es zudem einige Aufregung in der Caritas, da offenbar ErzieherInnen von Vorwürfen betroffen waren. In einem Protokoll eines Krisenstabs 2012 (Anm. MW: als es um die Meldungen der Vorwürfe gegen Erzieher ging) fand sich eine diesbezügliche Anmerkung: „Gerüchte über Vorfälle (Vergewaltigungen durch Erzieher, Diebstähle an Kindern) gab es bereits Anfang der 1990er-Jahre. Es wurde auch über Entlassungen gesprochen, aber dann nichts unternommen“.⁵¹⁷ Die damalige Personalchefin erinnert sich heute an ihren Arbeitsbeginn im Mai 1991, da gab es einen „Mordsstunk“ in Gleink, „das waren nur Gerüchte, das war ganz eigenartig, man hat erstens einmal gehört, es sollen dort die Jungs untereinander, also die Großen die Kleinen vergewaltigen, das Wort ist schon gefallen, und es sollen auch Erzieher involviert sein. [...] Das habe ich einfach nur gehört. [...] Angeblich sei das auch aufgenommen worden, damals irgendwelche Filme, Filmmaterial, aber mehr nicht. Da sind noch einige Namen gefallen von den Erziehern“. Auch berichtet sie darüber, dass Geld aus den Kassen der Gruppen verschwunden wäre und Gegenstände aus dem Inventar gestohlen worden seien. LP 8 wurde damals beauftragt, nach Gleink zu fahren und nach dem Rechten zu sehen, „Also ich komm hin, und da war die Gewerkschaft vertreten, die haben mich gleich völlig zur Sau gemacht.“⁵¹⁸

Herausgekommen wäre damals nichts, „Die Missbrauchsgeschichten sind dann irgendwie versandet. Das wurde zwar gesagt, immer wieder, aber wie kommt man an das heran. Mein Gefühl war das, die Gruppe, die da beteiligt war, wenn es Erzieher waren, (Anm. MW nennt einige) die haben da einfach blockiert. Das war eine Gruppe intern, und alle Nachforschungen, alle Nachfragen, selbst die Vorwürfe, Griff in die Kassa, dann diese Geschäfte, wo die Jungs eigentlich ausgenutzt worden sind, wo der Betriebsrat da in seine eigene Tasche gewirtschaftet hat, das ist dann auch im Sande verlaufen. Weil die Zeugen, [...] die haben dann nichts mehr gesagt. Es ist alles im Sande verlaufen. [...] Dass die Kinder missbraucht worden sind, das glaub ich auch nach wie vor.“⁵¹⁹ Es kam damals zu keiner näheren Untersuchung.

516 Archiv Gleink, Mappe 252, Schreiben BR am Heimleitung und Caritasleitung, Mai 1991.

517 Archiv Caritas LP 9, Protokoll Besprechung Krisenstab 19.3.2012.

518 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

519 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

In der Caritas-Leitung war man sich der Problematik also durchaus bewusst, „Gleink war für uns ein Sumpf. Da war eine alte Clique an Erziehern, und die haben systematisch die Heimleiter hinausgeekelt, ich glaub in meiner Zeit haben wir fünf Heimleiter gehabt. Immer wenn die Heimleiter wo reingestochen haben oder neue Konzepte, da ist es ganz lang auch um Pädagogik gegangen, da wurde abgeblockt und die haben alles versucht, damit sie ihre Leben, ihren Alltag nicht verändern müssen.“⁵²⁰ In den frühen 1990er-Jahren wurde es verabsäumt, Weichenstellungen vorzunehmen, und je länger man dem Treiben in Gleink zusah, umso schwerer taten sich die Heimleitungen der nächsten Jahre Reformen umzusetzen. Sie liefen gegen Mauern.

HL 6 und sein Team gaben nach zwei Jahren auf. Man zog die Konsequenzen und Ende Juni 1991 kündigte das gesamte sozialpädagogische Leitungsteam: „Jugendheim Gleink: Fünf Chefs schmissen Job hin“.⁵²¹ HL 6 begründete sein Vorgehen mit „der Grund dafür liegt in unüberwindbaren Widerständen mit dem Betriebsrat, der konzeptionelle Veränderungen, die an der konkreten Pädagogik angesetzt haben, nicht zuließ.“⁵²²

Auch in der Caritas hatte im Juli 1991 ein Wechsel der Leitung stattgefunden, und der neue Direktor Josef Mayr, sah sich gleich zu Beginn seiner Amtszeit mit einer Krise in Gleink konfrontiert. „Die Leitung hat bestimmt gute Vorstellungen gehabt, aber es nicht geschafft, sie mit den Erziehern gemeinsam zu entwickeln“, kommentierte Mayr, „Die Leitung hat sich einfach nicht mehr hinausgesehen.“ Auch bedauerte er persönlich den Abgang von HL 4 1989, dieser „war offenbar eine begabte Persönlichkeit“.⁵²³ Mayr sah die Ursachen für diese Entwicklung darin, dass die neuen Konzepte nicht mit den ErzieherInnen gemeinsam entwickelt werden konnten. Sein Stellvertreter Josef Bauer, übernahm die interimistische Leitung von Gleink.⁵²⁴ Dieser konstatierte in der Belegschaft eine starke psychische Belastung, viele KollegInnen waren bereits viele Jahre in Gleink beschäftigt. Die Betreuung der 120 Buben fordere Kraft, auch sollte nun die Gruppengröße auf maximal acht Kinder reduziert werden,⁵²⁵ so seine Pläne.

⁵²⁰ Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

⁵²¹ OÖN, 26.6.1991.

⁵²² Steyrer Zeitung, 11.7.1991.

⁵²³ Steyrer Zeitung, 11.7.1991.

⁵²⁴ Steyrer Zeitung, 11.7.1991.

⁵²⁵ OÖN, 26.6.1991.

Heute sagt der Vorgänger von HL 6 (Anm. MW: HL 4) im Interview, „Die beiden haben das Handtuch sehr schnell geworfen, sie haben es mir nie genau begründet, aber für mich war klar, sie haben sich der Sache nicht gewachsen gefühlt. [...] Die Erzieher haben anscheinend regelrecht aufbegehrt gegen diese neue Heimleitung, weil sie anders war, anders gearbeitet hat und nicht die Erwartungen der Mitarbeiter so erfüllt hat wie ich vorher.“⁵²⁶ Diese Erfahrung sollten auch andere LeiterInnen machen müssen, in weiterer Folge kam es zu etlichen Führungswechseln, man sagte, in Gleink müsse man keinen Leiter kündigen, „die warfen immer selbst das Handtuch.“⁵²⁷

Bereits am 1. Oktober 1991 trat die neue Heimleitung ihren Dienst an, sie sollte bis März 1995 bleiben. HL 7 kam aus dem Bereich der Seelsorge und war ausgebildeter Psychotherapeut, ihm zur Seite stand als pädagogischer Leiter ein ehemaliger HJM-Erzieher, der in den weltlichen Stand gewechselt war und in Gleink weiterhin arbeitete. „Dann haben wir schon einen Leiter angestellt, das war der HL 7, der war zuerst Kapuziner, die haben sich in der Zwischenzeit aufgelöst, er ist aus dem Orden ausgetreten und hat sich dann einen Job gesucht, aber da ist eine Sache wieder ganz besonders in der Kirche, wenn einer in Not ist, kriegt er irgendeinen Posten, da werden Leute hineingeschoben, ohne zu schauen, ob wirklich eine Eignung ist.“⁵²⁸

Die problematische Einweise-Praxis in überforderte Strukturen, aber möglicherweise eine auch durch mangelnde finanzielle Ausstattung unzureichende therapeutische Behandlung, führten in den 1990er-Jahren zu Vorfällen, über die in den Medien berichtet wurde. Es kam u.a. immer wieder zu schweren Übergriffen unter den Heimbewohnern. 1994 verletzte ein Lehrling einen anderen, dann drohte er, diesen umzubringen. Als die Polizei anrückte, warf er Sessel aus dem Fenster, ein weiterer Bursche wurde nun aggressiv, es kam zu Festnahmen.⁵²⁹ Schwere Schlägereien waren an der Tagesordnung, auch zeigten sich Burschen in der Öffentlichkeit als aggressiv, und beschimpften beispielsweise auch noch beim Verlassen des Gerichtssaals den Richter mit: „Die Paragraphenwuzler kenan mi“.⁵³⁰ Ein Dreizehnjähriger, der Gleink aufgrund seiner kriminellen Handlungen verlassen musste und nach Wegscheid gebracht wurden, beging in seinem Alter bereits 150 Straf-

⁵²⁶ Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

⁵²⁷ Interview Mayr, (John, Wisinger).

⁵²⁸ Interview LP 7, (John, Wisinger).

⁵²⁹ Steyrer Zeitung, 22.9.1994.

⁵³⁰ Steyrer Zeitung, 5.1.1994.

taten, darunter Diebstähle, bewaffnete Raubüberfälle und Brandlegung.⁵³¹ Auch im Heim selbst kam es zu Kriminalität, ein ehemaliger Heimbewohner brach in die Büroräume ein und beging eine Einbruchserie in der Umgebung. Der „gute“ Ruf des Heims verschlechterte sich zusehends. Leopold Gwandl, einer der populären Sprücheschreiber in der Kronen Zeitung schrieb über Gleink: „A wenig g’schmalzn:

Es hoäßt in Steyr-Gleink verfallt der Ausdruck ‚Besserungsanstalt‘, denn da Erfolg is äußerst schwach, kimmt die Verwaltung nimmer nach? Warum änderts des Heim net um auf ‚Außenseiter-Praktikum‘?“⁵³²

Die disziplinären Probleme mit den älteren Heimbewohnern und auch in den Lehrlingsgruppen schienen schwer beherrschbar zu sein, zumal sich offenbar der Ton verschärfte und die Gewalt zugenommen hatte. Auch die Reaktion der ErzieherInnen gab Anlass zur Sorge. „Dann gab es immer wieder Probleme mit Erziehern, es waren alte, routinierte Erzieher, die halt auch gewohnt waren, manchmal handfest zuzugreifen. Dann haben wir erfahren, dass die ‚g’sunde Watschen‘ ausgeteilt wurde und gesagt, Gewalt in der Erziehung ist ein Entlassungsgrund, das dürfen sie nicht machen, außer in Notwehr. Wenn ein Bub den anderen schwer verletzen würde, müssen sie ihn packen, damit sie sie auseinander halten.“⁵³³

Was mit den „schwierigen Kindern“ nach Gleink geschah, wusste man nicht. „Die wirkliche Entscheidungsbefugnis war meistens bei der Politik, also beim zuständigen Sozialamt“, so der Caritas-Direktor.⁵³⁴ Die in den erhaltenen Kinderakten einzusehenden Berichte über die Kinder, die in den 1990er (und 2000er-Jahren) im Sozialpädagogischen Zentrum Gleink (SPZ) Gleink untergebracht waren, zeichnen die Lebensumstände und Probleme in Gleink auf deutliche Weise. Ebenso sind handschriftlich geführte Gruppen-Protokolle eine wichtige Quelle, um Einblick in den Alltag der Kinder, Jugendlichen und ErzieherInnen zu bekommen. Man bemühte sich auf die individuellen Bedürfnisse einzugehen, so sind seitenweise Eintragungen über einzelne Jugendliche zu lesen, die in unzähligen Einzelgesprächen, Therapiestunden, Programmen u.a. zu einer Änderung ihres problematischen Verhaltens gebracht werden sollten. Man bemühte sich oft monatelang um Besserung, letztlich wurden viele entlassen, die Konflikte nur mit Gewalt lösen konnten.

531 Kronen Zeitung, 1.12.1993.

532 Kronen Zeitung, 28.11.1995.

533 Interview Mayr, (John, Wisinger).

534 Interview Mayr, (John, Wisinger).

Das Beispiel des 1991 mit zehn Jahren in Gleink aufgenommenen HK 97 (laut Kinderakt „ein typisches Straßenkind“) zeigt, was in sechs Jahren Heimaufenthalt zu schaffen war. In seiner Familie hatte HK 97 die Position eines Außenseiters, besuchte die Allgemeine Sonderschule und legte ein zunehmend aggressives Verhalten an den Tag. Die Kindsmutter schien überfordert gewesen zu sein. Nach seiner Einweisung in Gleink war der Bub der beste Schüler in der Klasse. Dies verändert sich. Was war geschehen? Im Entlassungsbericht sind entsprechende Beobachtungen festgehalten: Verträgt keine Kritik, Auseinandersetzungen mit Trainern und Schiedsrichtern beim Wettkampf, in der Schule provokant, ausfällig und aggressiv, war er nicht in Schule anwesend „war die gesamte Klasse über seine Abwesenheit erfreut“, drängte sich mit allen Mitteln in den Vordergrund, weiterhin triste Situation im Elternhaus, Aggressionen geben Anlass zu Besorgnis, labil, niedrige Hemmschwelle, große Ausländerfeindlichkeit, gefürchteter Gruppenboss, erhält Aufmerksamkeiten von anderen Heimbewohnern (Süßigkeiten, Dienste, Geldbeiträge), verbale Ausfälligkeiten gegenüber Lehrern, ErzieherInnen und Trainern. HK 97 konnte nach Gleink eine Lehre beginnen.⁵³⁵ Eine Erzieherin notierte in einem Entwicklungsbericht, dass er „an einer öffentlichen Schule schon lange nicht mehr tragbar wäre“.⁵³⁶ Auch dessen gesundheitliche Situation während der Heimzeit wies bereits auf später zu erwartende Problematiken hin. Schwerer Nikotinabusus und Herzjagen, Verdacht auf Medikamentenabusus (Designerdrogen), daher Kollapsneigung.⁵³⁷ Als HK 97 einen Lehrer attackiert, meinten die Mitschüler, sie würden in diesem Fall lieber nicht helfen, „denn wegen einem Lehrer legen sie sich mit HK 97 nicht an.“⁵³⁸ HK 97 bedrohte den Lehrer mit einer Schere und versuchte, ihm diese in den Bauch zu stechen. Der Lehrer fixierte ihn am Boden, der Bursche stieß daraufhin Morddrohungen aus. Allein im Jahr 1995 protokollierte man 16 Vorfälle in Zusammenhang mit Gewalt: Schlägereien, brutale Tritte in das Gesicht eines Schulkollegen, fütterte Mitschüler mit Aquariumschnecke, grundlegende Attacken bis der andere blutete, etc. Auch eine Richterin, der er wegen einer Körperverletzung vorgeführt wurde, beschimpfte er.⁵³⁹ Was nach seiner Entlassung geschah, ist nicht bekannt, auch meldete er sich nicht bei der Ombudsstelle.

Um auch einen professionellen Blick von außen zu bekommen, wurde im April 1995 eine Analyse über das Heim in Auftrag gegeben. Eine Unternehmensberatung um-

535 Archiv Gleink, Kinderakt HK 97, Entlassungsbericht 4.7.1996.

536 Archiv Gleink, Kinderakt HK 97, Entwicklungsbericht, 7.2.1995.

537 Archiv Gleink, Kinderakt HK 97, Internistischer Befund, 29.1.1996.

538 Archiv Gleink, Kinderakt HK 97, Schreiben Landes-Sondererziehungsschule an Bezirksgericht Steyr, 15.12.1995.

539 Archiv Gleink, Kinderakt HK 97, Bericht über die körperliche Bedrohung durch mj., 11.12.1995.

riss nicht nur die Leistungsbereiche, sondern erstellte einen Stärken/Schwächen-Katalog, in dem man der pädagogischen Führung ein Lob aussprach, die Personalplanung allerdings als nicht optimal einschätzte.⁵⁴⁰ Zu diesem Zeitpunkt waren 102 Jugendliche bei einer Kapazität von 115 in zwölf Gruppen eingeteilt. 44 ErzieherInnen waren beschäftigt. Insgesamt arbeiteten bis zu 85 Personen in Gleink. Es gab 13 Klassen mit 22 Lehrkräften, einen Arbeitstrainingskurs, eine Tischlerei und ein Wohnheim, wo Jugendliche die Möglichkeit hatten, sich ein Jahr zusätzlich bis zum 20. Lebensjahr im Heim gegen Miete aufzuhalten.

1995 gab die Arbeitsplatzbeschreibung des pädagogischen Personals einen Einblick in den Alltag des Heimlebens. Der Tagesdienst bei den Schülern endete um 21 Uhr, bei den Lehrlingen um 22 Uhr. Die Gruppen wurden um 6.30 geweckt. Verbote sollten möglichst durch positive Anregungen ersetzt werden, es galt das Grundprinzip der „Gleichwertigkeit“, empfohlen wurde häufiges Loben und wenn, dann konstruktive Kritik. Zu vermeiden wäre: „Du bist dumm“, empfohlen wurde: „Du hast das jetzt falsch gemacht, so wäre die Möglichkeit es besser zu machen“. Wohlwollen und Verständnis sollten das Heimleben prägen. Die Problematik der Gewalt unter den Heimbewohnern wurde in diesem Papier allerdings nicht im Besonderen geregelt, hier fehlten konkrete Handlungsanweisungen und Leitlinien für die ErzieherInnen. Man empfahl: „Auf tretende Spannungen und Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Gruppe werden als wichtige emotionale Äußerungen angesehen und daher nicht unterdrückt.“⁵⁴¹

Zu Ende der Leitung von HL 7 konnten Dreiviertel der „Gleinker“ die Hauptschule oder das Polytechnikum abschließen. Auch kam es zu weniger als fünf Entweichungen pro Jahr, daraus schloss man: „Der Großteil der jungen Menschen fühle sich eigentlich sehr wohl.“⁵⁴²

Es gab auch geschützte Bereiche des Heims, in denen man mit den Jugendlichen gut arbeiten konnte. Die Möbelwerkstatt Gleink, ein dem SPZ angegliedertes Projekt, wurde als Meisterbetrieb geführt. „Gleinker Burschen möbeln ihr Selbstvertrauen auf“, berichtete die Steyrer Rundschau. Zwischen 1990 und 2010 schlossen immerhin zehn Burschen die Lehre ab. Werkstättenleiter SP 3, der zwischen 1992 und 2007 im Haus blieb, bot professionelle kunden- und marktorientierte Arbeiten an. Er hatte sich beim Land Oberösterreich als Tischler für Wegscheid beworben,

540 Archiv Gleink, Analyse Gleink, Leitner & Leitner, 13.4.1995.

541 Archiv Gleink, Mappe 86, Arbeitsplatzbeschreibung des Erziehers, 3.3.1995.

542 Kurier, 20.11.1995.

später wurde der Posten in Gleink frei. „Sie möchten, dass Jugendliche im Haus ausgebildet werden, weil man sie am ersten Markt so schwer integrieren kann. Und sie möchten, dass sie das selber machen, dass Jugendliche, die geeignet sind, bei uns eine Tischlerausbildung machen. Ich habe mir die Tischlerei angeschaut, gesagt, so wie sie jetzt aussieht, können wir nur Spielzeug machen. Wenn wir was machen, dann sollen wir schon was Gescheites machen. Dann wurde ordentlich investiert, und ich habe gesagt, wenn man eine Ausbildung macht mit Jugendlichen, dann muss man was machen, wo man etwas lernt. [...] Das wurde für gut geheißen, wir haben ein paar einfache neue Maschinen gekriegt, und ich habe dann angefangen mit einem zweiten Kollegen, der war immer der Haustischler.“⁵⁴³ Als SP 3 bei den Martini- und Ostermärkten, die traditionell in Gleink stattfanden, erste Produkte präsentierte, stieg die Nachfrage an: „Von dort weg haben wir sehr viele Anfragen gekriegt. Ich habe viel gezeichnet und wir haben fast alles verkauft, was wir geplant haben. Kunden aus der Region. Ja.“⁵⁴⁴

Vom Land gab es in dieser Zeit eine Stärkung der finanziellen Ausstattung, und man begann in den 1990er-Jahren mit weiteren Umbauten. Gleichzeitig blieb man bei dem „Gleinker Konzept“, Kinder aus den anderen Bundesländern aufzunehmen. „Die von weiter weg, da hat man keine Elternarbeit machen müssen, da musste man nicht hineinschauen lassen, da kam die Sozialarbeiterin nicht so oft, das war schon mein Gefühl. [...] Die haben wir alle genommen, und wenn wir Aufnahmegespräche führten aus OÖ, hatten wir keinen Platz.“⁵⁴⁵

Der nächste Leiter war ab März 1996 bis Ende 1998 tätig, HL 8 arbeitete vorher als Erzieher in Gleink. Das Verhältnis zu den anderen ErzieherInnen war dementsprechend amikal.⁵⁴⁶

Im Oktober 1996 wurden „50 Jahre SPZ Gleink“ gefeiert, die Festredner und Gäste waren u.a. Landesrat Ackerl, Jugend-Landesrat Aichinger, Landesschulratspräsident Johannes Riedl, der ehemalige Direktor des Heims, HL 4, sowie Caritasdirektor Josef Mayr. Diözesanbischof Maximilian Aichern hielt den Wortgottesdienst ab. Neben der allgemeinen Besichtigung des SPZ gab es für die Kinder ein Kasperltheater, eine „Zugreise“ durch das Gelände, Lama-Reiten und sogar einen Heißballonstart. Auch die Bevölkerung nahm an den Festivitäten teil, das Haus war an diesem Tag für alle

543 Interview SZ 3, (John).

544 Interview SZ 3, (John).

545 Interview LP 10 (John, Wisinger).

546 Interview HL 5, (John, Wisinger).

geöffnet. Primarius Werner Gerstl, Landeskinderkrankenhaus Linz, hielt den Festvortrag „Heimerziehung gestern, heute, morgen“. Er behandelte im Laufe der Zeit viele Heimbewohner und kannte die Lage vor Ort bestens. Im Publikum saßen ErzieherInnen und auch die Patres der HJM, die Gleinker Volksmusikanten spielten vor den Toren auf. Man ließ sich die Erfolgsgeschichte Gleink feiern.⁵⁴⁷

Hinter den Kulissen sah es offenbar anders aus. Eine leitende Angestellte der Caritas besuchte das SPZ 1997, „Da gab es einen Speisesaal für Gäste. Das war ein besonderer Raum, aber düster, da sind die Buben neugierig vorbei geschlichen. [...] Das war mein erster Eindruck, diese Düsterei, furchtbar. [...] Gleink hat zwar Caritas-Jugendheim geheißen, aber es hat mit der Caritas, die wir in Linz hatten und in den Pfarren draußen, eigentlich nichts zu tun.“ Die damals in der Caritas für Gleink zuständige Mitarbeiterin erinnert sich heute: „Ich kam einmal weinend zu meinen Eltern und sagte, so schlecht, wie diese Kinder dort leben, so emotional verarmt und wie die Erzieher mit diesen Kindern umgehen [...] kein Mensch lebt so, nicht einmal die Tiere im Tierheim, mit so einer Kaltschnäuzigkeit, so einer Lieblosigkeit. Das war 1998. Es gab noch keine Wohneinheiten, es gab eine Großküche, zwar nicht mehr die ganz großen Schlafräume, aber Vierbettzimmer. Ich war in einem Chaos, der erste Eindruck war erschreckend. [...] Da hatten wir eine Besprechung, da hieß es damals schon, wir haben zu wenig Geld für Gleink, da gehört zu viel saniert, alles ist baufällig, da muss sich eine Wirtschaftlerin darum annehmen. Auch der damalige Heimleiter [...] da gab es auch schon einige Wechsel, man hatte schon einen externen Berater aus Steyr.“⁵⁴⁸

1998 stand daher wieder eine Neubesetzung der Leitung von Gleink an. Die Wahl fiel auf eine Frau, die das Heim schon seit 1996 als pädagogische Leiterin kannte. Als die studierte Sozialwissenschaftlerin und Betriebswirtin HL 5, die sich in Nordrhein-Westfalen bei der Reorganisation von Heimen einen Namen gemacht hatte, und von einem Personalentwickler empfohlen worden war, neue pädagogische Leiterin wurde, wusste sie nicht, was auf sie zukommen würde. „Ich kam um acht Uhr an, keiner da, der achtzigjährige Hausmeister sagte ‚Guten Tag, es ist schon wieder einmal keiner da, aber ich sperre Ihnen schon einmal die Heimleitungs-Wohnung auf.‘ Er sperrte auf, ich sah drei Unterhosen am Gang, ein zerwühltes Bett – er sagte: ‚das ist nicht Ihr Büro, wir müssen nur daran vorbeigehen‘. Der Schreibtisch, so etwas habe ich noch nicht erlebt von Chaos. [...] Ich fand 1996 gar keine Akten vor, das hätten Sie sehen sollen, ich hab so was auch nicht gekannt.

547 Archiv Caritas Gleink, Mappe 249, Fotos III.

548 Interview LP 10, (John, Wisinger)

Ich habe dann irgendwie angefangen.“⁵⁴⁹ In diesen Strukturen konnte sie auch als pädagogische Leiterin wenig bewirken. Sie beschreibt heute die desolaten Wände mit Löchern, dreckige Betten ohne Matratzen, „welche, darauf hätte ich meinen Hund nicht gelegt“, kaputte Türen, und: „überall das Kreuz mit dem Corpus über den Betten. [...] Desolat, grauslich, es gibt keine Steigerung. Bemerkenswert, in jedem Dienstzimmer ein bequemes Sofa, aber Lieblosigkeit ohne Ende.“⁵⁵⁰

Zwei Jahre später übernahm sie die Zentrumsleitung bis 2001, es sollte in Gleink kein Stein auf dem anderen bleiben. In der Caritas war ihre Ansprechpartnerin die für Gleink Verantwortliche LP 10. Die beiden Frauen übernahmen Gleink: „Das war auch so symptomatisch für dieses System, es war ein reines Männerhaus. Außer den Küchen- und Reinigungsfrauen – also es gab schon einmal eine Erzieherin, aber in Wirklichkeit war es nur von Männern dominiert und hat auch genau das ausgestrahlt.“⁵⁵¹

Eine professionelle Dokumentation der Tagesabläufe gab es nicht, ein besonderes Problem im Haus war der Alkoholkonsum des Personals. „In spiritu sanctus. Also Alkohol en masse, das lieferte die Küche aus, die Erzieher bekamen das da, das war ihr Recht. Das erste, was ich sagte, Null Alkohol.“⁵⁵²

HL 5 begann voller Energie, in der Hoffnung, etwas zu verändern. Ein Erzieher erinnert sich: „Die war auch reformbestrebt, sie hat aus Essen sehr viele Dokumentationen nach Gleink mitgebracht. Im Leitungskreis wurde sie akzeptiert und angenommen, aber für die Erzieher war die Zettelwirtschaft, diese Dokumentation eine enorme Belastung. [...]“⁵⁵³

Mit Unterstützung der Caritas, vor allem durch das Engagement von LP 10, die schließlich Geschäftsführerin der Caritas für Kinder und Jugendliche (und somit zuständig für Gleink) wurde, konnte eine Reihe von Reformen umgesetzt werden. „Ich habe das Heim verkleinert, Kinder nicht mehr aufgenommen, und Auflagen gemacht, dass Sozialarbeiter zweimal im Jahr kommen müssen, sonst nehme ich die Kinder nicht. Das war wirtschaftlich natürlich eine heiße Geschichte, aber da funkte mir die Caritas nicht hinein, das ließen sie mir durchgehen und haben

549 Interview HL 5, (John, Wisinger).

550 Interview HL 5 (John, Wisinger).

551 Interview LP 10, (John, Wisinger).

552 Interview HL 5, (John, Wisinger).

553 Interview ER 6, 8.3.2019.

das mitgetragen. Ich machte dann ganz viele Kunstprojekte, das waren zum Teil verhaltenskreative Kinder, die dümmer gemacht wurden, als sie waren. Dann holte ich mir dieses Cap-Institut aus Regensburg, die tolle erlebnispädagogische Sachen machten, dann auch Mitarbeiterschulungen.“ In Folge wurden eine Keramikwerkstatt und ein Hobbyraum eingerichtet, Sponsoren wurden gefunden, Autos angeschafft, man fuhr mit den Kindern ins öffentliche Bad.⁵⁵⁴ Auch das Haus wurde weiter umgebaut, etwa sollten die langen Gänge in kleinere Einheiten umgebaut werden. „Die Küche war super, die Wäscherei eine Katastrophe, wo auch immer wieder einmal die Kinder arbeiteten, der ganze Arbeitstrainingbereich, das war eine ganze Dynastie, die bei uns arbeitete.“⁵⁵⁵

Gleink geriet ab Mitte der 1990er-Jahre immer mehr in den Fokus des Auftraggebers Land Oberösterreich. Der damalige Landesrat für Soziales erinnert sich, „zwischen 95 und 2000 in der Zeit, [...] ich war 2-mal dort. Ich war total bestürzt. Ich habe etliche Einrichtungen in Oberösterreich besucht, wo ich total bestürzt war, und dort hat Gleink dazugehört. Weil natürlich ein Kloster nicht wirklich – ein ehemaliges – geeignet ist für die Aufgabenstellung. [...] Und das Bild war für uns ungenügend, darum ist ja auch die Frau gekommen. (Anm. MW: HL 5) Ja, eine Deutsche auf jeden Fall. Das war ja der erste maßgebliche Personalwechsel, dass die Caritas nach jemandem gesucht hat, der einmal von der Leitung her die Dinge anders sieht. Soweit ich mich erinnern kann, habe ich der Caritas damals auch gesagt, sie müssen ein paar Leute hinausschmeißen. Dass das nicht geht, dass da Mobbing betrieben wird gegen die Leitung. [...] Also – wie gesagt – auf das Gebäude konnten wir nicht verzichten, verzichten hätten wir auf etliche Leute können.“⁵⁵⁶

Ende der 1990er-Jahre war innerhalb der Caritas klar, dass die Personalpolitik in Gleink Schwierigkeiten verursachte, die eine zeitgemäße Führung des Hauses verunmöglichte. In einem Brief an eine Erzieherin formuliert Caritas-Direktor Mayr, er habe „die Angst, daß wir das Sozialpädagogische Zentrum schließen müssen, wenn es uns nicht gelingt, die Gewalttätigkeiten unter den Buben und die Übergriffe einzelner Erzieher wegzubringen. Das geht – wie Sie selbst wissen – aber nur mit einem Bündel positiver Maßnahmen, die auch Strukturveränderungen voraussetzen. (z.B. mehr Nachtdienste, Änderung von Arbeitszeiten, usw.) Seit Beginn meiner Amtszeit als Caritasdirektor vor sechs Jahren gibt es alle zwei Jahre eine große Krisensitzung in Gleink. Ich war bereit, zwei Leiter auszuwechseln und

554 Interview Mayr, (John, Wisinger).

555 Interview Mayr, (John, Wisinger).

556 Interview Ackerl, 18.7.2019 (John).

habe den Beteuerungen der Erzieher geglaubt, daß sie ihre ganze Kraft einsetzen, daß es gut weitergeht. Wenn wir es jetzt nicht schaffen, bin ich meinem Latein am Ende. Entweder ist es nicht möglich, unter den Bedingungen dieses Hauses (Größe, Infrastruktur, etc.) mit so schwierigen Buben fertig zu werden oder es gibt Kräfte innerhalb der Belegschaft, die einen wirklichen Neuanfang verhindern.“⁵⁵⁷

Angesichts solcher Einsichten überlegte man Ende der 1990er-Jahre die Schließung des Heims in seiner jetzigen Struktur, und auch die Oö. Landesregierung erkannte dringenden Handlungsbedarf. „Der Landesrat Ackerl war ein sehr engagierter Soziallandesrat, brachte auch mit der Sanierung der alten Heime sehr viel weiter, und solche Heime wie Gleink waren ihm ein Dorn im Auge. ‚So eine große Bude mit so vielen schwierigen Leuten, das ist nichts‘. Deswegen gab es immer wieder Schließungspläne, und dann überlegten wir zwischendurch auch einmal Auslagerungen, also Wohngemeinschaften, das ist auch nicht recht etwas geworden.“⁵⁵⁸

Im Dezember 1999 wurde eine Projektgruppe zur „Faktensammlung zur Entscheidungsfindung“ über eine Schließung von Gleink eingerichtet. „Es gab damals eine große Projektgruppe, Schließung Gleink, da haben wir Mordsüberstunden gemacht“.⁵⁵⁹ Die Konzepte wurden von einem Team aus Caritas und der Leitung von Gleink professionell erstellt, und es kam zu einer detaillierten Auswertung der Ergebnisse zu den Themen Finanzen, Image, Pädagogik und Strategie, auch wurden unterschiedliche Szenarien wie Verkleinerung oder Dezentralisierung diskutiert. Mit Gabriele Haring, der neuen Leiterin der Landesjugendwohlfahrtsbehörde, bestand zu diesem Zeitpunkt eine gute Gesprächsbasis, „denn das Land war ja der Kostenträger sozusagen und der Finanzierer.“⁵⁶⁰

In Gleink gab es im Jahr 2000 unterschiedliche Betreuungsangebote: familienergänzende und begleitende Hilfe (Tagesgruppen, Einzelhilfe), „familienersetzende“ Hilfe (stationär und rund um die Uhr: Wohngruppen, Sozialpädagogisch Betreutes Wohnen, Einzelhilfe) sowie die Beratung und Betreuung Heranwachsender (Wohngemeinschaft, Sozialpädagogisch betreutes Einzelwohnen).⁵⁶¹

557 Archiv Gleink, Mappe 157, Schreiben Caritasleitung, 23.9.1997.

558 Interview Mayr, (John, Wisinger).

559 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

560 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

561 Archiv Gleink, Mappe 26, Ergebnisse der Projektvorbereitung neue Angebote, u.a., Juni 2000.

Es bestanden vier Schülergruppen, eine Tagesgruppe, 15-Tagesgruppe, zwei Lehrlingsgruppen und eine Gruppe als Vorstufe zu sozialpädagogisch-betreutem Wohnen. Zudem bot man Arbeitstrainingskurse an, in der Tischlerei und der Küche arbeitete jeweils ein Lehrling.⁵⁶²

In den Klausuren der Projektgruppe thematisierte man den schwierigen Umgang mit der „Anti“-Stimmung durch den Betriebsrat deutlich,⁵⁶³ auch ging es um die Probleme mit psychisch belasteten Kindern, sexuelle Übergriffe und Konflikte in der Schule.⁵⁶⁴ In der Analyse, die Caritas-Direktor Mayr vorgelegt wurde, sah man auch großen Finanzierungsbedarf, es bräuchte einen völligen Paradigmenwechsel und vor allem eine Personalveränderung. „Diese selbsternannten pädagogischen Leiter, die es da für alles Mögliche gab, den Referentenbereich, für Lehrlinge, Jugendliche, überall gab es die. Die waren aber alle unkündbar, da habe ich mir die Zähne ausgebissen und der Mayr war enttäuscht über dieses Ergebnis. Er sagte auch, dass wir so nicht weiter zusammenarbeiten können, das ist nicht das, was er sich erwartet hat, wir sollen nicht vorlegen, welche Ideen wir haben, sondern das Haus ordnungsgemäß weiterführen und schauen, dass dort Ruhe herrscht.“⁵⁶⁵

Die Handlungsempfehlung der Projektgruppe fiel klar aus: „Das SPZ ist zu schließen und ein neues, zeitgemäßes Angebot [...] ist zu entwickeln.“⁵⁶⁶ Spätestens 2001 sollte die Schließung erfolgen, auch wurde angedacht, die Übergabe des SPZ durch eine andere Organisation zu bewerkstelligen. Eine sukzessive Schließung wurde ausgeschlossen.⁵⁶⁷ Diese Lösung kam aufgrund des Einspruchs des Landes nicht zustande, „und dann waren wir so sauer, dass das Projekt in der Schublade verschwunden ist.“⁵⁶⁸ Die damalige Leiterin von Gleink, die sich für die Projektgruppe eingesetzt hatte, HL 5, analysiert die damalige Entscheidung heute: „Die brauchten so eine Entsorgungsstation, wie für Sondermüll, und genauso gingen sie auch damit um. [...] ich bekam nur die Information, wir können es nicht schließen, wir haben keine Alternative.“⁵⁶⁹

562 Archiv Gleink, Mappe 26, Ergebnisse der Projektvorbereitung, Juni 2000.

563 Archiv Gleink, Mappe 26, Ergebnisprotokoll Klausur, 1.-2. März 2000.

564 Archiv Gleink, Mappe 26, Ergebnisprotokoll Klausur, 1.-2. März 2000.

565 Interview LP 10, (John, Wisinger).

566 Archiv Gleink, Mappe 26, Projektbericht Zukunftsszenarien des SPZ Gleink, 27.12.1999 Archiv Gleink, Mappe 26.

567 Archiv Gleink, Mappe 26, Projektbericht Zukunftsszenarien des SPZ Gleink, 27.12.1999 Archiv Gleink, Mappe 26.

568 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

569 Interview HL 5, (John, Wisinger).

Der damals zuständige Landesrat Ackerl erinnert sich: „Also der Schließung sind ja gewisse Realitäten entgegengestanden. Das ist ja überall so. Du kannst nicht glauben, dass du große Einrichtungen egal welcher Art von heute auf morgen eliminieren kannst.“ Ackerl war sich zu diesem Zeitpunkt der Problematik der Strukturen in Gleink bewusst.⁵⁷⁰

2001 klinkte sich das Land daher in einen umfassenden Reorganisationsprozess ein, externe Berater wurden eingeschaltet. Die Probleme des Hauses wurden einmal mehr in einem „Projektangebot zur Reorganisation“ umrissen: zu unterschiedliche Gruppen im Haus, das Image ist angekratzt, aus pädagogischer Sicht ist das SPZ zu groß, aus wirtschaftlicher Sicht müsste es größer sein. Die organisatorischen Regelungen sind unklar. Es gäbe nicht dokumentierte Betriebsvereinbarungen, eine Vermischung struktureller und personeller Probleme, Verunsicherung unter den Mitarbeitern, Führungswechsel und Schließungsgerüchte. Teile der Infrastruktur wären nicht mehr finanzierbar.⁵⁷¹ Gleink sollte in den folgenden Jahren sukzessive verkleinert werden. Überdies erstellte die Diözese Linz ein Verwertungskonzept zur Andersnutzung von Teilen der Liegenschaft.⁵⁷²

In der Zeit von HL 5 kam es zu einer engen Kooperation mit der Leitung der Caritas, zumindest auf kommunikativer Ebene. Sie informierte die Caritas-Direktion regelmäßig über das, was in Gleink nicht gut lief. Unter dem neuen Direktor Mühlberger (Anm. MA: ab 2001) expandierte die Caritas enorm und professionalisierte ihre Arbeit weiter. In Gleink hingegen hatten die meisten Erzieher nach wie vor keine fundierte Ausbildung. „80% der Mitarbeiter hatten keine Ausbildung, waren selber gescheiterte Existenzen. [...] Die hatten irgendwelche Schnellsieder-Ausbildungen über das Land, so Schnellkurse.“⁵⁷³ Was der Heimleitung auch Sorgen bereitete, war das Verhalten der ErzieherInnen in „schwierigen“ Situationen. „Also Gewalt war an der Tagesordnung, die Kinder sind abgehauen. Ich sagte immer wieder, wenn die Kinder wieder kamen, wie die Aufnahme sein sollte. Wenn ich ein Kind gewesen wäre, ich wäre auch abgehauen. [...] Vor meinen Augen hätte sich das keiner getraut, ich bekam aber die Berichte von anderen Kollegen. Es waren ja einige da, die schauten, dass es den Kindern gut geht, sich aber nicht aufgelehnt haben gegen die vor Ort, die wären fertig gemacht worden. Es gab immer wieder Unfälle, wo die ins Krankenhaus kamen, aber bei der Polizei wurden die Sachen nicht weiterbearbeitet.“⁵⁷⁴

570 Interview Ackerl, 18.7.2019 (John).

571 Archiv Gleink, Mappe 91, Angebot Projekt „Reorganisation SPZ Gleink“, 2.10.2001.

572 Archiv Gleink, Mappe 23, Schreiben Mayr an MitarbeiterInnen, 14.3.2001.

573 Interview HL 5, (John, Wisinger).

574 Interview HL 5, (John, Wisinger).

HL 5 schrieb jede Menge Aktennotizen über Vorfälle im Heim, und auch LP 10 leitete Vermerke an den Caritas-Direktor weiter. Es kam zu vielen Aussprachen und Vermittlungsgesprächen in der Caritas und in Gleink. „Wenn HL 5 einen Pädagogen zum Gespräch eingeladen hat, [...] kamen die nie allein, sondern immer nur im Schlepptau mit dem ganzen Betriebsrat, weil die waren sich alle einig, und am besten noch ein paar von der Gewerkschaft dazu, weil das ist ja Mobbing und Missbrauch und was noch alles. [...] Erzieher sind nie angezeigt worden, da waren nur die Kinder schuld. Das kann ich mich nicht erinnern, dass jemals ein Erzieher angezeigt wurde. Es war um die Jahrtausendwende noch die Haltung in Gleink und auch in Linz, quasi, Frauen sind übersensibel und über-emotionalisiert. [...] Das ist ja normal, Buben brauchen eine härtere Gangart; heute denke ich, es war eigentlich ein Wahnsinn.“⁵⁷⁵

Unter HL 5 wurde versucht, das Personal zu kündigen, das den pädagogischen Ansprüchen nicht mehr entsprach. ER 38 beispielsweise brach einem Burschen die Zehen, in dem er die Zimmertüre aufriss. Erst am nächsten Tag wurde der Fuß im Krankenhaus Steyr behandelt. ER 38 holte den Verletzten jedoch nicht ab, sondern ließ ihn mit dem Bus zurück nach Gleink fahren. Aufgeflogen war die Angelegenheit, als zwei Burschen im Heimparlament über den Vorfall berichteten.⁵⁷⁶ Der Erzieher wurde entlassen. Es kamen noch andere Vorwürfe hinzu, etwa dass er einen Teller geworfen habe. Der seit 1986 im Heim tätige ER 38 verteidigte sich, der Jugendliche habe die Türe zuerst zugeworfen, und er habe sie nur wieder aufgestoßen. „Ich entschuldigte mich und veranlasste eine ärztliche Behandlung.“ Überdies hätten sich die Jugendlichen bei ihm für die „Verleumdung“ im Heimparlament entschuldigt.⁵⁷⁷ Der Erzieher sah sich in seinen Bemühungen wenig unterstützt, auch wäre das „Personal unterbesetzt, so in einer äußerst schwierigen Gruppe zu arbeiten, ist kaum möglich.“⁵⁷⁸

Es kam im SPZ auch weiterhin zu „Essensentzug, Schlägen, Pantoffeln auf den Kindern zerhauen, ich weiß jetzt im Moment nicht, was nicht passiert ist. Oder die Erzieher waren nicht anwesend – also nachts haben die sich überall vergnügt, gesoffen, wir hatten so ein Riesenfreibad, das auch abgeschlossen war. Dass die besoffen unten im Freibad Orgien feierten, das übertreibe ich

575 Interview LP 10, (John, Wisinger).

576 Archiv Gleink, Mappe 40, Stellungnahme HL 9, 27.2.2001.

577 Archiv Gleink, Mappe 40, Schreiben ER 38 an Mayr, 27.2.2001.

578 Archiv Gleink, Mappe 40, Schreiben ER 38 an Mayr, 27.2.2001.

nicht.“⁵⁷⁹ Auch die wirtschaftliche Situation war alles andere als befriedigend, es kam zu Ungereimtheiten in der Abrechnung, „Was sich aber auch abspielte, ich habe ja die Zahlen bekommen, wo bleibt das Geld, es ist ja nichts da für die Kinder, da sind siebenstellige Summen verschwunden vom Wirtschaftsleiter, das wurde sehr elegant gelöst. [...] Dann sind ganz viele Akten in Müllsäcken in einer Nacht- und Nebelaktion verschwunden, entsorgt worden, damit nichts nachzuweisen ist, es wurden dann nur noch Reste von zwei oder drei Jahren geprüft.“⁵⁸⁰

Das Klima im Haus verschlechterte sich zusehends, manche der von HL 5 initiierten Veränderungen wurden von den MitarbeiterInnen ungern zur Kenntnis genommen. Mit der sogenannten Nachtdienstjause für die ErzieherInnen war die Küche extra beschäftigt, und das Bier mit Jause wurde in die Stockwerke gebracht. „In den Gängen standen, wir waren völlig fassungslos, Wagerln mit Bier darauf. [...] HL 5 und ich sagten: das geht gar nicht, Ihr seid Vorbilder – sie sagten, das bräuchten sie zum Nachtdienst. Wir haben uns natürlich sofort unbeliebt gemacht, es kam zu Machtkämpfen.“⁵⁸¹

Besonders empörte HL 5 der Umgang mit dem Ruf der Kinder. „Die Polizei bekam in Steyr – das habe ich erst im Laufe meiner Heimleitertätigkeit mitgekriegt – sämtliche Daten von der Sekretärin mit Bild und nahmen sie gleich in eine Kartei auf – die könnten ja einmal kriminell werden. Habe ich gestoppt, mir Riesenärger eingehandelt, natürlich waren da Jugendliche, die eine Tour durch die Heime von ganz Österreich machten und diese Kinder, die wir aus Wien hatten, das waren hochmissbrauchte Kinder. Karlsplatz-Kinderstrich, grauenhaft. Kaputt, und was die in Gleink erlebt haben, war nicht besser.“⁵⁸²

Um all diese Probleme zu bewältigen, führte man Schulungen durch. Experten aus Deutschland wurden geholt, man versuchte auch eine Öffnung des Heims, wollte ein öffentliches Café bauen und suchte Sponsoren. Im Zentrum der Bemühungen standen erlebnispädagogische Aktionen, um den Kindern Heilungsprozesse zu verschaffen, man führte ein „Heimparlament“ ein. Jede Gruppe wählte einen Gruppensprecher, man traf sich regelmäßig, „Die Erzieher haben das torpediert, weil sie Angst hatten, dass die Kinder mir etwas erzählen. Es brauchte

579 Interview HL 5, (John, Wisinger).

580 Interview HL 5, (John, Wisinger).

581 Interview LP 10, (John, Wisinger).

582 Interview HL 5, (John, Wisinger).

weit über ein Jahr, bis das Heimparlament zustande kam. [...] (Wir) haben uns die Haxen ausgerissen – und sie haben alles boykottiert.“⁵⁸³

In der Caritas fand sie zwar ein offenes Ohr, aber wenig tatkräftigen Rückhalt, obwohl man über vieles Bescheid wusste. „Die haben ja alles gewusst. Ich bin hier gegen Mauern gerannt in der Caritas, der damalige Caritas-Direktor (Anm. MW: Josef Mayr) hat mich verstanden auf der einen Seite, aber er ist Theologe und fand für alles immer Erklärungen.“⁵⁸⁴ Heute meint Josef Mayr: „Erfahren haben wir immer wieder, der Erzieher oder jener, dem kommt so leicht die Hand aus.“ In Kenntnis darüber gesetzt wurde er von der Leiterin HL 5, „Ah, die war ziemlich hart gegen die Erzieher.“⁵⁸⁵

Vom Land Oberösterreich gab es Interesse, aber wenig Präsenz. „Landesrat Ackerl haben wir ein einziges Mal erlebt, und das war auch ziemlich am Anfang. Nur dass Sie auch verstehen, was da für eine Haltung war, wir waren sehr stolz und haben uns sehr gefreut, dass Gleink herausgeputzt wird. Dann kam der Landesrat, hat erstens keine Zeit gehabt, ich glaube, er war gar nicht in einer Gruppe oben, wir haben ihm nur den Hobbyraum, den wir eingerichtet hatten und das Café gezeigt. Er hatte eigentlich nur eine Bitte an uns, das werde ich auch nie vergessen. Er hat verstanden, dass wir mehr Geld brauchen. [...] Wir waren eigentlich in Aufbruchsstimmung von Dezentralisierung und Wohngruppen, aber er sagte: macht die Wohngruppen – das taten wir dann auch – aber: macht das Tor zu.“⁵⁸⁶

2001 suchte die durch die Arbeitsbedingungen und die Sorge um die betreuten Kinder und Jugendlichen zermürbte gesundheitlich bereits schwer angeschlagene HL 5 um Bildungskarenz an, Ende August 2002 verließ sie die Einrichtung ganz und gab die Zentrumsleitung ab. HL 5 kann Gleink bis heute nicht vergessen, damals „wurde (ich) nachts schreiend wach, weil ich die Kinder nicht schützen konnte. [...] Ich habe Jugendliche von Gleink wieder getroffen, in Maßnahmen oder so etwas, ich könnte heulen, wenn ich sehe, wo die gelandet sind.“⁵⁸⁷

583 Interview HL 5, (John, Wisinger).

584 Interview HL 5, (John, Wisinger).

585 Interview Mayr, (John, Wisinger).

586 Interview LP 10, (John, Wisinger).

587 Interview HL 5, (John, Wisinger).

Ihre Nachfolger sollten das Haus noch weitere sieben Jahre führen. Die große Restrukturierung blieb jedoch aus, die Weichen waren bereits auf Schließung gestellt. „Man probiert halt, was noch geht an Veränderung des Hauses, es gab verschiedene Versuche mit jeweils neuen Leitungen, die früher oder später das Handtuch geworfen haben, es gab den Versuch, doch so etwas wie Außenwohngruppen zu machen, hat aber im Endeffekt nicht die beharrenden Kräfte überwinden können. Die, die schon lange dort waren, haben gewusst, das sitzen wir jetzt auch aus.“⁵⁸⁸

Ab 2001 war der nächste Leiter von Gleink HL 9, der bisherige pädagogische Leiter des SPZ. Innerhalb der Caritas nahm man wahr: „Aha, Gleink ist schon wieder ausgeschrieben, sie suchen schon wieder jemanden‘ und das waren, wie man Kollegen eben auf diese Distanz wahrnimmt, engagierte Personen, die aber eigentlich alle nach kurzer Zeit wieder ausgestiegen sind“⁵⁸⁹, so eine Caritas-Mitarbeiterin über damals.

Das Haus war auch nach dem Abgang der Heimleiterin, die immerhin einige Strukturen veränderte, schwierig zu führen. HL 9 hatte mit denselben Konstellationen zu kämpfen, die bereits die Reformen seiner VorgängerInnen behindert hatten. Auch er beklagte die Aufnahme von Kindern, die aufgrund ihrer Entwicklungsgeschichte nicht in das SPZ hätten aufgenommen werden dürfen.⁵⁹⁰

Das Personal stellte nach wie vor einen Machtfaktor dar, an dem auch „Insider“ wie der neue Leiter scheitern mussten. Es gab so viele Betriebsvereinbarungen wie sonst in der gesamten Caritas nicht. Gleink hatte einen eigenen Kollektivvertrag, immer ein eigenes Gehaltsschema „die haben sich das alles gerichtet“.⁵⁹¹ „Faktum ist, dass die Gruppen, die ich überblicken kann, in der Caritas sicher ein Gehaltsniveau hatten, das sie außerhalb der Caritas nicht gehabt hätten. Sie hatten relativ wenig Formalausbildung, sehr viele Dienstjahre, was auch für das Gehalt sehr wichtig war, gehaltsmäßig ist es ihnen gutgegangen, sie haben sich in ihrer Sondersituation eine ganze Reihe von Betriebsvereinbarungen und sonstige Regelungen geschaffen, eine gewisse privilegierte Stellung, in anderen Einrichtungen hätten sie was verlieren können.“⁵⁹² An diesen Gegebenheiten ließ sich nichts ändern.

588 Interview LP II, (John, Wisinger).

589 Interview LP 9, (John, Wisinger).

590 Archiv Gleink, Mappe 23, Bericht zur Recherche über sexuelle Übergriffe in der Vergangenheit des SPZ, 24.4.2003.

591 Interview LP 10, (John, Wisinger).

592 Interview LP II, (John, Wisinger).

Auch wurde bekannt, dass die Jugendämter immer weniger Kinder und Jugendliche nach Gleink einwiesen. Die nach wie vor problematische Situation in pädagogischer Hinsicht hatte sich herumgesprochen. „Dann ging es auch bergab mit den Kinderzahlen, das war bewusst gesteuert, dafür danke ich noch heute dem Land OÖ, aber auch anderen Behörden und Sozialarbeitern, die niemanden mehr zugewiesen haben. Das hatte katastrophale Auswirkungen auf unsere finanzielle Situation, auch die Verweildauer wurde immer kürzer. Die Buben schauten dann, dass sie nach ein bis zwei Jahren wieder wegkommen, das haben auch die Sozialarbeiter unterstützt. Die hohe Fluktuation verschlimmerte die Situation der Betreuung.“⁵⁹³

Gleichzeitig waren die 1990er und die 2000er-Jahre bis zur Schließung von enormen Bemühungen vor allem auch durch die Belegschaft gekennzeichnet. Es gab Ferien im Zelt in der Wildnis, man war als „Grenzgänger“ mit dem Bike und zu Fuß im Dreiländereck Österreich, Tschechien und Deutschland unterwegs, oder fuhr auf dem Floß auf der Donau, ging Klettern, unternahm Trekkingtouren oder reiste in Finnland „Lapland Survival Tour“ drei Wochen durch die Kälte.⁵⁹⁴ Um das Heim zu öffnen und die Arbeit in Gleink öffentlich zu machen, fanden Vernissagen und Tage der Begegnung statt. In den letzten Jahren gab es auch eine professionelle Öffentlichkeitsarbeit. Vor allem das Image der Jugendlichen sollte verbessert werden und somit auch deren Chancen, ein gutes Leben nach Gleink zu führen.

Zwischen 2003 und 2005 wurden letzte Bemühungen einer Umstrukturierung auf autonome Wohngruppen mit fünf ErzieherInnen mit jeweils nur acht bis neun Kindern und einem selbstständigen Nachtdienst in allen Wohngruppen begonnen. Doch selbst Caritas-Direktor Mühlberger glaubte nicht mehr daran, das Haus auf Dauer offen halten zu können, „und selbst wenn man da Gruppen unterteilt und verkleinert, es bleiben die Fenster und die Mauern. Das ist ein Faktum, das mit der besten Pädagogik nicht zu ändern ist.“⁵⁹⁵

2004 übernahm HL 10, der ebenfalls vorher pädagogischer Leiter war, die Heimleitung bis 2009. Gemeinsam mit einem Wirtschaftsleiter sollte nun eine duale Führung eine positive Entwicklung bewirken.⁵⁹⁶ Zu Beginn 2009 erarbeitete man noch Situationsanalysen, die sich mit unterschiedlichen Varianten der Zukunft

593 Interview LP 10, (John, Wisinger).

594 Pressespiegel, SPZ Gleink, 2000.

595 Interview Mühlberger, (John, Wisinger).

596 Archiv Gleink: Mappe 23, Schreiben Leitung Caritas an die MitarbeiterInnen SPZ, 5.7.2005.

von Gleink auseinandersetzte.⁵⁹⁷ Es gab eine „Sondierung der Lage-Denkergruppe“, die klarstellte, dass sich der Lebensraum der Jugendlichen nicht zuletzt durch die geplante wirtschaftliche Nutzung des vorderen Trakts durch die Diözese sowie die Errichtung von Wohnblocks auch innerhalb der Kostermauern massiv verändern würde. Im Gespräch mit der Leiterin des Landesjugendwohlfahrtsbehörde, Haring, stellte sich jedoch heraus, dass an eine Steigerung der Finanzierung und Investitionen auch in Hinblick auf neue Dienstleistungen nicht mehr gedacht wurde. Haring, die bisher positiv zu Gleink stand, äußerte sich schockiert über die Atmosphäre, die sie bei einem Gespräch vor Ort wahrgenommen hatte. „Sie bedauert auch, damals (Anm. MW: 2001) nicht den Mut gehabt zu haben, einen Schlusstrich zu ziehen und hat Bedenken, ob Gleink (in diesem baulichen, etc. Rahmen) überhaupt sinnvoll möglich ist.“⁵⁹⁸ Noch hoffte man, durch eine Reduktion der Kapazität eine Defizitreduzierung erreichen zu können.⁵⁹⁹

Als die Schließung von Gleink definitiv im Raum stand – HL 10 hatte selbst an dem Schließungskonzept mitgearbeitet – wollte er nicht mehr bei der Auflösung der Einrichtung dabei sein, mit ihm ging auch der Wirtschaftsleiter.⁶⁰⁰ Ab Februar 2009 setzte der von der Caritas-Direktion beauftragte SP 2 die Schließung um.

Das Ende von Gleink war gekommen, „Wir haben in Gleink alles verheizt, was wir an guten Leuten hatten.“⁶⁰¹

IRGENDWANN WAR SCHLUSS: 2009

„Sie haben uns in den Festsaal gerufen. [...] So jetzt werden wir euch was sagen. [...] Dann sagte man zu den Angestellten: So, wir sperren euch zu.“⁶⁰²

Trotz der jahrelangen Diskussion über die Schließung des Standorts kam die definitive Bekanntgabe für die Belegschaft offensichtlich überraschend, „Wir hatten nur die Information von der Caritas-Leitung [...] Das ist dann ja auch ganz zackig

597 Archiv Gleink, SPZ Gleink-Situationsanalyse 2/2009, 5.2.2009.

598 Archiv Gleink, SPZ Gleink-Situationsanalyse 2/2009, 5.2.2009.

599 Archiv Gleink, SPZ Gleink-Situationsanalyse 2/2009, 5.2.2009.

600 Archiv Gleink, SPZ Gleink-Situationsanalyse 2/2009, 5.2.2009.

601 Interview LP 10, (John, Wisinger).

602 Interview ER 16, 23.5.2019 (Wisinger).

über die Bühne gegangen. Betriebsversammlung – schließen.“⁶⁰³ Von der für Ende August angekündigten Schließung waren 53 MitarbeiterInnen und etwa ebenso viele Kinder und Jugendliche betroffen. Zuletzt waren 31 Schüler und zwölf Lehrlinge in sechs Wohngruppen im SPZ untergebracht. Fünf Schüler der Landessonderschule wurden tagsüber versorgt, und vier Lehrlinge wurden im Rahmen der mobilen Begleitung außerhalb des Zentrums nachbetreut.⁶⁰⁴

Die Strukturen der Großeinrichtung konnten offenbar nicht mehr länger aufrechterhalten werden. Die Fixkosten waren zu hoch, auch standen dringende Sanierungen und Investitionen in die Infrastruktur aufgrund der neuen Qualitätsrichtlinie des Landes an.⁶⁰⁵ Es durften ab nun keine Aufnahmen von Kindern und Jugendlichen aus anderen Bundesländern erfolgen, die erkennbar einen besonderen Betreuungsbedarf erforderten. Diese restriktive Vorgabe beendete das Gleinker Konzept „alle zu nehmen“, die woanders nicht unterkamen.⁶⁰⁶

Offiziell wurde die Schließung folgendermaßen begründet: „Die Leitung der Caritas in Oberösterreich hat sich zu diesem Schritt entschlossen, weil trotz langjähriger Bemühungen zeitgemäße pädagogische Konzepte, die auf Integration und Normalisierung basieren, in dem ehemaligen Kloster-Gebäude nicht umsetzbar waren. Der ‚Heim-Charakter‘ des Zentrums vermittelt eine Abgeschlossenheit zur Umwelt, stigmatisiert die Jugendlichen und erschwert die Integration.“⁶⁰⁷

Der 2009 amtierende Direktor der Caritas, Mathias Mühlberger, hatte die Schließung beim Land Oberösterreich durchgesetzt. „Stachel im Fleisch war für mich die ganze Zeit das gesamte Ambiente, je mehr ich mich damit befasste und die Überzeugung, mit dieser Personengruppe, dieser Größenordnung ist es nicht reformierbar, nicht schaffbar und irgendwann war dann der Punkt – alles sehr subjektiv – dass es bei mir kein Weiter mehr gab.“⁶⁰⁸

603 Interview ER 29, (John, Wisinger).

604 <https://www.caritas-linz.at/aktuell/news/news-archiv/detailansicht-archiv/news/18332-sozialpaedagogisches-zentrum-gleink-wird-geschlossen/> (abgerufen 1.8.2019).

605 Ebd.

606 Archiv Gleink, SPZ Gleink-Situationsanalyse 2/2009, 5.2.2009.

607 <https://www.caritas-linz.at/aktuell/news/news-archiv/detailansicht-archiv/news/18332-sozialpaedagogisches-zentrum-gleink-wird-geschlossen/> (abgerufen 1.8.2019).

608 Interview Mühlberger, (John, Wisinger).

Das Sozialpädagogische Zentrum der Caritas in Steyr-Gleink wurde mit 31. August 2009 geschlossen. In der Caritas machte sich Erleichterung breit: „Das zweite Mal haben wir es richtig geschafft. Da war auch eine andere Geschäftsführung dabei. Das ist durchgezogen worden, Gott sei Dank. [...] Schritt für Schritt, da haben wir ein Konzept ausgearbeitet, [...] das gesamte Personal wurde vom Dienstgeber vermittelt.“⁶⁰⁹

Der Betriebsrat brach nach Verkündigung der Schließungspläne die Gespräche mit dem Dienstgeber ab und warf der Caritas medienwirksam vor: „Von Nächstenliebe keine Spur“.⁶¹⁰ Man fühlte sich überdies nicht eingebunden und zu spät von den Schließungsplänen informiert. „Da kommt man sich vor, als hätte man jahrelang schlechte Arbeit geleistet“, auch warf man der Leitung vor, dass Gleink seit der Eingliederung der Einrichtung in die „Caritas für Kinder und Jugendliche“ (CKJ) zu viel Geld für EDV oder Buchhaltung an die „Caritas-Mutter“ bereitstellen hatte müssen. Im Falle einer Schließung forderte der Betriebsrat über den Sozialplan hinaus eine besser dotierte Stiftung und einen Aufschlag auf das Arbeitslosengeld.⁶¹¹ Auch wurde befürchtet, „dass in Gleink jetzt die totale Anarchie ausbricht, sich so mancher Bursche mit dem Ende der Einrichtung vor Augen, nicht mehr bändigen lässt.“ Man plante eine Demonstration vor der Caritas-Zentrale und weitere Aktionen.⁶¹²

Die ehemalige Personalchefin der Caritas erinnert sich heute: „Wir sind verklagt worden, da hat der Richter dann auch gesagt, was wollt ihr denn eigentlich, Sozialplan, der Dienstgeber hat die ganzen Mitarbeiter untergebracht.“ Die Kinder und Jugendlichen wurden vom Jugendamt in andere bzw. angemietete Einrichtungen und Wohnungen gebracht.⁶¹³

Nach der Schließung konnte erstmals über das, was in Gleink geschehen war, innerhalb der Caritas gesprochen werden. Bereits ein Jahr nach der Schließung tauchten erste massive Vorwürfe über Missbrauch und Gewalt auf, einzelne ehemalige MitarbeiterInnen und die Patres und Brüder der HJM wurden belastet. „Damals sind erste Vorwürfe zur Caritas gedrungen. [...] lieber schließen, bevor wir uns dem stellen müssen. Meine Interpretation“, so ein langjähriger Erzieher heute im Rückblick.⁶¹⁴

609 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

610 ÖON, 29.5.2009.

611 ÖON, 29.5.2009.

612 ÖON, 21.4.2009.

613 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

614 Interview ER 29, (John, Wisinger).

In der Caritas dachte man erst nach der Schließung über die eigene Wahrnehmung von Gleink nach: „Ich kann mich nicht erinnern, dass innerhalb der Organisation über so etwas geredet wurde. Ich weiß schon, dass es Zeitungsberichte gab. [...] Ich war nicht in der Lage, diese ganzen Stränge so zu verknüpfen, dass das für mich irgendwie sichtbar geworden wäre.“⁶¹⁵ Ab 2009 war der Weg offen für Selbstreflexion. „Mit der Schließung ist es dann öffentlicher geworden. Allerdings war das fast parallel der Zeitpunkt, wo das an anderen Orten auch massiv in die Öffentlichkeit kam und schon klar war, dass man sich da nicht herausnehmen kann, da Gleink eindeutig ein vergleichbares Kaliber ist. Ich hätte das nie wahrgenommen in der Gesamtorganisation.“⁶¹⁶

3.3. „DU WARST ALLES NUR KEIN MENSCH“ – ERINNERUNGEN AN GEWALT UND MISSBRAUCH

Die nun folgenden Auszüge aus den Protokollen und Aufzeichnungen der Ombudsstellen (der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt), der Kinder- und Jugendanwaltschaften, anderen Aktenbeständen, der Literatur und den im Rahmen dieses Forschungsprojekts durchgeführten Interviews ergeben ein dokumentarisches Bild der Erinnerungen an die Geschehnisse im Heim. Die Dimension der Gewalt in ihrer Stärke, Dauer und ihrer Ausweglosigkeit ist verstörend. Es gab in den frühen Jahren des Heims keine Möglichkeit für die Heimkinder, ihren Peinigen zu entkommen: versuchten sie zu flüchten, wurden sie immer wieder zurückgebracht und dafür bestraft.

„Wenn sie zurückgeholt wurden, wenn sie öfter – das war noch aus meiner Kinderzeit (Anm. MW: ER 6 war selbst Heimkind in Gleink) – da gab es schon Stockhiebe von HL 3. So ist natürlich pädagogisch und psychologisch alles schiefgelaufen, statt zu fragen, warum läuft der davon? [...] da wurden die Kinder für eine gewisse Zeit eingesperrt, aber das hat sich auch nicht lange gehalten, weil es einfach keine Früchte getragen hat. [...] Es hat in jeder Gruppe so einen Abstellraum gegeben, dort wurden sie für eine halbe Stunde eingesperrt, bis sie sich beruhigt hatten.“⁶¹⁷

AnsprechpartnerInnen im Heim gab es nicht. ErzieherInnen, die sich für „ihre Kinder“ einsetzten, schauten weg wenn bekannt wurde, dass KollegInnen

615 Interview LP 9, (John, Wisinger).

616 Interview LP 9, (John, Wisinger).

617 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

Gewalt ausübten. Auf Hilfe von außen wurde vergeblich gewartet. Auch noch in den 1980er-Jahren bekam man nur alle paar Monate Besuch vom Jugendamt. Es wurde beobachtet, dass „Kontrollore“ dann kamen, wenn die Kinder in der Schule waren. Die BeamtInnen bekamen ein gutes Mittagessen und fuhren wieder ab. Der persönliche Kontakt mit den Heimkindern wurde nicht gesucht.⁶¹⁸

Die an den Kindern und Jugendlichen ausgeübte physische Gewalt hat sich im Laufe der Jahrzehnte in Gleink stark verändert. Brachiale Bestrafungsrituale in den ersten Jahrzehnten wurden durch subtilere, gezielte Übergriffe ersetzt. Auch sind als Folter einzustufende Strafen wie Knien auf dem Marmorboden, Essensentzug, gezählte Schläge mit dem Rohrstab u.a. mit der Zeit durch ein Capo-System und vereinzelt Übergriffe abgelöst worden. Allerdings kam es bis zur Schließung des Heims zu Maßnahmen wie Sport bis zur völligen Erschöpfung, Ohrfeigen und Einsperren in Zimmer. Die in den Protokollen der Ombudsstellen, aber auch in den Interviews dargestellten besonderen Schikanen während der Vollstreckung einer Strafe legen die Systematik von Unterdrückungsmechanismen im Heim offen. Den Kindern sollte gezeigt werden, dass sie sich der Strafe in keinem Fall entziehen konnten und diese zu ertragen hatten. Da jegliche Gegenwehr unterbunden wurde, in vielen Fällen bei Abwehrreaktionen sogar noch mehr geschlagen wurde, empfanden viele die Bestrafung als traumatische Erfahrung der völligen Entmachtung. So wurde während einer Abfolge von Ohrfeigen die Schutzhaltung verboten⁶¹⁹, es kam vor, dass die Kinder die Hand an die Hosennaht legen mussten. In dieser Haltung waren sie der Wucht der Schläge voll ausgesetzt. Auch kranke Kinder, wie der an einer schweren Rückgratverkrümmung leidende HK 19 wurde von HL 3 einer Bestrafung mit dem Bambusstock unterzogen und musste kniend am Unterricht teilnehmen, was aufgrund eines Stützmieters besonders schmerzhaft war. Ein anderes Kind, das früher an offener Lungen-TBC gelitten hatte, wurde im Brauseraum fünf Minuten unter kaltes Wasser gestellt.⁶²⁰ Wenn er heute darüber spricht, schüttelt es ihn vor Weinen.

In den Gesprächsprotokollen, Clearinggesprächen und Interviews wurden auch unzählige Namen von Kindern genannt, die im Heim schwer misshandelt wurden und die sich nicht an die Ombudsstellen oder andere Einrichtungen gewandt hatten. Oft werden Namen von Kindern in mehreren Zusammenhängen

618 Akten Ombudsstelle, HK 20.

619 Akten Ombudsstelle, HK II.

620 Akten Ombudsstelle, HK 15.

erwähnt, unter anderem als Opfer von Gewalt und in späteren Jahren aber auch als Gewalttäter, die sich in dem Capo-System des Heims behaupten mussten oder sexuelle Gewalt ausübten.

Die Schwierigkeit in der Darstellung von Gewalt ist, dass diese damals wie heute unterschiedlich erlebt, erinnert und bewertet wird. Die Sicht darauf veränderte sich im Laufe der Jahrzehnte, und auch die auf die Jahre in Gleink folgenden Lebensereignisse prägten das Gedächtnis im Nachhinein. Das Ausmaß von Gewalt zu beurteilen, etwa in Bezug auf die Praxis eines Erziehers, ist schwierig. Zudem haben sich die ErzieherInnen selbst verändert. Es gab durchaus viele Fälle, in denen ein „harter“ Erzieher der 1960er-Jahre zehn Jahre später nach diversen Ausbildungen und durch den Wechsel in der Heimleitung, völlig anders agierte. Dies wurde auch in den Interviews mancher ErzieherInnen artikuliert, sie sehen ihr Verhalten vor 1976 als äußerst problematisch.

Überdies empfanden die ehemaligen Heimkinder Gewalt unterschiedlich, was von Einem als zutiefst demütigend empfunden wurde, empfand ein Anderer als „gerechte“ Strafe oder nicht so gravierend. Es kam auch vor, dass eine einmalige Bestrafungsaktion einer sonst nicht gewalttätigen Person die guten Erfahrungen überdeckte. Eine Rolle spielen auch die im Internet ausgetauschten Erinnerungen, die den Eindruck von bestimmten ErzieherInnen vertieften oder sogar erst entstehen ließen.

Was im Rahmen dieser Studie leistbar war, ist eine kursorische und exemplarische Schilderung am Beispiel einzelner besonders häufig genannter ErzieherInnen. Sind schwere Misshandlungen ab den 1940er-Jahren bis Mitte der 1970er-Jahre durchaus üblich, ist die in späteren Jahren auftretende Gewalt anders beschaffen. Aus diesem Grund wurde versucht, eine Art chronologische Ordnung zu berücksichtigen, allerdings ist dies bei ErzieherInnen, die phasenüberschreitend im Heim tätig waren, nicht immer möglich.

Die hier folgende Auswahl behandelt physische Gewalt, einige der Beschuldigten werden zudem des sexuellen Missbrauchs beschuldigt. Daher sind einige Fallbeispiele physischer Gewalt auch im Kapitel 3.3.2. Sexueller Missbrauch zu finden.

Es gab auch ErzieherInnen, die wurden ausschließlich von einem ehemaligen Heimkind beschuldigt, bei manchen Angaben war sich der Betreffende zudem nicht sicher, ob nicht eine Verwechslung vorlag. Auch wirkten manche Einzelaussagen unglaubwürdig oder übertrieben. Die hier angeführten ausgewählten Fallbeispiele sind ein Versuch, Menschen in einem Gewaltssystem zu portraituren und die Erinnerungen an das Geschehene in einen zeitgeschichtlichen Kontext zu bringen.

3.3.1. PHYSISCHE GEWALT

„Im ganzen 20. und auch im 19. Jahrhundert hat man in den Heimen geglaubt, der Verwahrlosungsgefahr nur wehren zu können durch Zucht und Ordnung, das war das Erziehungsziel und über die Erziehungsmittel brauche ich nichts sagen, man kannte nichts anderes als Strafen, und da wiederum körperliche Strafen.“⁶²¹

3.3.1.1. SCHWARZE PÄDAGOGIK BIS 1976 – FALLBEISPIELE I

Die für die späten 1940er- und die frühen 1950er-Jahre angegebenen Übergriffe bezogen sich auf ErzieherInnen, die zum Teil nicht mehr namentlich erinnerlich sind. Einer derjenigen Erzieher, die genannt wurden, war beispielsweise ER 1, der zwischen 1948 und 1951 im Heim arbeitete. Ihm wurde militärischer Drill nachgesagt, auch hat er Buben niedergeschlagen. Glänzten die Schuhe nicht, gab es Schläge, wurde das Redeverbot gebrochen, hieß es Hose runter und Hiebe mit dem Haselstecken, der im Gruppenraum immer im Papierkorb stand.⁶²²

Für die Zeit ab 1956 standen die Schilderungen über den damaligen Heimleiter im Vordergrund. HL 3 wurde von der Mehrzahl der Betroffenen als furchterregend und unbeherrscht beschrieben. Er war als Direktor, Religionslehrer und Priester omnipräsent. Darüber hinaus gibt es unzählige Meldungen von ehemaligen Heimkindern, die zwar nicht direkt betroffen waren, aber über dessen Gewalttätigkeit Bescheid wussten. „Gefürchtet nicht, weil ich habe oft bei ihm ministriert, aber ich hatte großen Respekt. [...] Er ist oft irgendwo in einer Nische gestanden und hat das Gruppenverhalten inspiziert. Dass er betrunken war, haben wir als Kinder nicht mitgekriegt, erst in der zweiten Phase.“⁶²³ Sehr authentisch berichtet ein Erzieher (Anm. MW: der früher selbst Heimkind war), dass HL 3 keine nationalsozialistischen oder antisemitischen Äußerungen tätigte, „da war er zu sehr Geistlicher, aber er war militärisch. Ich kann mich erinnern, dass er in den Schlafsälen Geschichten von seiner Kriegserfahrung erzählte, das hat uns natürlich interessiert, was er alles erlebt hat, natürlich war vieles übertrieben, er war ein Wehrmachtssmann und Kinder, die davonliefen, hat er wahrscheinlich als Deserteure gesehen.“⁶²⁴

621 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

622 Akten Ombudsstelle, HK 14.

623 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

624 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

Gegen HL 3 als oberste Instanz im Heim kam den Kindern niemand zu Hilfe. Die Caritas, der dessen Übergriffe bekannt waren, schritt nicht ein. „Die Caritas hat da nie etwas unternommen, die waren froh, mit dieser Institution nichts zu tun zu haben.“⁶²⁵ Die Gewalt konnte jeden jederzeit treffen.

„Am vierten Tag, das war ein Freitagnachmittag, hat er mich holen lassen. Der ist in einen Nebenraum hineingegangen, da ist das Kasterl, da habe ich gesehen, dass er es von dort herausholt, da ist auch eine schöne Gummiwurst drinnen gehängt, die habe ich gekannt von zu Hause auch. Der Bambusstecken war für mich, das weiß ich heute noch, das habe ich noch heute in Erinnerung, und dann hat er mich zwanzigmal, nicht fest, zuerst ganz leicht, dass ich es gerade spüre, die letzten fünf Schläge ist er hergegangen, und hat ausgeholt – aber wirklich ausgeholt. [...] da hat man nicht mehr kriechen können, da ist einem die Luft weggeblieben, und dann hat er mir noch einen nassen Fetzen auf die Wunde draufgehaut. Dann haben sie mich runtergezerrt ins Krankenrevier.“⁶²⁶

HL 3 schlug offenbar vorwiegend als gezielte Erziehungsmaßnahme, manche Erzieher schickten die Kinder zu ihm zur Züchtigung. Diese Delegation von Bestrafung wirkte besonders bedrohlich. HK 17, bis 1957 in Gleink, kann nicht vergessen, wie HL 3 ihm mit einem Stock 20 Mal laut mitzählend auf den nackten Hintern schlug, als das Telefon läutete. Danach wurden die Hiebe fortgesetzt. Während des Interviews stand HK 17 auf und demonstrierte die Heftigkeit der Schläge. Dann weinte er.⁶²⁷

Die Schilderungen der Heimkinder geben aufgrund ihrer Dichte ein deutliches Bild der Gewaltausübung durch HL 3. Die Geschehnisse zogen sich über den gesamten Zeitraum seiner Tätigkeit in Gleink. Üblich waren Schläge auf den nackten Oberkörper mit Peitsche oder Haselnussstock,⁶²⁸ schwere Schläge mit dem Bambusstock auf den nackten Hintern^{629 630 631 632} u.a. Ein ehemaliges Heimkind

625 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

626 Interview HK 18, 12.8.2016 (Wisinger).

627 Interview HK 17, (Wisinger).

628 Akten Ombudsstelle, HK 15.

629 Akten Ombudsstelle, HK 62.

630 Akten Ombudsstelle, HK 63.

631 Akten Ombudsstelle, HK 64.

632 Akten Ombudsstelle, HK 65.

erzählt, HL 3 habe ihm während der Züchtigung Kekse angeboten,⁶³³ die Vorfälle fanden in einem verdunkelten Raum in der Dienstwohnung statt.⁶³⁴ Auch mussten sich Kinder den Stock aussuchen, mit dem sie dann geschlagen wurden: „Für die Bestrafung musste ich mich vorbeugen, und das Hinterteil hochrecken“.⁶³⁵ Manchmal warteten auch einige Buben vor dem Raum auf ihre Strafe. HL 3 sprach dabei nicht mit ihnen, die Kinder bekamen keine Möglichkeit, sich zu verteidigen, jegliche Gegenwehr rief noch mehr Gewalt hervor.⁶³⁶ Auch Verletzungen entstanden, er riß Buben die Ohren ein.⁶³⁷ Aber auch psychische Gewalt spielte eine große Rolle. „Das Schlimmste war, wo der Pater Direktor oben war, das war so wie ein Beichtstuhl, samtro, und du musst dich drüber und die Hose runterziehen und du kriegst mit dem Staberl am nackten Arsch. Das war so demütigend für mich.“⁶³⁸

Aufgrund der von mehreren Betroffenen berichteten Praxis, die Kinder nackt zu schlagen, könnte eine gewisse sexuell konnotierte sadistische Komponente bei den Bestrafungen durch HL 3 vermutet werden. In diesem Zusammenhang ist auch eine Schilderung eines ehemaligen Heimkinds von Bedeutung. Er hielt den Buben dazu an, sich nicht umzudrehen, sondern zum großen Kreuz nach vorne zu schauen.“ Ein Eintrag aus dem Führungsbericht des Kindes bestätigte Verletzungen im Analbereich, „er habe aber ein Abszess und die Wäsche wäre daher unerträglich beschmutzt.“⁶³⁹

Dem gegenüber steht eine Bemerkung von HL 4, der diesem Vorwurf gegen seinen verstorbenen Kollegen widerspricht, „Und jetzt auf einmal gibt es Beschuldigungen, dass der HL 3 [...] missbraucht hat. Bei mir ausgeschlossen, dass das, was da erfunden wird, auch nur annähernd zutrifft.“⁶⁴⁰ Dabei beruft er sich auf das Buch eines ehemaligen Heimbewohners dieser Zeit, der geschrieben hatte, dass HL 3 nie allein gezüchtigt habe, da wäre immer ein Bruder als Zeuge dieser

633 Akten Ombudsstelle, HK 66.

634 Akten Ombudsstelle, HK 67.

635 Akten Ombudsstelle, HK 68.

636 Akten Ombudsstelle, HK 69.

637 Akten Ombudsstelle, HK 70.

638 Interview HK 71, 19. 9.2018 (John, Wisinger).

639 Akten Ombudsstelle, HK 6, KA 19.6.1961.

640 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Bestrafung dabei gewesen.⁶⁴¹ Allerdings handelt es sich bei der Darstellung der Verhältnisse in Gleink um einen dezidiert literarisch-autobiografischen Roman und keine zeitgeschichtlich durchgängig reale Abhandlung. Dies betont auch der Autor selbst.

Der Verdacht sexualisierter Grenzüberschreitungen durch HL 3 entstand auch durch die Reinlichkeitskontrollen in den Duschräumen, er kontrollierte die Geschlechtsorgane der Buben.⁶⁴² Diese Praxis war üblich in Kinderheimen, doch gehen viele Schilderungen über solche Routinekontrollen hinaus. HL 3 war offenbar in der Nacht in den Schlafsälen zur Kontrolle der Bettnässer präsent. Etliche Betroffene berichten, er habe unter die Decke gefasst,⁶⁴³ der Pater sei am Bett gesessen und habe dem Kind auf das Geschlecht gegriffen. Als dieses aufwachte, sei er weggegangen. Dies wiederholte sich.⁶⁴⁴ Der Griff unter die Decke, auch durch andere Erzieher, wurde von vielen Betroffenen als sexueller Übergriff empfunden. Der schließlich 1971 wegen Missbrauch verurteilte ER 9 näherte sich u.a. auf diese Weise an.

Es gab auch vereinzelt Meldungen bei den Ombudsstellen, die (versuchten) sexuellen Missbrauch angaben. So habe HL 3 von einem Buben verlangt, ihn zu befriedigen, als dieser ablehnte, wurde ihm das Brevier ins Gesicht geschlagen, von dem Schlag blieb eine Narbe.⁶⁴⁵ Inwiefern solche Behauptungen der Realität entsprechen, kann nicht geklärt werden.

Sexualität war im Heim generell streng tabuisiert. „Alles was sich unterhalb des Bauches befindet, ist schlecht und schmutzig“,⁶⁴⁶ wurde den Kindern eingeschärft. Bilder von nackten Frauen wurden generell als „Schweinekram“ bezeichnet und deren Besitz wurde mit Schlägen sanktioniert.⁶⁴⁷ HL 3 erkundigte sich eingehend über alles „Sexuelle“ und wollte stets erfahren, was sich in den Schlafsälen abspielte.⁶⁴⁸

641 Stangl, Franz Josef: Der Bastard. Der Fürsorgezögling (Weitra 2008); Ders., Der Klosterzögling. Die Jugend des Bastards (Weitra 2012).

642 Akten Ombudsstelle, HK 6.

643 Interview HK 7, (Wisinger).

644 Akten Ombudsstelle, HK 72.

645 Akten Ombudsstelle, HK 73.

646 Akten Ombudsstelle, HK 74.

647 Akten Ombudsstelle, HK 72.

648 Akten Ombudsstelle, HK 70.

Eine Erinnerung an HL 3 unterschied sich von den Übrigen. Ein Bub, der mit sechs Jahren nach Gleink kam – seine Mutter konnte sich aufgrund von Nacharbeit nicht um ihn kümmern – wurde im Heim mit acht Jahren Ministrant. Dies wäre „eine Insel für ihn“ gewesen, und HL 3 gelte für ihn bis heute als der beste Pater. Er habe viel mit den Ministranten geredet. Der aufgrund seiner Haarfarbe oft gehänselte Bub erfuhr von HL 3 zum ersten Mal eine Art Bevorzugung. Der strenge Heimleiter nannte ihn „mein Rothaariger“.⁶⁴⁹

Auch andere Erzieher der Ära HL 3 praktizierten Gewalt, beispielsweise ER 13, der zwischen 1957 und 1969 Erzieher im Heim war und häufig genannt wurde: massive Prügel mit dem Gürtel.⁶⁵⁰ Als ein Bub nach Misshandlungen tagelang nicht sitzen konnte und versuchte, auf den Oberschenkeln zu sitzen, bekam er dafür Schläge.⁶⁵¹ Auch dieser Erzieher wurde in manchen Aussagen des sexuellen Übergriffs verdächtigt, man berichtete etwa über einem Griff in die Lederhose während der Lernstunde⁶⁵², oder will beobachtet haben, dass dieser andere Buben ausgegriffen hätte.⁶⁵³

Einer der massiv beschuldigten Mitarbeiter des Heims war ER 5, der eine lange Zeit zwischen 1948 und 1977 (Anm. MW: mit einer kurzen Unterbrechung 1955-56) als Erzieher tätig war.⁶⁵⁴ ER 5 war ein im Heim gefürchteter Mann, der aufgrund seiner Schläge und Gewalttaten vielen ehemaligen Heimkindern in Erinnerung blieb. Als Teil „des alten Systems“ führte er seine Gruppen mit aller Härte und verschonte auch Kinder anderer Gruppen nicht, denen er zufällig am Gang begegnete. ER 5 wird auch in Internet-Foren als gefürchtet beschrieben, seine Vorgehensweise wird in Interviews (auch von Personen, die nachweislich keinen Zugang zum Internet haben), aber auch von ehemaligen Kollegen geschildert. ER 5 hatte eine Versteifung des Kniegelenks, und war dafür bekannt, überraschend zuzuschlagen. Nachlaufen konnte er den Kindern nicht. Die Häufigkeit der Angaben resultierte auch aus der Dauer seiner Tätigkeit als Erzieher. Er soll folgende Gewalt ausgeübt haben: Schläge mit dem Schlüsselbund, Schläge mit

649 Akten Ombudsstelle, HK 8.

650 Akten Ombudsstelle, HK 5.

651 Akten Ombudsstelle, HK 6.

652 Akten Ombudsstelle, HK 7.

653 Akten Ombudsstelle, HK 41.

654 Archiv Caritas, PA-Akt ER 5, Bestätigung 30.12.1988.

der Faust⁶⁵⁵, schlug Buben blau, feste Ohrfeigen, Knien am Steinboden⁶⁵⁶, konnte sehr „scharf“ jederzeit zuschlagen⁶⁵⁷, Faustschläge bei Niederlagen im Fußball⁶⁵⁸, durch Schläge Platzwunden und Beulen⁶⁵⁹, Kopfnüsse⁶⁶⁰, an den Haaren gerissen⁶⁶¹, beim Duschen mit dem Finger penetriert⁶⁶², stundenlang ohne Schuhe am Marmorboden knien⁶⁶³, hielt den Buben mit einer Hand an der Wange, mit der anderen Hand schlug er kräftig zu⁶⁶⁴. Als einem Buben danach Blut aus dem Ohr kam und dieses wochenlang eitrig war, stopfte ihm die „Omi“ in der Krankenstation Watte in die Ohren und meinte: „Das musst schon aushalten“. Heute trägt HK 12 ein Hörgerät.⁶⁶⁵ Alle Vorwürfe betreffen den Zeitraum bis 1977.

ER 5 wurde schließlich als Erzieher abgelöst und ab 1977 bis 1988 als Personalleiter von HL 4 in der Administration beschäftigt.⁶⁶⁶ Er „hat den ER 5 dann aus der Gruppe weggenommen, er hat dann Dienstzeiten aufgeschrieben und so Verwaltungssachen, er wollte ihn nicht entlassen und hat ihn so weiterverwendet.“⁶⁶⁷ Auch ein anderer ehemaliger Kollege erinnert sich: „Der hat auch wahnsinnig viel geleistet, aber hat diesen Stil weitertragen wollen und da hat dann irgendwann der HL 4 die Reißleine gezogen und hat ihn nicht gekündigt, aber er hat dann so einen Journaldienstposten gehabt, und da waren auch noch ein paar so Grenzwertige dabei.“⁶⁶⁸

Über ER 5 sind viele Geschichten im Umlauf, angeblich sagte er zu einem seiner Firmlinge (Anm. MW: es war üblich, dass Erzieher die Patenschaft übernahmen), „er wolle das Amt, denn dann könne er mir öfter eine Flasche geben“.⁶⁶⁹

655 Akten Ombudsstelle, HK 15.

656 Akten Ombudsstelle, HK 4.

657 Akten Ombudsstelle, HK 63.

658 Akten Ombudsstelle, HK 11.

659 Akten Ombudsstelle, HK 75.

660 Akten Ombudsstelle, HK 76.

661 Akten Ombudsstelle, HK 50.

662 Akten Ombudsstelle, HK 77.

663 Akten Ombudsstelle, HK 78.

664 Akten Ombudsstelle, HK 41.

665 Akten Ombudsstelle, HK 12.

666 Archiv Caritas, PA ER 5, Bestätigung 30.12.1988.

667 Interview ER 6, (John, Wisinger).

668 Interview ER 29, (John, Wisinger).

669 Akten Ombudsstelle, HK 79.

WEITERE NENNUNGEN VON ERZIEHERINNEN, DIE IN DEN JAHREN BIS 1976 ÜBERGRIFFIG WURDEN, BETREFFEN

ER 4, ein Pater der HJM, der bis 1965 im Haus war, „massive Prügel mit Gürtel“.⁶⁷⁰ ER 39 1966 bis 1968, Faustschläge ins Gesicht, daraufhin Nasenbluten, das Blut sei in die Suppe geronnen, diese musste gegessen werden⁶⁷¹, schlug einem den Kopf auf den Tisch, und das Nasenbein wurde gebrochen.⁶⁷² Etwa 1970 läutete die Kripo bei einem ehemaligen „Gleinker“ an der Tür und stellte ihm Fragen bezüglich Missbrauch durch ER 39, dieser „habe nichts mitbekommen“, bot jedoch spontan an, ER 39 umzubringen, so stark wären seine Emotionen damals gewesen. (Anm. MW: ER 39 war 1968 bis 1970 Heimleiter im Kinderheim Pitten der Wiener Volkshilfe. Nachdem die Volkshilfe finanzielle Ungereimtheiten bei der Führung des Heimes feststellte, versuchte ER 39 unterzutauchen, wurde jedoch verhaftet. In weiterer Folge vertrauten sich Heimkinder der interimistischen Heimleitung an. Die aktenmäßigen Überlieferungen zeigen starke Indizien für sexuellen Missbrauch.)

Die 1955 bis 1971 im Haus tätige ER 22 wurde ebenfalls der wiederholten Gewalt bezichtigt: gibt Watschen und Ohrfeigen^{673 674}, schwere Schläge mit dem Rohrstock.⁶⁷⁵ Auch ehemalige Kollegen bestätigten, dass sie relativ viel geschlagen habe.⁶⁷⁶ Ein ehemaliges Heimkind berichtet, ER 22 hätte ihn nach Hause mitgenommen, weil er gar keine Familie hatte.⁶⁷⁷

ER 14 war im Haus bis 1967 und schlich angeblich an das Bett und habe den Betroffenen bis zum Samenerguss gestreichelt, „dies geschah etwa zehn Mal“⁶⁷⁸, bei kleinsten Vergehen schwere Schläge mit Peitsche oder Faust, stundenlanges Knien, nach einem Fluchtversuch eines Buben habe er diesen mit den Füßen getreten. Dabei kam es zu einem Schlüsselbeinbruch, der im Krankenhaus Steyr behandelt wurde. Das Kind musste behaupten, die Verletzung wäre beim Turnen passiert. (Anm. MW: Der Betroffene deutete auch Missbrauch während seiner Volksschulzeit an, konnte aber darüber nicht sprechen)⁶⁷⁹

670 Akten Ombudsstelle, HK 5.

671 Akten Ombudsstelle, HK 64.

672 Akten Ombudsstelle, HK 68.

673 Akten Ombudsstelle, HK 10.

674 Akten Ombudsstelle, HK 9.

675 Akten Ombudsstelle, HK 81.

676 Archiv Direktion Caritas, Notiz LP II, Gespräch mit ER 21, 16.4.2010.

677 Akten Ombudsstelle, HK 79.

678 Akten Ombudsstelle, HK 62.

679 Akten Ombudsstelle, HK 80.

Manche Erinnerungen, die sich auf Übergriffe bezogen, konnten nicht eindeutig einer Person zugeordnet werden, so gab es zwei Erzieherinnen gleichen Vornamens, die 1969 bis 1972 und 1974 bis 1975 im Heim tätig waren. Die Aufenthaltsdauer der Betroffenen überschneidet sich mit beiden. Zwei Meldungen beschrieben sexuellen Missbrauch, die Buben mussten angeblich ihre Brüste anfassen.⁶⁸⁰ „Die Tage vergingen immer militärisch und die Nächte waren oft, sehr oft – mit Schlafentzug verbunden! Wenn Frl. [...] am Abend bei der Bettruhe etwas hörte, ein leises Flüstern oder irgendwas, mussten wir wieder aufstehen und die Betten zerlegen! [...] Und wir dann neben dem Bett, barfuß, stramm stehen so lange, wie sie es wollte. [...] Es fielen einem schon die Augen zu, oder man setzt sich aufs Bett, weil man so müde war. Erwischte sie dich dabei, knallte sie dir eine.“⁶⁸¹

An die als „Omi“ bekannte „Hausmutter“ SP 1 wurde von den ehemaligen Heimkindern sehr unterschiedlich erinnert, für manche bedeutete sie eine Art Zuflucht, für andere war sie eine „Komplizin“ des Gewaltsystems im Heim. Sie behandelte Verletzungen und blaue Flecken. Es ist unvorstellbar, dass sie die Gewalt und die Auswirkungen der Schläge nicht bemerkt haben soll. Auch bevorzugte sie offenbar einzelne Zöglinge.⁶⁸²

Die Kinder wurden nicht nur im Heim misshandelt, sondern auch in der Schule. Immer wieder werden Lehrer erwähnt, die sich an den Heimkindern vergriffen. Für die frühen Jahre bis in die 1970er-Jahre wird berichtet: Genickfotzen und Brusthämmer⁶⁸³, schwere Schläge mit dem Bambusstab⁶⁸⁴, Faustwatschen⁶⁸⁵, Schläge mit dem Schlüsselbund oder Lineal⁶⁸⁶, Haare reißen⁶⁸⁷, „Schenkel“ (mit dem Knie gegen den Oberschenkel)⁶⁸⁸ u.a. Die Kinder und Jugendlichen fanden auch in der Schule keinen ruhigen Platz, die Lernerfolge waren in dem Klima wenig zufriedenstellend. Schlechte Schulnoten riefen ein Mehr an Gewalt im Heim hervor, für viele Kinder ein Teufelskreis, dem sie nicht entkommen konnten. Die weiteren Berufs- und Bildungswege geben ein deutliches Bild dieses pädagogischen Komplettversagens ab: „Die waren hemmungslos.“⁶⁸⁹

680 Akten Ombudsstelle, HK 28.

681 Manuskript HK 28, 2014, im Besitz der Autorin.

682 Akten Ombudsstelle, HK 74.

683 Akten Ombudsstelle, HK 86.

684 Akten Ombudsstelle, HK 64.

685 Akten Ombudsstelle, HK 87.

686 Akten Ombudsstelle, HK 88.

687 Akten Ombudsstelle, HK 89.

688 Akten Ombudsstelle, HK 49.

689 Interview HK 71, 19.9.2018 (John, Wisinger).

3.3.1.2. DIE REFORMZEIT BIS 1989 – FALLBEISPIELE II

Unter der Leitung von HL 4 nahm die Gewalt im Haus sukzessive ab. Der Umgang mit gelegentlichen Übergriffen wurde auf dem Papier geregelt, „wenn jemand überfordert ist und aggressiv wird gegenüber den Zöglingen, dann muss er ein Protokoll schreiben. [...] Wenn jemand sich vergessen hat.“⁶⁹⁰ (Anm. MW: Die Protokolle liegen dem Forschungsteam nicht vor, es ist anzunehmen, dass diese nicht mehr vorhanden sind.)

Über seine KollegInnen sagt der seit 1975 langjährig im Haus beschäftigte ER 29: „Die es jahrelang ausgehalten haben, das waren nur die Starken. Und da hat es eben alles gegeben, die den Stil so gelebt haben, Drill, aber es hat schon auch Junge gegeben, da ist schon ein bisschen etwas anderes hineingekommen, die sind auch hinausgegangen, es war ja nicht so selbstverständlich, dass man hinausgehen hat dürfen. Ich habe dann schon Wanderungen gemacht in die Umgebung, bin zum Teil ins Gasthaus gegangen, mit ihnen musiziert, die haben das damals geliebt, solche Sachen.“⁶⁹¹

Eine Reihe von ErzieherInnen wurde aus der „alten Zeit“ übernommen, ihre Überschreitungen sind nicht genau zu datieren, es ist anzunehmen, dass sie sich ab 1976 mäßigten. Einige absolvierten eine Fortbildung, einige wurden aber auch entlassen.

ER 12, die zwischen 1971 und 1980 Erzieherin war, hatte ebenfalls keine einschlägige Ausbildung. Man vermutete, dass sie Hosenverkäuferin war, bevor sie nach Gleink kam, niemand fragte sie genauer. Im Vergleich zu den anderen Erziehern war sie in diesem Milieu eine „Bessergestellte“. Auch ER 12 wurde beschuldigt: Schläge nach einer Eintragung ins Mitteilungsheft⁶⁹², nach der Flucht aus dem Heim am Dachboden drei bis vier Stunden knien, mit ausgestreckten Armen Bücher halten, (bei jedem heruntergefallenen Buch gab es Ohrfeigen)⁶⁹³, wenn sie betrunken war, habe sie brutal zugeschlagen⁶⁹⁴, an den Haaren in den Waschraum gezerrt und geschlagen. Als es zu einem Gespräch mit HL 3 kam und sich HK 75 beklagt hatte, gab es nachher Schläge, „weil er sie verpetzt habe“.⁶⁹⁵ ER 12 wurde, wie anderen

⁶⁹⁰ Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

⁶⁹¹ Interview ER 29, (John, Wisinger).

⁶⁹² Akten Ombudsstelle, HK 4.

⁶⁹³ Akten Ombudsstelle, HK 4.

⁶⁹⁴ Akten Ombudsstelle, HK 2.

⁶⁹⁵ Akten Ombudsstelle, HK 75.

Erzieherinnen auch, von einzelnen Personen sexueller Missbrauch vorgeworfen. „Sie war betrunken, ich musste sie befriedigen mit dem Massagestab, sie erklärte mir, wie das geht, bei [...] ist man immer unter Strom gestanden.“⁶⁹⁶

Der ehemalige Kollege ER 11 erinnert sich, „Das war [...] der Nachtdienstschreck. Sie war eine Gefürchtete. Sie hat zugehauen so mit dem Ehering, dass du eine Tätschen gekriegt hast. Das war die ER 12. Sie war aber eigentlich eine schwache Frau. Da hatte sie zu ihrer besten Zeit halt 28, dritte und vierte Klasse, 28 Kinder gehabt. [...] Sie hat am Eislaufplatz drei Bier getrunken, [...] Daraufhin haben sie eine Kündigung gemacht.“⁶⁹⁷

Den Gruppendienst teilte sie jahrelang mit ER 7, der für seine Gewaltausbrüche gefürchtet war. „Ja. Mit dem [...] hat sie nicht so gerne mehr zusammengearbeitet. Der war so ein Rabauke. ER 12 war ja die andere Hälfte in der Gruppe. Jeden Mittwoch, wenn sie in den Dienst musste, da waren sie ja einen Tag zusammen, hat sie schon gejammert, sie will nicht mehr.“⁶⁹⁸

ER 12 verstarb 2004. Im Heimkinderforum postete ein ehemaliges Heimkind: „Die gute [...] ist leider schon verstorben war eine super Erzieherin hat leider ihren Job in Gleink wegen dem Schläger ER 7 (war mein Erzieher) verloren. [...] Etliche Erzieher hätten sich was anschauen können in bezug wie man Kinder behandelt.“⁶⁹⁹

ER 7, der ab 1973 bis etwa 1994 tätig war⁷⁰⁰, ist einer der am meisten genannten Erzieher in Bezug auf gewaltsame Übergriffe. Sportlich sehr aktiv – er unterrichtete selbst Judo – war er offenbar im Heim für seine gewaltsamen Techniken bekannt: Mit der Faust ins Gesicht geschlagen, Schneidezahn verloren⁷⁰¹, Arm schmerzhaft hinten auf den Rücken gedreht⁷⁰², schwere Schläge nach der Flucht, „er wendete bestimmte Judogriffe an, die sehr weh taten“⁷⁰³, durch Schläge die Unterlippe aufgerissen, Blut vom Gang wischen müssen, ständige Anspannung

696 Akten Ombudsstelle, HK 82.

697 Interview ER 11, 23.5.2019 (Wisinger).

698 Interview ER 11, 23.5.2019 (Wisinger).

699 <https://www.auto.at/contator/autotalk/forum.asp?nid=31448&aw=true> (Schläge im Namen des Herren) Eintragung 21.3.2016 (abgerufen 3.8.2019).

700 Archiv Direktion Caritas, Liste aller Beschuldigten, Anhörung 2, o.D.

701 Akten Ombudsstelle, HK 67.

702 Akten Ombudsstelle, HK 50.

703 Akten Ombudsstelle, HK 83.

und Angst, „im Grunde genommen musste man nur funktionieren, am besten unauffällig“⁷⁰⁴, Schläge für schlechte Schulnoten, Laufen auf der Aschenbahn bis zum Umfallen⁷⁰⁵.

Etliche ehemalige Kollegen erzählen über ihren bereits verstorbenen Kollegen: „Er hatte einen Judoverein, da kamen die Kinder zu ihm ins Training, und wenn da einer einmal ein blaues Auge hatte, wussten wir nicht, kommt das jetzt vom Training oder – dass der ein aggressiver Typ war, hat jeder gewusst.“ Andererseits konnte ER 7 mit den Kindern auch jovial umgehen⁷⁰⁶, doch „beim ER 7 weiß ich sicher, dass der dieses Capo-System gemacht hat. Der Judo-Mann“.⁷⁰⁷

Ein langjähriger Kollege über ER 7: „Das ist eine eigene Geschichte. [...] Der hat es halt recht locker genommen mit den Watschen, der hat schon wirklich viel zugeschlagen. Aber wir haben das natürlich auch verfolgt. Aber da muss man auch differenzieren: Missbrauch oder Folter oder Qual, was ich da alles gelesen habe, das ist es nicht gewesen. Aber er hat eine lockere Hand gehabt, er war der Typ“.⁷⁰⁸ Ein weiterer Kollege meint über seinen „älteren“ Kollegen, er teilte zwar Watschen aus, bemühte sich aber andererseits darum, dass „seine Buben“ einen Job kriegten, auch habe er sie sportlich motiviert und in der Freizeit viel gemacht. Seine Gewalt und Unberechenbarkeit habe er nachträglich bereut.⁷⁰⁹

Der Heimleiter, HL 4, war sich bewusst, dass es entgegen seines deutlich artikulierten Gewaltverbots zu Übergriffen kam. „Wiederholungstäter – ja, einmal, zweimal – es gab einen ER 7, ein äußerst impulsiver Mann. Ich machte dann die Lehrlingserzieher in diesem Fall aufmerksam auf die Möglichkeiten, die sie haben. Wir unterstützen sie, wenn sie eine Anzeige machen wollen, und nachher habe ich von ihnen einen schriftlichen Bericht erwartet und mit ihm unter vier Augen ein Gespräch geführt, dass ein Disziplinarverfahren droht, eine Abmahnung zuerst und dann ein Disziplinarverfahren mit Einbeziehung des Betriebsrates und das hat in der Regel gewirkt.“ Im Übrigen habe ER 7 „sportlich Großes“ geleistet und habe Ansehen in Steyr besessen.⁷¹⁰

704 Akten Ombudsstelle, HK 84.

705 Akten Ombudsstelle, HK 57.

706 Interview ER 6, (John, Wisinger).

707 Interview ER 36.

708 Interview ER 29, (John, Wisinger).

709 Interview ER 37, (Wisinger).

710 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Auch ER 32, Gruppenerzieher von 1978 bis 1994, ist wohl als Wiederholungstäter zu bezeichnen. Laut den Angaben ehemaliger Heimkinder kam es zu: Strafexzessen, Kinder wurden unter Wasser gedrückt,⁷¹¹ „System der Erniedrigung“⁷¹², hat einem die Haare büschelweise ausgerissen, u.a.⁷¹³. Ein ehemaliges Heimkind spricht von Essensentzug, massiver körperlicher Züchtigung, auch habe der Erzieher die Gewalt unter den Kindern gefördert, es wurden regelrechte Kämpfe vereinbart, da ging es meist bis zum blutigen Ende. ER 32 sei ein „Sadist, wie er im Buche steht“ gewesen.⁷¹⁴ Einmal ging ER 32 mit einem zehnjährigen Kind zur Heimleitung, bog vorher in einen Seitengang ab und verprügelte den Buben. „Vor der ganzen Gruppe wurde der blutende Junge gefragt, ob er sich noch einmal beschweren wollte“.⁷¹⁵

Einer der Erzieher, der aufgrund seines Erziehungsstil vielen in Erinnerung blieb, war ER 16: „Wenn am Montag ER 16 wieder in die Gruppe kam, dann bekam man schon am Sonntag Angstzustände.“⁷¹⁶ Gemeldet wurden heftige Watschen, großer Druck, was das Lernen betraf, der Erzieher prüfte den Lernstoff ab, und hatte man gute Noten, war er sehr umgänglich.⁷¹⁷ Die Gruppe von ER 16 wäre andererseits die beste in der Schule gewesen⁷¹⁸. Wenn zwei Burschen stritten, sei ER 16 mit Gewalt dazwischen gegangen, und habe diese an den Haaren gerissen und zu Boden geschmissen, zur Strafe musste man viele Runden auf dem Sportplatz laufen, wer es nicht schaffte, durfte nicht heimfahren. Andere Erzieher saßen da und schauten zu.⁷¹⁹ (Anm. MW: etwa im Jahr 2000)

Ehemalige KollegInnen berichten heute, „Der war wahnsinnig streng, herausfordernd zu den Hauptschülern, hat nur den Fokus auf Schulunterricht, Lernen gelegt, ich konnte mir nie erklären, dass er so unbarmherzig zu den Kindern war“.⁷²⁰ „Dem ER 16 etwas nachzuweisen war relativ schwierig, [...] Der baute ein Caposystem auf und machte die Kinder mit Sport kaputt, bis sie nicht mehr konnten.“⁷²¹

711 Akten Ombudsstelle, HK 90.

712 Akten Ombudsstelle, HK 86.

713 Akten Ombudsstelle, HK 86.

714 Akten Ombudsstelle, HK 91.

715 Akten Ombudsstelle, HK 91.

716 Akten Ombudsstelle, HK 85.

717 Akten Ombudsstelle, HK 92.

718 Akten Ombudsstelle, HK 26.

719 Akten Ombudsstelle, HK 93.

720 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

721 Interview HL 5, (John, Wisinger).

Es gab auch ehemalige Heimkinder seiner Gruppe, die fanden ER 16 „okay“, denn seine Strafen konnte man schließlich verstehen.⁷²²

HL 4 betont immer wieder, dass sich die Heimkinder bei ihm beschweren hätten können, Beschwerdemöglichkeiten seien Teil des Systems gewesen. In den Protokollen und Aufzeichnungen der Kommission für kirchliche Gewalt und in den im Zuge dieser Forschungsarbeiten durchgeführten Interviews wurde er jedoch in keinem Zusammenhang als Vertrauensperson geschildert.

DIE ÄRA DER SOZIALPÄDAGOGIK – EINZELFÄLLE

Für die späteren Jahren ab 1989 bis zur Schließung in Gleink sind wenige Fälle von Gewaltanwendung bekannt, die Verhältnisse im Haus wurden aber nicht nur von den Kindern und Jugendlichen sondern auch von den MitarbeiterInnen selbst mitunter als gewaltaffin eingeschätzt. „Wenn man da einen neuen Erzieher hineinbrachte, entweder hat sich der angepasst oder ist gegangen. Und diese ganze Clique, auch die Jugendgruppe, war ziemlich brutal. [...] Erzieher, die nicht klar-gekommen sind, holten ein Rollkommando von der Polizei, dann hat die Polizei die verdroschen, weil sich einige die Finger nicht dreckig gemacht haben.“⁷²³

Immer wieder kam es im SPZ zu Zwischenfällen mit ErzieherInnen, die auch zu Konsequenzen führten: etwa hatte ER 38 einem Burschen die Türe über den Fuß gezogen, dass dieser einen Knochenbruch erlitten hatte. Der Erzieher wurde schließlich entlassen.⁷²⁴

Vereinzelte Meldungen gab es bis in die 2000er-Jahre: etwa Hausarrest nach Drogenkauf, sekkieren durch Erzieher, das Sonderkommando der Polizei wurde gerufen, Schläge von Erziehern, danach Zigaretten um zu besänftigen⁷²⁵, kein Schutz durch Erzieher bei Gewalt durch andere Burschen (Kampfsportler)⁷²⁶, Nüsse auf den Hinterkopf, Kopf ins Müsli getaucht, blutige Nase⁷²⁷, unzählige Laufkunden, Essensentzug, am Ohr gezogen⁷²⁸, u.a.

722 Akten Ombudsstelle, HK 45.

723 Interview HL 5, (John, Wisinger).

724 Interview HL 5, (John, Wisinger).

725 Akten Ombudsstelle, HK 94.

726 Akten Ombudsstelle, HK 95.

727 Akten Ombudsstelle, HK 96.

728 Akten Ombudsstelle, HK 53.

Der Betriebsrat war über das Verhalten der Kollegenschaft informiert, und – kam es zu Gewalt – dann „hat man die Spitzen gewusst“, dann „hat man das behandelt.“ Man wusste Bescheid, wer von den Kollegen etwas strenger war oder mehr „laissez-faire“.⁷²⁹

SEXUELLER MISSBRAUCH

„Wer hätte uns geglaubt, das waren damals die Götter.“⁷³⁰

Diesem Abschnitt der Studie wird der Fall eines Erziehers aus der frühen Zeit des Heims zum besseren Verständnis späterer – kaum aktenmäßig dokumentierter – Vorkommnisse vorangestellt. Der Zufallsfund in einem Personalakt, der sich im Keller der Caritas befand, zeigt exemplarisch, wie Missbrauch im Heim vor sich ging und wie das Umfeld in diesem Fall darauf reagierte. Der durch die Unvollständigkeit des Akts kursorische Abriss der Vorfälle lässt zwar viele Fragen offen, ist aber dennoch Zeugnis der Komplexität solcher Vorfälle.

ER 17 war in Gleink von Ende 1947 bis Anfang Jänner 1949 beschäftigt⁷³¹, ursprünglich war der Südtiroler über Vermittlung des Caritas-Sekretärs Rafferzeder und Bischof Fließner nach Gleink gekommen⁷³², „[...] der hochwürdige Herr Bischof hat es gerne zur Kenntnis genommen, daß wir Herrn ER 17 ins Heim nehmen.“ ER 17 wurde auch für die Erteilung des Religionsunterrichts an der Volksschule in Gleink bestellt.⁷³³ Der sich in Kirchenkreisen bewegende Mann hatte offenbar Fürsprecher und wurde schließlich in Gleink als Erzieher angestellt. Ausbildung hatte er wie die meisten anderen Kollegen zu dieser Zeit keine. Nach einem halben Jahr in Gleink musste ER 17 sich einer medizinischen Behandlung in einer Klinik in Innsbruck unterziehen, wo es nach seiner Entlassung abends zu einem Zwischenfall kam. Laut einer Anzeige hatte ER 17 am 6.6.1948 in Innsbruck das „Verbrechen der Unzucht wider die Natur“ mit „Personen desselben Geschlechts“ begangen, indem er „in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt in den englischen Anlagen am Rennweg den [...] an dessen Geschlechtsteil erfasste“.⁷³⁴ Dieser rief die Polizei, ER 17 wurde festgenommen und es wurde ein Strafverfahren eingeleitet.⁷³⁵

729 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

730 Akten Ombudsstelle, HK 15.

731 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben HL 1 an Italienisches Konsulat Klagenfurt, 17.5.1952.

732 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Caritas-Sekretär Rafferzeder an Direktor HL 1, 9.12.1947.

733 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Caritas-Sekretär Rafferzeder an Direktor HL 1, 17.2.1947.

734 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Amt der OÖ Landesregierung an Direktor HL 1, 23.9.1948.

735 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Direktion Gleink an Bundespräsident Renner, 14.10.1948.

Offenbar blieb der Erzieher danach weiter in Gleink beschäftigt, bis schließlich Ende Oktober die Oö. Landesregierung einschritt und dessen Außerdienststellung bis zur rechtskräftigen Erledigung des Falls forderte. Direktor HL I veranlasste diese daraufhin sofort.⁷³⁶

Allerdings übermittelte er einige Tage zuvor am 14.10.1948 ein Gesuch an Bundespräsident Renner und bat um „die Niederschlagung des anhängigen Gerichtsverfahrens.“⁷³⁷ Argumentiert wurde diese Verwendung für den Beschuldigten durch dessen „einwandfreie Erfüllung der Aufgaben und größte Selbstaufopferung“. Auch gab es bisher noch keinerlei Anlass zu einer Klage, vielmehr meinte HL I, „... nie ist bei ihm eine Abnormalität erkennbar gewesen“⁷³⁸, und „weil wir wissen, dass [...] ein brauchbarer, gewissenhafter und tüchtiger Erzieher und Mensch ist, erlauben wir uns, ein Gesuch [...] vorzulegen. Selbst dann, wenn er nur bedingt verurteilt würde, wäre es unmöglich für uns, ihn weiter zu beschäftigen. ER 17 bereut das Vorgefallene sehr, er kann sich selber aber nicht erklären, was im Augenblick über ihn kam, daß er sich so vergaß.“⁷³⁹

Bemerkenswert ist, dass dieses Gesuch des Heimleiters auf Anraten des anklagenden Staatsanwalts und des Richters in Steyr erfolgte. Das Landesjugendamt wurde pro forma gefragt, ob man mit der Intervention einverstanden wäre, denn das Gesuch ging bereits am selben Tag an den Bundespräsidenten.⁷⁴⁰ Nur vier Tage später antwortete die Präsidentschaftskanzlei dem Heimdirektor abschlägig: nur der Gnadenwerber selbst oder dessen Familienangehörige könnten eine Gnadenbitte stellen.⁷⁴¹

Dann nahmen die Geschehnisse einen anderen Verlauf. HL I zog das Gesuch an den Bundespräsidenten am 10.2.1949 zurück und erhob gleichzeitig Strafanzeige gegen ER 17, der mittlerweile bereits am 3.1.1949 entlassen worden war.⁷⁴² Denn inzwischen war bekannt geworden, dass sich der Erzieher im Heim an einem Buben vergangen hatte. Er hatte sich bei einer Filmvorführung einem Kind genähert, „griff durch die Hosentür des Buben und erfaßte mit der Unterhose den Geschlechtsteil des Jungen. Alsdann nahm ER 17 seinen Geschlechtsteil heraus und

736 Archiv Caritas, P-Akt ER 17: Schreiben Amt der OÖ Landesregierung an Caritas-Sekretär Raffertzedner, 22.10.1948

737 Archiv Caritas, P-Akt ER 17: Schreiben Direktion Gleink an Bundespräsident Renner, 14.10.1948

738 Archiv Caritas, P-Akt ER 17: Schreiben Direktion Gleink an Bundespräsident Renner, 14.10.1948

739 Archiv Caritas, P-Akt ER 17: Schreiben Direktion Gleink an Bundespräsident Renner, 14.10.1948

740 Archiv Caritas, P-Akt ER 17: Schreiben Direktion Gleink an das Landesjugendamt, 14.10.1948

741 Archiv Caritas; P-Akt ER 17: Schreiben Präsidentschaftskanzlei an Direktion Gleink, 19.10.1948

742 Archiv Caritas, P-Akt ER 17: Schreiben Direktion Gleink an Bischöfl. Ordinariat, 5.2.1949

versuchte, es durch [...] berühren zu lassen.“⁷⁴³ Einige Tage später, das Kind blieb zufällig im Schuhputzraum mit dem Erzieher allein zurück, wiederholte er seinen Übergriff und onanierte schließlich. Das Kind erhielt Kekes, Weckerl und Zuckerl, wurde beim Essen begünstigt und musste dem Erzieher versprechen, nichts zu sagen.⁷⁴⁴ Direktor HL 1 befragte das Kind, den Erzieher konfrontierte er nicht damit, „außerdem war ich über diesen Vertrauensbruch so erschüttert, daß ich zu einer Vernehmung nicht fähig war.“⁷⁴⁵

ER 17, der sich nach seiner Entlassung auf einen Bauernhof in Osttirol zurückgezogen hatte, wandte sich in dieser Zeit an Direktor HL 1 und bat ihn um Hilfe und Verzeihung. In einem mehrseitigen Brief schilderte er seine Notlage und Hoffungslosigkeit: „Bitte retten sie mich vor dem Versinken, Sie können es, wenn sie nur wollen.“⁷⁴⁶ Ob sich HL 1 später für ihn einsetzte, ist den Akten nicht zu entnehmen.

In der ein halbes Jahr später in Steyr am 4.10.1949 stattfindenden Gerichtsverhandlung wurde ER 17 wegen „Verbrechens der Unzucht wider die Natur und Verbrechens der Verführung zur Unzucht“ nach den §§ 129 Ib und 132 III St G zu 14 Monaten schweren Kerkers verurteilt. Er legte in Bezug auf das Strafausmaß Berufung ein.⁷⁴⁷ Was weiter geschah, ist unbekannt. Der Mann war bei seiner Verurteilung 35 Jahre alt.

Der Fall zeigt folgende grundlegende Aspekte in Bezug auf Missbrauch im Heim:

- Personen, deren Vorgeschichte und Qualifikation weitgehend unbekannt waren, hatten durch „Empfehlung“ im kirchlichen Bereich als Erzieher, Lehrer oder Geistliche Zutritt zum Heim.
- Wie schnell und „nebenbei“ im Heimalltag Missbrauch geschehen konnte.
- Anzeichen und Verdachtsmomente wurden zu spät wahrgenommen und zögerlich verfolgt.
- Bei Vorwürfen wurde im Zweifelsfall zunächst der Erzieher geschützt, der präventive Schutz der Kinder war nicht vorrangig.
- Täter versuchten die Missbrauchsoffer durch Begünstigungen und Drohungen zum Schweigen zu bringen unter dem Motto „dir glaubt eh keiner“.

743 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Direktion Gleink an Staatsanwaltschaft Wien, 10.2.1949.

744 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Direktion Gleink an Staatsanwaltschaft Wien, 10.2.1949.

745 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Direktion Gleink an Staatsanwaltschaft Wien, 10.2.1949.

746 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben ER 17 an Direktor HL 1, 19.1.1949.

747 Archiv Caritas, P-Akt ER 17, Schreiben Direktion Gleink an Generalvikar L., Linz, 14.10.1949.

- Es gab keine sicheren Instanzen, um Übergriffe zu melden.
- Erst wenn ein Missbrauch von den Behörden angezeigt wurde, gab es Konsequenzen.
- Heimkinder und Personal wurden nicht über die Vorfälle informiert. (Tabuisierung)
- So konnten auch weitere Opfer nicht gefunden werden. (Schadensbegrenzung)
- Den Opfern kam keinerlei psychologische Hilfe zu.

Die nun folgende Auflistung von bisher gemeldeten Missbrauchsfällen sind den Protokollen und Aufzeichnungen der Ombudsstellen der diözesanen Kommission, den Akten der Kinder- und Jugendanwaltschaft, persönlichen Aufzeichnungen der Opfer und den im Rahmen dieses Projekts geführten Interviews entnommen. Da der Zugang zum Aktenbestand des Oö. Landesarchivs bis zuletzt nicht möglich war, konnten wenige schriftliche Belege dieser Vorwürfe (Beschwerden, Anzeigen, Sachverhaltsdarstellungen, u.a.) gefunden werden. In den Akten der Caritas (Anm. MW: bis auf die Fälle ER 17 und ER 10) konnten keinerlei Hinweise auf Fälle sexuellen Missbrauchs gefunden werden, dies trifft auch für den Bestand des Diözesanarchivs zu.

Die hier in Folge angeführten Fälle stellen exemplarisch wesentliche Vorwürfe an MitarbeiterInnen dar. Sie sind zumeist von mehreren Personen für einen bestimmten Zeitraum erhoben worden. Ihre Vollständigkeit kann nicht gegeben sein, da es (wie bei der physischen Gewalt) unterschiedliche Erinnerungsformen und Verdachtsmomente gibt, die sich auch auf Beobachtungen und angeblich versuchten Missbrauch beziehen: „Saß in der Nacht vor meinem Bett“, „war oft in den Duschräumen“ – diese Schilderungen wurden in die Gesamtdarstellung einzelner Fälle einbezogen, so sie für die Darstellung des atmosphärischen Umfelds in Bezug auf einen möglichen „Täter“ von Bedeutung waren. Jedenfalls kann diese Studie keine „Beweise“ für Missbrauch erbringen, sondern dokumentiert wesentliche Vorwürfe, um letztlich ein Gesamtbild der Vorkommnisse zu haben. Der Großteil des Personals blieb vom Vorwurf sexueller Gewalt und des Missbrauchs völlig unbehelligt.

Die meisten Vorwürfe konzentrieren sich im Wesentlichen auf wenige Personen, wobei anzumerken ist, dass es sich um die Zeit vor 1976 handelt, für danach gab es nur vereinzelt Vorwürfe. Die in manchen Interviews der Betroffenen nebenbei geäußerten Bemerkungen über sexuelle Beziehungen unter dem Personal, nächtliche Feste im Schwimmbad auch unter Beteiligung der Heimbewohner u.a., könnten ein Hinweis auf Übergriffe sein, die aus heutiger Sicht als sexueller Missbrauch

interpretiert werden können. Diese Gerüchte wurden nicht in die Studie aufgenommen, zumal von den möglicherweise selbst Betroffenen keine diesbezüglich konkreten Meldungen vorlagen.

Allerdings gab es offensichtlich auch Fehlbeschuldigungen, die später korrigiert oder abgeschwächt wurden. Manche Vorwürfe klärten sich auf, etwa im Fall eines langjährig in Gleink tätigen Erziehers: „Vor einigen Jahren haben wir bei der Kommission in Linz ein Treffen gehabt, Ordensleute und ehemaliger Schüler, da bin ich auch belastet worden, ich hätte mit irgendeinem Schüler sexuelle Spiele gemacht, bei dem Treffen ist das zur Sprache gekommen und da haben die Jugendlichen gesagt: ‚Nein, das war nicht der Herr [...], wir haben uns getäuscht‘“.⁷⁴⁸

Um das Phänomen der (Fehl-) Beschuldigung sexuellen Missbrauchs oder sexueller Gewalt besser zu verstehen, muss mitunter auch die Lebensgeschichte eines Betroffenen in Betracht gezogen werden, die in manchen Fällen Aufschluss über die Beweggründe einer derartigen Beschuldigung geben kann. Etliche der ehemaligen Heimkinder übermittelten ihre Meldungen aus der Haft und traten mit den Ombudsstellen brieflich in Kontakt. Sie wurden in Folge im Gefängnis interviewt, so auch HK 33, der einige ErzieherInnen schwer belastete. So warf HK 33, der bis 1995 im Heim war, einer Erzieherin vor, ihn bei Badeausflügen sexuell belästigt zu haben. Badeausflüge wurden angeblich genützt, um Spaziergänge in einen Wald zu unternehmen, dort wurden in einer Art „Spiel“ die Genitalien begripscht und verglichen.⁷⁴⁹ HK 33 war zu diesem Zeitpunkt neun Jahre alt gewesen. Er beschuldigte eine weitere Erzieherin: als diese ihn beim Onanieren erwischte, wäre sie später öfter auf ihn zugekommen, und er musste vor ihr onanieren, während sie ihren Pullover auszog. Heute mutmaßt HK 33, dass er – wäre er damals älter gewesen – mit ihr hätte schlafen müssen, „da ich hübsch bin.“⁷⁵⁰ Dies wäre etwa im Alter von etwa elf Jahren geschehen, gibt HK 33 an. Auch ein unbekannter Mann habe ihm alkoholisiert an den „Arsch gegriffen“, überdies habe ihn ein Erzieher mit dem Schlüsselbund geschlagen und an den Haaren gerissen. Er berichtet von Angstzuständen im Heim, weshalb er sich in die Hose machte: „ich schrie, weinte, es half nichts“. Er wurde an Haaren und Kleidung durch den Gang geschliffen, andere Zöglinge stachen ihm ein Tattoo auf die linke Schulter. Als er aus dem Heim entwich, kaufte er sich immer wieder Most, „um

748 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

749 Akten Ombudsstelle, Brief HK 33 o.D.

750 Akten Ombudsstelle, Brief HK 33 o.D.

alles erträglicher zu machen“.⁷⁵¹ HK 33 ist seit Jahren wiederholt in Haft, da er mehrere Gewaltdelikte begangen hat und weist mittlerweile zehn gerichtliche Verurteilungen auf.⁷⁵² Nach der Haft möchte er neu anfangen, die finanzielle Entschädigung braucht er unter anderem für seine drei Kinder.⁷⁵³

In dem Zusammenhang „Mehrfachbeschuldigungen“ sind auch die Angaben von HK 98 erwähnenswert, der beinahe alle seine Erzieherinnen und seine Lehrerin des sexuellen Missbrauchs beschuldigte. Die Erzieherinnen wären unter ihren Röcken überdies stets nackt gewesen, man konnte etwa der Lehrerin, die auf dem Pult saß, zwischen die Beine sehen. Sogar die Nonnen im Haus hätten ihm Sexualunterricht gegeben.⁷⁵⁴

Auch HK 99 gab den Missbrauch durch mehrere Patres und Erzieher zu Protokoll. Angeblich hätten ihn im selben Zeitraum vier Männer missbraucht, unter anderem ER 5, dem sonst keine sexuellen Übergriffe angelastet werden. Allerdings wurden drei der Beschuldigten auch von einer Reihe anderer Personen belastet. Auch HK 100 beschuldigte mehrere Personen schwer, u.a. HL 3, der im Zeitraum der angeblichen Vorfälle jedoch bereits verstorben war.

Im Zuge der Fehlbeschuldigungen oder falsch erinnerten Angaben wurde keine Rücksicht genommen auf Personen, deren gesamtes Leben dadurch möglicherweise zerstört werden könnte. Im Fall von ER 29, der von HK 48 des sexuellen Missbrauchs beschuldigt wurde, hatte dies schwere Folgen. Dem langjährigen Erzieher, der sich besonders für eben diesen Buben einsetzte, drohte der Jobverlust und zudem die Abnahme von Pflegekindern. Schließlich wurde die Beschuldigung des Erstinterviews zurückgenommen.

Die in den frühen 1970er-Jahren dokumentierten und strafrechtlich relevanten Fälle von ER 9 und ER 10 schienen unter deren KollegInnen damals und auch später kein Thema gewesen zu sein. Da über die Erzieher damals in den Medien berichtet wurde, ist dies verwunderlich. Ein Kollege aus der Zeit versucht sich zu erinnern, „Scheinbar ist da was passiert, ja, ich weiß nicht mehr genau, wann das war, das muss Anfang Siebziger gewesen sein, ich habe das erst, weil ich gefragt habe ,wo ist denn der ER 9‘ – und dann habe ich erfahren, [...] aus

751 Akten Ombudsstelle, Brief HK 33 o.D.

752 Akten Ombudsstelle, Brief HK 33, o.D.

753 Akten Ombudsstelle, HK 33, Brief an Ombudsstelle, 16.12.2013.

754 Akten Ombudsstelle, HK 98.

welcher Ecke weiß ich nicht mehr, ist ein sexueller Fall gewesen, der war über Nacht weg, das war der eine Fall, der zweite Fall, der passiert ist, wo ich auch erst im Nachhinein informiert worden bin, aber Details Null, das ist der ER 10. [...] Ich habe da auch nicht nachgefragt, weil man hat eh seine Probleme und seine Aufgaben gehabt, das ist einfach untergegangen, so habe ich es erlebt.“⁷⁵⁵

Die Interviews und die Protokolle der Ombudsstellen geben ein bedrückendes Bild sexueller Gewalt und des Missbrauchs. Angst und Wut, Trauer und Ohnmacht kommen zur Sprache. Viele Betroffene werden zudem von Selbstzweifeln gequält, „Immer war die nagende Frage da, ob man sich nicht doch hätte wehren können oder sollen“, letztlich „machte man die Erfahrung, dass alles schneller vorbei wäre, wenn man es einfach über sich ergehen lässt.“⁷⁵⁶

In den frühen 1950er-Jahren kam es zu einem weiteren Vorfall im Heim, über den auch in den Medien berichtet wurde. Ein 46-jähriger Hausdiener war mit acht 12- bis 13-Jährigen 1950 bis 1951 regelrecht Verhältnisse eingegangen und hatte diese zu „Unzuchthandlungen“ verführt. (Der Mann sei angeblich bereits vorher im Franziskanerkloster in Enns diesbezüglich aufgefallen.) Ihm waren Kinder zur Hilfe bei Haus- und Feldarbeiten zugeteilt worden. Später lockte er diese mit Belohnungen in sein Zimmer. Als eines Abends zwei Buben im Schlafsaal fehlten, machten sich zwei Erzieher auf die Suche und fanden die Kinder unter dem Bett des Hausdieners. Dieser hatte sich wiederholt angetragen, Firmpate zu sein, und hatte u.a. seine Patenkinder in sein Zimmer geholt. Das Gericht verurteilte ihn zu drei Jahren schwerem, verschärftem Kerker. Der Gerichtsarzt bezeichnete ihn übrigens als „echten Homosexuellen“.⁷⁵⁷ HK 14, Jahrgang 1937, hat sich bei der Ombudsstelle gemeldet. Er erinnert sich an den „Hausmeister“, von dem sexuelle Übergriffe ausgingen. Auch bot sich dieser als Firmpate an, nach der Firmung übernachtete HK 14 bei ihm. Aber es gelänge ihm nicht, sich genau daran zu erinnern, es bliebe bis heute „ein dumpfes, unangenehmes Gefühl“.⁷⁵⁸

Dem am gravierendsten belasteten ER 9, der zwischen 1958 und 1971 im Heim arbeitete, wird auch physische und psychische Gewalt angelastet. Die Vorwürfe gegen ihn, die sich wie ein roter Faden durch etliche Protokolle der Ombudsstellen ziehen und im Rahmen dieser Forschungsarbeit in zahlreichen Interviews auf-

755 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

756 Akten Ombudsstelle, HK 27.

757 Artikel, Sündenpfehl im Erziehungsheim Gleink, s.a.

758 Akten Ombudsstelle, HK 14.

scheinen, sind schwer. Signifikant ist der Schrecken, der von dieser Person, einem Bruder der HJM, ausgegangen sein muss. „Der ER 9 ist ein Mensch gewesen, mit dem möchte ich nicht alleine sein. Sagen wir es so. Unheimlich.“⁷⁵⁹ Die Beschreibung seiner äußeren Erscheinung ist in den meisten Fällen eindeutig, aufgrund einer starken Fehlsichtigkeit trug er eine starke Brille, mit der „die Augen ganz klein erschienen“.⁷⁶⁰ Ursprünglich wollte ER 9 Priester werden, „das war auch eine offene Wunde bei ihm“.⁷⁶¹ Er musste angeblich aufgrund seiner Sehschwäche die Ausbildung abbrechen. Auch scheint man sich an Besonderheiten wie etwa „er war Linkshänder und konnte wie Leonardo da Vinci spiegelverkehrt schreiben“ erinnern.⁷⁶²

Zahlreiche Angaben über ER 9 betreffen: schwere Schläge⁷⁶³, Schläge im Waschraum mit nassem Handtuch, „der hat total die Kontrolle verloren, wenn er auf mich einprügelte, z.B. wenn im Aufenthaltsraum geflüstert wurde“⁷⁶⁴. Auch waren Disziplinierungsmaßnahmen wie stundenlange Gewaltmärsche in Zweierreihe an der Tagesordnung.⁷⁶⁵

Noch schwerwiegender sind die Beschuldigungen sexuellen Missbrauchs betreffend. ER 9 soll regelmäßig Kontrollen in den Schlafsälen durchgeführt haben, da „hatte man die Hände zwischen den Beinen, und man musste mit in die Dusche gehen, wo dieser den Penis berührte und untersuchte“⁷⁶⁶, allgemein wäre er als „Päderast“ bekannt gewesen.^{767 768} Viele, die durch ER 9 physische Gewalt erfahren hatten, beschuldigten ihn jedoch nicht des Missbrauchs. Ob sie zu dieser Aussage psychisch nicht in der Lage waren oder aber verschont blieben, ist nicht feststellbar. Viele glaubten Annäherungen an andere Heimkinder bemerkt zu haben.⁷⁶⁹ Etliche Betroffene konnten sich den Annäherungen zumindest teilweise

⁷⁵⁹ Interview HK 71, 19.9.2018 (John, Wisinger).

⁷⁶⁰ Akten Ombudsstelle, HK 10.

⁷⁶¹ Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

⁷⁶² Akten Ombudsstelle, HK 100.

⁷⁶³ Akten Ombudsstelle, HK 101.

⁷⁶⁴ Akten Ombudsstelle, HK 102.

⁷⁶⁵ Akten Ombudsstelle, HK 78.

⁷⁶⁶ Akten Ombudsstelle, HK 103.

⁷⁶⁷ Akten Ombudsstelle, HK 104.

⁷⁶⁸ Akten Ombudsstelle, HK 105.

⁷⁶⁹ Akten Ombudsstelle, HK 78.

entziehen, wehrten sie sich, kam ihnen niemand zu Hilfe.⁷⁷⁰ Als ein Bub seiner Mutter von dem übergriffigen Gruppenerzieher erzählte, glaubte ihm diese nicht „weil er ein Pfaff war“.⁷⁷¹ Der Missbrauch soll in diesem Fall alle drei Monate erfolgt sein, manche „Lieblingsbuben“ holte er angeblich öfter. Es wurde beobachtet, wie Buben aus dem Schlafsaal geholt wurden, „die Buben wussten, was das bedeutete“⁷⁷², auch wurden in den Interviews zahlreiche Namen von vermeintlichen Opfern angegeben.

Die von sexuellem Missbrauch Betroffenen schildern mehrfach versuchten und vollzogenen Analverkehr^{773 774 775 776}, erzwungenen Oralverkehr⁷⁷⁷, aber auch sexuelle Belästigungen und Belohnung durch Süßigkeiten⁷⁷⁸. Der vermeintliche Missbrauch fand im Dienstzimmer, den privaten Räumlichkeiten, aber auch in der Dusche oder in den Waschräumen statt. Wie auch in anderen vorliegenden Fällen sind manche Erinnerungen im Detail stellenweise fragwürdig, etwa habe sich ER 9 unter dem Talar befriedigt.⁷⁷⁹

Oft entgingen Betroffene nach dem Missbrauch dennoch nicht der alltäglichen Gewalt durch ER 9. So zog er einen Buben ohne Anlass aus der Reihe und schlug ihn zusammen, am Vortag hatte er ihn offenbar missbraucht, „zusammen mit einem sehr schwächlichen Buben, der von ER 9 ‚Bauxel‘ genannt wurde“.⁷⁸⁰ Auch gab es angeblich „Lieblinge“, die besonders bevorzugt wurden.⁷⁸¹

1971 kam es zu einer Anzeige, die zu einem Strafprozess führte, bei dem sich der 40-jährige ER 9 wegen „Unzucht wider die Natur und wegen leichter Körperverletzung“ vor dem Gericht in Steyr verantworten musste. Die Zeitungen titelten:

770 Akten Ombudsstelle, HK 102.

771 Akten Ombudsstelle, HK 12.

772 Akten Ombudsstelle, HK 70.

773 Akten Ombudsstelle, HK 5.

774 Akten Ombudsstelle, HK 10.

775 Akten Ombudsstelle, HK 42.

776 Akten Ombudsstelle, HK 106.

777 Akten Ombudsstelle, HK 66.

778 Akten Ombudsstelle, HK 107.

779 Akten Ombudsstelle, HK 110.

780 Akten Ombudsstelle, HK 100, Brief 18.3.2013.

781 Akten Ombudsstelle, HK 108.

„3 Monate bedingt für abartigen Erzieher“⁷⁸², und der Prozess fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Man mutmaßte: „Sorgten gewisse Kreise dafür, daß das Verfahren unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich ging. Denn man fürchtete, daß noch mehr von dem, was sich in der Schule, der junge Leute zur Resozialisierung anvertraut sind, an die Öffentlichkeit kommen sollte.“⁷⁸³ ER 9 hatte sich laut Urteilsbegründung an zwei zwölfjährigen Buben vergriffen, einem Zögling habe er mit einem Holzstab im Zuge einer Züchtigung eine leichte Verletzung zugefügt.⁷⁸⁴

Mit den Heimkindern und offenbar auch mit den Kollegen wurde darüber nicht gesprochen, somit wurde damals auch nicht der Frage nachgegangen, ob es weitere Opfer gegeben haben könnte. Diese scheinen sich nun ab 2010 gemeldet zu haben. Der damalige Heimleiter HL 3 schrieb in einer Stellungnahme 1971: „Ein Erzieher, der sich nach langer, guter Arbeit einmal an einen Buben vergangen hatte, ist aus dem Heim entlassen worden.“ Auch forderte er die Jugendämter auf, sich doch den „Verleumdungen“ der Presse entgegenzustellen.⁷⁸⁵

Die HJM haben heute keinerlei Unterlagen mehr über den Fall ihres Ordensangehörigen. „Es gibt keine Unterlagen über diesen Fall, leider. Wir haben uns auch gewundert, sonst wird so etwas meistens schon, irgendeine Aktennotiz oder so oder im Provinzialrat festgehalten, dass er versetzt wurde, eine andere Aufgabe bekam, aber in seinem Fall gibt es leider keine Unterlagen.“⁷⁸⁶

ER 9 wurde von Gleink abgezogen, und offenbar in der Buchhaltung und als Lohnverrechner in Salzburg-Liefering beschäftigt.⁷⁸⁷ Auf einem Schriftstück aus dem Jahr 1987 findet sich seine Unterschrift in der Funktion eines Provinzialsekretärs der Herz-Jesu-Missionare in Salzburg-Liefering.⁷⁸⁸

Auch HL 4 weiß wenig darüber, was fünf Jahre vor seinem Antritt als Heimdirektor in Gleink vor sich gegangen war: „Erzieher, die lange genug dort waren, sagten, der Bruder [...] wurde über Nacht plötzlich abgerufen, war weg.

782 Kronen Zeitung, 1.4.1971.

783 Kronen Zeitung, 7.4.1971.

784 Kronen Zeitung, 1.4.1971.

785 Stellungnahme Caritas-Jugendheim an Jugendämter, 8.4.1971.

786 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

787 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

788 DAL, CA/ 13, Fasz. J/II/5, MSC, Brief Provinzialat an Bischöfliches Ordinariat Linz, 30.1.1987.

Es ist möglich, dass ein Verdacht bestand oder dass sich ein Kind beschwert hat beim Heimleiter, und der hat sofort über den Ordensoberen verfügt, dass der wegkommt. Das war von einem Tag zum anderen, ohne dass die Mitarbeiter etwas gewusst oder mitbekommen hätten, ist er verschwunden. Und dann sagt jemand, in der Zeitung ist gestanden, dass er verdächtigt wird. Aber offensichtlich ist es nicht zu einer Gerichtsverhandlung gekommen.⁷⁸⁹ Im Zuge der Meldungen bei den Ombudsstellen ab 2010 versuchte man, den Fall zu recherchieren, „Muss man dazusagen: wir können nachträglich nicht unterscheiden zwischen einem Vorfall und einem Gerücht. P. Provinzial hat versucht, im BG Steyr, Landesgericht Linz, [...] wir haben mehrmals gefragt, es ist nichts vorhanden unter dem Namen.“⁷⁹⁰

Ein ehemaliger Kollege berichtet über ER 9: „Er ist ein Flüchtlingskind gewesen und ich habe mehrere solche Erwachsene erlebt, die waren psychisch schwer angeknackst. In seiner ganzen Persönlichkeitsstruktur – er war also sehr stimmungslabil und konnte dann tagelang sich in Schweigen ergehen, seine Umgebung mit Schweigen bestrafen, und dann hat wieder alles herausgesprudelt, ich weiß nicht, ob man das als manisch-depressiv bezeichnet, es spielt auch keine Rolle, [...] es war ein schwieriger Mitbruder.“⁷⁹¹ Der Erzieher besuchte ER 9 in den letzten Wochen seines Lebens. Auf das Thema Missbrauch kam man nicht zu sprechen. „Ich habe mich gar nicht getraut, über solche Sachen, auf die Idee bin ich gar nicht gekommen, dass ich auf diesen Missbrauchsfall eingegangen wäre.“⁷⁹² ER 9 verstarb 2005.

Ein weiterer aktenkundiger Fall von sexuellem Missbrauch betrifft ER 10, einen Erzieher, tätig zwischen 1965 und 1972. Vor Gleink hatte er ein halbes Jahr in einem katholischen Studentenheim in Linz gearbeitet, danach dürfte er arbeitslos gewesen sein.⁷⁹³ Auch ER 10 übte physische Gewalt aus: hat mit dem Schlüsselbund geschlagen⁷⁹⁴, Rutenschläge auf den Hintern, Verletzung am Oberschenkel durch eine abgebrochene Rute⁷⁹⁵ u.a. Vor allem aber erinnern sich Betroffene an sexuelle Übergriffe: „hat sich sexuell an ihm und anderen

789 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

790 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

791 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

792 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

793 Archiv Caritas: PA-Akt ER 10, Schreiben an Mag. Wien, 10.2.1966.

794 Akten Ombudsstelle, HK 64.

795 Akten Ombudsstelle, HK 72.

vergangen“, „hat es immer ausgenützt, wenn er einen Buben allein angetroffen hat“,⁷⁹⁶ griff unter das Nachthemd auf die Hoden.⁷⁹⁷ HK 110 hat ihn damals gemeinsam mit HK III angezeigt.⁷⁹⁸

In einem Fall habe ER 10 einen Buben angeblich jahrelang sexuell missbraucht. Er holte ihn in sein Zimmer, gab ihm Schokolade und streichelte ihn. HK 79 hatte keine Familie, und freute sich über die Annäherung, doch aus der Anbahnung entstand Missbrauch. Es habe ihm anfangs geekelt, dann habe er sich gegenseitige orale Befriedigung gefallen lassen. Der Erzieher erklärte ihm, dass das nichts Böses sei, der Missbrauch erstreckte sich auf eine Zeit von drei Jahren. Nach der Heimzeit in Gleink wurde der Betroffene von ER 10 sogar aufgesucht, doch als HK 79 nach Wegscheid kam, fand er ihn nicht mehr.⁷⁹⁹

Im April 1972 wurde ER 10 wegen §§129 I und §§132 III zu acht Monaten Kerker verurteilt (Anm. MW: wegen Verbrechen der Unzucht wider die Natur und Verführung, wodurch jemand eine seiner Aufsicht oder Erziehung oder seinem Unterrichte anvertraute Person zur Begehung oder Duldung einer unzüchtigen Handlung verleitet⁸⁰⁰) doch „Dem Angeklagten wurde eine Probezeit in der Dauer von drei Jahren gewährt.“⁸⁰¹ Im Heim wurde offenbar auch in diesem Fall nicht über die Verurteilung des Erziehers gesprochen: „Etwas Ähnliches kam mir zu Ohren von einem ER 10, der auch über Nacht wegkam und plötzlich nicht mehr da war, ohne dass die Mitarbeiter gewusst hätten warum.“⁸⁰² Allerdings machte die „Omi“, die mit ER 10 offenbar befreundet gewesen war, den Kindern Vorwürfe, dass diese den Erzieher angezeigt hatten.⁸⁰³ Es wurde auch nicht untersucht, ob weitere Kinder davon betroffen waren. Weitere Maßnahmen zur Prävention ähnlicher Fälle wurden also nicht getroffen. Man ging zur Tagesordnung über.

Offenbar bewarb sich ER 10 im Jänner 1972 (Anm. MW: während des gegen ihn laufenden Verfahrens) für eine Stelle als Erzieher im SOS-Kinderdorf in der Hin-

796 Akten Ombudsstelle, HK 109.

797 Akten Ombudsstelle, HK 110.

798 Archiv Caritas, PA-Akt ER 10, Verständigung zur Hauptverhandlung, 31.12.1971.

799 Akten Ombudsstelle, HK 79.

800 Foregger, Egmont, Serinu, Eugen: Das österreichische Strafgesetz (Wien 1968), 114.

801 Archiv Caritas, PA-Akt ER 10, Schreiben des Gerichts an die Heimleitung, 19.6.1972.

802 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

803 Akten Ombudsstelle, HK 110.

terbrühl. Als Referenz gab er die Heimleitung in Gleink an.⁸⁰⁴ HL 3 antwortete dem Leiter des Kinderdorfs: „Teile ich Ihnen mit, daß der Bewerber [...] aus dem Heim entlassen wurde. Die Gründe dafür fallen unter Diskretion. Außerdem habe ich so nebenbei erfahren, daß er gewillt ist nicht mehr in der Erziehungsarbeit zu verbleiben! Was ich persönlich nach meiner Erfahrung für richtig halte.“⁸⁰⁵

Doch drei Monate nach der Verurteilung wurde ER 10 von der Gleinker Heimdirektion folgendes Dienstzeugnis ausgestellt: „Als Erzieher war er durchwegs ein geschickter und bei den Buben beliebter Erzieher. Er hat das Dienstverhältnis mit beiderseitigem Einvernehmen gelöst.“⁸⁰⁶

Es ist nicht auszuschließen, dass ER 10 weiterhin in diesem Beruf tätig gewesen ist.

Der hier im Folgenden ebenfalls dokumentierte Fall sexuellen Missbrauchs ist durch keinerlei Aktenfunde oder Medienberichte zu belegen. Dennoch ist er aufgrund der Häufigkeit der Meldungen bei den Ombudsstellen an dieser Stelle ausführlich darzustellen. ER 21 kam 1969 nach Gleink, wo er ohne Ausbildung als Erzieher zu arbeiten begann. Er stellte sich im Rahmen dieser Studie einem ausführlichen Interview über zwei Stunden lang zur Verfügung.

ER 21 wurde 1942 in Roding in der Oberpfalz geboren. Damals betrieben die Herz Jesu Missionare das Projekt ‚Kleines Liebeswerk‘, das Kinder aus unterprivilegierten Familien unterstützte, eine höhere Schule besuchen zu können. ER 21 schloss das Gymnasium in Ingolstadt 1959 ab, und entschied sich früh für seine Berufung, nämlich Priester zu werden.⁸⁰⁷ Er kam nach dem Noviziat nach Innsbruck ins Studienhaus, war 1965 bis 1969 in Rom, 1969 erfolgte die Priesterweihe. „Ab der Priesterweihe bin ich dann von meinem Ordensoberen nach Steyr-Gleink gekommen.“⁸⁰⁸

Gleink hatte damals keinen guten Ruf bei den HJM. Als bekannt wurde, wohin er versetzt werden würde, sagte einer seiner Mitbrüder: „Was hast denn Du angestellt, dass Du nach Gleink kommst?“⁸⁰⁹

804 Archiv Caritas, PA-Akt ER 10, Schreiben SOS-Kinderdorf an Direktor HL 3.

805 Archiv Caritas, PA-Akt ER 10, Schreiben HL 3 an die Leitung des SOS-Kinderdorfes, 22.2.1972.

806 Archiv Caritas, PA-Akt ER 10, Dienstzeugnis, 2.6.1972.

807 Interview ER 21, 6.12. 2017 (John, Wisinger)

808 Interview ER 21, 6.12. 2017 (John, Wisinger)

809 Interview ER 21, 6.12. 2017 (John, Wisinger)

Der damals siebenundzwanzigjährige Pater gehorchte. „Nein, wir waren damals so loyal, der Obere hat das so verfügt, das war damals ein autoritärer Stil, da ist man nicht gefragt worden“. ER 2I wurde in Gleink Stellvertreter von HL 3, „Ich habe zunächst einmal keine Gruppe bekommen, sondern war nur der Kronprinz im Haus, man wird von den Kollegen und Kolleginnen so und so beäugt. Ich habe gern Fußball gespielt, das war mein Aufhänger und natürlich Religionsunterricht auch gegeben. Es hat damals 1969, 1970 überhaupt keine Vorlagen gegeben. Da habe ich geschaut, dass ich einigermaßen disziplinar und auch stoffmäßig über die Runden komme, bis ich gemerkt habe, es geht hier überhaupt nicht um Stoff, sondern darum, dass die Kinder, die Du vor Dir hast – oder die Jugendlichen – der Sigmund Freud würde vielleicht sagen, eine leichte positive Übertragung“, dass sie Dich akzeptieren als Menschen. Da musst Du am Boden sein, das war an sich das Hauptanliegen.“⁸¹⁰ Seine erste Zeit in Gleink sieht er heute aber auch durchaus kritisch. „Außer einem einigermaßen gesunden Hausverstand und dem Theologiestudium hatte ich nichts in der Hand, ich hatte überhaupt kein Fachwissen in dieser Sparte von Sonder- oder Heilpädagogik, da braucht man ja ein Fachwissen für bestimmte Situationen, ich hab ja vollkommen falsch reagiert, überreagiert.“⁸¹¹ Mit seinem damaligen Chef, HL 3, verstand er sich nicht besonders gut: „Ich habe mich vom HL 3 als Mitbruder als wenig geschätzt erlebt im Laufe der ersten Jahre und wenig informiert, und dann Zuflucht gesucht bei den Kolleginnen und Kollegen. Wir hatten eine eigene Erziehermannschaft, Fußball, dann haben wir auch unterhalb der neuen Turnhalle eine eigene Bar eingerichtet und sind da zusammengesessen. Ich habe also kein richtig mitbrüderliches Verhältnis gehabt zu HL 3, wie ich das eigentlich erwartet hätte, sondern eher außen Halt gesucht.“ ER 2I blieb bis auf eine Unterbrechung bis 1987 in Gleink. „Ich bin 1979 (Anm. MW: September) nach Innsbruck gekommen zur Fortbildung, nachdem ich jahrelang darum gebeten habe. Der HL 3 hatte dafür keine Antenne, aber der HL 4, weil der diesen Kurs auch gemacht hat, der hat gesagt: ‚Das machst Du auch‘“⁸¹². Er absolvierte einen pastoralpsychologischen Kurs und schloss ein dreimonatiges Praktikum im Kinderdorf Marienpflege in Ellwangen an der Jagst an.⁸¹³

810 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

811 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

812 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

813 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Zwischen September 1979 und Anfang 1982 war ER 2I also nicht vor Ort und in keiner Funktion in Gleink tätig.⁸¹⁴ Als er wieder zurück an seinen Arbeitsplatz kam, übernahm er andere Aufgaben als bisher. HL 4 erinnert sich heute, „ER 2I ist befreit worden von jeder Art von Gruppendienst. Als mein Stellvertreter hat er unter anderem die Erzieherkonferenzen für die Schüler dann geleitet und ich die Erzieherkonferenzen für die Lehrlinge. Er war zuständig für den ganzen Freizeitbereich und da wiederum mit dem Schwerpunkt Sport, Turnhallen, Fußball. Er hat sich zur Verfügung gestellt und Turniere veranstaltet, weil die weiblichen Erzieher mit Fußball nichts am Hut hatten.“⁸¹⁵ Er habe „die Dressen zusammengebettelt bei den Firmen, [...] wir hatten damals sehr gute jugendliche Fußballer, sie beim Österreichischen Fußballbund angemeldet, und die sind dann gelaufen als zweite Jugendmannschaft von Amateure Steyr.“⁸¹⁶

1987 endete der Dienst in Gleink, und er übernahm andere Aufgaben im HJM-Gymnasium in Liefering, war 20 Jahre lang Internatsleiter, später wurde er Superior in Innsbruck.⁸¹⁷

Die Zeit, die ER 2I in Gleink verbrachte, ist in zwei verschiedene Abschnitte zu teilen. Die Zeit vor und nach 1976. Er kam zu einer Zeit nach Gleink, als Gewalt den Alltag im Heim prägte. Selbst die Heimleitung setzte körperliche Züchtigung offen als Erziehungsmittel ein. ER 2I war Augenzeuge, als HL 3 Kinder lautstark zurechtwies oder Ohrfeigen austeilte. An Faustschläge oder Kollektivstrafen (wie in der Kälte stehen) kann er sich nicht erinnern. Es war damals Usus, dass Erzieher die Kinder zu HL 3 oder zu seinem damaligen Stellvertreter ER 2I schickten. „... und der soll dann den Knüppel aus dem Sack spielen, bis ich dann draufgekommen bin, Moment einmal, hier wird man ja ‚missbraucht‘.“, sagt ER 2I heute.⁸¹⁸ Widerstand habe er nicht geleistet: „Richtig, dieses System habe ich mehr oder minder übernommen und ja, übermäßig glücklich war ich nicht, aber ich habe auch nicht gewusst, was soll ich dagegen machen? Soll ich eine Palastrevolution veranstalten, dazu hatte ich nicht das Wissen.“⁸¹⁹

814 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

815 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

816 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

817 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

818 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

819 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Sein späterer Chef ab 1976, HL 4, meint heute, „ER 21 war im Grunde immer der Stellvertretende, hat von seiner Art her nichts anderes gekannt und konnte sich nicht anders durchsetzen, als dass er auch körperlich gezüchtigt hat. [...] Er war in einer wenig beneidenswerten Rolle. Die Jugendlichen haben längst mitbekommen, dass der eigentliche, von der Autorität her ganz oben stehende Heimleiter nicht mehr fähig ist aufgrund seiner schweren Erkrankung [...] Und so ist dem ER 21 aus meiner Sicht gar nichts anderes übriggeblieben, als im alten Stil für Autorität und Durchsetzung zu sorgen. Der Orden wusste aber, dass er außer Gleich nichts gekannt hat, keine Ausbildung hatte und jeder, der im Orden Verantwortung hatte, hat inzwischen gesehen, ohne eine Ausbildung – Berufserfahrung einerseits und Ausrichtung theoretischer Art kann man einen solchen Posten nicht mehr vergeben.“⁸²⁰

Die Gewalt und Bedrohung durch ER 21 ist in vielen Erinnerungen ehemaliger Heimkinder präsent. „Vom [...] habe ich eigentlich in der Zeit, wo ich drinnen war, zirka sechsmal anständige „Posch“ gekriegt. Die haben sich gewaschen, gegen den Menschen vorgehen, das war ein Kraftlackl damals, obwohl er so klein war. Wir haben uns einfach nicht helfen können [...], der hat einfach alle Rechte gehabt. Woher er die her hatte, weiß ich nicht. [...] Der hat mich die ganzen Jahre, die ich im Heim war, begleitet, auf die feinste Art, wie man es sich vorstellen kann. [...] Ich habe damals den ER 21 gefragt, wie er mich gedroschen hat, hat der Jesus auch so zugeschlagen?“⁸²¹

Auch andere Betroffenen berichten: hat viel geschlagen⁸²², war „einer der schlimmsten Teufel“, hat wegen Kleinigkeiten so zugeschlagen, dass es einen umgehauen hat⁸²³, mit dem Schlüsselbund geschlagen, schlug ins Gesicht, bis man Blut spuckte, nach den Schlägen musste man trotz Schmerzen essen, Tritte auf die Schienbeine⁸²⁴, u.a.

Als eine Mutter ER 21 auf die Gewalt ihrem Sohn gegenüber ansprach, meinte dieser angeblich, dass alles in Ordnung sei und dass Burschen eben manchmal eine harte Hand bräuchten.⁸²⁵

820 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

821 Interview HK 18, (Wisinger).

822 Akten Ombudsstelle, HK 20.

823 Akten Ombudsstelle, HK 109.

824 Akten Ombudsstelle, HK 57.

825 Akten Ombudsstelle, HK 112.

Es gab aber auch Stimmen, die sagen, ER 21 wäre hilfsbereit gewesen und habe zugehört⁸²⁶. HK 51 erzählt, dieser wäre super gewesen und habe ihn nie geschlagen, auch andere nicht.⁸²⁷

Bezüglich der damaligen Gewalt räumt ER 21 heute ein: „Es hat schon Erzieher gegeben, die sich da hineingesteigert und mehrere Ohrfeigen auf einmal gegeben haben, das kann schon sein“⁸²⁸. Die Vorwürfe schwerer Gewalt seine Person betreffend kann er nicht nachvollziehen: „Ich weiß nicht, was die jungen Leute hier alles vorbringen, was ihnen angetan worden ist, das weiß ich nicht. [...] Ich habe das x-mal auch der Diözesankommission gegenüber betont: ich habe Ohrfeigen hergegeben, speziell in kritischen Situationen, bei schweren Distanzlosigkeiten usw., aber ich habe nie mit der Faust oder mit dem Schlüsselbund geworfen oder ähnliches oder Fußstritte, das habe ich nie getan. [...] Ich habe nach 1979 und wahrscheinlich schon vorher keine Ohrfeige mehr hergegeben, obwohl es mich schwer gejuckt hat in manchen Situationen und das habe ich den Jugendlichen auch wissen lassen, habe gesagt ‚am liebsten würde ich Dir ein paar ordentliche runterhauen, aber den Gefallen tue ich Dir nicht.“⁸²⁹

Ein jüngerer Erzieher, der erst Ende der 1970er-Jahre in Gleink begann, erinnert sich an den Ruf, den ER 21 damals hatte. „Er ist als ein anderer zurückgekommen als der, der gegangen ist. (Anm. MW: nach 1982) Dass er, als die Schlafsäle noch im Dachgeschoss waren, zugeschlagen hat, war bekannt. Dass er ‚zugelangt‘ hat, haben wir gewusst.“⁸³⁰ Auch ER 36 erzählt: „Der hat dann immer wieder seine Aktionen gemacht. Seine Watschen-Aktionen, sein Ritual mit dem seine Uhr runtergeben, wo eine Situation war, die er gesehen hat, und hat dem eine Watschen gegeben.“⁸³¹

Neben den Vorwürfen physischer Gewalt kam es zu einer Reihe von Beschuldigungen wegen sexuellen Missbrauchs in Bezug auf ER 21. Ort des Missbrauchs soll die Dienstwohnung im oberen Stock, aber auch die Sakristei oder der Keller gewesen sein. „Ich habe im oberen Stockwerk heroben im Dachbereich jahrelang ‚Nachtdienst‘ gemacht, also bis zirka zehn, halbelf Uhr, bis sie so am Einschlafen waren,

826 Akten Ombudsstelle, HK 76.

827 Akten Ombudsstelle, HK 51.

828 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

829 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

830 Interview ER 37, 23.5.2019 (Wisinger).

831 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

und da war dann mein Zimmer im Sinne eines Bereitschaftsdienstes, da konnte jeder kommen, wenn irgendetwas vorgefallen wäre.“⁸³²

Der 1971 elfjährige HK 29 erinnert sich an ER 21: „Du bist irgendwie zum ER 21 geflüchtet oder hast dort Schutz gesucht. Der hat Dir nicht direkt einen Schutz gegeben, Du hast halt, wenn Du in der Nähe vom ER 21 warst, warst Du außer Schussgefecht, sagen wir es so einmal. [...] Was soll ich sagen? Ich habe alles gehabt von ihm, mir ist es besser gegangen als vorher oder wie anderen, aber er hat natürlich etwas gemacht. [...] ich war ganz oben das letzte Schlafzimmer und dann ist er gekommen und hat Dich geholt. [...] Du hast Fernsehen können, Du hast die Kicker-Zeitung gekriegt, er hat geredet mit Dir und dann haben halt die Streicheleinheiten angefangen. Du bist auf seinem Bett gesessen, und dann ist das Ganze irgendwann – das ist ja nicht sofort passiert beim ersten Mal Zimmerbesuch, das ist ja ein Prozess. [...] Und wenn ein Begräbnis war, da waren immer die vier, sagen wir, das waren seine Liebkinder zu der Zeit, haben ministrieren dürfen, weil war das Begräbnis vormittags, da hast Du erstens zum Wirt gehen dürfen, da war er verantwortlich, und Du hast nicht in die Schule gehen müssen.“⁸³³

Nach einiger Zeit wehrte sich HK 29: „Dass mir das zu viel geworden ist, habe ich mich ja geweigert, ich habe mich versteckt unter dem Bett, ich habe mich versteckt in einem anderen Bett, ich habe mir einen Freund gesucht, ich habe mich versteckt in dem seinem Bett, ich habe einen Gupf gemacht in meinem Bett und war gar nicht da. Ich war am Klo eingesperrt. [...] „Wo ich echte Schmerzen gehabt habe, weil mir das wehgetan hat, da hat er nachlassen“⁸³⁴ Der angebliche Missbrauch an HK 29 dauerte zwei Jahre lang, zweimal im Monat etwa, „dann war ich nicht mehr interessant.“⁸³⁵

HK 29 konnte sich damals an niemanden wenden, „Eine Stunde warst Du locker weg, aber die sind ja müde gewesen, die haben geschlafen, es ist ja alles sehr leise vor sich gegangen, er war ja auch leise, er ist ja genauso mit den Socken gegangen wie wir. Es ist alles sehr ruhig und leise, und Kinder sind ja müde. Aber die anderen Kinder, ich behaupte, genauso, wie ich es mitbekommen habe, sagen wir einmal, wie ich nicht mehr interessant war, man kriegt ja nur den Moment mit, wo jetzt einer einmal weg ist oder wenn der ER 21 – der kommt ja zum Bett, er hat sich

832 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

833 Interview HK 29, 3.10.2016 (Wisinger).

834 Interview HK 29, 3.10.2016 (Wisinger).

835 Interview HK 29, 3.10.2016 (Wisinger).

nicht direkt versteckt – der hat Dich dort schon gestreichelt und so, aber er war so eine Respektsperson, auch für alle anderen.“⁸³⁶ Auch gab HK 29 an, dass ER 21 ihn vor dem Ministrieren gestreichelt, und ihn abends im Schlafrum geküsst habe.⁸³⁷ Heute sagt HK 29: „Ich bin jetzt wirklich eigentlich nimmer [...] lebensfähig oder arbeitsfähig oder sonst irgendwas.“ Der Einladung zu einer Aussage oder Stellungnahme in dem kirchenrechtlichen Verfahren 2015 gegen ER 21 kam HK 29 nicht nach. Er ist in einem außerordentlich schlechten psychischen Zustand.

HK 27 war zwischen 1973 und 1976 in Gleink und schloss dort die Hauptschule ab. Auch er schildert seine Begegnungen mit ER 21. „Das hat kleinweis angefangen beim ER 21, beim Zeichnen, dass er mich gelobt hat, gestreichelt, kommst zu mir rauf ins Zimmer, ich zeig dir wie es besser geht.“⁸³⁸ Als Kind hatte er eine hohe Stimme, „das hat ihm natürlich gefallen“, und HK 27 hatte Gesangsunterricht bei ihm. „Er hat mir das Flötenspielen beigebracht, im negativen Sinn. [...] Er hat gesagt, weil ich wie ein Engerl singe. [...] Er hat geschlagen und ist auf einmal leise geworden, ‚nächstes Mal machst du es besser‘, und dann hat die Streichelei angefangen. Und das ist mit jedem Mal oben sein, mit jedem Mal mehr geworden. Bis er mir das dann gezeigt hat, wie man ein Glied bearbeiten kann. [...] Teilweise Analverkehr auch dabei.“⁸³⁹ HK 27 war zuvor auch in anderen Kinderheimen missbraucht worden. „Was sollst du tun? Machst du es nicht, kriegst noch mehr Schläge, [...] wie ich das in der Bubenburg halt gelernt hab, lass es geschehen, ist gleich vorbei.“⁸⁴⁰

Auch HK 113 gibt an, ER 21 habe ihm Ende der 1970er-Jahre immer wieder Süßigkeiten zugesteckt, hätte ihm liebevoll über den Kopf gestreichelt, sodass er hoffte, einen „Vater“ gefunden zu haben. Nachdem er überredet wurde, Ministrant zu werden, kam es in einer abschließbaren Kammer der Sakristei angeblich zu oralem und analem Missbrauch. „Danach habe er immer seine Stola geküsst“, auch habe es weitere Übergriffe bei der Autofahrt zum Fußballtraining bei der Steyr-Gleink Union gegeben.⁸⁴¹

836 Interview HK 29, 3.10.2016 (Wisinger).

837 Akten Ombudsstelle, HK 29.

838 Interview HK 27, (Wisinger).

839 Interview HK 27, (Wisinger).

840 Interview HK 27, (Wisinger).

841 Akten Ombudsstelle, HK 113.

Es gibt eine Reihe von ähnlichen Aussagen: Ministranten mussten ER 21 in der Sakristei mit der Hand bis zur Ejakulation befriedigen⁸⁴², „war ohne Unterhose unter der Kutte“⁸⁴³, kam mit Taschenlampe in den Schlafsaal, hat unter die Decke gegriffen, „Wer von ihm ausgesucht wurde, musste mit ihm in seine Wohnung im Dachgeschoss gehen, wo man dann vergewaltigt wurde“⁸⁴⁴, war gerne in der Umkleidekabine, „man streichelte seinen Penis und hatte seine Ruhe“⁸⁴⁵, Schläge, danach Berührungen im Genitalbereich, stellte in Aussicht, dass der Betroffene nach Hause könne, und bestellte ihn ins Zimmer, küsste ihn auf den Mund⁸⁴⁶, fuhr mit Heimbewohnern Kleider einkaufen. Im Auto habe er zwischen die Beine gegriffen, auch verlieh er Bücher, dann wären die Übergriffe geschehen, auch wollte er über „Sexuelles“ reden⁸⁴⁷, u.a.

Aber auch Verdächtigungen wurden artikuliert, ER 21 hatte offenbar damals einen bestimmten „Ruf“: habe mit den Buben gern geduscht, und man merkte, „dass es ihm Genuss macht“.⁸⁴⁸ Er hätte immer wieder dieselben Buben in sein Büro zwischen den Schlafsälen geholt.⁸⁴⁹

Heute erklärt ER 21 die Häufigkeit der Vorwürfe bezüglich sexuellen Missbrauchs damit, dass er im Alltag der Kinder und Jugendlichen sehr präsent gewesen wäre, und er meint: „Die hatten ja massive psychische Beeinträchtigungen, unter anderem auch schwere Wahrnehmungsstörungen.“ Er fühlt sich zu Unrecht beschuldigt und erzählt davon, bei einem Treffen mit ehemaligen Heimkindern bei der Diözesanen Kommission in Linz ein Gespräch in der Pause belauscht zu haben, in dem ein ehemaliger Gleinker sagte: „Es geht nur ums Geld“.⁸⁵⁰

Im Zuge dieser Forschungsarbeit schickte die Ombudsstelle in Linz Briefe an alle Betroffenen aus und bat diese, sich zu melden. Nur vier Betroffene in Bezug auf Missbrauch durch ER 21 meldeten sich in Folge. Insgesamt meldeten sich jedoch bei den Ombudsstellen und der Klasnic-Kommission etwa 30 Personen, die an-

842 Akten Ombudsstelle, HK 114.

843 Akten Ombudsstelle, HK 120.

844 Akten Ombudsstelle, HK 20.

845 Akten Ombudsstelle, HK 115.

846 Akten Ombudsstelle, HK 116.

847 Akten Ombudsstelle, HK 83.

848 Interview HK 29, 3.10.2016 (Wisinger).

849 Akten Ombudsstelle, HK 28.

850 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

gaben, Missbrauch durch ER 21 erfahren zu haben. Die meisten Fälle sollen zwischen 1969 und 1976 geschehen sein, für die Zeit danach liegen nur vereinzelte Vorwürfe vor.⁸⁵¹

Ein Fall betrifft die Zeit zwischen 1979 und 1981, eine Zeit, in der ER 21 nicht im Heim anwesend war. Im Spiegel des Kinderakts von HK 30 zeigt sich, dass dieser aus schwierigen Verhältnissen stammte: Er besuchte die 6. Klasse Sonderschule, sein Vater war bereits Pensionist, die Mutter Hausfrau.

HK 30 schwänzte Schule. Er war eines von 13 Kindern, er und zwei Geschwister waren noch schulpflichtig. Der Vater erlitt 1978 einen Schlaganfall. Das Jugendamt und die Burschenberatung schalteten sie ein, der „Erziehungsnotstand“ (Anm. MW: §9 JGW) wurde festgestellt. Dazu kam, dass HK 30 in der Schule sehr schwache Leistungen erbrachte, und sich weigerte, in das Tagesschulheim zu gehen. Schließlich besuchte er kaum mehr die Schule. Aufgrund dessen forderte der Bezirksschulrat eine Einweisung in eine Erziehungsanstalt. Die Eltern stimmten dem zu.⁸⁵² Bereits im Mai 1979 sollte er nach Gleink gebracht werden. Doch bei der Abholung gab es Widerstand, er „versuchte aus dem Fenster zu springen. Dabei hat er sich an Händen, Hals und Körper leichte Schnittwunden zugezogen. Anschließend sperrten ihn die Eltern in das Badezimmer, um einen weiteren Fluchtversuch zu verhindern. Bei der Ankunft lag HK 30 mit blassem Gesicht weinend in der Badewanne und machte einen überaus erschöpften und zerstreuten Eindruck. Zudem war er nicht ansprechbar.“⁸⁵³

Das Kind wurde zunächst nicht nach Gleink sondern ins Kinderspital (Abt. Kinderpsychiatrie) gebracht, dort wurde eine übergroße Schulangst festgestellt. Der behandelnde Arzt, der die Familie auch besuchte, vertrat die Meinung, dass „es momentan unverantwortlich wäre, dieses neurotisch kranke Kind zwangsweise ins Heim einzuweisen.“ Ein Behandlungsplan wurde erstellt.⁸⁵⁴

Kurze Zeit darauf wurde in der Landesnervenanstalt Salzburg ebenfalls eine „ausgeprägte Schulphobie“ mit sekundären Verwahrlosungstendenzen diagnostiziert. Innerhalb der Familie wäre das nicht zu behandeln, man empfahl eine Heimeinweisung. „Auch wenn man das Risiko der Ausstoßung von

851 Statistik Klasnic-Kommission (Stand Mai 2019).

852 Kinderakt HK 30, (1979-1980), Beschluß Bezirksgericht Salzburg, 26.4.1979.

853 Kinderakt HK 30, (1979-1980), Schreiben Burschenberatung an Bezirksgericht Salzburg, 14.5.1979.

854 Kinderakt HK 30, (1979-1980), Schreiben Burschenberatung an Bezirksgericht Salzburg, 14.5.1979.

Wolfgang durch die Mutter, wie es bei den anderen Geschwistern geschah, mitberücksichtigt.“⁸⁵⁵

Am 2.10.1979 wurde HK 30 in das Erziehungsheim Gleink überstellt, der 15-jährige hatte extrem schlechte Zähne, war hygienisch verwahrlost, litt an einer verschlepp-ten Mittelohrentzündung, wirkte blass und rauchte stark. Er sprach undeutlich, war sehr zurückgezogen. Nach einiger Zeit legte er mehr Wert auf gepflegtes Aussehen, war sportlich, auch seine schulischen Leistungen verbesserten sich. Schwierigkeiten schienen nur seine Aufenthalte in der Familie zu machen, auch kehrte er nie freiwillig nach Gleink zurück.⁸⁵⁶ Schließlich gelang es ihm zu entweichen, und die Polizeidirektion teilte der Jugendberatungsstelle Salzburg mit, dass HK 30 nicht festgenommen werden konnte, das Schuljahr war zudem zu Ende. HL 30 hatte die Schulpflicht erfüllt.⁸⁵⁷ Er verließ das Heim 1981 nach neun Monaten, ER 21 kann ihm dort nicht begegnet sein. Bei der Ombudsstelle gab er an, ER 21 hätte ihm aufgetragen im Keller Kartoffel zu schlichten, dann habe er ihm zwei Watschen gegeben und ihn zum Oralsex gezwungen. Dies sei dann öfter passiert, 3-5 mal sicher.⁸⁵⁸

HK 30 ist in therapeutischer Behandlung und hat 16 Vorstrafen wegen Raufereien. Sein Anliegen wäre eine finanzielle Entschädigung, gibt er im Gespräch an.⁸⁵⁹

Der damalige Chef von ER 21, HL 4, der ihn allerdings nicht in der frühen Zeit kannte, sagt heute zu den Vorwürfen: „In dieser Zeit der gemeinsamen Verantwortung für das Heim ergab sich für mich nicht der geringste Anlass für einen Verdacht hinsichtlich des sexuellen Missbrauchs, dessen er jetzt nachträglich beschuldigt wird. Weder von den vielen Mitarbeitern, noch von den jugendlichen Heimbewohnern wurde jemals ein noch so unbedeutender Verdacht geäußert.“⁸⁶⁰ Auch eine Erzieherin stellt klar: „Ich habe das natürlich gehört, aber ich muss sagen, ich kann es mir in tausend Jahren nicht vorstellen. Aber vielleicht bin ich behindert oder blind. Aber das hätten mir die Buben gesagt. Glauben Sie mir, die hätten geredet! Die hätten geredet, die haben ja alles erzählt.“⁸⁶¹

855 Kinderakt HK 30, Schreiben Landesnervenanstalt Salzburg an Stadtjugendamt Salzburg, 13.7.1979.

856 Kinderakt HK 30, (1979-1980), Führungsbericht Gleink, 28.1.1980.

857 Kinderakt HK 30, (1979-1980) Mitteilung über Entlassung, Schreiben Magistrat Salzburg an Heimleitung, 26.6.1980.

858 Akten Ombudsstelle: HK 30

859 Akten Ombudsstelle: HK 30 (1979-1980), Protokoll 29.7.2016.

860 Archiv HL 4: Stellungnahme HL 4 an P. Steiner, 29.9.2015, im Besitz der Autorin.

861 Interview ER 31, (John, Wisinger).

Seine ehemaligen Kollegen können sich bis heute nicht vorstellen, dass die Beschuldigungen möglicherweise zu Recht erhoben wurden: „Der ER 2I, wenn er wütend war, hat er den Schlüsselbund nachgeschossen, aber er hat die Leute nicht sexuell missbraucht.“⁸⁶² „Für ER 2I hätte ich die Hand ins Feuer gelegt, der war sportlich, hat nur Fußball gespielt, was mir allerdings bei ER 2I aufgefallen ist, dass er ab und zu bei den Kindern ‚gscheit‘ zugeschlagen hat, aber dass er sexuelle Übergriffe gemacht hat, wäre mir nie in den Sinn gekommen. [...] Damit auseinandergesetzt habe ich mich erst nach Kremsmünster, wo das publik geworden ist, dass Ordensleute sexuelle Übergriffe machen, dass Gewalttätigkeiten in den Klöstern – das habe ich schon gewusst, ein Verwandter war bei den Florianer Sängerknaben, da hat es auch gscheit getuscht, das war nicht ohne.“⁸⁶³ Ein Mitarbeiter der Caritas, der sich ab 2010 mit den Missbrauchsvorwürfen auseinandergesetzt hatte, sagt: „HL 4 habe ich besucht in seiner Pfarre, der schildert zwei Phasen des ER 2I: Als er nach Gleink kam, war ER 2I schon da, als überforderter junger, nicht ausgebildeter Pater, der in dieses System hineingestellt wurde. Dann hat er ihn auf Ausbildung geschickt und der ER 2I vor und der nach der Ausbildung waren zwei Verschiedene. Es haben mir auch Leute gesagt, dass ER 2I der war, der den Schlüsselbund abgeschossen hat und sonstiges, und andere, die sagten, er war der, der mir geholfen hat. Es gibt ein Spektrum.“⁸⁶⁴

Bereits nach Bekanntwerden erster Beschuldigungen gegen ER 2I erstattete die Caritas 2010 Anzeige gegen „unbekannte Täter, ER 2I, HL 3 und ER 7 wegen schwerer körperlicher Misshandlung“, überdies solle ein Bruder [...] in den Jahren 1967-1970 einen Schüler sexuell missbraucht haben. Wenige Tage darauf stellte die Staatsanwaltschaft Steyr das Verfahren ein, „weil die dem Ermittlungsverfahren zu Grunde liegende Tat nicht mit gerichtlicher Strafe bedroht ist oder sonst die weitere Verfolgung aus rechtlichen Gründen unzulässig wäre.“⁸⁶⁵

ER 2I beklagt heute, dass die Caritas der Sache damals nicht auf den Grund gehen wollte, „ohne dass die Caritasspitze jemals versucht hat, mit uns zu reden. Ich hatte nie eine Einladung dafür, ich bin einmal extra hin, das war damals 2010, wie das Ganze angegangen hat, da ging es noch nicht um sexuellen Missbrauch,

862 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

863 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

864 Interview LP 11, (John, Wisinger).

865 Archiv Direktion Caritas: Staatsanwaltschaft Steyr, Benachrichtigung von der Einstellung des Verfahrens, 2498 2St 103/10Y-1, 13.4.2010.

zu einem gewissen LP II, [...] dann haben wir eine Stunde oder zwei, hat er mir die Fragen gestellt, dermaßen kühl und [...] wo er gesagt hat: Das glaubt Ihnen kein Mensch.“⁸⁶⁶

In den letzten Jahren mehrten sich die Vorwürfe sexuellen Missbrauchs, ER 21 selbst glaubt: „eher Richtung 20“.⁸⁶⁷ In seiner Zeit als Internatsleiter in Lieferung wäre hingegen 20 Jahre lang (Anm. MW: ER 21 wohnte im Internat und machte jeden Tag Nachtdienst) kein diesbezüglicher Vorwurf aufgetreten, „Da ist nie etwas aufgekommen.“⁸⁶⁸

2015 wurde der Fall ER 21 schließlich vor das Metropolitangericht gebracht. Über dieses Verfahren ist wenig bekannt, angeblich wären von 20 geladenen Betroffenen nur zwei Personen zu einer Aussage bereit gewesen. Das Verfahren wurde letztlich eingestellt. ER 21 meint dazu, „Die Vorwürfe haben sich nicht erhärtet. Das ist also scheinbar Amtssprache, sie haben nicht gesagt, der ist unschuldig, das verkneifen sie sich natürlich in der Formulierung. [...]“⁸⁶⁹ Im Zuge dieser Studie war es nicht möglich, Einsicht in den Beschluss bzw. das Urteil des Metropolitangerichts zu erhalten. (Anm. MW: siehe Einleitung) Als ER 21 im Zuge der Ermittlungen für das Metropolitangericht um eine Kopie der Beschuldigungen beim Superior der HJM ersuchte, wurde ihm dies verwehrt. „Der P. Steiner hat mir, wie er mir das eröffnet hat, was da auf mich zukommt, in Innsbruck, ein Blatt hingehalten, da waren die Beschuldiger drauf, sexueller Missbrauch und körperliche Gewalt – sag ich: Darf ich mir davon eine Kopie machen? Sagt er: Nein, das ist nicht erlaubt.“⁸⁷⁰

ER 21 wurde also weder freigesprochen noch wurde er verurteilt. Konsequenzen hatte er dennoch zu tragen, so wurde er als Superior in Innsbruck aufgrund dieser Vorwürfe versetzt, auch musste er sich einer Untersuchung (Anm. MW: forensische Psychiatrie) in Regensburg unterziehen. „Da bin ich zweimal dort gewesen und ich habe es schriftlich – die haben bei mir keine pädophilen Anzeichen gefunden oder so, da bin ich entsprechend auf Herz und Nieren untersucht worden.“⁸⁷¹ Auch auf seine Arbeit als Seelsorger wirkte sich die Situation aus. „Er soll dann nicht mehr

866 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

867 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

868 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

869 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

870 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

871 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

unbeaufsichtigt mit Kindern und Jugendlichen zu arbeiten haben usw., die sich scheinbar irgendwie ab, das hat mich maßlos geärgert jetzt.“⁸⁷² Auch in Freilassing bei den HJM wurde sein Einsatz zunächst abgewehrt. „Wie dann das Urteil da war von Rom, dann haben sie natürlich verlangt das und das und das, ein entsprechendes polizeiliches Führungszeugnis“.⁸⁷³

Aus seiner Sicht sind die Heimkinder untereinander gut vernetzt. „Das waren ja lauter Trittbrettfahrer“⁸⁷⁴, und „... es ist ein Hauptproblem, dass man uns schwerlich oder überhaupt nicht glaubt, dass es immer wieder Priester gegeben hat, im Diözesanbereich wie im Ordensbereich, die zunächst einmal gesagt haben, nein, nein, es ist nichts, und auf einmal sind sie dann doch herausgekommen mit so schändlichen Fakten, und dass man dann unsereinem auch nicht glaubt.“⁸⁷⁵

Als Erklärung für die Anzahl der Vorwürfe sieht er auch heiminterne Dynamiken. „Die einen, die haben Dich fast als Vaterfigur – übrigens auch die Erzieherinnen als Mutterfigur dann – phantasiert oder erlebt oder gesucht, das ist eine Distanzlosigkeit im positiven Sinn, [...] die einen haben die Streicheleinheiten gesucht.“ Auf die Frage, ob er körperliche Nähe zugelassen habe: „Konnte schon, bis zu einem bestimmten Grad. Man kann natürlich diese Dinge aus heutiger Sicht, was da abläuft oder abgelaufen ist, kann man das alles verdächtigen, das ist klar. Aber es war nie im Sinn eines sexuellen Missbrauchs intendiert.“⁸⁷⁶ Auch wäre niemand in sein Zimmer mitgekommen, es sei denn es wurde jemand geschickt. „Ich hatte droben im Dachbodenzimmer auch eine eigene Bibliothek, da sind die Jugendlichen, wenn sie sich gewaschen gehabt haben, bevor sie ins Bett gegangen sind, haben sie sich was zum Lesen geholt. Ich war der Erste, der trotz Verbots durch HL 3, das ‚Bravo‘ eingeführt hat, kann mich heute noch erinnern. [...] Da war aber immer die Türe offen, wohlgemerkt.“⁸⁷⁷

In Innsbruck erhielt er später Besuch von „Gleinkern“. „Die sind hier vorbeigekommen und haben mich besucht, ich hab Karten gekriegt, wenn sie zu Hause waren, also Ansichtskarten mit Grüßen, das waren nicht nur lauter diabolische Jugendliche. [...] Ich habe mit den Kindern und Jugendlichen endlos Fußball

872 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

873 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

874 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

875 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

876 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

877 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

gespielt, auch heraußen, auch im Schnee, habe ich gesagt, zieht Euch warm an, und das war ja dann eine Gaudi.“⁸⁷⁸

Einmal hat er sich bei einem ehemaligen Heimkind brieflich entschuldigt und etwa Geld ins Kuvert gelegt. „Wenn ich Ihnen in Steyr-Gleink in irgendeiner Weise Unrecht getan haben sollte oder Ihnen einfach nicht gerecht geworden bin, bitte ich noch einmal um Vergebung!!!“⁸⁷⁹

Am Ende des Interviews sagt ER 2I, „Ich fühle mich nicht nur, [...] unschuldig, ich bin auch unschuldig. Und damit kann ich sehr gut leben. Obwohl das andere eine entsprechende Belastung ist. [...] Entweder bin ich ein Priester oder ich führe ein Doppelleben und bin ein Monster. Entweder – oder. Das ist eine Sache, wo ich Ohrfeigen gegeben habe, das ist auch nicht in Ordnung, aber das ist ja ein Klacks gegen das, worum es hier letztendlich geht. Mit so einer Hypothek habe ich keine Chance.“⁸⁸⁰

Ein ehemaliger Gleinker sagt heute: „Er hatte seinen Raum neben unserem Schlafsaal. Manchmal kicherten wir und trieben Späße. Plötzlich stand er in der Tür und mahnte uns brüllend, auf der Stelle still zu sein. Dies wäre nicht schlimm, aber jeder fürchtete ihn, wenn er zuschlug. [...] Ich hatte mit ihm unlängst Kontakt und rief ihn in Innsbruck an. Ich hörte seine Stimme, und ich verstummte innerlich. Ich spürte noch immer seinen Schlag im Gesicht. Ich wollte ihm meine Meinung nach all dieser Zeit sagen. Ich konnte es nicht, weil die Vergangenheit sofort wieder da ist. Mein Herz sagt aber auch: ‚Lasse diesen alten Mann in Frieden‘. Ich würde ihn trotz allem gerne sehen, weil er ein Teil meiner Jugend war.“⁸⁸¹

Die folgende exemplarische Fallbeschreibung aus den frühen 1980er-Jahren in Bezug auf sexuellen Missbrauch setzt sich ausführlich mit der Geschichte des HK 117 und des Erziehers ER 30 auseinander. ER 30 war im Haus in Gleink zwischen 1977 und 1999 tätig. Bereits zu Beginn der Forschungsarbeiten meldete er sich und wollte unverzüglich für ein Interview zur Verfügung stehen. Es war ihm ein Anliegen, sobald wie möglich befragt zu werden.

878 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

879 Kurier, 29.10.2011.

880 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

881 Akten Ombudsstelle, HK 109.

1977 entschloss sich ER 30, eine vom Land Oberösterreich angebotene praxisbegleitende Ausbildung zum Erzieher zu machen. Seine Praxis war Gleink. Er war nicht darauf vorbereitet, was ihn dort erwartete, und wie viele andere wurde er „ins kalte Wasser gestoßen“.⁸⁸² 1977 war das Heim zwar im Aufbruch, HL 4 hatte erste Umbauarbeiten und Reformen begonnen, aber es gab noch die großen Schlafsäle und alle trafen sich zu den Mahlzeiten im Speisesaal. „Wehe es war laut, dann hat er seine Watschen gekriegt. Über manche von meinen Kollegen war ich geschockt.“⁸⁸³ Bereits 1978, kurz nach seinem Eintritt in Gleink, übernahm ER 30 für viele Jahre eine der Lehrlingsgruppen, die damals neu im Heim eingerichtet worden waren. Es kam unter der Belegschaft des Heims aufgrund der schwierigen Arbeitsbedingungen immer wieder zu Konflikten, auch vermischte sich Berufliches mit Privatem. Eines Tages eskalierte ein Streit in der Gruppe von ER 30, und ein Kollege gab seiner Freundin eine Ohrfeige. Beide verließen das Haus. Mit den neuen Kolleginnen in der Gruppe gab es Schwierigkeiten, und ER 30 wurde daraufhin frei im Haus eingesetzt.

Im Zuge der Meldungen bei den Ombudsstellen wurde ER 30 in einigen Fällen physischer Gewalt genannt: hat wüst „abgefotzt“⁸⁸⁴, Ohrfeigen, die aber „alle okay waren, weil sie angemessen und begründet waren“⁸⁸⁵, war sehr schnell, was Ohrfeigen betrifft⁸⁸⁶, u.a.

ER 30 selbst gibt an, in drei Fällen ein Protokoll geschrieben zu haben, in dem er die Vorfälle meldete. Es handelte sich angeblich damals um Gewalt unter den Burschen, wo er eingriff, in einem anderen Fall ging es um einen sexuellen Übergriff.⁸⁸⁷

Andere ehemalige Heimbewohner erwähnten ihn positiv, es sei mit ihm gut gegangen⁸⁸⁸ und er sei ein guter Erzieher gewesen.⁸⁸⁹

2012 kam eine Beschuldigung seine Person betreffend in Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch zutage. HK 117 gab im Zuge eines Clearinggesprächs an, von

882 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

883 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

884 Akten Ombudsstelle, HK 86.

885 Akten Ombudsstelle, HK 26.

886 Akten Ombudsstelle, HK 115.

887 Interview ER 30, 9.5.2016

888 Akten Ombudsstelle, HK 76.

889 Akten Ombudsstelle, HK 49.

ER 30 angeblich zu oralem Sex gezwungen worden zu sein.⁸⁹⁰ Der Vorfall ereignete sich, als HK 117 zwischen 14 und 16 Jahre alt war. „Er hat mich mitten in der Nacht in den Konferenzraum geholt, und dann habe ich gesagt, ich habe Kopfweg, und dann hat er gesagt, er hat ein Mittel dagegen, und dann hat er die Hose aufgemacht. [...] Er hat sich befriedigen lassen.“ Nach dem Übergriff hätte er einen Suizid-Versuch mit Schlaftabletten gemacht.⁸⁹¹ Dem Heimakt ist zu entnehmen, dass HK 117 im Krankenhaus Steyr 1982 mit einer „Medik. Intoxination“ eingeliefert wurde.⁸⁹²

Darüber hinaus beschuldigte HK 117 auch andere Erzieher und den Heimleiter massiv. HK 117 vermutet, dass ER 30 auch die meisten Burschen seiner Lehrlingsgruppe missbraucht hätte.⁸⁹³ Auch sonst wäre in Gleink vieles vorgefallen. So bekam er angeblich in den 1980er-Jahren durch Zufall das Magazin „Homo“ aus den 1970er-Jahren in die Hand und entdeckte Fotos von Burschen in der Turnhalle und im Büro von HL 4. Er erinnere sich konkret an einen Jugendlichen, der habe damals einen Trainingsanzug bekommen, den habe er dann ausziehen müssen, dieses Foto sah HK 117 dann in der Zeitschrift. HK 117 berichtet auch über einen Missbrauch in der Nacht durch einen Unbekannten, auch einen weiteren Erzieher beschuldigt er, versucht zu haben, ihn im Schlaf mit der Hand zu befriedigen.⁸⁹⁴ HK 117 suchte auch im Internet nach anderen Betroffenen und postete seine Erinnerungen im Online-Forum „Schläge im Namen des Herrn“.⁸⁹⁵ Überdies behauptet er, dass 1987 der Mörder des neunjährigen Buben nicht der verurteilte HK 118 gewesen, sondern jemand anderer. Dies habe damals HK 4 vertuscht.⁸⁹⁶

HK 117 kam 1978 mit zehn Jahren von Pflegeeltern ins Heim, und wurde, seinen Schilderungen zufolge, von älteren Burschen im Schlafsaal bereits in den ersten Nächten vergewaltigt. Diese Übergriffe ereigneten sich zwei- bis dreimal pro Woche. Er wurde zudem Zeuge ähnlicher anderer Vorfälle. Auch in einer anderen Gruppe, in die er verlegt wurde, wurde er misshandelt und genötigt. Seinen Angaben nach war er insgesamt sechs Jahre lang sexueller Gewalt ausgeliefert ge-

890 Akten Ombudsstelle, HK 117, Klinisch-psychologischer Kurzbericht, 11.7.2012.

891 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

892 Heimakt HK 117, Med. Gutachten 1982.

893 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

894 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

895 Online-Forum „Schläge im Namen des Herrn“: Eintrag am 4.6.2011. <https://www.tripple.net/contator/aufzack/forum.asp?nid=20128#nid27011> (abgerufen am 5.7. 2019), HK 117.

896 Akten Ombudsstelle, HK 117.

wesen.⁸⁹⁷ Einmal wurde ihm dabei die Nase gebrochen. Auf Facebook schrieb er 2017: „Ich selbst habe heute wieder erfahren, dass ich laufend mit Verletzungen im Gesäss und Analsbereich in das Krankenhaus gebracht wurde. Lange zehn Jahre wurde ich fast täglich missbraucht, vergewaltigt und geschlagen. Das alles weiß ich aus Krankenhaus Akten.“⁸⁹⁸ Im Interview 2016 gab HK 117 allerdings an, dass er keine Verletzungen davongetragen habe.⁸⁹⁹ Er nannte etliche Namen betroffener, aber auch selbst Gewalt ausübender ehemaliger Heimkinder. Allgemein konnte er sich an die Namen der Erzieher bis auf wenige nicht erinnern. Damals vertraute er sich niemandem an. Seiner Mutter, zu der ein gutes Verhältnis bestand, erzählte er es nie.⁹⁰⁰

Während seiner Heimzeit kam er mehrere Male in das Krankenhaus Steyr, so 1980 nach einem Sturz über die Treppe, und am 13.1.1982 mit einer „Medik. Intoxikation“.⁹⁰¹ 1987 wurde er im Landeskinderkrankenhaus Linz behandelt: „Diagnose: Persönlichkeitsstörung, Zwänge, Borderline-Persönlichkeit. Wird generell ungünstig beschrieben. Allerdings wesentliche Verbesserung laut Erziehern.“⁹⁰² Im Interview berichtet er, in der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Linz (Anm. MW: bei Prim. Gerstl) als Anschauungsobjekt für Borderline für Studierende gedient zu haben.⁹⁰³

Etwa ab seinem 15. Lebensjahr ging HK 117 freiwillig sexuelle Beziehungen mit Heimkollegen ein. Diese Form der Beziehung, sagt er, wurde für ihn zu einer Normalität.⁹⁰⁴ In den Entwicklungsberichten des Heims finden sich entsprechende Einträge „sittlicher und sexueller „Abwegigkeiten“: „Mehrere Male haben wir bemerkt, dass sich HK 117 bei Gruppenkameraden für eine sexuelle Ersatzbefriedigung anbietet“, „Zwei bis drei Fälle sind bewiesen und auch von ihm zugegeben“, „Er neigt zu gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Hier versucht er es speziell mit geistig und körperlich Unterlegenen.“⁹⁰⁵

897 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

898 Mail HK 117 an John, 8.5.2017.

899 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

900 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

901 Archiv Gleink, Kinderakt HK 117.

902 Archiv Gleink, Kinderakt HK 117.

903 Akten Ombudsstelle, HK 117.

904 Akten Ombudsstelle, HK 117.

905 Archiv Gleink, K-Akt HK 117.

Trotzdem schien das Heim mit der Zeit für ihn eine Art Zuhause geworden zu sein. Als man ihn in das Lehrlingsheim Unken überstellen wollte, protestierte er in einem Brief an seine Sozialarbeiterin. „Ich will hier im Heim bleiben, denn hier bin ich schon seit dem 22.3.1984 und das ist meine Heimat. [...] Abschließend möchte ich Ihnen mitteilen, das Sie mich ohne mein Einverständnis überhaupt nirgends hinbringen können. Falls Sie es doch wagen sollten, werde ich alles daran setzen um Ihre Karriere als Fürsorgerin zu beenden.“⁹⁰⁶ Die Sozialarbeiterin antwortete, dass sie ihn ohnehin in kein Lehrlingsheim „stecken“ könnte, da er keine Lehrstelle habe. Allerdings schrieb sie auch, „Ich kann mich noch gut an die Zeit erinnern wo Du um jeden Preis von Gleink weg wolltest.“ Sie kündigte ihm ein Gespräch am Ende der Ferien an: „Wir werden alle gemeinsam über Deine Zukunft sprechen.“⁹⁰⁷

HK 117 setzte sich damals durch und absolvierte in Gleink ein Arbeitsgruppentraining. Laut seinen Angaben wurde sein Wunsch, eine Lehre zu machen, von der Heimleitung und Erziehern mit der Bemerkung „Du bist zu blöd für einen Lehrberuf“ abgewiesen.⁹⁰⁸ Später war er Gehilfe des Hausmeisters, erhielt ein Taschengeld und war unfallversichert.⁹⁰⁹ „Dann haben sie mich vor die Tür gesetzt.“⁹¹⁰ Er kam als Hausmeister in einem Gasthaus unter.⁹¹¹

Die Geschäftsführung der Caritas für Kinder und Jugendliche reagierte in der Folge auf die Vorwürfe gegen ER 30. „Da ist eine Zahlungsinformation von der Klasnic-Kommission auf meinen Schreibtisch geflattert und dort war des sexuellen Missbrauchs beschuldigt der ER 30, der war zu diesem Zeitpunkt nicht ganz freigestellt. [...] Für mich war klar, dass ich angesichts dieser Tatsache ER 30 vom Erzieherdienst freistellen muss, habe das auch getan und von der Leitung mehr oder weniger Rückendeckung gehabt. Das war der Zeitpunkt, wo ich plötzlich aus der Organisation aus allen Ecken und Enden Zurufe bekommen habe, wir haben es ohnehin immer gewusst, ich sei die Erste, die jetzt einmal eine Maßnahme setzt.“⁹¹² Nach Absprache mit der Caritasleitung teilte man ER 30 mit, dass er ab sofort keinen pädagogischen Dienst mehr verrichten dürfe.

906 Archiv Gleink, K-Akt HK 117, Brief an Sozialarbeiterin, 25.6.1984.

907 Kinderakt HK 117, Brief Sozialarbeiterin an HK 117, 28.6.1984.

908 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

909 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

910 Interview HK 117, 16.9.2016 (John, Wisinger).

911 Akten Ombudsstelle, HK 117.

912 Interview LP 9, (John, Wisinger).

ER 30 versuchte sich gegen den Vorwurf zu wehren. „Derjenige, der mich beschuldigt, war nicht einen einzigen Tag in meiner Gruppe.“⁹¹³ Er argumentierte, dass er in der Nacht Dienst hatte und auf die Gruppen aufpassen musste, ein Missbrauch wäre in dieser Zeit nicht möglich gewesen. Er schloss nicht aus, dass HK 117 missbraucht wurde: „Der hat sich halt mich ausgesucht.“⁹¹⁴

Er wandte sich an den Staatsanwalt in Steyr, dieser sagte ihm, es liege nichts auf. „Und wissen Sie was, die Klasnic-Kommission nimmt Schmierzettel entgegen, machen Sie sich nicht zu viel Sorgen.“⁹¹⁵ Sein Rechtsanwalt riet ihm, nicht zu klagen, sonst müsse er beweisen, dass nichts vorgefallen wäre. Von einer Anklage wegen Rufmord und Verleumdung sah er auf Anraten seines Anwalts bisher ab.⁹¹⁶ Einen Termin beim damaligen Bischof Schwarz (Anm. MW: Bischof von Linz von 2005-2016) nahm er gemeinsam mit dem ebenfalls beschuldigten Erzieher ER 29, HL 4 und dem ehemaligen Heimkind HK 19 wahr. „Der Bischof selber, der Schwarz hat uns bestätigt, sie wissen, dass sich die Ehemaligen in Foren absprechen und wissen, dass manches nicht der Wahrheit entspricht.“⁹¹⁷ Bischof Schwarz betonte, dass „durch den Beschluss der Bischofskonferenz die Klasnic-Kommission autonom agiert und agieren darf und sie keinen Einfluss mehr darauf haben.“⁹¹⁸

Nun stellte sich die Frage seiner Wiederbeschäftigung als Pädagoge, und die Opferschutzkommission Linz empfahl der Caritas, ER 30 einem psychiatrischen Gutachten zu unterziehen, um über eine weitere Anstellung im Kinder- und Jugendbereich entscheiden zu können. Das Gutachten sollte u.a. klären, ob es Hinweise dafür gibt, dass ER 30 eine sexuell motivierte Straftat begangen hat. Das Gespräch dauerte drei Stunden, anschließend absolvierte ER 30 einen Sexualstraftätertest mit 300 Fragen bei einer gerichtlich beeidigten Sachverständigen. Man stellte keinerlei Anzeichen für ein pädaosexuelles Delikt fest. ER 30 wurde wieder beschäftigt, „Ich habe dann schlussendlich mit einer Reihe von Auflagen zugestimmt, dass der ER 30 wieder als Erzieher tätig sein kann“⁹¹⁹

913 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

914 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

915 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

916 ER 30: Kirche + der Umgang mit dem Vorwurf des sexuellen Missbrauchs im SPZ Steyr-Gleink aus Sicht des ER 30, o.D. unveröffentl. Manus.

917 Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger).

918 ER 30: Kirche + der Umgang mit dem Vorwurf des sexuellen Missbrauchs im SPZ Steyr-Gleink aus Sicht des ER 30, o.D. unveröffentl. Manus.

919 Interview LP 9, (John, Wisinger).

ER 30 fühlte sich persönlich von den kirchlichen Instanzen im Stich gelassen, außerdem beklagte er, dass er keine Gelegenheit bekommen hätte, sich bei der Klasnic-Kommission zu rechtfertigen. Nachdem ER 30 von der Kriminalpolizei befragt wurde, stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen ihn und andere Beschuldigte 2012 wegen Verjährung ein. HK 117 erhielt schließlich 25.000,- Euro zugesprochen.

In den Jahren nach 1976 sind nur vereinzelt und von Einzelpersonen Angaben über sexuellen Missbrauch durch weitere ErzieherInnen gemacht worden. In einem Fall wurde der Vorwurf zurückgezogen, einmal wurde nur ein Vorname genannt, in zwei Fällen wurde erst beim zweiten Gespräch mit der Ombudsstelle ein Missbrauch angegeben, u.a. In allen Fällen zahlte die Klasnic-Kommission entsprechend hohe Summen aus.

2006 verfasste die Caritas einen verbindlichen Verhaltenscodex für MitarbeiterInnen in Bezug auf sexuellen Missbrauch, der allen MitarbeiterInnen per Dienstanweisung übermittelt wurde. Einmal mehr erklärte sich damals der Betriebsrat nicht mit Maßnahmen einverstanden. „Der Zentralbetriebsrat der Caritas ist mit dieser Vorgangsweise nicht einverstanden, keiner der Betriebsräte wurde miteinbezogen und die Art und Weise, wie dieser Kodex als Dienstanweisung den Mitarbeitern zur Unterschrift vorgelegt wurde, war grenzwertig.“⁹²⁰

3.3.2. PSYCHISCHE GEWALT

„Entweder alles widerspruchslos hinzunehmen oder seine Würde verlieren.“⁹²¹

Das Leben im Erziehungsheim kann durch seine strukturellen Bedingungen und die systemische Grundkonstellation als durchwegs psychisch belastend angesehen werden. Vor allem der Zwang, hier bleiben zu müssen und möglicherweise der Gewalt durch ErzieherInnen oder innerhalb der Gruppe ausgeliefert zu sein, die Entfernung von der Familie und die Tatsache, dass man im Grunde keinerlei Kontrolle über den Tagesablauf hatte, verhinderten eine positive Einstellung gegenüber dem Aufenthalt im Heim. Es gab zwar auch Heimbewohner, die fühlten sich hier sicherer als in der Familie, aber die meisten Betroffenen haben diese Zeit als eine auf mehreren Ebenen persönlich schwierige empfunden.

⁹²⁰ ER 30, Kirche + der Umgang mit dem Vorwurf des sexuellen Missbrauchs im SPZ Steyr-Gleink aus Sicht des ER 30, o.D. unveröffentl. Manus.

⁹²¹ Akten Ombudsstelle: HK 75.

Viele Biografien der ehemaligen Gleinker Kinder sind durch problematische Verläufe ihrer individuellen Lebensgeschichten gekennzeichnet. Sie erfuhren bereits als Kleinkinder in den Herkunftsfamilien Gewalt, Ablehnung und Demütigung. Ab den 1980er-Jahren wurde in Gleink enorm viel an Betreuungsarbeit und auch therapeutischen Maßnahmen geleistet, doch es gelang in vielen Fällen nicht, die Jugendlichen psychisch zu stabilisieren. Gleink war nicht die Ursache der psychischen Konstellation der Jugendlichen, jedoch bedeutete der Heimaufenthalt offensichtlich eine weitere Entwurzelung und Verstärkung von Ängsten und Minderwertigkeitsgefühlen. „Was er von Gleink mitgenommen habe, sei seine Minderwertigkeit und geringes Zutrauen“.⁹²² Nach Gleink fühlte man sich entwurzelt und „wie ein Aussätziger“,⁹²³ sagen ehemalige Heimkinder heute.

Wie auch in den vorhergehenden Kapiteln muss in Bezug auf psychische Gewalt durch ErzieherInnen zwischen der frühen Zeit bis in die 1970er-Jahre und den Jahren danach deutlich unterschieden werden. Dies gilt hinsichtlich der Gewalt unter den Heimbewohnern nicht, diese währte in unterschiedlichen Ausprägungen bis zur Schließung des Heims. (Anm. MW: siehe Kapitel 3.3.4. Gewalt unter Heimkindern) Die Symptomatik der Folgen eines Capo-Systems mit sexueller und physischer Gewalt wirkt in den Biografien deutlich nach.

Eine Form psychischer Gewalt war die Art und Weise, wie die Ankunft im Heim vor sich ging. Die Einweisung erfolgte in den meisten Fällen durch Zwang, viele Betroffene können den Moment bis heute nicht vergessen, als sie ihre Familie verlassen mussten, von der Polizei oder den Jugendfürsorgebehörden abgeholt und an einen ihnen unbekanntem Ort gebracht wurden. „An einem schönen Frühlingstag im Jahr 1968, wir waren gerade bei Oma auf Besuch und spielten mit unserem älteren Bruder im Hof, als ein heller VW Bus bei uns anhielt [...] Wir schrien vor Angst, so dass uns Mutter hörte, sie lief aus der Wohnung und sah, wie wir in das Auto gezerzt wurden!“⁹²⁴ Den Kindern wurde nach der Ankunft im Heim keine Perspektive hinsichtlich ihrer Zukunft mitgeteilt. Die Dauer des Aufenthalts, der Verbleib der Geschwister, die drohende Verlegung in eine „strengeres“ Heim oder in die Psychiatrie blieben stets ungewiss. So kam 1963 ein siebenjähriges Kind unter dem Vorwand, nur 14 Tage zur Erholung zu bleiben, für acht Jahre nach Gleink.⁹²⁵

922 Akten Ombudsstelle: HK 121.

923 Akten Ombudsstelle: HK 6.

924 Manus HK 28, 2014, übergeben an Autorin, 28.II.2016.

925 Akten Ombudsstelle, HK 70.

Der Kontakt mit der Familie wurde unterbunden oder reglementiert, aus dem Heim sollte nichts nach außen dringen. Es gab Heimkinder, die fuhren selten oder gar nicht in den Ferien nach Hause. Sie konnten ihre Eltern ein Jahr lang nicht sehen.⁹²⁶ Diese Isolation verursachte heftige Reaktionen oder die Kinder wurden apathisch, teilnahmslos und verweigerten den Kontakt in der Gruppe. Es kam zu Suizid-Versuchen, Selbstverletzung, Suchtverhalten und Aggression. Die Kinderakten bilden diese teilweise pathologischen Reaktionen in ihren Entwicklungsberichten ab, dieser Aktenbestand ist eine Quelle, die auf vielerlei Weise zu lesen ist. Einerseits sieht man die jeweils zeittypische Intention des Heimes, die Kinder in entsprechender Weise „gesellschaftstauglich“ zu machen, andererseits kann man die „kleinen Tragödien“ der Kinder herauslesen. Der Ton, der hier bei der Beurteilung des kindlichen Verhaltens angeschlagen wird, sagt viel über den Umgang mit den „Zöglingen“ aus. Die Akten zeigen aber auch die Verzweiflung der Erzieher, wenn sich trotz großer Bemühungen keine Veränderung einstellte und das Kind in der Schule und im Heim zunehmend negativ auffiel. Verhaltensauffälligkeiten wie Bettnässen, Einkoten, Nagelbeissen, Stottern und Zittern sind bei vielen Kindern aufgetreten. Hingegen schienen manche Fuß gefasst zu haben, und konnten die Schule abschließen und eine Berufsausbildung beginnen. Welche Spätschäden an den Kindern entstanden, kann nur vermutet werden. Die in den meisten Protokollen der Ombudsstellen und den Interviews dargestellten Lebensgeschichten lassen wenig Hoffnung zu, dass ein Heimaufenthalt durchwegs positive Auswirkungen hatte.

Vor allem das pädagogische Konzept der frühen Jahre, nämlich die Kinder aus ihren „kaputten“ Familien zu lösen, also den Kontakt möglichst lange zu unterbinden, brachte viel Leid mit sich. Die für die Entwicklung der Kinder wichtige Elternarbeit gab es erst in späteren Jahren. Kinder mussten mitunter monatelang warten, bis die erste „Internierung“ nach der Einweisung endete, und sie endlich nach Hause auf Besuch fahren durften. Geschwister verloren den Kontakt zu einander. Oft versuchten Heimkinder immer wieder nach Hause zu gelangen, und machten sich zu Fuß auf den Weg. Entweichungen waren oft auf aktuelle Gewaltausübung oder traumatische Vorfälle wie Missbrauch zurückzuführen, resultierten aber vor allem aus der allgemeinen Lebenslage, nämlich Fremden völlig ausgeliefert zu sein. Beispielsweise wurden 1977 zwei elfjährige Buben auf gestohlenen Fahrrädern auf der Autobahn bei Enns aufgegriffen, sie wollten es bis nach Kärnten schaffen.⁹²⁷ Die entwichenen Kinder und Jugendlichen wurden

926 Akten Ombudsstelle, HK 4.

927 OÖN, II.10.1977.

mithilfe der Polizei gefunden, manche schafften es bis nach Hause, dort holte man sie jedoch ab. Was danach mit ihnen im Heim geschah, ist den Protokollen und Interviews zu entnehmen. Prügelstrafen, andere drastische Maßnahmen wie Einsperren, Essensentzug oder die Streichung von Begünstigungen folgten in der Regel bis Mitte der 1970er-Jahre. Noch 1980 wurde ein Jugendlicher auf der Flucht von Gendarmen geschlagen und an Heizungsrohre gefesselt.⁹²⁸ Kinder entwickelten auch Strategien zur inneren Flucht, etwa verschlang HK 72 die Bücher von Karl May.⁹²⁹

Den Gründen, weshalb die Heimbewohner „entwichen“, wurde kaum nachgegangen. Heimkinder hatten generell das Gefühl, dass ihnen niemand glaubte, was immer auch geschehen war. Sie erlebten ihre Rechtlosigkeit als völlige Ohnmacht, und empfanden ihre Zeit in Gleink im Grunde als Strafe, „Der ganze Alltag sei lebensfeindlich wie in einer Haftanstalt gewesen“.⁹³⁰ Für viele gab es jedoch keinen Ausweg, waren sie doch auch in ihren Familien misshandelt gewesen. Dazu kam, dass Kinder, die bereits Gewalterfahrungen in der Familie machen mussten, auch anderswo ausgegrenzt wurden. Ihr „Anderssein“ führte in vielen Fällen zu weiteren Übergriffen und letztlich zur Abschiebung in ein Heim. Das zeigt u.a. das Beispiel von Brüdern, die 1968 gemeinsam nach Gleink gebracht wurden. „In der Schule wurde es zur Gewohnheit, wenn wir die Klasse betraten, dass wir uns gleich auf den Strafplatz stellen mussten, ohne auch nur annähernd zu wissen, warum?! Die Schläge wurden immer intensiver und brutaler, Zuhause oder in der Schule, völlig egal wo wir waren. In der Schule mit dem Stock oder der Hand, zu Hause mit dem Teppichklopfer, es wurde wahllos auf uns eingedroschen und das schlimme daran – wir hatten absolut nichts getan!“⁹³¹

Die zu Hause verbliebenen Geschwister mussten der gewaltsamen Abholung ihrer Brüder zusehen oder erfuhren erst nachträglich davon. Ihre psychische Belastung war nicht unerheblich, fürchteten sie doch stets selbst auch abgeholt und weggebracht zu werden. „Schlimm, dass er damals weggekommen ist“, sagt eine Schwester, die den Kontakt zu ihrem Bruder jahrelang verloren hatte. In der Familie war es damals ein Tabu gewesen, nach dem Bruder zu fragen, niemand sprach über ihn. Er war einfach verschwunden. Heute macht sie sich Vorwürfe: „Ich habe nie nachgefragt, und trotzdem, er ist immer mein Bruder geblieben.“⁹³²

928 Akten Ombudsstelle, HK 39.

929 Akten Ombudsstelle, HK 72.

930 Akten Ombudsstelle, HK 122.

931 Manus HK 28, 2014, übergeben an Autorin, 28.II. 2016.

932 Gesprächsnotiz, Telefonat mit Schwester v. HK 16, März 2019.

Eine Dokumentation der psychischen Gewalt ist Zeugnis über das, was Kindern in Gleink angetan wurde. Viele der Erinnerungen mögen nach der langen Zeit ungenau sein oder übertrieben wirken, dennoch zeigen sie die ausweglose Situation und Ohnmacht der Kinder an diesem Ort. Die Jahreszahl gibt den Beginn der Heimzeit des jeweils Betroffenen an.

1961: In der Lernstunde im Heim wurde ein bestimmtes Kind beauftragt, die Anderen zu beaufsichtigen, und es musste aufschreiben, falls jemand sprach. Anschließend wurden die Strafen am Gang vollzogen. Meldete das Kind niemanden, wurde es selbst bestraft.⁹³³ Diese Ausweglosigkeit haben viele Heimbewohner als quälend beschrieben, mit der Zeit gewöhnten sie sich daran, selbst Gewalt auszuüben, um diese nicht selbst erleiden zu müssen.

1962: HK 123 kam mit sechs Jahren nach Gleink, er schildert die Angst, die er beim Duschen und beim Unterwäsche wechseln hatte, war diese nicht sauber, musste er sie am nächsten Tag „als Zeichen der Schande“ auf dem Kopf tragen. Er musste den Bettnachbarn wegen Bettnässens kontrollieren, wenn er ihn nicht verraten hat, wurde er darauf selbst geschlagen.⁹³⁴

1961: Ein damals erst siebenjähriges Kind hat in Erinnerung, dass es sich beim Abschied nach Aufenthalt zu Hause, weinend an die Mutter geklammert hätte und versprach „eh wieder brav zu sein“. Der Bub hatte immer furchtbare Angst, zurück in das Heim zu müssen. Anvertrauen konnte er sich niemandem.⁹³⁵

1963: Ein Betroffener schildert, dass sich Kinder vor dem Erzieher auf den Boden warfen und darum bettelten, nicht geschlagen zu werden. Im Sommer musste man barfuß auf dem heißen Asphalt gehen, dies geschah zur Vorsorge, damit keiner weit flüchten konnte.⁹³⁶

1965: Ein Heimbewohner glaubt sich zu erinnern, dass in Gleink nie Geburtstag gefeiert wurde, er wusste als Kind damals nicht genau, wie alt er eigentlich war. Bis heute freue er sich, wenn er von Möbel-Leiner oder der Gewerkschaft Geburtstagsgrüße erhielt. Sein Bruder nahm sich mit achtzehn Jahren das Leben, auch er war zwei Jahre in Gleink.⁹³⁷

933 Akten Ombudsstelle, HK 68.

934 Akten Ombudsstelle, HK 123.

935 Akten Ombudsstelle, HK 80.

936 Akten Ombudsstelle, HK 69.

937 Akten Ombudsstelle, HK 124.

1966: Eine Diphtherie-Epidemie blieb als lebensbedrohliche Gefahr in Erinnerung, ein neunjähriges Kind verstarb. Jede Hilfe kam zu spät, da es bei der Weiterleitung der Untersuchungsbefunde durch das Krankenhaus Steyr und der Meldung beim Amtsarzt Verzögerungen gab, und somit die Einweisung in das Krankenhaus zu spät erfolgte.⁹³⁸ 25 Buben aus dem Heim wurden in die Infektionsabteilung des Landeskrankenhauses eingeliefert, 20 davon erkrankten. Alle Kinder im Heim wurden geimpft. Eine prophylaktische Penicillinbehandlung für insgesamt 270 Personen folgte. Nach kurzer Zeit konnte die Ausbreitung eingedämmt werden.⁹³⁹ Eine Aufarbeitung des tragischen Ereignisses erfolgte nicht, ein Mitschüler des verstorbenen Buben glaubt sich zu erinnern, Totenwache gehalten zu haben.⁹⁴⁰

1967: Ein Heimkind erhielt ein Modellflugzeug als Geschenk, und der Erzieher zerstörte dieses mit den Worten „Dieses Teufelszeug brauchen wir hier nicht.“ HK 125 hatte durch einen Geburtsfehler dünne Beine mit Klumpfüßen. Im Heim wurde er gezwungen, kurze Hosen anziehen, und er wurde aufgrund seiner Behinderung oft ausgespottet.⁹⁴¹

1968: „Die Kinder wurden im Gang aufgestellt und es wurde erklärt, dass wir gescheiterte Existenzen seien. [...] Wir waren für die Erzieher nur Abschaum und minderwertige Menschen“, schrieb ein ehemaliges Heimkind an die Caritas.⁹⁴²

1969: Der Bettnässersaal war besonders gefürchtet. Durch die psychische Gewalt im Heim reagierten viele der Heimkinder mit Bettnässen. Um eine strafweise räumliche Trennung von den Gruppen durchzuführen, wurde ein Bettnässersaal eingerichtet. Es wird berichtet, dass die Bettnässer morgens ihre Bettwäsche im Waschbecken ohne Waschpulver waschen und direkt über dem Bett aufhängen mussten. „Es war ein fürchterlicher Gestank im Raum,“⁹⁴³ auch gab es Nachtdienstbücher über Vorfälle in der Nacht, die wurden am Morgen an den nächsten diensthabenden Erzieher weitergegeben. Die Kinder wussten nicht, was in dem Nachtdienstbuch stand.⁹⁴⁴

938 Salzburger Nachrichten, 29.1.1966.

939 Steyrer Zeitung, 3.2.1966.

940 Akten Ombudsstelle, HK 72.

941 Akten Ombudsstelle, HK 125.

942 Akten Ombudsstelle, HK 40.

943 Akten Ombudsstelle, HK 74.

944 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

Viele Kinder wurden hier erst in der Pubertät zu Bettnässern,⁹⁴⁵ die darauffolgenden Demütigungen durch die Zurschaustellung blieben ihnen unvergesslich.

1970: Ein Dreizehnjähriger litt an chronischem Stuhlverhalten, da er Angst vor der Gangaufsicht hatte und es vermied, nachts allein auf die Toilette zu gehen.⁹⁴⁶

1974: In der Schule wurden Vorkommnisse in ein Mitteilungsheft eingetragen, wobei die Kinder nicht wussten, was der Lehrer oder die Lehrerin darin vermerkt hatte. Die Hefte wurden von der Schule abgeholt. Oft erhielten sie dann vom Erzieher Schläge, „Man ist schon mit Angst von der Schule heimgegangen.“⁹⁴⁷ Es gab ein Plus-Minus-Buch, welches am Sonntag Nachmittag bei der Gruppensitzung sanktioniert wurde.⁹⁴⁸

1975: HK 126, dessen Vater ihn sexuell missbrauchte und dessen Mutter körperbehindert war, erinnert sich an Gleink: „Wir waren für die Erzieher Arbeitsobjekte, es gab nichts Nettens von ihnen. Die meisten von ihnen waren froh, wenn sie heimgehen konnten. Wir wurden niemals in die Arme genommen.“⁹⁴⁹

1980: Ein zehnjähriger Bub wurde von einer Erzieherin als „Schwuli“ bezeichnet, er ist bis heute davon überzeugt, dass sie ihn hasste, da sie ihn angeblich allein in ein Zimmer zur Isolation sperrte. In seiner Erinnerung glaubt er, dass dies über ein Jahr lang der Fall war, und er sich bei offenem Fenster zum Schlafen auf das Fensterbrett gelegt habe, in der Hoffnung, aus dem Fenster zu fallen.⁹⁵⁰

1981: Als Kleinster in der Gruppe wurde HK 128 immer wieder von seinen Mitbewohnern brutal misshandelt, er flüchtete einige Male aus Gleink und wurde bei seiner Aufgreifung von Erziehern geschlagen. Kurz nach seiner Entlassung versuchte er mehrere Male, sich das Leben zu nehmen.⁹⁵¹

1985: Als die Mutter eines Heimkinds an Krebs erkrankte, wollte KH 91 sie vor ihrem Tod noch im Krankenhaus besuchen: „Meine Bitte, das Heim am Wochenen-

945 Akten Ombudsstelle, HK 67.

946 Akten Ombudsstelle, HK 108.

947 Akten Ombudsstelle, HK 4.

948 Akten Ombudsstelle, HK 86.

949 Akten Ombudsstelle, HK 126.

950 Akten Ombudsstelle, HK 127.

951 Akten Ombudsstelle, HK 128.

de aus diesem Grund verlassen zu dürfen, wurde mit einem Lächeln abgelehnt. Dieses Lächeln werde ich mein Leben nie vergessen. Einige Tage darauf verstarb meine Mutter.“⁹⁵²

1987: HK 129 erinnert sich an eine junge Erzieherin: „Sie hat uns wie Aussätzige behandelt, als sie sogar mit ihrem eigenen Essgeschirr dahergekommen ist. [...] Ich darf nur sagen, dass ich an diesen Erziehungsmethoden zerbrochen bin und erkannt habe, dass ich diesen Menschen schutzlos ausgeliefert war.“⁹⁵³

1990: In einem Arbeitspapier über die Gründe der häufigen Entweichungen führte man an: Fehlender Intimbereich für den Einzelnen, Kasernierung, Langeweile, Druck von allen Seiten, Aggressionsstau, Angst vor Gewalt, Freiheitsdrang, Idealisierung der Familie und Heimweh, Verleitung durch Andere, Suche nach Zugehörigkeit, Beziehungskrisen, falsche Versprechungen der Sozialarbeiter und generell Beziehungsunfähigkeit.⁹⁵⁴

2000: HL 5 beschreibt die damals nach wie vor spürbare Ausgrenzung der Gleinker Kinder und Jugendlichen, „Dann gab es diesen Weihnachtsmarkt in Gleink, da sollten unsere Kinder nicht hinaus, weil da die Bevölkerung hereinkommt, die sollten sich möglichst nicht sehen lassen, Wahnsinn.“⁹⁵⁵ Diese Außenseiterstellung wurde von den Betroffenen als besonders belastend empfunden und wirkte sich auf das spätere Verhalten aus.

2000: Drogenabhängigkeit und Vernachlässigung hatten auch tödliche Folgen, „Ein Kind ist gestorben in meiner Zeit, und zwar in Attnang-Puchheim in einer Toilette, der hatte eine übertauchte Grippe und hat immer Benzin geschnüffelt, den haben sie tot gefunden. Aber es gab auch immer wieder viele Suizidversuche von Jugendlichen. Die haben kein Leben mehr gehabt zum Teil, viele sind weiter im Knast gelandet, nur ganz wenige, die es geschafft haben.“⁹⁵⁶ Unter den Jugendlichen im Heim war Alkoholkonsum an der Tagesordnung, „Als 15-Jährige haben wir uns das Heimleben mit Alkohol gerichtet“, man trank sogar Diana mit Menthol.⁹⁵⁷ Andere tranken „Adabei Ribiselwein“. Die späteren Alkoholprobleme fingen oft in Gleink an.⁹⁵⁸

952 Akten Ombudsstelle, HK 91.

953 Akten Ombudsstelle, HK 129, Brief an Kinder- und Jugendanwaltschaft, 9.9.2013.

954 Archiv Mappe 85: Arbeitspapier, Welche Hintergründe Entweichungen, s.a.

955 Interview HL 5, (John, Wisinger).

956 Interview HL 5 (John, Wisinger).

957 Akten Ombudsstelle, HK 49.

958 Akten Ombudsstelle, HK 130.

Für die meisten „Gleinker“ ist es bis heute belastend, damals mitangesehen zu haben, wie andere Kinder, Mitschüler und Freunde misshandelt wurden. Dieser Rückblick auf das Leid anderer ist ein großer Teil der Erinnerungsarbeit und es stellen sich die Betroffenen die Frage, weshalb man nicht helfen konnte – manche erkannten ihre Mittäterschaft. Die Veränderung der eigenen Persönlichkeit, die durch die Kindheitserfahrungen in der Familie und im Heim vor sich ging, haben wohl alle wahrgenommen. Ein 1976 in Gleink aufgenommener Bub formuliert das viele Jahre später: „Weil in Gleink aus dem fröhlichen Tiroler Buben ein zurückgezogener Eigenbrötler geworden ist“.⁹⁵⁹

Eindrucksvoll erzählt HL 5, die ehemalige Heimleiterin, wie sie Menschlichkeit im Heim erfahren konnte: „Einmal habe ich erlebt, dass eine Küchenmamsell einen Zwölfjährigen, der abgehauen war und wiederkam, im Arm hatte. Eine schlichte Frau – kann man Pädagogen nicht beibringen, dass Kinder Wärme brauchen – die nie ein Buch gelesen hatte, sitzt da und nimmt das Kind einmal in die Arme, mitten in der Küche und sagt: „Jetzt iss erst einmal etwas“.“⁹⁶⁰

3.3.3. GEWALT UNTER HEIMKINDERN

„In diesen Nächten, in diesen allein gelassenen Nächten gerade bei den kleinen Kindern, was sich dort abgespielt hat, das ist wirklich das grausamste, sadistischste was sich da abgespielt hat.“⁹⁶¹

In den unterschiedlichen Zeitdokumenten ehemaliger Heimkinder ist die Gewalt, die durch die in Gleink lebenden Kinder und Jugendlichen selbst ausgeübt wurde, äußerst präsent. Zwar steht zunächst das Unrecht durch ErzieherInnen im Vordergrund, aber in den späten Passagen der Interviews tritt die Dimension des Schreckens vor allem innerhalb der Gruppen deutlich zutage. Die in Gleink erfahrenen Schikanen, Körperverletzungen, sexuellen Misshandlungen, Demütigungen und die völlige Unterwerfung der Kleineren und Schwächeren prägen das Leben der Menschen, die dem mitunter schutzlos ausgesetzt waren, bis heute. Dabei tritt die Komplexität eines Gewaltsystems zutage, denn es gibt etliche Personen, die Opfer sexuellen Missbrauchs durch ErzieherInnen oder andere Heimbewohner wurden, und dann selbst als Gewalttäter agierten. Die Verstrickung von Ohnmacht und

959 Akten Ombudsstelle, HK 131.

960 Interview HL 5, (John, Wisinger).

961 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

Schuld, Mittäter- und Mitwisserschaft war systemimmanent und bis zuletzt nicht beherrschbar. Sozialpädagogische und therapeutische Ansätze, wie sie im Sozialpädagogischen Zentrum versucht wurden, mussten an den gruppendynamisch evozierten Unterdrückungsmechanismen scheitern.

Viele ErzieherInnen und HeimleiterInnen versuchten, der Gewalt unter den Heimbewohnern Einhalt zu gebieten. „Ich habe immer wieder damit zu tun gehabt mit: Wie rette ich die kleinen Kinder vor den großen. Die sadistischen Impulse von den Älteren, die natürlich körperlich stärker waren, und da müssen sich fürchterliche Dinge abgespielt haben in der Nacht. Es ist ja keine Kontrolle da gewesen. Das heißt, ich gehe davon aus, dass den Neuankommenden klar gezeigt worden ist, wo es lang geht. [...] Es hat eine klare Hierarchie gegeben bei den Kindern. Ich habe sie auch ein paarmal raufen lassen, dann war es wenigstens offen und transparent für mich. Aber es ist so viel versteckt gelaufen. Einmal bin ich in eine Situation hineingekommen, ich war hinterher so fertig, ich habe nicht mehr reagieren können, da dürfte Einer Einen im Bett vergewaltigt haben.“⁹⁶²

Die bis zur Schließung des Heims tätige Lehrerin und Schuldirektorin der Landes-
ondererziehungsschule (Anm. MW: 1984 bis 2009) hatte offenbar ein besonderes
Vertrauensverhältnis zu den Kindern und Jugendlichen. Ihr gelang eine Innensicht
auf die Verhältnisse im Heim, nicht zuletzt, weil sie die Heimbewohner gut kann-
te. LP 6 führte 1996/97 eine einzigartige empirische Untersuchung im Rahmen ih-
res Studiums im Bereich „Qualitative Jugendforschung“ durch. Im Rahmen ihrer
Studie gewährte sie Einblicke in ein Gewaltsystem, das den Heimalltag über viele
Jahre lang prägte.⁹⁶³ Sie interviewte fast alle Schüler, und versprach ihnen, dass
niemand, außer der Professor, bei dem sie diese Facharbeit schrieb, die anonymi-
sierten Interviews lesen würde. Sie fragte bei ihren damaligen Interviewpartnern
nach, ob sie die Arbeit auch der Heimleiterin (Anm. MW: HL 5) zeigen dürfe, damit
diese die Situation verbessern könnte. In der Studie waren die Orte und Zeiten, in
denen vermehrt Übergriffe stattfanden, präzise angegeben, sodass konkrete An-
satzpunkte für eine Lösung der Problembereiche vorlagen. HL 5 versuchte mit al-
len Kräften, das Heim zu einem “sichereren Ort für die Kinder und Jugendlichen”
zu machen.”⁹⁶⁴

962 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

963 Mail LP 6 an Wisinger, 31.8.2019.

964 Mail LP 6 an Wisinger, 1.9. 2019.

Bis heute hat LP 6 niemandem sonst die Studie vorgelegt, den Kindern war die Wahrung ihrer Anonymität sehr wichtig: „Sie haben leicht reden, sie gehen hinüber, reden mit den Erziehern und dann gehen sie heim, aber der ..., der erwischt mich bestimmt irgendwo, niemand kann immer auf mich aufpassen“, sagte ein Bub zu ihr.⁹⁶⁵

Der Beweggrund, diese Arbeit zu verfassen, waren Beobachtungen und vor allem die Forschungsannahme, dass, wenn die LehrerInnen an der Schule und die ErzieherInnen im SPZ mehr über die „subjektiven Hoffnungen, Erwartungen, Befürchtungen und Ängste unserer Schüler“ wüssten, könnten man diese besser unterstützen, ihre Persönlichkeit zu entfalten und sich für das Beschäftigungssystem zu qualifizieren.⁹⁶⁶ LP 6 wertete für ihre Feldforschung Interviews mit den Schülern, Schüleraufsätze und Akten aus Schule und Heim aus. Ihre Fragen bezogen sich auf: „Welche Situationen im Heim, in der Schule machen mir Spaß?“, „Wann, wo und mit wem fühle ich mich im Heim, in der Schule wohl?“, „Was hat sich für mich, seit ich in Glink bin, verändert, verbessert, verschlechtert?“, „Welche Situation im Heim, in der Schule macht mir Angst, versetzt mich in Wut oder machen mich hilflos?“. LP 6 fasst heute zusammen: „Was allen Schülern (auch denen, die ich als Täter einstufte) am meisten Probleme bereitete, war die real oder latent vorhandene Gewaltbereitschaft von Mitschülern. [...] Zwei Drittel der Schüler berichteten von sexuellen Übergriffen im Heim unter den Kindern und Jugendlichen. Davon war ein Drittel selbst von sexuellen Übergriffen betroffen. Alle Kinder sprachen die allgegenwärtige Angst an.“⁹⁶⁷

Den Erziehungsstil von ErzieherInnen und LehrerInnen stuften 1997 zwei Drittel als positiv ein, 75% hingen sehr an ihren Erziehern und nannten sie als Bezugsperson. Etwa 55% der Äußerungen über das Heim insgesamt waren negativ, der Rest war positiv. Die ehemalige Schuldirektorin resümiert: „Die Ergebnisse fand ich sehr brisant. Obwohl die Kinder ihre Erzieher mochten, die Freizeitangebote toll fanden, spielten Gewalt, Angst vor körperlichen und sexuellen Übergriffen und Erniedrigungen eine sehr große Rolle. [...] Die Kinder waren ständig von Gewalt betroffen. Der Großteil der Kinder hatte in den Herkunftsfamilien Gewalt als probate Problemlösungsstrategie erlebt.“⁹⁶⁸

965 Mail LP 6 an Wisinger, 1.9.2019

966 Mail LP 6 an Wisinger, 31.8.2019.

967 Mail LP 6 an Wisinger, 31.8.2019.

968 Mail LP 6 an Wisinger, 31.8.2019.

Die Ergebnisse der Studie waren alarmierend, und zeigten auf, dass die ErzieherInnen der für geschlossene Einrichtungen typischen Gewalt nicht gewachsen waren. Die jahrzehntelange Hierarchisierung eines autoritär geführten „Erziehungsheims“ blieb bis zuletzt aufrecht und bestimmte den Alltag der Heimbewohner von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Tag in Gleink.

„Gerade in meinen Anfangsjahren in Gleink gab es sehr viele Erzieher und Erzieherinnen ohne jede fachliche Ausbildung. Wie hätten sie ohne Rüstzeug und ohne jede entwicklungspsychologischen und entwicklungspsychopathologischen Kenntnisse die Kinder wirksam schützen sollen. Das wurde aber immer besser. Als das Heim seine Pforten schloss, waren alle sehr gut ausgebildet.“⁹⁶⁹

Viele ErzieherInnen kämpfen bis heute mit der Erinnerung an ihr Scheitern, das vor allem durch organisatorische und strukturelle Mängel verursacht wurde. Ein Erzieher, der ab 1979 im Haus war, erzählt: „Die Gewalt, die da geherrscht hat unter den Kindern, ich glaube, dass wir auch immer fertig waren wegen der Gewaltsituationen, die wir da erlebt habe. Da sind wir am Abend immer zusammen und haben relativ viel Bier getrunken. Für mich waren die 14-Jährigen abschreckend, die sich nur mehr niedergesoffen haben, weil sie das nicht mehr ausgehalten haben die ganze Geschichte. Ich bin dann in meiner Verzweiflung, was ich dort erlebe, zur Heimpsychologin gegangen, habe dort meine erste Supervision versucht, habe der dort gesagt, was ich so erlebe an Gewalt usw. Die hat mich nie wieder angeredet. [...] Und die hat das vollkommen ignoriert.“⁹⁷⁰

Ein Erzieher, der 2004 bis 2006 im Haus arbeitete, machte folgende Beobachtung: „Die Kinder wussten nicht, wo das Nachtdienstzimmer ist und konnten nicht einmal Hilfe holen.“ Beim Nachtdienst sei er öfter durchgegangen, „weil ich merkte, dass die älteren Jugendlichen unglaubliche Machtspiele gemacht haben mit den Kleinen. [...] Ich bin immer zu spät gekommen und habe es auch nie gesehen, nur, dass es ihnen schlecht geht, [...] Kinder wurden mit der Rettung weggebracht, die sind mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen worden, es waren massive Sachen.“⁹⁷¹

969 Mail LP 6 an Wisinger, 31.8.2019.

970 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

971 Interview ER 24, 18.7.2019 (Wisinger).

CAPO-SYSTEM

Gewalt unter den Heimkindern gehörte zum Heimalltag, und die Rankämpfe wurden von manchen ErzieherInnen genützt, um Ordnung in der Gruppe herzustellen und Kontrolle über das Verhalten der Kinder zu erlangen, ohne selbst Gewalt anwenden zu müssen. Bereits in den frühen Jahren des Heims ließ man die Kämpfe in den Gruppen zu. Ein ehemaliger Betroffener beschreibt die Situation in den Gruppen, es sei „wie unter Hyänen gewesen“, und man hätte sich an niemanden wenden können, „er hätte ansonsten seine Position als Viertstärkster beschädigen können. Er habe in Gleink gelernt, dass sowohl von Seiten der Erzieher als auch unter den Schülern, Gewalt zum Ziel führe und „nach oben gebuckelt und nach unten getreten wird“. ⁹⁷² Auch versuchte man, einen „Beschützer“ zu haben, „keine Ahnung, was gewesen wäre, wenn er nicht da gewesen wäre, ich hätte dies nicht ausgehalten“, der Stärkste im Heim habe ihm damals geholfen. ⁹⁷³

Ein anderes Heimkind erinnert sich an die Methoden seines Erziehers in den 1970er-Jahren: „Da sind die Erzieher hergegangen, haben sich eine Vertrauensperson genommen, haben sie nach vorne gesetzt zum Schreibtisch und ihnen einen Zettel und einen Bleistift gegeben in der Hand. Jeder, der in der Stunde geredet hat, ist aufgeschrieben worden von dem. Nach einer Stunde ist der Erzieher wieder zurück gekommen, hat den Zettel in die Hand genommen – da hat aber keiner gewusst, wer da aufgeschrieben worden ist. Das hat man dann erst zwei Stunden später [...] und er hat jeden einzelnen geholt, der da aufgeschrieben war. Und jeder einzelne, der da zurück gekommen ist, dem ist das Blut aus der Goschen geronnen oder er hat ein Veilchen gehabt.“ ⁹⁷⁴

Das Capo-System in Gleink war nicht nur unter den Kindern bekannt, auch viele ErzieherInnen beobachteten diese Praxis bei ihren KollegInnen. „Es hat natürlich so Systeme gegeben wo einige Erzieher, die haben sich nicht die Finger schmutzig gemacht. Die haben die Älteren, die 13-, 14-Jährigen die körperlich stärker waren, so zack – du richtest dir den her. Das Capo-System, natürlich hat das funktioniert. [...] Das ist ja zehnmal grauslicher als der ärgste Erzieher, was sich dort abgespielt hat. [...] Für mich sind die schlimmsten Täter eigentlich die von unseren KollegInnen, die dieses Capo-System gemacht haben. Das

972 Akten Ombudsstelle, HK 72.

973 Akten Ombudsstelle, HK 85.

974 Interview HK 18, 12.8.2016 (Wisinger).

waren für mich die Ärgsten. Weil die machen sich die Finger nicht schmutzig, stellen die 14-jährigen an, die kriegen ein paar Zuckerl und die schnalzen dann die Kleinen her.“⁹⁷⁵

HL 4, der in dieser Zeit in Gleink verantwortlich war, wusste Bescheid: „Wir hatten ein hochprofessionell aufgezogenes Capo-System. Jugendliche, die nachts, wenn die Erzieher anderweitig beschäftigt oder gar nicht da waren, die Truppe unter Kontrolle hatten und auch andere Jugendliche missbrauchten.“⁹⁷⁶ Dass auch die Auswirkungen von nächtlichen Prügeleszenen und Übergriffen nicht ohne Folgen blieben, bemerkte sogar ein Zeitungsjournalist, der 1987 im Haus recherchierte und bemerkte: „Es wird schnell sichtbar, daß schlagende Argumente hier häufiger gebraucht werden. Einige laufen mit klassischen blauen Augen herum.“⁹⁷⁷ Zu dieser Zeit waren die Übergriffe durch Erzieher bereits wesentlich seltener geworden, die Verletzungen wurden offenbar durch Rankämpfe und Bestrafungsrituale verursacht.

Auch in späteren Jahren bedienten sich ErzieherInnen des Capo-Systems und duldeten somit die Aufsicht durch Stärkere im Heim. Es soll auch vorgekommen sein, dass Gruppenerzieher die Kinder zu einem Kampf zwangen und zusahen. Kinder ungleichen Alters und Stärke mussten gegeneinander kämpfen und taten sich miteinander sehr weh.⁹⁷⁸

Vor allem im Lehrlingsbereich und unter den Älteren gab es Anführer, die andere traktierten und gewalttätig waren. Im Jahr 1990 wurde einem Neuankömmling in den ersten Tagen „die Decke“ übergeworfen, man drückte ihm die Beine auseinander, und die sogenannte „Heimtaufe“ stand an. Ein Erzieher im Nachtdienst rettete ihn im letzten Moment. Es war üblich, dass immer ein Bursche am Gang „Schmiere“ stand, dies erfolgte angeblich mit einem Löffel, mit dem man um die Ecke schauen konnte.⁹⁷⁹ Zehn Jahre später stellte die Heimleiterin diese Praxis der Unterwerfung ebenso fest: „Die machten sie damit gefügig, die Älteren gegen die Jüngeren. Die Jugenderzieher waren noch schlimmer als die Kindererzieher, was die aufbauten, die Jugendlichen sind wirklich wie Pitbulls losgegangen.“⁹⁸⁰

975 Interview ER 36, 29.04.2019 (John).

976 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

977 AZ / Tagblatt: 29.10.1987.

978 Akten Ombudsstelle, HK 85.

979 Akten Ombudsstelle, HK 45.

980 Interview HL 5, (John, Wisinger).

Die Methoden der Initiationsrituale zur Unterwerfung der „Jüngeren“ änderten sich im Laufe der Jahrzehnte, in den Interviews wird die Erinnerung daran als besonders schmerzhaft empfunden. Die auch in „normalen“ Schulklassen üblichen Schikanen, wie etwa den Tafelschwamm in den Mund gesteckt zu bekommen, waren in Gleink noch eine Spur härter. In einem Fall wurde ein Opfer anschließend von der ganzen Klasse verprügelt. Das Kind blieb bis 2006 im Heim.⁹⁸¹

Das Capo-System baute auf der Hoffnung der Heimkinder auf, auch einmal zu denen, die Gewalt ausübten, zu gehören. Es war üblich zu trainieren, um schmerzunempfindlich zu werden und Schläge ertragen zu können.⁹⁸² Wenn möglich, arrangierte man sich mit den Stärkeren, die sich teilweise gegen die ErzieherInnen wandten, um ihre Macht vor der Gruppe zu demonstrieren. Immer wieder kam es zu schweren Zwischenfällen, etwa wurde HL 5 von Jugendlichen in ihrem Büro attackiert. Bis zuletzt gab es in Gleink gewaltsame Übergriffe gegen ErzieherInnen, 2005 wurden ein Erzieher und eine Erzieherin in das Erzieherzimmer gedrängt und beschimpft. Die Polizei kam, dann gab es Diversion und drei Halbtage mit der Sozialeinrichtung Neustart. Die Polizei war nicht selten im Heim, entweder um Delikte, die möglicherweise von Heimkindern begangen worden waren, aufzuklären, oder aber um aggressive Burschen abzuholen. Da es keinen „Besinnungsraum“ gab, mussten diejenigen, die gegen ErzieherInnen gewalttätig wurden, abgeholt und in die Psychiatrie gebracht werden.⁹⁸³ Das Gewalt- und Capo-System im Haus hatte zur Folge, dass Gewalt für Viele zu einem Mittel wurde, es sich im Heim etwas zu verbessern. Die Grundhaltung, Gewalt auszuüben, um nicht Opfer zu werden, führte während und vor allem nach dem Heim zu Konflikten mit dem Gesetz. Die Instrumentalisierung der Gewalt durch die ErzieherInnen hat dazu beigetragen, dass keine alternativen Handlungsmöglichkeit erkannt und erlernt werden konnten.

3.3.3.1. SEXUELLE GEWALT

Wie in der empirischen Forschung der Schuldirektorin 1997 dargelegt, war sexuelle Gewalt unter den Heimbewohnern permanent zu befürchten. Wer es sich nicht „richten“ konnte, und seinen Platz in der Hierarchie erkämpfen konnte, lief Gefahr, vergewaltigt oder zu sexuellen Handlungen genötigt zu werden. Das spielte sich nicht in allen Gruppen ab, doch das vielzitierte „Gleinker Geheimnis“, im

981 Akten Ombudsstelle, HK 53.

982 Akten Ombudsstelle, HK 8.

983 Interview HK 30, (John, Wisinger).

schlimmsten Fall die Initiation durch Penetration, war vor allem in den späteren Jahren gefürchtet. Ein Erzieher erinnert sich heute: „Beim Nachtdienst patrouilliert und geschaut, dass nichts passiert. Mein Weg war, dass ich mich hineingesetzt und zugehört habe, wo sie geglaubt haben, ich bin nicht mehr da. [...] Damit sie immer damit rechnen müssen, dass jemand da ist. Dann passiert am wenigsten.“⁹⁸⁴

Insgesamt war im Umgang untereinander eine stark sexualisierte Atmosphäre festzustellen, auch lebten Kinder mit entsprechenden Missbrauchserfahrungen in ihren Familien in Gleink. Das kam unter anderem durch eine verrohte Sprache zum Vorschein: „Ich war dann teilweise so fassungslos, was die mir für Sachen auf den Kopf geworfen haben.“⁹⁸⁵

Die Schilderungen sexuelle Gewalt betreffend sind: Nötigung manuell oder oral zu befriedigen, Zwang gegenseitig zu onanieren, anale Vergewaltigung, Quälen durch Zufügung von Schmerz an den Genitalien und sexualisierte Gewalt durch Demütigungen.^{986 987 988} Manche Kinder wurden deshalb in der Pubertät wieder zu Bettnässern.⁹⁸⁹ In den 1990er-Jahren war es zu einem Vorfall mit schweren Verletzungen gekommen, ein Kind wurde mit einem Besenstil penetriert, auch kam es in dieser Zeit zu Suizid-Versuchen.⁹⁹⁰

Wandte sich ein Opfer um Hilfe an die „Erwachsenen“, dann erfuhren viele keinerlei Hilfe. Als beispielsweise ein Bub genötigt wurde, einen anderen zu befriedigen, und er sich an seinen Erzieher wandte, meinte dieser: „Der kann es sich ja nicht außeschwitzen“,⁹⁹¹ ein anderer Erzieher meinte sogar, „Du Schwein, das gefällt Dir eh.“⁹⁹² Besonders diejenigen Erzieher, die sich des Capo-Systems bedienten, sahen weg und unternahmen wenig, um die nächtliche Gewalt zu verhindern.

Es kam auch zu Mehrfachvergewaltigungen, in einem Fall 1979 wurde die Vergewaltigung durch drei ältere Mitschüler angegeben, ein Aufpasser war auf dem

984 Interview ER 16, 23.5.2019 (Wisinger).

985 Interview ER 36, 29.4.2019 (John).

986 Akten Ombudsstelle, HK 4.

987 Akten Ombudsstelle, HK 54.

988 Akten Ombudsstelle, HK 10.

989 Akten Ombudsstelle, HK 120.

990 Interview HL 5, 17.6.2019 (John, Wisinger).

991 Akten Ombudsstelle, HK 77.

992 Akten Ombudsstelle, HK 132.

Gang positioniert. HK 134 blutete danach aus dem After. Er versuchte in Folge achtmal aus dem Heim zu flüchten, und war bereits mit dreizehn Jahren alkoholabhängig. Auf seiner Flucht jagte ihn die Polizei angeblich mit einer Hundestaffel, nach Gleink wurde er auf die Kinderpsychiatrie gebracht.⁹⁹³

Gelegentlich kam es doch zu Konsequenzen, etwa als einmal ein Übergriff durch ein verschmutztes Leintuch bemerkt wurde, und der Älteste in der Gruppe (er hatte HK 133 in der Nacht auf der Toilette vergewaltigt) aufgrund dessen des Heims verwiesen wurde.⁹⁹⁴ 1995 wurde über einen ähnlichen Vorfall in den Medien berichtet: „Die Heimleitung hatte es zwar abgeschwächt, doch nach Abschluß der Erhebungen bestätigte der Polizeibericht: Ein 13-jähriger Bewohner des Jugendheimes in Steyr-Gleink war von einem 14-jährigen Kollegen nicht nur sexuell belästigt, sondern vergewaltigt worden.“⁹⁹⁵ Viele der Buben befürchteten, durch den Missbrauch homosexuell zu werden, es war überdies durchaus üblich, dass sich Gleichaltrige streichelten und berührten.⁹⁹⁶

2003 wurde von der Heimleitung ein „Bericht zur Recherche über sexuelle Übergriffe in der Vergangenheit des SPZ“ verfasst, der sich auf die Studienergebnisse von 1997 stützte. In diesem Papier wurde ein wesentlicher Aspekt eingebracht, nämlich den der „Aufnahmepolitik“ im SPZ. „Frei nach dem Motto ‚bei uns kann jedes Kind betreut werden‘ (es spielte dabei wohl auch die Auslastungsfrage eine nicht zu unterschätzende Rolle), wurden in der Vergangenheit Kinder und Jugendliche aufgenommen, für die das SPZ aufgrund der in den Akten dokumentierten Vorgeschichte definitiv nicht die geeignete Einrichtung war.“ Das Resultat wären überforderte, demotivierte ErzieherInnen, eine extrem hohe Fluktuation der Heimkinder, verspätete Reaktionen auf sexuelle Übergriffe sowie unkontrollierbare Hierarchien bei den Bewohnern.⁹⁹⁷ Es wurden Sofortmaßnahmen eingeleitet: Einzelgespräche mit ErzieherInnen, Aufarbeitung des Themas in den besonders gefährdeten Gruppen (Lehrlinge), Gespräche mit PsychologInnen und dem Pädagogischen Leiter, auch wurde die Präsenz der ErzieherInnen verstärkt. Ab nun gab es Ausschlusskriterien im Vorverfahren zur Aufnahme von Kindern und Jugendlichen mit Hauptaugenmerk auf gravierende manifeste Auffälligkeiten.

993 Akten Ombudsstelle, HK 134.

994 Akten Ombudsstelle, HK 133.

995 Kronen Zeitung: 26.11.1995.

996 Akten Ombudsstelle, HK 28.

997 Archiv Gleink: Mappe 23: Bericht zur Recherche über sexuelle Übergriffe in der Vergangenheit des SPZ, 24.4.2003.

ten im psychosexuellen Bereich. Dazu kamen eine Reduktion der Gruppenbelegung und eine weitere Personalaufstockung. Spezielle Maßnahmen zur Risikokontrolle wurden eingeleitet, etwa die Einholung eines Strafregisterauszuges bei Anstellung neuer Mitarbeiter, die Erarbeitung von Krisenplänen und eine verstärkte Kooperation mit dem Kinderschutzzentrum Steyr.⁹⁹⁸

Das Problem war offenbar nur partiell in den Griff zu bekommen. 2005 erhob das Jugendgericht Steyr Anklage gegen zwei Jugendliche wegen versuchter Vergewaltigung. Die Leitung des SPZ erstattete mit Absprache der Sozialarbeiter unverzüglich Anzeige.⁹⁹⁹ Insgesamt wurde professionell auf die Vorkommnisse reagiert. Der Koordinator der Lehrlingsgruppe informierte die Leitung über Turbulenzen in der Gruppe, daraufhin gab es eine gruppenübergreifende Besprechung, sofort wurden Gespräche mit den betreffenden Jugendlichen geführt, das Handy wurde konfisziert, um weiteren Schaden für das Opfer abzuwenden. Am nächsten Tag wurden Maßnahmen beschlossen: Betreuung und Aufarbeitung des Falls in den Gruppen, Prüfung in Bezug auf eine Anzeige, Unterbindung des Kontakts der Jugendlichen, Erörterungen von möglicher Wiedergutmachung, Information und Einbindung der beteiligten Jugendwohlfahrtsbehörden und der Geschäftsführung der Caritas. Es stellte sich heraus, dass es nicht nur zur Quälerei sondern auch zur versuchten sexuellen Betätigung gekommen war. In Folge wurde ein verstärkter Abend- und Nachtdienst in den Lehrlingsgruppen veranlasst.¹⁰⁰⁰ Die Jugendlichen verteidigten sich: „Wir haben ihn nur in das Gleinker Geheimnis eingeweiht. Wir wollten ihm nur ein bisserl Angst einjagen.“ Sexuelle Hintergründe stritten sie ab. Vor Gericht erklärten die Beiden, dass es eine Art „Einweihung“ gewesen wäre, u.a. werden Zigaretten auf der Haut ausgedämpft. Es sei ihnen selbst so ergangen. Die Schilderung des Tathergangs zeigte die Brutalität, mit der gegen Neuankömmlinge im Heim vorgegangen wurde: Die Hände wurden ihm auf den Rücken gebunden, den Kopf des Opfers mit Isolierband zwanzigmal umwickelt, bis nur mehr das linke Auge, die Nase und ein Teil des Mundes frei war. Dann wurde er mit Gesicht und Bauch an den Baum gebunden, und sein Unterkörper entblößt. Er wurde bedroht mit „am liebsten tät ich dich jetzt in den Arsch keksen“, das Opfer flehte um Verschonung. Schließlich wurden Fotos gemacht, die zu den beiden Tätern führten, die wegen Freiheitsentziehung und gefährlicher Drohung zu einer teilbedingten Strafe und einer Geldstrafe von 360,- Euro verurteilt wurden. Einer der Beiden war bereits zuvor wegen Einbrüchen und Körperverletzung verurteilt worden.¹⁰⁰¹

998 Archiv Gleink, Mappe 23: Bericht zur Recherche über sexuelle Übergriffe in der Vergangenheit des SPZ, 24.4.2003.

999 Archiv Gleink, Mappe 23, Mail an Mühlberger, 21.7.2005.

1000 Archiv Gleink, Mappe 23, Schreiben HL 9 an Amt oö. Landesregierung, Abt. Jugendwohlfahrt, 29.4.2005.

1001 Steyr Rundschau, 29.9.2005.

Die schwere sexuelle Gewalt und die permanente Bedrohung durch Übergriffe führten nicht nur zu gesundheitlichen Spätfolgen bei den Opfern, sondern 1987 zu einer Katastrophe im Gleink: „Da ist ja auch einmal ein Mord passiert aus diesem Grund“, erinnert sich ein Erzieher.¹⁰⁰²

DER MÖRDER AUS DEM HEIM

„Ein völlig verängstigtes Kind“¹⁰⁰³

Im Oktober 1987 fand man auf dem weitläufigen Areal des Heims den leblosen Körper eines neunjährigen Buben. Das Kind, das in der Nähe wohnte, war bereits einige Stunden abgängig. Eine Suchaktion, an der sich die Bevölkerung beteiligte, hatte begonnen. Polizei und Gendarmerie durchsuchten die Wälder mit Hunden bis spät in die Nacht hinein. Gegen neun Uhr morgens entdeckte man das tote Kind.¹⁰⁰⁴ Die Polizei ermittelte intensiv im Umfeld des Heims und die Heimleitung kooperierte, „dadurch konnten schon am Nachmittag Verdächtige ermittelt werden, unter denen sich schließlich der Täter fand.“¹⁰⁰⁵ Nach kurzem Leugnen gab HK 118 die Tat schließlich zu. Der damalige Heimleiter erinnert sich an diese schweren Stunden: „Ich war damals in Salzburg, als ich zurückkam hörte ich, dass die Polizei nach einem Kind sucht. Man hat nichts gefunden, am nächsten Tag ging die Suche weiter, da habe ich mir natürlich schon sehr viele Gedanken und Sorgen gemacht. Dann fand man tatsächlich die Leiche des Kleinen, [...] da war sofort der Verdacht, das kann nur einer vom Heim gewesen sein. [...] jetzt habe ich versucht und ging durch die Gruppen, wer war wann am Sportplatz. Dann kam ich zur letzten Gruppe und sagte zu ihnen, denkt einmal nach, erinnert Euch, ihr seid um die und die Zeit noch am Sportplatz gewesen, wann seid ihr hereingegangen? Da haben die Erzieher und Gruppen einheitlich gesagt, um welche Zeit. Ich fragte, ob da noch außer ihnen jemand auf dem Sportplatz war. Da haben sie hin- und her überlegt, und sagten, der HK 118 mit dem Rasenmäher war noch da und sonst niemand. Da war es für mich ein Leichtes, zu sagen, das kann nur der gewesen sein. Dann habe ich ihn geholt in mein Büro und sagte, es schaut alles so aus, dass Du der letzte warst da draußen und dass der Kleine zu dir gekommen ist. Da nützt es gar nichts, wenn Du leugnest, die Polizei wird es sicher herausbekommen, Du kannst es mir gleich sagen. Dann hat er ganz zerknirscht gesagt: ja, ich wars.“¹⁰⁰⁶

1002 Interview ER 29, (John, Wisinger).

1003 AZ/Tagblatt: 1.3.1988.

1004 Steyrer Zeitung: 29.10.1987.

1005 Kronen Zeitung: 24.10.1987.

1006 Interview HL 4, 6,12, 2018 (John, Wisinger).

HK 118 hatte den Buben unter dem Vorwand, ihm Rehkitze zeigen zu wollen, hinter die Mauer des ehemaligen Klosters gelockt. Das Kind erzählte seiner Mutter von einem neuen Freund aus dem Heim, worauf ihm die Mutter den Umgang mit diesem verbat. Kurz darauf begegnete er HK 118, der den Rasen auf dem Spielplatz mähte.¹⁰⁰⁷ Im nahe gelegenen Schilf warf dieser den Buben auf den Boden und berührte ihn unsittlich, als sich der Bub wehrte und drohte, alles seiner Mutter zu erzählen, wurde er erwürgt. Die Leiche wurde unter ausgerissenem Schilf verborgen.¹⁰⁰⁸ HK 118 versuchte seine Tat noch rückgängig zu machen, indem er den Brustkorb drückte und eine Mund-zu-Mund-Beatmung durchführte.¹⁰⁰⁹

Vor Gericht wurde ihm „seelische und geistige Abartigkeit“ zugesprochen, auch weise HK 118 eine Verwahrlosung in dem Sinn auf, dass ihm positive Regungen fehlten. Er könne nicht unterscheiden zwischen Erlaubtem und Verbotenem. Der damalige Leiter des Heims bestätigte: „Man hat in seiner Kindheit so ziemlich alles versäumt, was man versäumen kann“,¹⁰¹⁰ im Heim könne man auch nach drei Jahren „keine Wunder wirken“. ¹⁰¹¹ Er erschien „sehr blass, sehr gehemmt und, abgesehen von den nervösen Händen, scheinbar völlig teilnahmslos.“ Der Gerichtspsychiater diagnostizierte überdies eine leichte Debilität,¹⁰¹² im Gutachten war von seelischer und geistiger Abartigkeit höheren Grades die Rede, und man schloss weitere Taten nicht aus.¹⁰¹³

Bereits im Alter von fünfzehn Monaten kam HK 118 mit seinem jüngeren Bruder zu Pflegeeltern. Der Grund dafür war, dass der Vater nach einer gescheiterten Ehe nur drei seiner Kinder mitnahm, die zwei Kleinsten brachte das Jugendamt in ein Säuglingsheim. Von Beginn an war der Bub verhaltensauffällig und schien in seiner Entwicklung zurückgeblieben zu sein. Beispielsweise wollte er als Kleinkind lange nicht kauen und behielt die Speisen stundenlang im Mund. Mit 17 Monaten konnte er noch nicht laufen, und er war mit fünf Jahren nicht sauber. 1978 kam er zur Beobachtung in die heilpädagogische Abteilung des Landeskrankenhauses Klagenfurt.¹⁰¹⁴ (Anm. MW: Dr. Wurst wurde 2002 wegen

1007 Steyrer Zeitung: 29.10.1987.

1008 Neues Volksblatt: Nr. 50, 1.3.1988.

1009 Archiv Gleink, K-Akt HK 118, Nichtigkeitsbeschwerde und Berufung, 14.4.1988.

1010 AZ/Tagblatt, 1.3.1988.

1011 AZ/Tagblatt, 1.3.1988.

1012 AZ/Tagblatt, 1.3.1988.

1013 Neues Volksblatt, Nr. 50, 1.3.1988.

1014 Archiv Gleink, K-Akt HK 118, Bericht, 11.3.1985.

sexueller Nötigung von minderjährigen Patienten verurteilt) In einem Gutachten wurde er als „verhaltensgestört“ bezeichnet: „Auffallend war sein starker Hautkontakt und seine ständigen Zuwendungsversuche“. Außerdem stellte man Debität“ fest.¹⁰¹⁵ Dazu kam, dass 1982 die geliebte Pflegemutter verstarb, als der Bub dreizehn Jahre alt war.¹⁰¹⁶ Bei den neuen Pflegeeltern setzten sich die Schwierigkeiten fort. 1984 legte er einige Brände,¹⁰¹⁷ bereits zuvor hatte er eingekotet, warf Steine nach Tieren, spielte mit dem Geschlechtsteil eines anderen Buben und beging Vandalismus.¹⁰¹⁸ Schließlich wurde er in die Psychiatrie des Wagner-Jauregg-Krankenhauses eingewiesen und nach drei Monaten entlassen. HK 118 wurde anschließend nach Gleink gebracht, wo die Behandlung in der ersten Zeit fortgesetzt wurde.¹⁰¹⁹ Er besuchte ein Jahr die Sonderschule und begann eine Malerlehre, die er jedoch unterbrechen musste. Da die Eingliederung in den Arbeitsmarkt offensichtlich vor allem aufgrund seiner intellektuellen Fähigkeiten als unmöglich erschien, erwog man 1985 einen Antrag auf Behindertenunterbringung im Bildungs- und Rehabilitationszentrum Linz. Doch man entschied sich letztlich, ihn weiter in Gleink „zu fördern“.¹⁰²⁰ Man beschäftigte ihn in einem Arbeitstrainingskurs für sozial gefährdete Jugendliche, und HK 118 erledigte Arbeiten, die im Heim anfielen und führte diverse Instandhaltungsarbeiten wie Schlosser-, Maler-, Garten- und Maurerarbeiten durch.

Im Kinderakt, der diese drei Jahre dokumentiert, sind etliche Hinweise auf seine psychischen Probleme und seine allgemeine Lage zu finden: „weitgehend passives, apathisches Verhalten“,¹⁰²¹ „ist eindeutig im rangniedrigsten Teil der Gruppenhierarchie.“¹⁰²² „Er ist nach wie vor ein Weichling. Bleichgesichtig, nikotinabhängig und träge in der Motorik.“¹⁰²³ „Eine starke Labilität, der er phasenweise scheinbar hilflos ausgeliefert ist. Ein Wutausbruch ist bei ihm nicht vorstellbar. Zeitweilig fällt er durch kindliche Anhänglichkeit auf, wobei die Gefahr zum gleichgeschlechtlichen Mißbrauch besonders groß ist. [...] Viele Hinweise

1015 Bericht LKH Klagenfurt an Bezirkshauptmannschaft, 2.11.1978.

1016 Kronen Zeitung, 25.10.1987.

1017 Rieder Zeitung, o.D.

1018 Archiv Gleink, K- Akt HK 1180, 11.3.1985.

1019 AZ/Tagblatt, 1.3.1988.

1020 Archiv Gleink, K-Akt HK 118, Bezirkshauptmannschaft an Caritas Jugendheim, 28.10.1985.

1021 Archiv Gleink, K- Akt HK 118, Anamnese für die berufliche Eingliederung, 14.1.1985.

1022 Archiv Gleink, K- Akt, HK 118, 4. Entwicklungsbericht, 7.10.1986.

1023 Archiv Gleink, K- Akt, HK 118, 5. Entwicklungsbericht, 30.3.1987.

verstärkten in letzter Zeit den Verdacht auf homosexuelle Handlungen mit Personen außerhalb des Heimes. Endgültige Beweise bleiben uns bisher versagt.“¹⁰²⁴

Der Jugendliche war im Heim offensichtlich ein Außenseiter und hatte mit Gleichaltrigen kaum Kontakt. Nach seiner Tat sprach man über seine „charakterliche Panzerung“, und sagte: „Er lächelte immer, aber man wußte nie, was in ihm vorging.“ Der Heimleiter meinte damals: „Er hatte immer Angst und wollte sich anbiedern, war deshalb so anschießsam.“ In den Boulevardzeitungen war zu lesen, dass HK 118 angeblich im Wagner-Jauregg von einem Mann verführt worden sei, und dass er dadurch homosexuell geworden wäre.¹⁰²⁵ Auch hätte ihm ein 25-jähriger Verführer Liebesbriefe geschrieben und Geschenke gemacht.¹⁰²⁶ Dies ist auch einem Schreiben seiner Fürsorgerin zu entnehmen, die ihn davor warnte: „Halte keinen Kontakt mit diesen Burschen aus dem Wagner-Jauregg-Krankenhaus. Du weißt schon, welche dich besucht haben.“¹⁰²⁷ Es gab auch Gerüchte, wonach HK 118 auffallend viel Geld und Süßigkeiten gehabt habe, und mehrmals von Männern mit dem Auto abgeholt worden wäre. Er selbst bestritt, homosexuelle Beziehungen mit fremden Männern gehabt zu haben, und gab an, dass er seine Eltern und seinen Bruder kennengelernt habe und diese ihn mit dem Auto mitgenommen haben.¹⁰²⁸ Der Heimleiter gab den Medien damals Auskunft über HK 118: „Er hat einen Intelligenzquotienten von 60, wir nennen das randdebil. Er ist außerdem erschreckend gefühlsarm. Er hatte homosexuelle Neigungen, und natürlich spürte er, seitdem es Aids gibt, daß ein Schwuler im Heim keine Chance hat.“¹⁰²⁹ Die Medien schrieben über „Abartigkeit“,¹⁰³⁰ schließlich mischte sich sogar der leibliche Vater ein und sagte im Interview: „Ein Wahnsinn, mein Sohn wurde zum Strichjungen, weil niemand auf ihn aufpaßte, weil dort zweihundert gestrauchelte Jugendliche aus- und eingehen können, wie sie wollen.“¹⁰³¹ Doch es gibt auch ein anderes Bild seiner Heimzeit, so hatte HK 118 ein gutes Verhältnis zu seinem Klassenvorstand, der ihn sogar mit nach Hause nahm und mit seinen eigenen Kindern spielen ließ.¹⁰³²

1024 Archiv Gleink, K-Akt HK 1180, 6. Entwicklungsbericht, 6.10.1987.

1025 Kurier, 25.10.1987.

1026 Kronenzeitung, 25.10.1987.

1027 Archiv Gleink, K- Akt HK 118, Schreiben Fürsorgerin an HK 118, 10.1.1985.

1028 Neues Volksblatt, 1.3.1988.

1029 Kronen Zeitung, 1.11.1987.

1030 Steyrer Zeitung, 29.10.1987.

1031 Kronenzeitung, 25.10.1987.

1032 AZ / Tagblatt, 1.3.1988.

Bei der Gerichtsverhandlung wirkte HK 118 apathisch,¹⁰³³ der erst Siebzehnjährige wurde zu zwölf Jahren Freiheitsstrafe und zur Einweisung in eine Anstalt für abnorme Rechtsbrecher verurteilt. Er wurde in allen vier Anklagepunkten, Verbrechen der versuchten Unzucht bei Unmündigen, Vergehen der versuchten Nötigung zur Unzucht, Verbrechen des Mordes und Vergehen der Störung der Totenruhe von acht Geschworenen einstimmig schuldig erkannt. Mildernd angerechnet wurde der abnorme Geisteszustand.¹⁰³⁴

In Steyr-Gleink gingen die Wogen nach dem Mord hoch: „Das Mörderheim muss weg“,¹⁰³⁵ und die Vorurteile, die über die Bewohner des Heims bestanden, wurden einmal mehr deutlich. Man wandte sich medial gegen die von HL 4 eingeführte „offene Erziehung“.¹⁰³⁶ Anrainerinnen, deren Kinder am Schulweg beim Heim vorbei mussten, initiierten eine Unterschriftenaktion, um eine strengere Aufsicht bei Ausgängen und am Sportplatz zu bewirken. Das Heim startete eine Aufklärungsaktion und man argumentierte, dass man bei immerhin 60% der „Zöglinge“ eine Erfolgsquote aufzuweisen hatte. „Einsperren“ würde die Probleme nur vergrößern.¹⁰³⁷

HL 4 besuchte den Burschen auf dessen Wunsch hin in der Untersuchungshaft in Steyr, dieser erbat Tierbücher über Pferde, Hunde und Katzen.¹⁰³⁸ Auch blieb er mit ihm in Briefkontakt, als dieser seine Haft antrat, fragte er nach: „Hast Du Dich in Gerasdorf schon eingewöhnt? Bist Du schon im Klaren, was Du für einen Beruf erlernen willst? Ich wünsche Dir in jeder Hinsicht viel Glück für Deinen Neuanfang.“¹⁰³⁹

Bis heute erinnern sich Menschen an HK 118: „Ich habe den gut gekannt, der der Mörder ist. Wie da die Polizei und wie wir erfahren haben, der ist es, das ist ein Zniachtl, ein lieber Bub. Der wollte sicher niemanden umbringen. Da ist eine furchtbare Verkettung von Umständen gewesen“,¹⁰⁴⁰ so eine Erzieherin. Auch die Wirtin des Gasthofs auf der Anhöhe über dem Heim kann sich an den hübschen, schüchternen Buben gut erinnern. Er war noch am Abend zuvor bei ihr in der Wirtsstube gesessen.¹⁰⁴¹

1033 Kronenzeitung, 1.3.1988.

1034 Neues Volksblatt, 1.3.1988.

1035 AZ / Tagblatt, 29.10.1987.

1036 Kronen Zeitung, 17.12.1987.

1037 Kronen Zeitung, 28.10.1987.

1038 Archiv Gleink, Schreiben RA an HL 4, 16.12.1987.

1039 Archiv Gleink, K-Akt HK 118, Brief HL 4 an HK 118, 10.5.1988.

1040 Interview ER 31, (John).

1041 Gesprächsnotiz, März 2019 (Wisinger).

MENSCHEN IN GLEINK

Um die Komplexität der Lebensrealitäten in Gleink verstehen zu können, lohnt es sich, die persönlichen Erfahrungen der ErzieherInnen nachzuvollziehen. Um einen Eindruck zu bekommen, wie Menschen in Gleink empfanden, was sie dort erlebten, und wie sie heute darüber denken, wurden weite Passagen ihrer Interviews wiedergegeben. Die Erzählungen und Erinnerungen von drei langjährigen ErzieherInnen sprechen als Porträt für sich.

MEIN TRAUM WAR ES, MUSIKER ZU WERDEN

ER 6 hat fast sein ganzes bisheriges Leben in Gleink verbracht. Zunächst wuchs der 1946 in Salzburg geborene Bub bei den Großeltern auf. 1957 verstarb der Großvater, ein Jahr später die Großmutter. Der Bub ministrierte damals in der Pfarrkirche Liefering, wo ein Herz Jesu Missionar als Pfarrer wirkte. Dieser unterstützte den Buben, da er von zu Hause keinerlei schulische Förderung erhielt. Das führte dazu, dass der Zwölfjährige 1958 mit seinem Bruder in Gleink eingewiesen wurde, um hier in einem besseren Umfeld aufzuwachsen und die Schule abzuschließen. Die Geschwister wurden nach der Ankunft getrennt.

In einem langen Interview schildert ER 6 heute, wie er selbst als Kind unter der strengen Erziehung und dem Stillschweigen im Heim gelitten hatte. Das Heim war damals noch geschlossen, hinaus kam man nur ins Schwimmbad und auf den Fußballplatz. Den damaligen Heimdirektor hat er aus nächster Nähe erlebt: „HL 3 war Offizier der Wehrmacht und von dem ist das ganze Paramilitärische ausgegangen, [...] und der war auch ziemlich autoritär und hat das durchgezogen. HL 3 ist in den Nischen (gestanden), wenn wir vorbeigegangen sind, und wenn da einer geredet hat am Gang, ist er gleich korrigiert worden. [...] Ich wurde auch einmal hinausgestellt, aber mit Hausschuhen, das wäre ja unerträglich gewesen, die Gänge waren ja nicht beheizt.“

Allerdings mussten wir draußen auch knien, auf dem Steinboden, aber nur eine gewisse Zeit, weil es auch nicht im Interesse des Nachtdienstes war, die Kinder zusätzlich zu beaufsichtigen.“¹⁰⁴²

Die Heimzeit war für ER 6 mitunter bedrückend, „Es gab Kollektivstrafen, [...] ich weiß nicht, was da vorgefallen ist in der Gruppe, dass wir die Schultasche vollgepackt haben und dann haben wir einen Gewaltmarsch machen müssen über zwei, drei Kilometer, kein Mensch hat gewusst warum.“¹⁰⁴³ Glücklicherweise war er im Heim nicht gewesen, nur der Sport in Gleink gefiel ihm, und auch die neue Turnhalle. 1961 kam ER 6 nach drei Jahren Gleink zu den Kapuzinern nach Linz ins Gymnasium.

Später wollte er als junger Mann unbedingt Missionar werden, und schloss sich deshalb auch einem Missionsorden an. Er absolvierte zwei Jahre Noviziat in Steinerkirchen bei Ingolstadt, und wollte eigentlich eine medizinische Ausbildung im Kongo machen. Mit 21 Jahren wurde er von den HJM als Erzieher nach Gleink beordert. Er war als guter Musiker aufgefallen, hatte er doch in der Kapuzinerkirche in Linz die Orgel gespielt und den Studentenchor geleitet. Man benötigte in Gleink eine musikalische Verstärkung, und die Wahl fiel auf ihn. Er sollte bis zu seiner Pensionierung 2008 bleiben.

Laut eigenen Aussagen war ER 6 zunächst schockiert, ausgerechnet in Gleink als Erzieher arbeiten zu müssen. Er befürchtete, als ehemaliger Zögling nicht gut aufgenommen zu werden und womöglich unter besonderer „Beobachtung“ zu stehen. „Das hat bedeutet, dass ich auch zu meinen Kindern strenger geworden bin, weil ich hab mir keinen Fehler erlauben dürfen. [...] Im Grunde genommen war ich g'scheit unter Druck und den habe ich auch leider Gottes weitergegeben und habe schon so manche Watschen hergegeben. [...] Man schwimmt dann mit dem Strom mit, das ist das Gefährliche gewesen, das hat eine gewisse Sogwirkung gehabt und andere haben auch geschaut, dass die Gruppe besonders diszipliniert gewesen ist, bei mir hat man halt genau geschaut, da habe ich schauen müssen, dass ich die Disziplin aufrechterhalte. [...] Wenn irgendwo eine schulische Schwäche war, das ist alles dem Erzieher angelastet worden.“¹⁰⁴⁴

1042 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

1043 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

1044 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

Im Grunde hatte sich an den autoritären Verhältnissen in Gleink wenig geändert. „Als ich zurückgekommen bin, und das war ja das Erschütternde, das war die gleiche pädagogische Situation, wie ich sie als Schüler erlebt habe. [...] Zwischen 1958 und 1967 hatte sich überhaupt nichts verändert, es war eine richtige pädagogische Inzucht, es gab keinen Kontakt nach außen.“¹⁰⁴⁵ ER 6 wollte unter diesen Umständen nicht in Gleink bleiben. „Ich habe den Provinzial (der HJM) schon ein paarmal konfrontiert und sagte, ‚da sind Zustände, dass ich nicht mehr bleiben möchte und dass ich austrete‘, für mich war HL 3 an sich der Grund, er war ja alkoholkrank und hat in seinem Zustand auch die Ordensmitglieder angegangen und beschimpft. [...] Ich bin dann 1972 aus dem Orden ausgetreten, ich habe da auch keine Zukunft mehr gesehen.“¹⁰⁴⁶

Zu dieser Zeit gab es einen weiteren Grund für einen Austritt aus dem Orden: „Ein Erzieher hat seine Familie mit drei Kindern einfach im Stich gelassen. Ich habe mich dann um die drei Kinder ein bisschen angenommen in meiner Freizeit, und da habe ich auch Kontakt gehabt mit der Mutter und 1974 haben wir geheiratet.“¹⁰⁴⁷ Als ER 6 versuchte, woanders beruflich Fuß zu fassen, wurde er vom späteren Heimleiter HL 4 zurückgehalten und schließlich überredet, als Erzieher im Haus zu bleiben. „Ich war damals zu bequem, ich habe geheiratet und ungefähr 500 m weiter in meinem Haus gewohnt, das war so angenehm.“ Unter HL 4 habe sich dann für die Angestellten einiges zum Guten verändert, es waren zwei Psychologen im Haus und es gab monatlich Supervision. ER 6 sah für sich wieder eine berufliche Perspektive, und hatte bereits vorher den Erzieherkurs in Baden absolviert.“¹⁰⁴⁸

Von sexuellem Missbrauch habe er als Erzieher nie erfahren, auch nicht, als 1971 einem Mitbruder und einem Erzieher der Prozess gemacht wurde: „Das ist interessant, es kam in Gleink nie auf, es gab nie ein Gespräch darüber, auch unter den Kollegen, es ist alles vertuscht worden. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendwer einmal einen sexuellen Übergriff gemacht hat, es ist einfach alles vertuscht worden, sogar unter den Ordensmitgliedern ist nie gesprochen worden darüber. Ich habe dann erst viel später erfahren, dass eine Verhandlung war, der ist verurteilt worden, das war nie Thema, [...] uns ist gesagt worden, dass er nach Salzburg kommt, weil er dieses Augenleiden hat, aber die wahren Gründe, das ist uns nie gesagt worden.“¹⁰⁴⁹

1045 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

1046 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

1047 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

1048 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

1049 Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

Was ihm sehr wohl bekannt gewesen ist, waren die physischen Übergriffe durch KollegInnen auch nach 1976. „Die Erzieher waren dermaßen stark. [...] Wir haben die Erzieher schon gemahnt, sie müssen das unterlassen, das ist pädagogisch nicht tragbar, aber die hatten auch keine Ressourcen, dass sie das verändern. Es hat auch keine innere Reflexion in ihnen gegeben, die waren fast vorprogrammiert in ihrer Einstellung, das haben wir schwer verhindern können, das war das Problem. [...] Ein Erzieher in der Gruppe war ein Machtmensch, hat keine Psychologen zugelassen oder auch keinen pädagogischen Leiter, die haben das nicht nötig, sie machen das alles selber. Und als eine Veränderung angekündigt wurde, ist das negiert und abgelehnt worden. Dann kam auch noch der Betriebsrat und hat ihnen geraten, sich dagegen zu stellen, weil sie das nicht verändern wollten wegen zusätzlicher Belastung. Dass es in Wirklichkeit eine Erleichterung gewesen wäre, hat man damals nicht durchgebracht.“¹⁰⁵⁰

In späteren Jahren wurde ER 6 pädagogischer Leiter und beteiligte sich intensiv an den diversen Reformprozessen. Er ist sich heute dessen bewusst, was in Gleink geschah und gibt zu, in der Ära vor 1976 Buben manchmal grün und blau geschlagen zu haben, „Das ist schon möglich, ja. Wenn ein Jugendlicher mir das vorwirft, könnte ich sagen, ja, da ist es mit mir durchgegangen. [...] Mit den Nervigen, mit denen war ich schon ganz schön grob, das muss ich sagen.“

Die Meldungen über ER 6 Gewalt betreffend sind dementsprechend. Während in den Jahren 1967 bis 1971 Jahren Angaben gemacht werden wie: Schlug mit der Faust blutig,¹⁰⁵¹ ¹⁰⁵² war gewalttätig,¹⁰⁵³ massive Schläge,¹⁰⁵⁴ in seiner Gruppe gab es Kollektivstrafen, schlug mit der Flöte auf Kinder ein, Prügel im Waschraum,¹⁰⁵⁵ u.a. , wurde für die Zeit nach 1976 angegeben: „Der sei in Ordnung gewesen, der habe die Kinder gern gehabt, sich mit ihnen beschäftigt“.¹⁰⁵⁶

In einem Fall wurde ER 6 beschuldigt, ein Kind, das sich Ende der 1960er-Jahre gegen einen sexuellen Übergriff von ER 9 wehrte und diesen niederschlug, gemeinsam mit Kollegen misshandelt zu haben. ER 6 kann sich an diesen Vorfall nicht

¹⁰⁵⁰ Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

¹⁰⁵¹ Akten Ombudsstelle, HK 2r.

¹⁰⁵² Akten Ombudsstelle, HK II.

¹⁰⁵³ Akten Ombudsstelle, HK 10.

¹⁰⁵⁴ Akten Ombudsstelle, HK 37.

¹⁰⁵⁵ Akten Ombudsstelle, HK II.

¹⁰⁵⁶ Akten Ombudsstelle, HK 12.

erinnern. „Ah nein, nie, das glaube ich nicht, also ich kann mich an so etwas überhaupt nicht erinnern.“¹⁰⁵⁷

Für die Zeit nach 1976 konnten wenige Angaben über Gewalt dokumentiert werden, Ausnahme ist ein Übergriff um 1980, als ein Bub nach einer „Attacke“ geschwollen im Gesicht war, und ER 6 ihm am nächsten Tag, sichtlich irritiert, einen Eisbeutel aufgelegt habe.¹⁰⁵⁸ Die letzte „Watschen“ habe er ungefähr 1988 gegeben.¹⁰⁵⁹ Ein Jahr vor der Schließung des Heims beendete er seine Laufbahn als Erzieher, „Ich bin Musiker, mein Traum war, in einer Musikschule zu unterrichten. 2008, als ich in Pension ging, habe ich es tief bereut, zugesagt zu haben, nach Gleink zu gehen.“¹⁰⁶⁰

/Bis heute melden sich ehemalige Heimkinder bei ihm, „die anderen schreiben mir noch oder rufen mich an, und da weiß ich von sehr vielen noch von ihrem Leben Bescheid.“ In den Interviews wird ER 6 in seinen späteren Jahren als Erzieher immer wieder als einer der menschlichen Erzieher genannt. Eine langjährige Kollegin machte ihm das schönste Kompliment: „Der ist meiner Meinung nach der Beste, den es gibt.“¹⁰⁶¹

3.3.3.2. ICH BIN NICHT IHRE MUTTER, ABER ICH BIN ALLES

Als ER 31 1980 in Gleink zu arbeiten begann, war sie erst 19 Jahre alt. „Ich wusste mit 18 Jahren nicht, dass es Erzieher gibt. Das wusste ich gar nicht. Das war keine Idee. Und dann war das ein Zufall, dass ich mir ein Pferd kaufen wollte und habe erfahren, dass in Gleink im Erziehungsheim [...] Ferialpraktikanten gesucht werden. Da habe ich mir gedacht, naja gehst hin, was soll sein, da sind Kinder. Und war dann zwei Monate dort und HL 4 war mein damaliger Chef, hat nach den zwei Monaten gesagt, er würde mich wahnsinnig gerne behalten, weil ich bei den Kindern recht gut ankomme und weil meine Art die richtige scheint zu sein. [...] Dann hat er gesagt, er würde mir extern – also ich darf arbeiten schon, ich dürfte aber schon zur gleichen Zeit die Ausbildung machen. Das war immer zum Wochenende, Freitag bis Sonntag.“¹⁰⁶² Die

¹⁰⁵⁷ Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

¹⁰⁵⁸ Akten Ombudsstell, HK 39.

¹⁰⁵⁹ Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

¹⁰⁶⁰ Interview ER 6, 8.3.2018 (John, Wisinger).

¹⁰⁶¹ Interview ER 31, (John).

¹⁰⁶² Interview ER 31, (John).

Gruppe, in der ER 31 erste Erfahrungen sammelte, war die Gruppe von ER 32, ein für seine harten Erziehungsmethoden bekannter älterer Erzieher.¹⁰⁶³ Schnell lernte sie die Umgangsformen mancher ihrer Kollegen kennen.

„Schauen Sie, jetzt bist 19 Jahre und kommst hin mit einem Riesen-Herz. Denkst dir, ach ich liebe die ganze Welt, allen muss ich helfen. Und dann passiert es dir, dass du Kollegen hast, wenn du nicht das tust, was sie dir sagen, die auf dich losgehen. Ich habe von einem Kollegen mit der Faust eine auf den Fuß gekriegt, dass ich so einen blauen Fleck gehabt habe. [...] Da hat mein damaliger Freund gesagt, wir zeigen das an. Ich habe gesagt, nein. Weil der Kollege hat gesagt, deine Pferde stehen in Gleink, der Stall ist aus Holz, du solltest vorsichtig sein. Der hat Sachen mit den Buben gemacht, ich würde gerne seinen Namen nennen, ich tue das nicht. Der hat Sachen mit den Buben gemacht, und ich habe damals den Mut gehabt in Gleink vor der gesamten Mannschaft, das war bei einer großen Konferenz, vor 40 Kollegen zu sagen, [...] ich möchte keine Minute mehr länger mit diesem Herrn arbeiten in der gleichen Gruppe. Da war Todesstille. Jeder hat gewusst, jetzt schep-perts. Und dann habe ich gesagt, ich habe eine Bitte, ich möchte gerne meine Buben mitnehmen. Ich möchte [...] raus aus dieser Gruppe. Geblieben sind ihm drei, die restlichen sind mitgegangen. Aber die Drei waren mit die größten Schweine die es gibt. Das waren natürlich seine Reserve-Erzieher.“¹⁰⁶⁴

Doch in der KollegInnenschaft stieß ER 31, die sich immer wieder kritisch zu Wort meldete, wiederholt auf Widerstand, „Ich sollte die Klappe halten und die Arbeit machen, die sie uns anschaffen. Die haben dir die „bösesten Buben“ unter Anführungszeichen gegeben, die ihnen nicht gefolgt haben und mit denen hast du umgehen müssen“.¹⁰⁶⁵

ER 31 sah sich mit Herausforderungen konfrontiert, die sie heute noch beschäftigen. „Ab 22:00 Uhr am Abend warst du die ganze Nacht mit 140 Kindern alleine. Also, wenn die Buben gescheit sind, die hören dich und den Schlüsselbund, du schepperst ja, du gehst ja, du gehst eine Stunde durch. Du gehst raus und der hat eine Stunde Zeit, der kann tun und lassen was er will. [...] Wenn du Nachtdienst bist, hast dich angeschlichen, und höre bei der Türe, ob ich was höre, weil dann erwischt du sie dann, dann machst ein Mordstheater, schimpft sie, damit sie dann schlafen. Und ich höre ein Geräusch [...] ich bin ganz leise hinein, und der Bub ist

¹⁰⁶³ Interview ER 16, 23.5.2019 (Wisinger).

¹⁰⁶⁴ Interview ER 31, (John).

¹⁰⁶⁵ Interview ER 31, (John).

vor ihm gekniet und der hat ihn so an den Haaren gehabt. Ja, ich habe dem eine gegeben, [...] Damals hast das ins Nachtdienstbuch eingeschrieben. Aber das hast du auch nicht so genau geschrieben, da hast du geschrieben, Vorfall in der Gruppe, und dann hast es am nächsten Tag den Kollegen gesagt. Wir waren [...] das kirchliche, da hast gewisse Dinge nicht schreiben können. [...] Und dann sagen die männlichen Kollegen, die finden es witzig. Naja – so auf die Art. Dann habe ich gesagt, seid ihr wahnsinnig?“¹⁰⁶⁶ Die hierarchische Beschaffenheit der Belegschaft verunmöglichte es, diese Missstände abzustellen und die Kinder zu schützen. „Wir waren Freizeit-Erzieher. Wir waren die besseren Putzfrauen dort. Ein Freizeit-Erzieher meldet es dem Stamm-Erzieher, dem Gruppen-Erzieher. Und der hat dann zu reagieren.“¹⁰⁶⁷

Etwaige kritische Entwicklungsberichte wurden von der Leitung ausgebessert, „Dieses scheinheilige, falsche, abgedrehte Getue. Einfach schön reden was. Ich habe gesagt, nein, das ist nicht, das kannst du nicht schönreden. Wenn ein Bub dem anderen was tut, dann kann ich das nicht schönreden. Wie denn? Oh ja, kannst schon, du musst es nur umformulieren.“¹⁰⁶⁸

Im Laufe der Zeit baute sie ein Vertrauensverhältnis zu „ihren Buben“ auf, und ER 31 erinnert sich daran, als sie schwanger wurde. „Da waren Buben, die gesagt haben, darf ich mich zu dir legen? Da bin ich so gesessen, die sind so her zum Bauch, horchen aufs Baby. [...] Ich habe die Buben dann mit dem Kinderwagen fahren lassen. Ich habe immer gesagt, meine Buben würden meinen Kindern nie was tun. Ich habe Fotos, da waren wir auf einer Hütte, meine Buben und ich, alleine. Ich bin alleine mit zehn Buben auf eine Hütte gefahren. Ganz alleine, da war niemand da drei Tage. Eine Selbstversorgerhütte und das war die schönste Zeit, glauben Sie mir das. Da hast einheizen müssen, da habe ich gekocht für sie, und dann war Muttertag und dann bin ich zurückgekommen, weil ich irgendwas geholt habe, da sind am Tisch Blumen, da haben sie geschrieben: Alles Liebe zum Muttertag. Ich bin nicht ihre Mutter, aber ich bin alles.“¹⁰⁶⁹

Auch nahm sie Heimkinder zu Weihnachten oder in den Ferien mit nach Hause zu ihrer Großmutter, „Die waren am Heiligen Abend bei uns und die Oma hat dann

1066 Interview ER 31, (John).

1067 Interview ER 31, (John).

1068 Interview ER 31, (John).

1069 Interview ER 31, (John).

über den Ferien immer einen Buben gehabt“,¹⁰⁷⁰ die Freizeit wurde oft gemeinsam verbracht. „Der alte Hausmeister hat mir eine Hütte gebaut für meine Buben. Da haben wir Lagerfeuer gehabt und wir haben einen Fischteich da waren Goldfische drinnen und wir waren jeden Tag unten. Das war ein Traum. Da sitzt man zusammen beim Lagerfeuer. Das ist das Größte, was man mit einem Kind machen kann. Lagerfeuer ist die magischste Sache. Das größte Problem der Welt ist beim Lagerfeuer ist, du siehst die Gesichter nicht. Und das wollen sie, sie wollen ein bisschen eine Anonymität haben. Dann erzählen sie Sachen und dann fürchten sie sich, dann haben wir bei der Steyr geschlafen, dann bin ich mir vorgekommen wie eine Bruthenne, weil rundherum um mich hat es gewurmt, jeder ist da irgendwie herbei gelegen, aber noch einmal, das hat mit Sexualität nie etwas zu tun gehabt. Das war einfach wirklich mögen.“¹⁰⁷¹

ER 31 ist sich durchaus bewusst, in welcher schwierigen Situation die ihr anvertrauten Kinder waren. „Wir haben Sachen von Eltern erlebt, das glauben Sie nicht. [...] Ich wusste dass ihn der Stiefvater prügelt daheim, [...] ich habe ihn hinführen müssen. Und dann habe ich ihn abgeholt und dann er mich bedroht der Stiefvater. Sagt der zu mir, was willst denn du? Dann habe ich gesagt, greif meinen Buben einmal an und du fängst von mir eine. [...] Aber du musst ihn heimfahren lassen. Ob du willst oder nicht. Wenn das Sozialamt oder die Fürsorge sagt, alle zwei Wochen fährt der Bub nach Hause, sonst kriegen die keine Kinderbeihilfe.“¹⁰⁷²

Doch wie konnte sich eine junge Frau durchsetzen, die auf wenig Unterstützung durch männliche Kollegen zählen konnte? „Da geht es nicht darum was du tust, sondern was dein Ruf ist. Wichtig ist, bei der darfst dich nicht deppert spielen.“¹⁰⁷³ Der raue Ton, der typisch für sie war, richtete sich auch gegen ihre Kollegen.

Als Frau geriet sie ebenfalls in Schwierigkeiten, „Da haben wir einen pädagogischen Leiter gehabt ...also, wenn es das „me too“ damals schon gegeben hätte, wäre er weg gewesen. Er hat mir nichts getan, aber hat mich leiden lassen ein halbes Jahr, weil ich nicht „ja“ gesagt habe. [...] Er war mein Vorgesetzter, da bin ich dann aber zu HL 3 gegangen und habe gesagt, helfen Sie mir. Dem war das furchtbar zu blöd und der hat ihn dann auch geholt. Und dann war er nicht mehr recht lange bei uns. Aber wissen Sie, du liebst den Job und du weißt du bist erpressbar.

1070 Interview ER 31, (John).

1071 Interview ER 31, (John).

1072 Interview ER 31, (John).

1073 Interview ER 31, (John).

[...] Zum Schluss waren dann schon vier, fünf Leute in der Gruppe. Und wissen Sie was dann passiert ist? [...] Und dann beginnen solche Sachen, dass Kollegen bei Lagern sich nicht mehr um die Buben gekümmert haben, sondern ihren Spaß gehabt haben. Dass Kollegen in der Nacht ins Erzieherzimmer gekommen sind von Kolleginnen, auch von mir, sternhagel dicht, wollten was. Toll ist das. Nicht die Buben sind Scheiße gewesen, die Kollegen waren Scheiße. Und wenn du dann Nein gesagt hast, dann waren plötzlich G'schichtln im Umlauf.¹⁰⁷⁴

Als HL 5 die Leitung in Gleink übernimmt, kam es 2001 zu gravierenden Problemen und zur Lösung des Dienstverhältnisses. „Die hat immer behauptet, ich bin ihre beste Erzieherin, die es gibt. Aber ich mag einfach, wie soll ich sagen, wir sind ein christliches Heim. Ich bin nicht scheinheilig oder was. [...] und den Buben die Kreuze runternehmen (Anm. MW: HL 5 hatte die Kreuze im Haus abmontieren lassen), ich mag so was nicht. Ich habe meinen Buben beigebracht, wenn uns jemand entgegenkommt, dann grüßt man. Weil man das tut, das ist Anstand. Grüß Gott und auf Wiederschauen. Bitte und Danke. Und nach dem Klo gehen die Hände waschen kann ein jeder. Und mehr brauchen meine Buben nicht wissen. Und die haben immer gesagt, wenn die [...] mit ihren Buben kommt, die sind freundlich und brav. Ja, weil das nicht schadet. [...] Du musst da hineinfahren, du kannst nicht sagen, könntest du bitte aufstehen? Da musst du schon einmal unfreundlich in der Früh werden und sagen, steh auf – ich reiß dir die Tuchent weg. Ja ist so.“¹⁰⁷⁵

Zu der Kritik an ihrer pädagogischen Arbeit kamen noch andere Schwierigkeiten dazu. Als ein Kollege den Buben Geld stahl, und ER 31 ihn überführen konnte, nahm sich dieser einige Zeit danach das Leben. (Anm. MW: Der Selbstmord war aus privaten Gründen) Auch wurde ER 31 gemobbt, so behauptete ein anderer Kollege, sie würde Essen mit nach Hause nehmen. Schließlich warf sie das Handtuch. Auch hatte sich das Arbeitsklima wieder verschlechtert. „Da sind dann so viele Leute gekommen, da ist es nicht mehr um die Buam gegangen. [...] Und dann ist es nur mehr darum gegangen, schau dass die Buben am Wochenende nach Hause fahren, weil wenn du nur drei hast und ich nur zwei, dann können wir am Fußballplatz gehen. Habe ich gesagt, hast einen Vogel? Wenn der zu seinem Vater fährt, der tut ihm was. Geht dich nichts an, ist nicht dein Turnus, bei mir fährt er nach Hause. Solche Sachen!“¹⁰⁷⁶

¹⁰⁷⁴ Interview ER 31, (John).

¹⁰⁷⁵ Interview ER 31, (John).

¹⁰⁷⁶ Interview ER 31, (John).

LP 10, damals in der Caritas für Gleink verantwortlich, erinnert sich, „HL 5 und ich haben damals einen ziemlichen Skandal ausgelöst, weil wir sie nach 21 Jahren 2001 gekündigt haben. Der Betriebsrat und viele Mitarbeiter haben bei Joe (Anm. MW: Dir. Josef Mayr) interveniert, [...] wir konnten nichts beweisen, die Erzieher hielten alle zusammen, aber die Burschen hatten immer wieder verschiedene unnette Dinge erzählt.“ Es gab Gerüchte, wonach ER 31 Verhältnisse mit Erziehern hätte und die Buben sie beobachteten, oder sie hätte sich Buben angeboten und hätte interessante Aufklärungsmethoden.¹⁰⁷⁷

ER 31 hat bis heute mit etlichen „Ehemaligen“ Kontakt, „Ich habe leider schon viele tote Buben auch gehabt. Autounfall, Selbstmord, einer erschossen worden, [...] hat sich aufgehängt, ja, ich habe sicher auch zehn tote Buben, wo ich es weiß.“¹⁰⁷⁸ Dass es in Gleink schlimm zugegangen ist, und dass sie wenig dagegen tun konnte, weiß ER 31 auch.

„Wenn Sie mich fragen, gibt es einen Kollegen, der zugeschlagen hat wie Sau. Ja, das weiß ich. Gibt es einen Kollegen, der saumäßig unfair war? Ja, weiß ich auch. [...] Naja, wenn ich jetzt rechne, wie viele Erzieher waren wir denn? 14 Gruppen mal zwei mit den Freizeit-Erziehern, sagen wir 30, 35 Erzieher. Dann würde ich sagen, so sieben die schon dabei waren, wo ich sage, alter Schwede, das sind so typisch die Wärter, die heute im Gefängnis auch wären, die Machtposition. [...] Ich rede von Gewalt, die gar nicht von Nöten war.“¹⁰⁷⁹

Die Vorwürfe über sexuellen Missbrauch durch Erzieher, im Speziellen in Bezug auf einen ihrer langjährigen Kollegen, kann sie nicht nachvollziehen. „Wie ich das vom (Anm. MW: ER 21) gehört habe, [...] da war ich entsetzt. Da habe ich gesagt, Leute das kann ich mir in tausend Jahren – [...] aber dass da nie ein Bub was gesagt hätte – darum glaube ich es nicht. [...] Dass er es damals nicht gesagt hat, das verstehe ich. Das ist klar, weil da muss ich ja mit Repressalien rechnen. Aber warum heute nicht? Wie gesagt, ich habe ja aus allen Gruppen Buben mit denen ich heute noch Kontakt habe. [...] Sie sagen, weißt du noch wie das Schwein mit der Faust zugeschlagen hat. Weißt du was der getan hat? Das erzählen sie, aber warum sagt dann kein Einziger, hast du gewusst, dass der Kollege jemals einen Buben angegriffen hat? Warum sagt das dann keiner?“¹⁰⁸⁰ ER 31 sprach mit vielen Heimkindern

1077 Archiv Caritas, Mappe Direktion, Mail LP 10 an Leitung, 6.4.2010.

1078 Interview ER 31, (John).

1079 Interview ER 31, (John).

1080 Interview ER 31, (John).

über das Thema Missbrauch: „Das Einzige, was ich weiß ist, dass eine Kollegin mit einem Buben ein Verhältnis gehabt hat. Aber das freiwillig. Das war nicht ok. Ich sage keine Namen, aber das weiß ich. Aber der Bub war alt genug, ich meine 18 Jahre ist alt genug, sie war eine Junge, aber wie gesagt, das geht mich nichts an. Aber der war alt genug, und das war freiwillig zwischen den beiden. Sie haben dann aufgehört, ich glaube, die sind sogar verheiratet.“¹⁰⁸¹

Das Ausmaß der Gewalt- und Missbrauchsvorwürfe, wie sie nun seit 2010 bekannt sind, kann sie sich nicht vorstellen. (Anm. MW: Allerdings sind die meisten Beschuldigungen für die Zeit vor 1980 erhoben worden) „Es rühren sich die, die Kohle herausschlagen wollen. [...] Aber meine Ex-Buben sagen, schau, ich weiß das ja [...] dass sich die Buben gegenseitig anrufen und sich Bescheid sagen, hey hauen wir uns zusammen auf ein Packel, behaupten wir dies und jenes.“

Das, was ER 31 selbst heute von ehemaligen Heimkindern vorgeworfen wird, ist, dass sie bei sexueller Gewalt nicht eingeschritten wäre und diese gemeldet hätte, obwohl sie davon gewusst habe.^{1082 1083} „Ich bin in der Nacht in ein Zimmer gegangen und habe gesehen, dass zwischen zwei Buben da was läuft. [...] Ja, ich war so schockiert, ich habe die Türe leise zugemacht und bin gegangen. Das waren zwei Lehrbuben.“¹⁰⁸⁴ Auch habe sie zu einem mit blauen Flecken übersäten Buben gesagt: „Der schaut aus wie ein chinesischer Fleckerlteppich“, sie habe nicht weiter nachgefragt.¹⁰⁸⁵ In einem weiteren Fall ließ sie Gewalt zwischen den Burschen geschehen, auch sagte sie unverblümt, wen sie mochte oder nicht. Dies wurde als „Erzieher-Mobbing“ empfunden.¹⁰⁸⁶

ER 31 selbst wurde in einigen wenigen Fällen beschuldigt, Gewalt angewandt zu haben, auch wurde in den Interviews über ihren sprachlichen Umgang gesprochen. Gemeinsam mit ihrem Gruppen-Erzieherkollegen ER 16 soll sie Hämmer mit der Faust gegeben haben, oder „man wurde gegen die Türstock gerammt“.¹⁰⁸⁷ Bei dieser Meldung bleibt unklar, welche Rolle ER 31 dabei spielte, zumindest ist die Meldung ein Beleg dafür, dass es in der Gruppe von ER 31 gelegentlich zu Gewalt

1081 Interview ER 31, (John).

1082 Akten Ombudsstelle, HK 26.

1083 Akten Ombudsstelle, HK 43.

1084 Interview ER 31, (John).

1085 Akten Ombudsstelle, HK 44.

1086 Akten Ombudsstelle, HK 45.

1087 Akten Ombudsstelle, HK 46.

gekommen war. Ein anderer Betroffener gab an, ER 31 wäre überfordert gewesen und habe selbst zugeschlagen.¹⁰⁸⁸

Abschließend sagte ER 31: „Für mich war Gleink die schönste Arbeit in meinem ganzen Leben. Wirklich. Ich habe das genossen und es war eine wunderschöne Zeit, auch wenn manche Sachen nicht ganz in Ordnung waren immer. Aber im Grunde genommen war das ein Traum. Ich bin dann zwei Jahre nicht durch Gleink durchgefahen, nicht einmal durch den Ort. So weh hat es mir getan.“¹⁰⁸⁹

ICH BIN AUS ALLEN WOLKEN GEFALLEN

Im Herbst 1975 trat ER 29 seine Stelle im Kinderheim Gleink an. Er hatte nach dem Gymnasium die Pädak abgeschlossen, und war im Zuge eines Praktikums von der Arbeit als Erzieher fasziniert. Es war noch die Zeit der Herz-Jesu-Missionare, der damalige Direktor war bereits schwer erkrankt, und das Heim war faktisch ohne Leitung. „Es war natürlich eine schlimme Zeit für mich, da habe ich schlaflose Nächte gehabt, aber ich dachte, da muss ich durch, das wollte ich wissen. Ich war jung und voll sozialem Engagement und die Ausbildung habe ich gehabt. Damals war ich nicht unbedingt glücklich, aber mit der Perspektive, es muss etwas geschehen, und so war es dann auch. [...] Dann ist der HL 4 gekommen und der hat – das war eine Revolution. Er sagte, er muss das jetzt schnell angehen, sonst resigniert er.“¹⁰⁹⁰ Die pädagogische Arbeit wäre „nicht am neuesten Stand gewesen, da sei „pädagogische Steinzeit“ gewesen. Seine damaligen KollegInnen wären völlig erschöpft gewesen, da man noch die Gruppen mit nur einer Person besetzte, die rund um die Uhr anwesend war. Er selbst habe zu Schulbeginn im Herbst begonnen und das erste Mal zu Weihnachten einen Tag freigeht.¹⁰⁹¹

Für ER 29 endete der Dienst manchmal nicht, denn er nahm die „Burschen“ mit nach Hause zu seiner Familie. Da auch seine Frau in Gleink arbeitete, verbrachte man in diesen Jahren auch Urlaube gemeinsam mit der Gruppe, es gab Sommerlager mit den Heimkindern, in späteren Jahren fuhr man mit den Kindern im VW, das wäre „die schönste Zeit“ gewesen.¹⁰⁹²

¹⁰⁸⁸ Akten Ombudsstelle, HK 47.

¹⁰⁸⁹ Interview ER 31, (John).

¹⁰⁹⁰ Interview ER 29, (John, Wisinger).

¹⁰⁹¹ Interview ER 29, (John, Wisinger).

¹⁰⁹² Interview SZ 2, (John, Wisinger).

Das, was auch unter der späteren Direktion von HL 4 ab 1976 nicht gut lief im Heim, nämlich die Gewalt unter den Heimkindern und Jugendlichen, aber auch noch Übergriffe durch ErzieherInnen, wurde eher im Verborgenen ausgeübt. „Das sind Sachen, von denen ich erst in späteren Jahren erfahren habe, was passiert ist. Man hat das nicht wirklich mitgekriegt, Man hat es gewusst – ja, aber, wie soll ich das jetzt erklären?“¹⁰⁹³

Es kam in diesen Jahren auch zu Vorfällen, die die Problematiken des Heimlebens und auch die Notwendigkeit, sich mitunter selbst zu verteidigen, zeigten. Immer wieder kam es den ErzieherInnen gegenüber zu nicht ungefährlichen Attacken. „Mir wollte einmal einer ein Messer in den Rücken hauen, Gott sei Dank ist ein Kollege dazwischen gegangen. [...] Das war im Speisesaal, da sind alle 13 Gruppen im Speisesaal gegessen, und da hat man halt geschaut, dass es ein bisschen gesittet zugeht, nicht wie im Bierzelt. [...] Ein psychisch kranker Bub, ein großer – ich weiß nicht mehr, worum es ging – eine Zurechtweisung, irgendwie habe ich ihn angeschnauzt, dann gingen wir hinaus, er hat sich ein Küchenmesser geschnappt und ein Kollege von mir hat ihm in den Magen gehaut und ihn festgehalten, körperliche Auseinandersetzung haben wir häufig gehabt. Und die Frauen, da sind viele weinend davongelaufen, das muss man auch sagen.“¹⁰⁹⁴ Der Fall zog keine weiteren Konsequenzen oder eine Anzeige nach sich. Es ist irgendwie weitergegangen, es wurde darüber geredet, aber der Jugendliche wäre psychisch angeschlagen gewesen, und habe gar nicht realisiert, was er da getan hat. Auch das war Alltag in Gleink.

Man achtete als Erzieher darauf, dass in der eigenen Gruppe alles in Ordnung war, „Natürlich hat man als Erzieher, der sich für die Gruppe interessiert hat, schon geschaut, dass es über Nacht nichts gibt. Und wenn da was war, hat der Erzieher dann am nächsten Tag reagiert, da hat es halt Strafen gegeben. Ja, oder abgerissen sind sie in der Nacht, das hat es schon gegeben.“¹⁰⁹⁵

ER 29 blieb bis zur Schließung in Gleink. „Die Schließung – die Caritas hat mich damals [...] als dreifachen Familienvater nach 35 Dienstjahren mit einer Zeile gekündigt. ‚Danke für Ihre Mitarbeit, auf Wiedersehen‘. Das war schon ein Schreck damals. [...] Das ist aber dann zurückgenommen worden, weil das habe ich mir nicht gefallen lassen, da habe ich geklagt.“¹⁰⁹⁶

1093 Interview ER 29, (John, Wisinger).

1094 Interview ER 29, (John, Wisinger).

1095 Interview ER 29, (John, Wisinger).

1096 Interview ER 29, (John, Wisinger).

Drei Jahre nach Schließung des Heims wurde ER 29 von einem ehemaligen Heimkind des sexuellen Missbrauchs beschuldigt. Die Caritas erhielt von der Opferchutzanwaltschaft die Mitteilung, dass HK 48 angibt, während seiner Zeit in Gleink von ER 29, einer Erzieherin und einem Mitschüler körperlicher und psychischer Gewalt unterworfen und sexuell misshandelt worden zu sein. Dies hatte schwere Folgen. „Ich habe eines Tages einen Anruf gekriegt, ich soll nach Linz kommen am nächsten Tag, es liegt was vor. Ich habe am Telefon gesagt, das muss ein Irrtum sein, mit dem habe ich nichts zu tun und bin dann nach Linz gefahren, da ist man ganz rigoros mit mir vorgegangen, es war ganz grauslich, geben Sie die Schlüssel ab, Dienstausweis, Handy, Sie sind freigestellt‘. [...] Ich bin aus allen Wolken gefallen, da war nicht einmal ein bisschen was dran, nicht einmal in Ansätzen, gar nichts. Da sind mir meine Aufzeichnungen zu Gute gekommen, ich habe alles dokumentiert, ein lieber Bub, den ich immer beschützt habe, der hat zum Teil zu der Familie gehört. Dem ist halt nix anderes eingefallen, [...] im Zuge der Untersuchung, die hat das dann entkräftigt, eine Kommission im Haus bei mir, das war keine schöne Zeit“.¹⁰⁹⁷

Dem langjährigen Erzieher, der sich besonders für eben diesen Buben einsetzte, drohte der Jobverlust, er wurde dienstfrei gestellt, und befürchtete zudem die Abnahme seiner Pflegekinder. Nach einiger Zeit wurde diese gravierende Beschuldigung des Erstinterviews zurückgenommen. HK 48 wollte an einem geplanten Treffen mit Erziehern nicht teilnehmen, und schließlich wurde in einem Bericht der Diözesanen Kommission ein weiteres persönliches Gespräch protokolliert, das „eindeutig ergab, dass von Seiten der Erzieher allgemein und insbesondere seitens HK 29 keine Übergriffe sexueller Natur stattgefunden haben.“¹⁰⁹⁸ Er erhielt dennoch 25.000,- Euro Entschädigung. Für ein Interview im Rahmen dieser Studie war HK 48 ebenfalls nicht bereit. „Ich möchte daran aber mit Sicherheit nicht teilnehmen, was den Kindern dort angetan wurde ist unter aller Sau. [...] Und sie glauben, dass es für mich gut ist, das alles wieder von vorne rauf zu würgen. [...] Bekommen wir auch was dafür wenn wir wieder alles hoch Krempeln müssen? [...] Was bekommen die Geschädigten dafür fürs Interview [...]“.¹⁰⁹⁹

Den Akten ist zu entnehmen, dass HK 48 möglicherweise ein Opfer des Capo-Systems gewesen sein könnte. Seine Heimzeit war seinen Schilderungen nach von Gewalt geprägt, er wurde angeblich von älteren Kindern im Auftrag der Erzieher

¹⁰⁹⁷ Interview ER 29, (John, Wisinger).

¹⁰⁹⁸ Archiv Direktion Caritas, Mail Ombudsstelle an Caritas, 16.7.2012.

¹⁰⁹⁹ FB Chat mit HK 48, 19.2.-23.2.2018, Kopie in Besitz Autorin.

misshandelt. Etwa wurde das Radio auf die größte Lautstärke gestellt, er erlitt ein lange andauerndes „Fotzkonzert“. Auch praktizierte man die „Gehirnwäsche“ an ihm, die größeren Schüler hielten ihm den Kopf unter Wasser. Es wurde ihm angedroht, „gehn ma ins Kastl“, später litt HK 48 unter Platzangst und Luftproblemen. Ab dem 7. Lebensjahr sei er von älteren Mitschülern sexuell genötigt worden, ER 29 habe nur darüber nur gelacht. Später wehrte er sich dagegen. Aus der Gruppe nahmen sich einige das Leben, einer hängte sich auf, andere sind im Gefängnis oder schwer drogenabhängig.¹¹⁰⁰

Dem Kinderakt ist zu entnehmen, dass HK 48 selbst in späteren Jahren zu einem der „Stärkeren“ geworden war: „Eine Lieblingsbeschäftigung von HK 48 ist es, kleinere Gruppenkameraden zu drangsalieren und zu bedrängen“,¹¹⁰¹ „daß HK 49 keine Gelegenheit auslässt, um vor allem die Jüngeren in der Gruppe schräg, beleidigend, gehässig oder herabsetzend anzustrudeln“,¹¹⁰² „noch ein großes Potential an unaufgearbeiteten Störungen, das durch seine immense Anpassungsarbeit nur abgeschwächt an die Oberfläche kam“.¹¹⁰³

In dieser schweren Zeit setzten sich ehemalige KollegInnen für ER 29 ein. Die Schuldirektorin LP 6 stellte in einem Schreiben an die Caritas fest, „Die Arbeit mit verhaltensauffälligen Kindern bestimmte das Berufsleben von ER 29 zur Gänze. Deshalb ist die Entwertung, die er jetzt erlebt, auch eine totale. Er ist sicher einer der Erzieher, die sich um die Kinder ihrer Gruppe mehr kümmerten, als verlangt wurde.“¹¹⁰⁴

Der Name von ER 29 wurde ab 2011 immer wieder in Zusammenhang mit Vorwürfen physischer und psychischer Gewalt genannt. In den Stellungnahmen dazu äußerte er sich: „Jetzt bin ich also wiederum mit bösen Anschuldigungen konfrontiert, und ich bin einigermaßen entsetzt, welchen Absurditäten ich gegenüberstehe. [...] Gewalt war und ist nicht Teil meines Erziehungskonzepts! [...] Es hat mich dann einer beschuldigt, dass ich ihn geschlagen hätte, da war ich Taufpate und meine einzige Berührung war Handauflegen während der Taufe [...] der hätte sich gefürchtet vor uns und den Kindern. Der war in einem Kinderdorf und ist dort gefürchtet, da ist er sogar mit Waffen herumgerannt, da musste man die anderen Kinder vor ihm beschützen.“¹¹⁰⁵

1100 Akten Ombudsstelle, HK 48.

1101 Archiv Gleink, KA HK 48, II. Entwicklungsbericht, 2.7.1992.

1102 Archiv Gleink, KA HK 48, 14. Entwicklungsbericht, 30.12.1993.

1103 Archiv Gleink, KA HK 48, Abschlussbericht, 13.7.1994.

1104 Akten Direktion Caritas, Brief LP 6 an Caritas, Juni 2012.

1105 Interview ER 29, (John, Wisinger).

Es gab aber auch Stimmen wie, ER 29 hätte ihn „am Ohr gezogen“ und wäre überall gewesen,¹¹⁰⁶ er stelle Übergriffe nicht ab und würde selbst körperliche Gewalt anwenden.¹¹⁰⁷ HK 55 gab an, dass er unerlaubt Schlaftabletten entwendet und eingenommen habe. Daraufhin habe er von ER 29 zwei Watschen bekommen, dieser habe ihn in Folge zu sich nach Hause zum Ausschlafen mitgenommen.¹¹⁰⁸

In den im Rahmen dieser Studie durchgeführten Interviews scheinen keine gravierenden Vorwürfe auf, außer dass ER 29 ein Repräsentant dieser Einrichtung war, die keinen ausreichenden Schutz vor Gewalt bot. „Die Vorwürfe wären im Grunde „unterlassene Hilfeleistung“ gewesen.“¹¹⁰⁹

Der Großteil der Meldungen an die Ombudsstellen bezog sich auf eher gute Erfahrungen mit ER 29. Ein ehemaliges Heimkind, das ab 1983 zwölf Jahre in Gleink war, (und wiederholt schwere Schläge von anderen Erziehern bekam), erwähnt ER 29 positiv, „es ist wichtig, auch über ‚gute Erzieher‘ zu berichten.“¹¹¹⁰ Auch der nach 1977 ebenfalls von Gewalt im Heim betroffene HK 50 berichtet: „Er ist immer gut zu uns gewesen“,¹¹¹¹ „Super Erzieher, hat viel mit uns gemacht, haben ihn im Garten besucht“,¹¹¹² „Er war bemüht und korrekt“, auch habe er eine Bäckerlehre vermittelt.¹¹¹³

ER 29 ist bis heute in Kontakt mit einigen Kindern und Jugendlichen auch aus der schwierigen, „stark nervenaufreibenden“ Anfangszeit, die er trotzdem als schöne Zeit empfindet. Er hat vieles dokumentiert, bewahrt Erinnerungsstücke auf. Da in den Archiven der Caritas kaum Bildmaterial zu finden ist, und auch die ehemaligen Heimkinder zumeist nur vereinzelt Aufnahmen besitzen, hat diese Sammlung großen Wert für alle Betroffenen, die einen Teil ihres Lebens in Gleink verbrachten. Zahlreiche Fotos, die er damals von seinen Gruppen machte, wirken privat, nahezu familiär.

1106 Akten Ombudsstelle, HK 53.

1107 Akten Ombudsstelle, HK 54.

1108 Akten Ombudsstelle, HK 55.

1109 Interview LP II, (John, Wisinger).

1110 Akten Ombudsstelle, HK 49.

1111 Akten Ombudsstelle, HK 50.

1112 Akten Ombudsstelle, HK 51.

1113 Akten Ombudsstelle, HK 52.

SPLITTER

„Unser Erziehungsstil beim Kinde ist der christliche Mensch, daher nehmen wir die Religion als Haupterziehungsmittel in unser Programm.“¹¹¹⁴

3.3.3.3. RELIGIOSITÄT IM HEIM

In vielen Interviews die frühen Jahre bis Ende der 1970er-Jahre betreffend, kamen die Rolle der Religion, die Praxis der Religionsausübung und der Umgang mit Kindern in Bezug auf ihren Glauben zur Sprache. Es war die Intention des Heimbetreibers Caritas, das Heim einer geistlichen Führung und einer katholisch ausgerichteten Pädagogik zu unterstellen. Bereits im Hirtenbrief von Mai 1945 betonte Kapitelvikar Fließner die große Bedeutung der katholischen Seelsorge nach dem Krieg, und dass durch die religiöse Erziehung der Kinder die Rückstände der NS-Jahre aufgeholt werden sollten, „nachdem nun jahrelang die wichtigsten religiös-sittlichen Werte und Begriffe“ ausgehöhlt worden waren.¹¹¹⁵ Die Religion sollte – über ihre erzieherische und moralische Wirkung hinaus – eine Läuterung der Gesellschaft und ihrer Individuen herbeiführen. Dies traf in besonderer Weise auf sozial unterprivilegierte Kinder zu, deren Einbindung in Gesellschaft und Kirche man als gefährdet sah, und die als „Außensteiter“ offensichtlich nicht an der katholischen Lebenswelt partiierten. „Die Kinder, die in unser Haus eingewiesen werden, sind nicht nur sittlich-charakterlich verwahrlost, sondern auch religiös abständig, da sie zumeist aus areligiösen Kreisen stammen. Alle diese Kinder konnten wiederum durch intensive Unterweisung dem lebendigen religiösen Leben zugeführt werden“,¹¹¹⁶ war im Gleinker Jahresbericht 1963 zu lesen.

Die Caritas setzte auf die mit religiöser Erziehungsarbeit erfahrenen Herz-Jesu-Missionare, die traditionell Bildungseinrichtungen und auch Erziehungsheime betrieben. Der Orden der HJM beschickte das Heim vertragsgemäß mit Patres und Brüdern, die als Erzieher und Religionslehrer in einer Doppelrolle im Heim und in der Schule arbeiteten. Die Personalfuktuation war enorm, „Der Orden hatte in der Zeit, in der die Leitung von Gleink bei Patres lag, eine Vielzahl an Ordensangehörigen, die meist mit der Situation nicht klarkamen und nicht sehr

1114 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: HL 3 über das Caritas-Jugendheim, 9.II.1961.

1115 Würthinger, Monika in: Paarhammer, Hans, Rinnerthaler, Alfred (Hg.), Kirchlicher Wiederaufbau in Österreich (Frankfurt 2016), 21.

1116 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1963.

lange geblieben sind. Patres waren in der Regel auch Religionslehrer und halfen bei den Gottesdiensten in der Pfarre aus. Als Pfarrer eingesetzte Patres waren aber nie Erzieher.¹¹¹⁷

Die religiöse Erziehung war zentral im Heimalltag verankert. „Da kommt der religiöse Touch dazu. Da wird natürlich fest als Druckmittel der liebe Gott eingesetzt. [...] Da hat es nur Befehle gegeben. Es ist über zehn Mal pro Tag gebetet worden.“¹¹¹⁸ In der monatlich abgenommenen Beichte musste im Speziellen über „unzüchtige Handlungen“ und „sexuelle Verfehlungen“¹¹¹⁹ gebeichtet werden, zur Sühne ging man beispielsweise einige Zeit barfuß oder spielte eben ohne Schuhe Fußball.¹¹²⁰ Die Patres waren als Erzieher für die Beichte der Kinder ihrer eigenen Gruppe nicht zuständig, hier wurden die Funktionen getrennt.¹¹²¹ „Das habe ich strikt abgelehnt. Also das weiß ich ganz genau. [...] Aber das sagt einem ja der Hausverstand, weil hier entsteht eine äußerst schwierige Situation – hier Beichtgeheimnis, und der vertraut mir vielleicht Sachen an, wo ich eigentlich eingreifen müsste oder informieren müsste, so in der Art, das habe ich grundsätzlich abgelehnt“,¹¹²² so ein langjähriger Pater-Erzieher.

Wenn die Buben gefirmt werden sollten, war es üblich, dass sich das Personal des Hauses als Firmpaten zur Verfügung stellte. In vielen Fällen zeigten die Eltern kein Interesse an der Firmung ihres Kindes.¹¹²³ „Die meisten Buben sind areligiös, wenn sie ins Heim kommen. Hier muß ganz von Anfang begonnen werden. Die Erfolge sind erfreulich. Die religiöse Unterweisung geschieht im Religionsunterricht und in der Predigt. Die Buben praktizieren durchwegs gut ohne Zwang und Dirigismus. Manche bleiben abständig.“¹¹²⁴ Um hier Abhilfe zu schaffen, wurden die Heimkinder „zur Belohnung“ aber auch gezwungenermaßen als Ministranten in den Kirchendienst der Pfarre Gleink eingebunden. Auch eine Art „Anwerbung“ für den geistlichen Beruf fand statt, HK135 erzählt, dass ihm vom Heimleiter Anfang der 1960er-Jahre eine Ausbildung im Priesterseminar ermöglicht werden sollte, was er ablehnte. Dann habe man ihm eine Lehre bei der VOEST vorgeschlagen.¹¹²⁵

1117 Archiv Direktion Caritas, Notiz LP II über Gespräch mit HL 4, 23.4.2010.

1118 Vgl. Bauer, Ingrid/Hoffmann, Robert/Kubek, Christina, Abgestempelt und ausgeliefert. Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945 (Innsbruck-Wien-Bozen 2013), 277, HK 59.

1119 Akten Ombudsstelle, HK 139.

1120 Akten Ombudsstelle, HK 72.

1121 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

1122 Interview ER 2I, 6.12.2017 (John, Wisinger).

1123 DAL, CDL-A/I, Sch. 316, Fasz. IX/2: Jahresbericht 1962.

1124 Archiv Caritas: Bericht des Caritas-Kinderheimes Gleink über die Jahre 1973-1976, 7.

1125 Akten Ombudsstelle, HK 135.

Der religiöse Alltag im Heim der frühen Jahre gestaltete sich auf eine Weise, die in der Erinnerung vieler Heimbewohner als Zwang empfunden wurde. Es war Pflicht in die Messe zu gehen, man musste oft laut beten,¹¹²⁶ aber es gab auch Bestrafungen, wenn nicht im Knabenchor der Kirche mitgesungen wurde. Kirchenmusik war ein wichtiger Bestandteil der Erziehungsarbeit, die Freude an der Musik wurde allerdings durch Schläge bei Falschsingen oder mangelnder Beteiligung gemindert. Vor allem die Teilnahme am Kirchenchor versetzte manche Kinder in Angst und Schrecken, wurden doch die Chorproben von einem Pater geleitet, der mit sexuellem Missbrauch in Verbindung gebracht wurde. Ein anderer Pater war aufgrund seines Jähzorns gefürchtet, etwa wenn Buben falsch sangen.

Auch von den Religionslehrern wurde Gewalt ausgeübt.¹¹²⁷ Im Heim gab es wenige evangelische Kinder, diese waren zumeist nicht verpflichtet, an den religiösen Feierlichkeiten teilzunehmen, hatten jedoch unter gelegentlichen Benachteiligungen und Strafen zu leiden. HK 4, ein evangelisches Kind, musste etwa im Religionsunterricht mit dem Gesicht zur Wand sitzen.¹¹²⁸

Auch dem langjährigen Pfarrer von Gleink wurde vorgeworfen, Ohrfeigen und Schläge verabreicht zu haben.¹¹²⁹ SP 4, der Sohn eines Bauern aus Oberbayern, absolvierte eine für die „Patres von Gleink“ typische Laufbahn. Er besuchte das Gymnasium in Ingolstadt, dem sich ein Theologiestudium in Innsbruck anschloss. 1957 wurde er in Birkenneck zum Priester geweiht und arbeitete bis 1961 im dortigen HJM-Heim als Erzieher. Danach war er bis 1963 Kaplan in Salzburg-Liefering, in diesem Jahr kam er nach Gleink und war bis 1977 Kaplan unter dem damaligen Pfarrer SP 3 (Anm. MW: ebenfalls HJM) Ab 1977 wurde SP 4 Pfarrer in Gleink,¹¹³⁰ und blieb bis zur Schließung des Heims und darüber hinaus.

Der frühere Direktor, HL 3, zeichnete ein positives Bild der Glaubenspraxis im Heim: „Eine sehr erfreuliche Nachricht kann ich über das religiöse Leben der Kinder berichten. Sie gehen mit einem wahren Heißhunger zu den Sakramenten, ohne Mahnung und Aufforderung, haben begeistert mitgetan bei der Gestaltung

1126 Akten Ombudsstelle, HK 138.

1127 DAL, CA/13, Fasz. J/II/5: MSC, Brief Provinzialat an Bischöfliches Ordinariat, 30.1.1987,

1128 Akten Ombudsstelle, HK 4,

1129 Akten Ombudsstelle, HK 140.

1130 Archiv Gleink, Mappe 250, Parte SP 4.

der Karwoche, in allen Gottesdiensten verspürt man aus ihrem frohen Lied und kräftigem Gebet, wahre kindliche Gläubigkeit und das wird immer der große Vorzug des Heims [...] sein.“¹¹³¹

Das Zusammenwirken von Religiosität und Gewalt – durch handelnde Personen und deren Auftrag zu „missionieren“ und die Glaubenspraxis zur Disziplinierung einzusetzen – prägte den Heimalltag. Dieser Widerspruch wurde im Nachhinein als empörend empfunden und in den Interviews thematisiert, „Was ich ja damals nie auf die Reihe gekriegt habe: Auf einer Seite wird gebetet und scheinheiligst wird gepredigt: Dieses und Jenes. Du sollst den Menschen Gutes tun. Dann hast du deine Prügel gekriegt, dass du nicht mehr gehen hast können. Verstehst? Wie soll das ein Kind in seinen Kopf kriegen? Da verzweifelst du“, wurde über die 1950er-Jahre berichtet.¹¹³² Erst unter HL 4 ab 1976 wurden die Gebetszeiten und die Gottesdienste reduziert. „Unter HL 3 war der Sonntagsgottesdienst noch verpflichtend, das ist bei beim HL 4 schlagartig anders geworden. [...] Es werden schon Morgengebete da und dort natürlich ausgeübt worden sein.“¹¹³³

Viele ehemalige Heimkinder entwickelten im Laufe ihres späteren Lebens eine starke Abneigung gegen die Kirche. Die Omnipräsenz des Katholizismus fand in manchen Interviews auch seltsamen Niederschlag, „Vom Schlafsaal aus konnte man auf den Altar sehen.“¹¹³⁴ Bei einer Begehung des Geländes mit ehemaligen Heimkindern wollten einige die Kirche nicht betreten, waren doch mit diesem Ort besonders unangenehme Erlebnisse verbunden.¹¹³⁵

Als sich Ende der 1990er-Jahre die damalige Leiterin nicht durchsetzen konnte, dringend notwendige Reformen beim Heimbetreiber durchzusetzen, griff sie zu drastischen Maßnahmen. „Da gab es einmal eine Riesenaktion, ich habe sämtliche Kreuze in Gleink abhängen lassen, [...] ich glaube, 120 Kreuze mit Corpus, ich als evangelische Frau, [...] das war ein irrsinniger Machtkampf. Wenn hier ein Kreuz ist und Kinder mit den kaputten beschissenen Matratzen, kein Bettlaken.“¹¹³⁶ HL 5 ließ die Kreuze am Dachboden stapeln. „Jedenfalls rief mich der Bischof dann an, ‚was machen Sie schon wieder, Kreuze abhängen‘. Ich wurde hierher zitiert,

1131 DAL: CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Schreiben P. HL 3 an Pfeiffer, 15.4.1958.

1132 in: Bauer, Ingrid u.a., Abgestempelt und ausgeliefert. Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945 (Innsbruck-Wien-Bozen 2013) 277, HK 59.

1133 Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger).

1134 Akten Ombudsstelle, HK 58.

1135 Bauer, Ingrid /Hoffmann, Robert /Kubek, Christina, Abgestempelt und ausgeliefert. Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945 (Innsbruck-Wien-Bozen 2013), 277.

1136 Interview HL 5, (John, Wisinger).

„die werden wieder aufgehängt, das ist ein kirchliches Heim“. Ich sagte „wenn Sie mir sagen, Sie übernehmen die Verantwortung für sämtliche Brutalitäten, hänge ich sie wieder auf. Solange ich die Verantwortung habe, bleiben die Dinger da oben. Die Verantwortung wollte er nicht übernehmen, und die Kreuze blieben am Boden.“¹¹³⁷

3.3.3.4. IM HEIM WAR ES AUCH GUT. ÜBER EHEMALIGE HEIMKINDER UND IHRE POSITIVEN ERINNERUNGEN

„Ich habe mich arrangiert und bin da durch“¹¹³⁸

Im Herbst 2011 rief ein Mann im Büro der Direktion der Caritas an und gab an, zur selben Zeit wie HK 60, über dessen Lebensgeschichte seiner Zeit in Gleink in den Medien berichtet wurde, im Heim gewesen zu sein. Er könne nur Positives über die Erzieher und die Lehrer sagen.¹¹³⁹ Auch weitere ehemalige Heimkinder meldeten sich nach einem Beitrag über Gleink im ORF. Ein anderer Anrufer empörte sich über die negative Berichterstattung, da er persönlich „nur das Beste erzählen könnte“, der frühere, als gefürchtet beschriebene, HL 3 habe ihm einen Lehrplatz in Linz verschafft, und er wäre ihm dankbar dafür. Er könne sich nicht an negative Vorkommnisse erinnern.¹¹⁴⁰

Auch die jahrelang in der Caritas mit den Meldungen der Ombudsstellen befassten Personen berichteten über Begegnungen, die sich von den Schilderungen über Gewalt unterschieden. „Es waren auch Leute bei mir, die sagten, das war die schönste Zeit im Vergleich zu dem, was bei den Eltern war, da hatte ich das Gefühl, das ist glaubwürdig.“¹¹⁴¹

Demnach gab es auch ein anderes, ein normales Leben in Gleink. Und für manche, die hierhergebracht wurden, war es einfach besser als Zuhause. Allerdings nahmen diejenigen, die sogar an „Klassentreffen“ teilnahmen oder im Internet eine Plattform gründeten, die Problematiken des Gleinker Heimlebens dennoch wahr. Auf Facebook findet sich die Gruppe der Gleinker Legends, die 89 Mitglieder hat.

1137 Interview HL 5, (John, Wisinger).

1138 Interview HK 136, (Wisinger).

1139 Archiv Direktion Caritas, Mail an LP 11, 8.11.2011.

1140 Akten Direktion Caritas, Aktennotiz Telefonat HL 11, 17.11.2011.

1141 Interview LP 11, (John, Wisinger).

Die Gruppe wurde 2010 gegründet, es gab zwei Treffen, zu denen sogar ein Erzieher kam. Auf Facebook teilte man Fotos und Erinnerungen aus der Zeit, „Das SPZ-Gleink wurde 2009 aufgelöst, somit endet eine lange Liste von jungen Burschen, die diese Erfahrung machen mussten... Diese Gruppe ist all denen Personen gewidmet die einen Bezug zu Gleink und zu der damaligen Zeit hatten!“¹¹⁴² Vereinzelt mischten sich auch diejenigen „Gleinker“ ein, die über schwere Gewalt berichten mussten, und tauschten sich über diese Erfahrungen aus.

Die Geschichte von HK 136 ist exemplarisch für Menschen, die versuchten, das Beste aus dieser Zeit zu machen, und diese so gut wie möglich in Erinnerung zu bewahren. Er meldete sich nicht bei der Ombudsstelle, erklärte sich aber zu einem ausführlichen Interview bereit – er hatte von dem Forschungsprojekt gehört. HK 136 wurde 1958 geboren und wuchs bei seinen Großeltern auf. Seine Mutter sah er einmal im Jahr. Als die Großmutter 1969 starb, begannen für den Buben die Probleme, da seine Mutter offenbar psychisch erkrankt war. In der Schule fiel ihm das Lernen zwar leicht, dennoch begann er nach einem unfreiwilligen Schulwechsel zu schwänzen, auch veränderte sich sein Verhalten. Nachdem er zwei Monate nicht zur Schule gekommen war, wies ihn das Jugendamt in Gleink ein. HK 136 war 14 Jahre alt, als er 1972 in ein Heim kam, in dem HL 3 noch Direktor war. Er schildert eine völlig andere Welt als viele seiner damaligen Mitbewohner. In der Gruppe gab es zur Begrüßung ein Spiel, und für den Neuankömmling gab es ein Aufatmen. „Das Heim war eine Wohltat gegenüber zu Hause zu wohnen. Meine Mutter war krank, sie hat jeden Tag geschrien. Die ist auf die Straße gelaufen und hat geschrien. Das war für mich katastrophal. [...] Das Heim war hundertmal besser für mich, als daheim bei meiner Mutter zu wohnen.“¹¹⁴³

Das Heim war für dieses Kind ein „Ruhepol“. Mit der Familie hatte er wenig Kontakt zu dieser Zeit, auch seine Geschwister waren in Fremdunterbringung, und er empfand seine Mitschüler in Gleink als seine Brüder.

Den Direktor des Heims schildert er als eher unauffällig, man wusste jedoch, dass er gefürchtet war. „Hoffentlich muss man zu ihm nicht hoch“, und als er doch eines Tages strafweise zu HL 3 geschickt wurde, geschah ihm nichts, dieser blieb überraschend ruhig und sachlich.¹¹⁴⁴ HK 136 wurde in Gleink nie geschlagen, sagte er. Allerdings hörte man so einiges, etwa dass Erzieher ausgerastet seien, und der Turnlehrer sehr grob gewesen wäre. Und da war immer die Dro-

1142 Facebook, Gleinker Legends (abgerufen 20.7.2019).

1143 Interview HK 136, (Wisinger).

1144 Interview HK 136, (Wisinger).

hung, nach Kaiser Ebersdorf gebracht zu werden, wenn man nicht gehorchte. Sonst waren eher die Schlägereien unter den Heimkindern unangenehm gewesen. „Es war alles normal zu ertragen. Es war nichts, wo ich gesagt hätte, das hältst du nicht aus, da musst du weg.“ Sogar als er bei dem berüchtigten ER 5 in der Gruppe war, „Kein freundliches Wort, keine Wärme kam rüber, nie was positives, er hatte so seine Aura, wo man sich zehn Zentimeter kleiner gemacht hat, wenn er kam“, gab es nur Kopfnüsse. Aber da er gut in der Schule war, hatte er seine Freiheiten. Im Heim war das Wichtigste, Fußball spielen zu können, das galt auch für die Erzieher. „Wenn du als Erzieher eine Gruppe hattest, die gut im Fußball ist, dann warst du angesehen.“¹¹⁴⁵ Kontakt zu anderen Gruppen gab es vorwiegend beim Fußball. Es gab Fußballturniere zwischen den Klassen, daher gab es eine Konkurrenzsituation, und man gewann keine Freunde außerhalb der Gruppe.

HK 136 erinnert sich an viele positive Momente im Heim, etwa als man sich 1974 die Fußball-Weltmeisterschaft im Fernsehen anschauen durfte. Das hatte der ebenfalls gefürchtete ER 21 ermöglicht, den er niemals schlagen gesehen oder schreien gehört hatte. Das Einzige, was er hasste, war der Kirchenbesuch gewesen. Auch ER 9, über dessen Gewalt viele berichteten, hat er gut in Erinnerung, „ER 9 war super, der hat überall Kicker gemacht (Anm. MW: Fußballtische), die standen überall am Gang. Der hat die immer repariert, in Stand gehalten, damit wir die hatten.“¹¹⁴⁶

HK 136 ist sich dennoch bewusst, dass die meisten seiner Mitbewohner Gleink anders erlebten, „Allein schon da drinnen zu sein, das war schon die Katastrophe. Die hatten sich mit allem was sie hatten aufgelehnt. Die sind extrem aufgefallen und die haben überall angeeckt.“

Besonders gut erinnert er sich an ER 25, der erlaubt hatte, dass während der Lernstunden Radio gehört wurde. „Wenn wir da hinten die Schulaufgaben oder so was gemacht haben oder im Bastelraum, da durften wir den Radio laufen lassen, die Großen 10 von Ö3. In der Gruppe waren da so fünf, sechs Leute, und jeder hatte eben einen bestimmten Interpreten, den er besonders gerne mochte. Da war einer, der war Alice Cooper Fan, der andere Slade, usw.“ Seinen Erzieher betrachtete er als eine Art Ersatzvater. „Ich denke, weil ich das letzte Jahr bei ER 25 war, hatte ich einige gute Erinnerungen daran. Ich neige dazu, dass ich schlechte Erinnerungen

1145 Interview HK 136, (Wisinger).

1146 Interview HK 136, (Wisinger).

ausblende, und mir eigentlich nur die guten behalte. [...] Wenn der kam, da hattest du keine Angst. Wenn der morgens kam zum Wecken, dann bist du nicht aufgestanden mit einem unguuten Gefühl.¹¹⁴⁷

Er selbst war nie geflüchtet, da es auch keinen Ort gab, wo er hingehen hätte können. Viele hielten es im Heim nicht aus, manchmal wegen der Erzieher, manchmal aber auch wegen der Mitschüler, es gab Übergriffe in den Duschen. Die Ausreißer, glaubt sich HK 136 zu erinnern, wurden vorgeführt, „dann wurden ihnen die Haare geschert, der Kopf komplett kahl geschert, und dann sind die irgendwo hingekommen bis zu dem Zeitpunkt, wo sie dann wegkamen. Ich habe nicht gesehen wo das war. Aber es muss etwas gegeben haben, wo die Jungs dann hinkamen. Den Raum muss es gegeben haben. Wir haben den irgendwo unten bei den Duschen vermutet. Aber wo, das wussten wir selber nicht genau.“¹¹⁴⁸

Nach zweieinhalb Jahren konnte er Gleink mit einem Hauptschulabschluss verlassen: „Ich habe es gut über die Runden gebracht“.¹¹⁴⁹ Da es zu dieser Zeit noch nicht die Möglichkeit gab, eine Lehre in Gleink zu machen, musste er wieder nach Hause. Er entschied sich für eine Kochlehre, weil er somit eine Unterkunft hatte und nicht bei seiner Mutter leben musste. Den Tag, an dem er Gleink verließ, konnte er nicht vergessen, „Man kriegt einen Koffer, man hat ein Ticket bezahlt, man hat ein Busticket, eine Zugfahrkarte. Der Erzieher, der hat mir dann alles Gute gewünscht, und hat mir gesagt, wenn mit dir mal was ist, melde dich. Dann bin ich raus und in dem Moment hatte ich ein befreiendes Gefühl.“¹¹⁵⁰ An etwas richtig Schönes im Heim kann er sich nicht erinnern, „Also, richtig schön war nichts. Was halt toll war, die Liebe zur Musik fing im Heim an. Die ist bis heute geblieben. Das fing damals an.“

Viele Heimkinder verließen Gleink und waren dem Leben außerhalb der Klostermauern jedoch nicht gewachsen. Obwohl das Heim Zwang und Unfreiheit bedeutete, verlief das Leben hier in halbswegs geordneten Bahnen. 1986 schrieb ein ehemaliger Heimbewohner an den Direktor des Heims, dass er nun vier Jahre nach seiner Entlassung aus Gleink straffällig geworden wäre und es bereue, darauf gedrängt zu haben, das Heim vor seinem 18. Lebensjahr zu verlassen: „Seit meiner Entlassung bei Ihnen sind nun genau vier Jahre vergangen und der einzige positive Abschluß in dieser Zeit war meine Lehre ansonsten lief im wahrsten Sinne des

1147 Interview HK 136, (Wisinger).

1148 Interview HK 136, (Wisinger).

1149 Interview HK 136, (Wisinger).

1150 Interview HK 136, (Wisinger).

Wortes wirklich alles schief. Ich habe nicht vor Ihnen einen Vorwurf zu machen nein ganz im Gegenteil denn wenn ich jetzt zurückblicke war es sicher die schönste Zeit in meinem Leben noch dazu glaube ich das erste mal ein richtige Zuhause gehabt zu haben.“¹¹⁵¹

Auch ein weiteres Beispiel zeigt, dass Gleink auch von anderen „alternativ“ wahrgenommen und erlebt wurde. So wurde der Name eines Heimkinds in vielen Gesprächen über Gleink erwähnt. Vor allem ehemalige Erzieher bezogen sich auf HK 24, und nannten ihn als Person, deren Schilderungen in die Forschungsarbeit einbezogen werden sollten. Er wurde in seinem Haus besucht. Angekommen bei der Adresse von HK 24, fragte der Interviewer (Anm. MW: John) nach dem Gesuchten. Ein freundlicher älterer Herr zeigte ihm dessen Haus und bot den Parkplatz vor seiner Garage an. HK 24 sei sein Schwiegersohn, was denn der Grund des Besuchs sei. Schnell landete man beim Stichwort „Gleink“. Der ältere Herr meinte sinngemäß: „Sie, ich sag Ihnen was: Als ich erfahren habe, dass meine Tochter mit einem Gleinker geht, war ich nicht begeistert. Also, da waren schon etliche Schlimme dabei, da hat es auch Vorfälle gegeben, ich war selbst in der Volksschule mit Heimkindern aus Gleink. Also, da waren schon welche dabei und ich hatte meine Vorbehalte. Heute sage ich Ihnen, das ist der beste Schwiegersohn, den ich mir wünschen kann.“¹¹⁵²

HK 24 wurde 1966 als jüngstes von sechs Kindern in Wels geboren. Er komme von „ganz unten“, der Vater war früh verstorben, schließlich kam ein neuer Lebensgefährte der Mutter hinzu, der den Buben nachstellte und trank. Diese entzogen sich und niemand kümmerte sich in Folge um sie: „Da sind wir komplett verluddert, wir waren verwahrlost. Und eines Tages kam die Fürsorge, stand das Jugendamt vor der Tür, ich kam nach Gleink, mein Bruder nach Hartheim“, erzählt das ehemalige Heimkind.¹¹⁵³ Den Sommer 1980 verbrachte er dann in Gleink, der Einstieg im Heim sei von „Revierkämpfen“ und „Hierarchiekämpfen“ bestimmt gewesen, Raufereien unter den Jungen, bis der Platz in der Gruppe feststand. Er habe sich rasch eingewöhnt, und die ErzieherInnen hätten ihn korrekt behandelt. Als ihn seine Tante öfter am Wochenende abholen wollte, verweigerte er sich, er wollte nicht zurück zur Familie: „Die haben sich vorher nicht um mich gekümmert, jetzt wollte ich nicht mehr. Ich wollte lieber im Heim bleiben.“ Die Weihnachten des Jahres 1980 verbrachte er in Gleink, bei zwei Patres: „Wir haben Weihnachten gefeiert, es war sehr nett, und wir haben miteinander Schach ge-

1151 Archiv HL 4, Brief HK 137 an HL 4, 15.1.1986.

1152 Teilnehmende Beobachtung (John), Raum Steyr, 7.8.2019.

1153 Interview HK 24, 7.8.2019 (John).

spielt. Da war ich wahrscheinlich wirklich ein Sonderfall, ich glaube, ich war das einzige Heimkind, das zu Weihnachten mit den beiden Herren Schach gespielt hat. Wir haben gespielt bis zur Mette, dann sind wir in die Mette gegangen und ich bin ins Bett.“¹¹⁵⁴ Er begann schließlich eine Lehre, kam in die Lehrlingsgruppe, und erfuhr Unterstützung durch das Heim während seiner Ausbildung. Den Sport in Gleink und das Fußballspielen hat er positiv in Erinnerung. „Am Anfang war schon alles sehr diszipliniert, wir mussten schon noch in Zweierreihen zum Fußballplatz oder zu einem kleinen Ausflug, 15-jährige Buben in Zweierreihen damals, [...] Aber das hat sich dann langsam geändert, in der Lehrlingsgruppe durften wir dann immer mehr. [...] Anfangs waren wir auch alle in einem größeren Schlafsaal und dann wurden so Kojen eingerichtet, so dass eine gewisse Privatheit gegeben war.“¹¹⁵⁵

„Es hat mich sehr verwundert“, hält der nunmehrige Landesbedienstete fest, „dass es da angeblich irgendwelche (sexuellen) Übergriffe geben hätte sollen. Weil ich sage, ich war da auch bei ihnen, viel und lange, allein bei ihnen (den Patres), aber da hats nie etwas gegeben. Ich habe mir da nie denken können, dass da etwas sein könnte“, hält HK 24 sehr entschieden fest. Im Zuge des Interviews wird diese Erinnerung sehr genau hinterfragt, ob es keine Gerüchte gegeben habe, ob nicht jüngere Kinder betroffen sein könnten, ob es nicht im Zuge des Sports nach einem Tor nicht zu Umarmungen gekommen sei, die etwas zu lange dauerten. HK 24 verneint dies und meint, dass er für vier damals beschuldigte Erzieher (HL 4, ER 21, ER 30 und ER 29) „die Hand ins Feuer legen würde.“ Auf die Frage nach Gewalt hält HK 24 fest, dass es unter den Jugendlichen und Kindern zu Auseinandersetzungen gekommen sei, dass aber die ErzieherInnen seiner Erinnerung nach stets dazwischen gegangen wären, wenn sie auf eine körperliche Auseinandersetzung aufmerksam wurden. Er habe einmal von einem Erzieher „eine Tachtel“ erhalten, dieser habe sich in der Folge aber bei ihm entschuldigt.¹¹⁵⁶ Vor allem in den letzten Jahren, sei es immer lockerer geworden, jedenfalls bei ihm in der Gruppe, seine nunmehrige Gattin pflichtet ihm bei: „Damals war ich seine Freundin und ich konnte mich etwa vier Monate im Heim mehr oder weniger frei bewegen. Ich konnte aus und ein gehen und ihn abholen und mit ihm spazieren gehen oder weg gehen. Auch andere aus seiner Gruppe hatten eine Freundin.“¹¹⁵⁷ HK 24 war damals 19 Jahre alt. Kurze Zeit nach dem Austritt aus dem Heim heirateten die beiden, HL 4 traute die beiden.

1154 Interview HK 24, 7.8.2019 (John).

1155 Interview HK 24, 7.8.2019 (John).

1156 Interview HK 24, 7.8.2019 (John).

1157 Interview mit SZ 24, 7.8.2019 (John).

HK 24 schloss seine Lehre ab, diente beim Bundesheer als Berufssoldat und ist heute beim Amt der Oö. Landesregierung bedienstet und Gemeinderat. Als die Vorwürfe gegen die ErzieherInnen und Patres 2010 und 2011 öffentlich wurden, ließ er die Sache nicht auf sich beruhen, sondern sprach gemeinsam mit einem Pater und zwei Erziehern bei Bischof Alois Schwarz vor, um zu bezeugen, dass die Vorwürfe aus seiner Sicht nicht zuträfen. Als 2016 in den OÖ Nachrichten erneut ein kritischer Artikel zur Sache erschien, protestierte er dagegen.¹¹⁵⁸ Er hält fest, dass er um 2011 eine SMS erhalten habe, die sinngemäß lautete: „Wenn Du bei der Klasnic-Kommission sagst, Du bist geschlagen worden, kriegst Du 10.000,- Euro, wenn Du sagst, Du bist dauernd geschlagen worden, bekommst Du 15.000,- Euro und so weiter.“ Nach seiner öffentlich bekannt gewordenen Infragestellung der Darstellung, es hätte massive Gewalt und Missbrauch in Gleink gegeben, erhielt er eine E-Mail von einem ehemaligen Heimkind (HK 25), der eine Verleumdungsklage androhte, falls er seine Behauptung aufrecht halte. HK 24 hat für diesen Vorfall jedoch einen weiteren Zeugen.¹¹⁵⁹

HK 24 verbrachte die Jahre von seinem 14. bis zu seinem 20. Lebensjahr (damalige Volljährigkeitsgrenze war 21 Jahre) im Heim Gleink. Er glaubt, dass es vor 1980 sehr wohl Übergriffe und Vorfälle gegeben habe, für sein Umfeld und die Jahre 1980 bis 1986 schließt er dies jedoch aus. In seiner Darstellung differenziert HK 24 auch dahingehend, indem er berichtet, sein stark beeinträchtigter Bruder sei in Hartheim sehr wohl misshandelt worden, dort habe es Übergriffe gegeben. 1986 sei gegenüber ihm und seiner Frau sogar ein Besuchsverbot erlassen worden, erst 1998 durfte er den Bruder wieder besuchen.¹¹⁶⁰ HK 24 stellt wohl einen besonderen Fall dar, es gab damals jedoch eine kleine Gruppe, einige Personen, in erster Linie aus der Lehrlingsgruppe, die sich sehr integrationswillig zeigten. Sie schlossen jeweils eine Lehre ab und sind vom Heimleiter und dem Erzieherteam gefördert worden.¹¹⁶¹ Aus der kleinen Gruppe gingen einige namentlich bekannte Unternehmer und zwei Professionisten hervor.

Was Gleink im Leben von Menschen noch bedeuten konnte, zeigte 2006 ein Bericht in der Straßenzeitung Kupfermuckn. Ein ehemaliges Heimkind schildert, wie es in den 1980er-Jahren nach Gleink kam. Als Kleinkind war er völlig vernachlässigt,

1158 Oberösterreichische Nachrichten, Im Kinderheim Gleink sollen Buben missbraucht worden sein, 30.3.2016, <https://www.nachrichten.at/oberoesterreich/steyr/Im-Kinderheim-Gleink-sollen-Buben-missbraucht-worden-sein;art68,2190725> (abgerufen am 8.8.2019).

1159 Interview HK 24, 7.8.2019.

1160 Interview HK 24, 7.8.2019.

1161 Vgl. Auch Interview HL 4, 5.12.2017; Interview HK 31, 6.12.2017; Interview HK 24, 7.8.2019.

und als Vierjähriger bereits auf der Straße unterwegs, die Nachbarn steckten ihm Essen zu. In der Schule kam es zu Demütigungen und Hänseleien aufgrund seiner unsauberen Kleidung, das Jugendamt wies ihn schließlich in die Kinderpsychiatrie ein. Dort erlebte er zum ersten Mal einen geregelten Tagesablauf, einige Zeit später kam er nach Gleink und blieb bis zu seinem 19. Geburtstag. „In Gleink hatte ich einen Erzieher, bei dem ich das Gefühl hatte, dass er mich sehr mochte und schon bald sah ich in ihm eine Vaterfigur, die ich nie hatte. [...] Es gab viele Freizeitaktivitäten, sogar Reisen und gewisse Feste wurden gefeiert. Ich beendete die Schule und begann mit 16 Jahren eine Lehre. Ich wurde vom Heim eingeteilt, Maurer zu werden, was mich absolut nicht interessierte.“ Er brach die Lehre ab, mit 19 Jahren musste er Gleink verlassen. Seine Mutter hat er seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen, der Vater hatte geheiratet und meldete sich schon lange nicht mehr. Als er die Wahl hatte, zu seiner Mutter zu ziehen oder ins Obdachlosenheim zu gehen, entschied er sich für letzteres, wo er zwei Jahre lang blieb. Er arbeitete als Abwäscher, dann hatte er Gelegenheitsjobs. Durch eine Beziehung fasste er Fuß, auch unterstützten ihn Sozialarbeiter. Seit 2006 hat er eine eigene Wohnung.¹¹⁶²

In den Protokollen der Ombudsstellen finden sich in den Berichten über Gewalt und Missbrauch auch Anmerkungen, die einen Blick erlauben, was es in Gleink noch gegeben hat, nämlich Momente der Ruhe. Heimkinder, die bereits vorher in anderen Heimen waren, sagten, Gleink wäre „nicht so schlecht“. Besser ging es offenbar auch denjenigen, deren Angehörige sich um sie kümmerten, beispielsweise, wenn die Oma im Heim anrief und sich nach dem Enkel erkundigte,¹¹⁶³ Manchmal achteten auch ältere Heimbewohner auf die Kleineren, damit ihnen nichts geschah. Viele ehemalige Heimkinder sehen vor allem den Schulabschluss als positiv, in der Schule in Gleink lernte man etwas, sagten sie.¹¹⁶⁴ Auch gab es ehemalige „Gleinker“, die später studierten und einen Studienabschluss machten. Viele blieben freiwillig länger vor Ort, um eine Lehre zu machen. „In die Lehrlingsgruppe wurde keiner aufgenommen, der nicht sagte ‚ich will freiwillig in Gleink bleiben‘, wer möchte freiwillig in der Hölle bleiben?“¹¹⁶⁵ Es war schwierig genug, eine Lehrstelle und einen Arbeitsplatz zu finden, denn bei den Vorstellungsgesprächen hieß es immer: „Wir nehmen keine Gleinker“.¹¹⁶⁶

1162 Straßenzeitung Kupfermuckn, 2006.

1163 Akten Ombudsstelle: HK 85.

1164 Akten Ombudsstelle: HK 66.

1165 Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger).

1166 Steyrer Rundschau, 12.3.2000.

Nach seiner Entlassung schickte ein junger Mann einen Brief an seinen Erzieher:

„Naja wie sollte ich beginnen ja ich sage einfach mal so:

Ich möchte danke sagen das ihr:

1. Für mich da wart und auch in gute und schlechte zeiten weil einige können es leider nicht mehr und und andere schon.
2. Ihr habt mir das Putzen und Kochen gezeigt wie man es richtig macht aber auf seine Art und weise wie er oder sie das weiß.
3. Ihr habt mir einen Respekt vollen Umgang gezeigt und ich weiß das ich in nicht immer kann.
4. Ich kann mit euch über meine Proplemme sprechen und mit meinen Scheiß kommen und es regeln.
5. Und ich weiß das wir nicht immer eine gute Zeit hatten aber wie in Leben es giebt höhen und Tiefen.

Ich glaub das ihr das noch nie so oft von einem Jugendlichen gehört habt

Ich mag euch Betreuer sehr von (Herzen)¹¹⁶⁷

3.4. ÜBER EIN MULTIKAUSALES VERSAGEN

1)

In der Erziehungsanstalt Gleink der Caritas der Diözese Linz war in der Zeit von 1946 bis 1976 eine mitunter gewaltsame und durchwegs militärisch harte Behandlung von in Not geratenen Kindern üblich. In dem von HL 1 (1946-1950), Pater HL 2 (1950-1956) und Pater HL 3 geleiteten Heim kam es zu schwerer physischer und psychischer Gewalt und auch zu sexuellem Missbrauch. Die dafür verantwortlichen Instanzen – Jugendämter, Caritas, Dözese Linz und die Ordensgemeinschaft der Herz Jesu Missionare waren, was die physische Gewalt betrifft, über weite Strecken über die Vorkommnisse informiert. Die Geschehnisse dieser Jahre sind nicht nur durch die Schilderungen zahlreicher Betroffener dokumentiert, sondern auch durch die Aktenlage belegbar. Das Heim insgesamt befand sich in einem verwahrlosten Zustand, auch wenn permanent renoviert und Zubauten wie die Schule und die Turnhalle errichtet wurden. Für diese Zeit liegt auch der Großteil der bei den Ombudsstellen eingegangenen Beschuldigungen vor. Überdies wurden mindestens drei Erzieher (weltliche und geistliche) des sexuellen Missbrauchs überführt und strafrechtlich verurteilt. Die Kontrolle durch Behörden oder den Heimbetreiber Caritas wurde völlig vernachlässigt.

¹¹⁶⁷ Brief an ER 16, unb., undat.

Nicht zuletzt durch Medienberichte ausgelöst, wurde 1976 durch die Bestellung einer neuen Leitung versucht, den autoritären Verhältnissen eine zeitgemäße Pädagogik entgegenzusetzen.

2)

Ab 1976 wurde Direktor Pater HL 4 für dreizehn Jahre bestellt. Er stellte sich entschieden gegen die von manchen ErzieherInnen bisher praktizierte Gewalt und untersagte diese. Es ist evident, dass es nun zu weniger und auch vermindert gravierenden Übergriffen kam. Dies ist auch den vorliegenden Quellen zu entnehmen, allerdings kam es durch die personelle Kontinuität des Personals weiterhin zu physischer und psychischer Gewalt. Dennoch gelang es sukzessive durch Ausbildung und Nachschulung andere Erziehungsmethoden einzuführen, Gewalt wurde, wenn dann nun eher im Verborgenen ausgeübt. Auch nahm die Zahl der engagierten und „modernen“ Sozialpädagogen bis 1989 zu. In diesen Jahren gelang es, vielen Heimkindern den Weg in ein selbstbestimmtes Leben anzubieten. Allerdings kam es durch die Zusammenlegung unterschiedlicher Altersgruppen in den Wohneinheiten zu einem Anstieg von Gewalt und sexuellen Übergriffen unter den Heimbewohnern.

Auch nach 1976 sind vereinzelt Vorwürfe bezüglich sexueller Übergriffe und Missbrauch durch ErzieherInnen erhoben worden. Inwiefern diese Beschuldigungen der Realität entsprechen, kann im Rahmen dieser Studie nicht geklärt werden. Auf die Problematik der von der Klasnic-Kommission ohne jegliche Prüfung ausbezahlten höheren Summe für sexuellen Missbrauch wird hingewiesen. Die für die Jahre nach 1976 erhobenen Vorwürfe unterscheiden sich insofern von den Beschuldigungen davor, als diese eine signifikante Häufung an Beobachtungen, Vermutungen und persönlicher Erfahrung aufweisen und nicht zuletzt durch die strafrechtliche Verurteilung von Tätern glaubwürdig sind.

3)

1989 wurden die Herz-Jesu-Missionare von Gleink abgezogen. Die nun in kurzen Abständen aufeinander folgenden weltlichen Leitungen der Jahre 1989 bis 2009 bemühten sich, pädagogische Reformen im später Sozialpädagogischen Zentrum Gleink umzusetzen und die Strukturen den auch therapeutischen Anforderungen anzupassen. Gleink wurde mit den Jahren zu einem Sammelbecken der „schwierigsten“ Fälle, die nicht in anderen Einrichtungen bleiben konnten, und auch Kindern aus sozial deprivierten Familien, die nicht ausreichend versorgt wurden oder von Gewalt betroffen waren. Es folgten ambitionierte Bemühungen durch Projektgruppen aber auch durch externe Beratung, um die durch permanente Überforderung des Personals angespannte Situation im Heim zu

verbessern. Eine hohe Fluktuation der betreuten Kinder und Jugendlichen aber auch der ErzieherInnen ließ sich nicht vermeiden. In den letzten zwanzig Jahren des SPZ kam es zu unzähligen Zwischenfällen, die zu einem negativen Bild der Einrichtung führten. Diebstähle, Überfälle, Drogenabhängigkeit und Prostitution waren offenbar auch durch ein zunehmend engagiertes pädagogisches Konzept nicht immer zu verhindern. Unter den ErzieherInnen kam es zu einer Lagerbildung: Die Belegschaft der „harten“ Erzieher und die Gruppe derjenigen SozialpädagogInnen, PsychologInnen u.a., die einen neuen Weg einschlagen wollten. Vom Betriebsrat unterstützte ErzieherInnen stellten sich vehement gegen Reformen und vor allem die Infragestellung ihrer Privilegien. Zudem gab es ErzieherInnen, die sich der Subkultur eines physisch, psychisch und sexuelle Gewalt ausübenden Capo-Systems bedienten. Die zur Disziplinierung der Gruppe als notwendig erachtete Gewalt wurde offensichtlich von den Heimbewohnern selbst ausgeübt. Ohrfeigen und Demütigungen durch manche ErzieherInnen kamen nur mehr vereinzelt vor. Gegen diese Entwicklungen waren die Heimleitungen, die in der Caritas-Direktion auf wenig tatkräftige Unterstützung zählen konnten, letztlich machtlos. Die Diözese Linz hat sich, soweit aus den Aktenbeständen ersichtlich, nach dem Weggang der HJM der weiteren Mitgestaltung und Verantwortung entzogen. Die Behörden der Jugendfürsorge, die ihre Kontrollpflichten jahrzehntelang vernachlässigt hatten, widersetzten sich der von der Caritas initiierten Schließung des Heims im Jahr 2000, diese erfolgte erst 2009. Bis dahin benötigte man einen Ort, wo diejenigen Jugendlichen leben konnten, die in der Gesellschaft keinen Platz finden konnten.

Diejenigen Personen, die sich (oft eine ganze Berufslaufbahn lang) persönlich engagiert haben, um die Lebensbedingungen für unterprivilegierte Kinder und Jugendliche in Gleink zu verbessern, mussten letztlich an strukturellen Gegebenheiten scheitern.

4)

Die permanenten Sparmaßnahmen der Jugendwohlfahrtsbehörden – bei gleichzeitiger Belastung des Betriebs durch die gezielte Abschiebung teilweise psychischer erkrankter oder bereits krimineller Kinder und Jugendlicher (die man aus ganz Österreich nach Gleink brachte) – verunmöglichten den Aufbau funktionierender Strukturen. Trotz langjähriger Bemühungen und der Kosten von Renovierung und Restrukturierung der Einrichtung unterschätzte man den Aufwand, der für eine erfolgreiche Resozialisierung der betroffenen Jugendlichen notwendig gewesen wäre. Die Folgekosten des Staates durch Sozialhilfe, Invaliditätspensionen und Pflegekosten sowie die den Betroffenen ausbezahlten Entschädigungen und künftigen Heimopferrentenansprüche betragen ein Vielfaches. Die

gesetzlich vorgeschriebene Kontrolle der Einrichtung wurde bis in die 1990er-Jahre völlig vernachlässigt, zu diesem Zeitpunkt war die partielle Demoralisierung des Personals weit fortgeschritten. Viele griffen aber auch zur Selbsthilfe und übernahmen privat Aufgaben wie Ferienbetreuung, Sportausübung, Freizeitgestaltung oder führten kreative Projekte durch. Die Selbstausschöpfung vieler ErzieherInnen war an der Tagesordnung.

5)

Die systemimmanenten Netzwerke derer, die sich des Systems bedienten, konnten bis zuletzt nicht aufgelöst werden. Auch gegenseitige Abhängigkeiten und Gefälligkeiten begünstigten eine Kultur des Schweigens auf Kosten der dem Heim anvertrauten Kinder. Problematische Verhaltensweisen wurden gedeckt, Menschen, die sich dem widersetzen, verließen die Einrichtung oder scheiterten an Burnout und Mobbing. Auch nach Bekanntwerden der skandalösen Zustände in Gleink, die viele Jugendliche psychisch zerrüttet in das Leben entließen, war bei vielen der damals Beteiligten kein Einsehen von Defiziten oder Versäumnissen zu erkennen.

6)

Die leitenden Personen in der Caritas haben sich zu wenig für die Geschehnisse in Gleink interessiert und diese über weite Strecken möglichst ignoriert. In den frühen Jahren vertraute man den Herz Jesu Missionaren die Führung des Hauses an, obwohl es unzählige Indikatoren gab, dass hinter den Mauern massive Gewalt geschah. Die eingesehenen Akten bis Ende der 1970er-Jahre zeigen, dass man über die Problematik Bescheid wusste, jedoch nicht oder zögerlich eingriff. Der Betrieb von Gleink wurde gesamtorganisatorisch immer mehr zur Belastung, konnte man hier auch kaum auf Spendengelder setzen. Um den Schaden am guten Ruf der Caritas zu bewahren, war die Selbstdarstellung der Caritas in Bezug auf Gleink beschönigend nach außen gerichtet, dies ermöglichte den Gewalttätern im Inneren des Heims ihr Treiben fortzusetzen. Auch spielten die innerkirchlichen Beziehungen zwischen den Bischöfen, den HJM und der Caritas eine tragende Rolle. Die HJM übernahmen lange Zeit wichtige Aufgaben in den Pfarren und dem Krankenhaus in Steyr, ihre seelsorgerische Tätigkeit in der Region Steyr war erwünscht. Letztlich reagierte der Träger des Heims nur in den Fällen, in denen die gerichtlichen Instanzen oder die Medien aufmerksam wurden. Dies änderte sich in den letzten zwanzig Jahren des Bestehens des SPZ, und die Caritas als Dienstgeber sprach eine Reihe von Kündigungen aus. Ab dem Jahr 2000 befürwortete man eine Schließung der Einrichtung aufgrund der als nicht reformierbar erkannten Strukturen.

7)

Der katholischen Kirche und im Besonderen ihren Ordensgemeinschaften ist im Umgang mit Gewalt- und Missbrauchstätern in den eigenen Reihen kein gutes Zeugnis auszustellen. Diesbezüglich hat bereits Kardinal Schönborn anlässlich der Veranstaltung im Parlament 2016 deutliche Worte des Bedauerns gefunden. Die in den letzten Jahren weltweit zutage getretenen Vorwürfe zeichnen ein typisches Grundmuster im Umgang mit Tätern aus. Ob nun in Mehrerau, Kremsmünster, Klosterneuburg oder Steyr-Gleink, es wurde stets prompt und reflexartig im Zweifelsfall eher auf Seite der mutmaßlichen Täter agiert. Dies erfolgte im Speziellen auch heute bei der hier intendierten Aufklärung der Geschehnisse. In Bezug auf dieses Forschungsprojekt fehlten Transparenz und die Bereitschaft Vorwürfe zu klären. Die Sperre des Archivs der Herz-Jesu-Missionare und die Verweigerung von Auskünften von Seiten des Metropolitangerichts sind deutliche Zeichen dieser Kirchenpolitik bis heute. Den strukturellen Bedingungen, die sexuellen Missbrauch in der Kirche begünstigen, wird auf diese Weise nicht nachgegangen. Die Schuld an Missbrauch von Kindern und Jugendlichen wird letztlich allein auf die (überführten) Täter abgewälzt, die Mitschuld der Institution wird nach wie vor nicht thematisiert.

8)

Die MitarbeiterInnen in Gleink und in der Caritas haben auch ausgezeichnete Arbeit geleistet. Zahlreiche Projekte und Aktivitäten, moderne pädagogische Konzepte und engagiertes Personal ermöglichten vielen Jugendlichen eine gute Zeit, auch wenn sie unter schwierigen Umständen lebten. In vielen Fällen gelang es, eine Wende herbeizuführen, in vielen Fällen jedoch nicht. Diese kamen auf die schiefe Bahn, wurden drogenabhängig, obdachlos, sind heute arbeitsunfähig oder sind schwer erkrankt. Die meisten Personen, die sich bei den Ombudsstellen seit 2010 bis heute meldeten, haben nach dem Heim zu keinem guten Leben gefunden. Allerdings hat sich der Großteil der „Gleinker“ nicht gemeldet, inwiefern das SPZ hier also nachhaltig Erfolge erzielen konnte, ist nicht quantitativ zu bewerten.

4. FERNAB: DAS CARITAS-SCHÜLERHEIM WINDISCHGARSTEN

(MARION WISINGER)

„Dieses grünelbverputzte Haus ist nicht nur ein wirkliches Heim für Schüler – es ist eine Vorschule fürs Leben.“¹¹⁶⁸

4.1. EINLEITUNG

Wer in den 1950er-Jahren in Oberösterreich eine Schule besuchte, musste ab dem 10. Lebensjahr in der Regel einen weiten Schulweg auf sich nehmen. Schulbusse waren damals nicht ausreichend verfügbar, die Eltern besaßen oft kein eigenes Fahrzeug. Wurde der Schulweg in die nächstgelegene Hauptschule zu weit, war man gezwungen, die Kinder unter der Woche in einem Schülerheim unterzubringen. Auch die Kinder berufstätiger Eltern oder alleinerziehender Elternteile benötigten eine Nachmittags-Versorgung. Windischgarsten war schulisches Einzugsgebiet aus den Gebirgstälern, daher benötigten viele schulpflichtige Kinder ein Internat vor Ort. Ein Großteil der im Schülerheim Windischgarsten betreuten Kinder stammte aus der Obersteiermark, dem Bezirk Liezen und Umgebung. Die Kinder kamen zudem aus den Bezirken Kirchdorf, Steyr, Linz-Land und Linz-Stadt. Die nächsten Schülerheime und Internate für Hauptschüler befanden sich in Bad Goisern (Stephaneum) und Steyr (Konvikt Vogelsang).¹¹⁶⁹

Das 1954 von der Caritas übernommene Schülerheim in Windischgarsten bot Betreuung mit Verpflegung, Unterkunft, Lernstunden mit Lernkontrolle und individueller Nachhilfe an. Die Einrichtung nahm auch „disziplinar“ schwierige Kinder auf, deren Eltern sich von einem „Internat für Hauptschüler“ eine gewisse Beruhigung der Situation oder eine Verbesserung der schulischen Leistungen erhofften.

Zunächst blieb das Ende des Schuljahrs 1985 geschlossene Schülerheim vom Heimskandal ab 2010 verschont. Dieser betraf vorwiegend Erziehungsanstalten und Heime. Die im Haus praktizierten Disziplinierungsmaßnahmen und Bestrafungen dürften sich nicht weiter vom damals üblichen Erziehungsstil bis in 1970er-Jahre unterscheiden haben. Als sich im Zuge der Meldungen an die Ombudsstellen und an die Kinder- und Jugendanwaltschaft auch einige ehemalige „Windischgarstner“ wandten, schienen deren Vorwürfe im Großen und Ganzen dem allgemeinen Um-

¹¹⁶⁸ DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Bericht Besuch Rafferzeder im Caritas Schülerheim Windischgarsten, März 1959.

¹¹⁶⁹ DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief Direktor Hermann Pfeiffer an Abt Koloman Holzinger (Stift Admont), 21.5.1958.

gang mit Kindern in dieser Zeit zu entsprechen. (Anm. Bis zur Fertigstellung dieser Studie meldeten sich zwölf betroffene Personen, die über 34 Vorfälle berichteten. Es wurden 30 Vorfälle mit physischer Gewalt, 21 mit psychischer Gewalt und sechs mit sexueller Gewalt gemeldet.¹¹⁷⁰) Dies erscheint angesichts eines Zeitraums von 31 Jahren und im Vergleich mit der großen Zahl an Meldungen über Gewalt im Caritasheim Steyr-Gleink als nicht gravierend. Dennoch hat die Gewaltausübung auf kleinstem Raum die Menschen, die davon betroffen waren, geprägt. Die Schulkinder, die hier lebten, wurden von der Enge eines äußerst rigiden Aufsichtssystems völlig überrascht. In dieser Hinsicht ist ein Kontext zu den Strukturen des verantwortlichen Heimträgers und der Schulbehörden gegeben, die offenbar die Geschehnisse in Windischgarsten als niederschwellige Gewalt betrachteten, und die systemischen Parallelen zu den Erziehungsheimen nicht wahrnahmen. Faktoren wie die absolute Dominanz einer Leitungsperson, mangelnde wirtschaftliche Ressourcen und ein problematisches Menschenbild im Eifer religiöser Erziehung spielten auch in Windischgarsten eine entscheidende Rolle.

Was die Forschungsarbeit über die Caritas-Heime in Oberösterreich insgesamt erschwerte, nämlich das Fehlen von Quellen, trifft auch auf das Schülerheim Windischgarsten zu. Als das Heim 1985 geschlossen wurde, dürften vor Ort alle Unterlagen skartiert worden sein. Auch im Archiv der Caritas finden sich bis auf wenige Personalakten keinerlei Akten, die eine umfassende Darstellung der Geschehnisse ermöglichen würden. Im Diözesanarchiv (DAL) sind vereinzelte Schriftstücke einsehbar gewesen. Von den zwölf betroffenen Personen meldeten sich zwei im Zuge dieser Forschungsarbeiten, auch ein langjähriger Schuldirektor des Orts konnte für ein Interview gewonnen werden. Die meisten Personen, die in diesem Heim tätig waren, sind bereits verstorben.

Die hunderten Buben, die in diesen 31 Jahren durch das Schülerheim Windischgarsten gegangen sind, sind Zeugen einer Zeit, in der Kinderrechte systematisch verletzt wurden. Manche haben hier in Windischgarsten ein temporäres Zuhause und auch Freunde gefunden, andere werden sich ein Leben lang an die Härte im Heim und – an ihr Heimweh erinnern. Dieser Beitrag der Studie richtet sich an die ehemaligen Schülerheim-Kinder, deren Leben in dieser Einrichtung bisher weniger in der Öffentlichkeit stand. Die partielle Rekonstruktion der Geschichte möchte den Blick auf einen Ort richten, der fernab und im Stillen Unrecht bis heute verbarg.

¹¹⁷⁰ Stiftung Opferschutz, Zusammenfassung Standorte Caritas Linz, Daten per 2.5.2019.

4.2. DIE GESCHICHTE DES SCHÜLERHEIMS

Kinder- und Waisenhäuser waren zu Beginn des Jahrhunderts oft als Stiftung eingerichtet worden, und so wurde 1901 auch das Heim in Windischgarsten ursprünglich als Kinderbewahrungsanstalt mit Knabenhort und Nähsschule gestiftet. Der wohlthätige Arzt und Regierungsrat aus Wien, Dr. Wilhelm Svetlin, war ein Sommerfrischler und später auch Hausbesitzer in Windischgarsten. Er schenkte der Gemeinde nicht nur drei Quellen für die Ortswasserleitung und rettete u.a. die schmiedeeisernen Grabkreuze des alten Friedhofs, sondern stiftete „für die Jugend des ganzen Garstnertales die Kaiser-Franz-Joseph-Kinderbewahranstalt.“¹¹⁷¹

1938 wurde die sogenannte „Sventlinsche Stiftung“ enteignet und stand für eine Einrichtung der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) zur Verfügung. Nach 1945 brachte man für kurze Zeit ein oberschlesisches Waisenhaus aus Beuthen mit etwa 50 Kindern unter, 1946 wurden die Kinder nach Deutschland repatriert. Da die Gemeinde Windischgarsten einen Schülerheimbetrieb für die Hauptschule benötigte, richtete man diesen unter der Leitung eines Schulrats ein. Die Rückstellung des Gebäudes ließ auf sich warten, demnach war noch kein rechtmäßiger Besitzer da, und es wurden keine Renovierungen vorgenommen. Die Kamine, Dächer und die Sanitäreanlagen waren desolat.¹¹⁷² Das Tagesheim war bekannt für seine „alten“ Erzieher, die nach dem Krieg in einer Art Notbetrieb arbeiteten, darunter sogar ein Major außer Dienst.¹¹⁷³

1954 wurde die Liegenschaft Windischgarsten 143 durch ein Rückstellungsverfahren an die Diözese Linz und in Folge an die Caritas Linz übergeben.¹¹⁷⁴ Das Schülerheim war in desolatem Zustand, doch die Neuaufnahme von Kindern begann sofort, zunächst wurden zu Schulbeginn 20 Mädchen und 36 Buben aufgenommen, alle zwischen 1940 und 1944 geboren. Man benötigte das Grundlegendste, Sessel, Betten, Tische und Kästen. Aus Platzmangel mussten einige Buben auswärts in einer Pension untergebracht werden.¹¹⁷⁵ Im ersten Jahr war der Bedarf an Plätzen groß, etwa 30 Kinder wies man wegen Platzmangels ab. Die Gemeinde Windisch-

1171 Gedenktafel Dr. Wilhelm Svetlin (1849-1914), montiert an der Rückseite des Bezirksgerichts in Windischgarsten.

1172 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief Hermann Pfeiffer an Amt öö Landesregierung, 5.10.1954.

1173 Interview SZ 4, (Wisinger).

1174 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Brief Caritas Sekretär Raffeder an Bischöfliches Ordinariat, 2.5.1956.

1175 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief Pfeiffer an Amt der OÖ Landesregierung, 5.10.1954.

garsten war an dem Heim sehr interessiert, da ohne Schülerheim Klassen der Hauptschule geschlossen hätten werden müssen. Eine Erweiterung wünschte man allerdings auch nicht, da die Hauptschule beschränkte Kapazitäten hatte.¹¹⁷⁶

Als Heimleiter setzte man einen ehemaligen Lehrer aus Jugoslawien und Erzieher im Caritasheim Gleink, HL II, ein.¹¹⁷⁷ Dieser übersiedelte mit seiner ganzen Familie von Steyr-Gleink, wo er zwischen 1949 bis 1954 tätig gewesen war, nach Windischgarsten.¹¹⁷⁸ Zuvor war er zwei Jahre an der Lagerschule in Haid bei Ansfelden beschäftigt gewesen.¹¹⁷⁹ Als HL II Heimleiter wurde, war er 27 Jahre alt: „Er war sportlich, das hat es früher im Schülerheim nicht gegeben, [...] er war jung, er hat mit ihnen Fußball gespielt.“¹¹⁸⁰ Auch seine Frau wurde im Heim beschäftigt, ihre Funktion war immer etwas unklar gewesen: „Sie haben gut zusammengepasst. Sie hat viel mit dem Kochen usw., hat ihm den Rücken freigehalten. Als Erzieherin ist sie nie aufgetreten. Putze und Personal.“¹¹⁸¹ HL II und seine Frau hatten zwei Kinder. Um der Familie ausreichend Platz einzuräumen, wurde ein Schlafsaal der Buben geräumt, ein teurer Mansardenanbau wurde notwendig, Darlehen wurden aufgenommen, ein Fonds zur Verfügung gestellt. Argumentiert wurde die Vergrößerung der Heimleiterwohnung damit, dass „Familie HL II „wirklich katholisch eingestellt“ wäre, und daher „förderungswürdig“ sei.¹¹⁸²

Weiteres Personal war u.a. die „Erzieherin“ ER 26, die vorher drei Jahre lang als Religionslehrerin in Urfahr tätig war. Köchin des Hauses war SP 6, die jedoch bereits Ende 1954 nicht weiter beschäftigt wurde. „Ihre Anfrage, ob Sie nach der Entbindung Ihres Kindes noch ein weiteres Jahr im Schülerheim Windischgarsten beschäftigt werden könnten, habe ich bei der Vorstandssitzung der Caritas am 15.12.1954 vorgetragen. Es ist in unseren Betrieb nicht üblich, dass verheiratete Frauen nach der Entbindung des ersten Kindes noch im Betrieb verbleiben.“ Die Köchin verlor ihren Arbeitsplatz vier Monate nach der Geburt ihres Kindes. Man

1176 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Brief Hermann Pfeiffer an Amt der oö Landesregierung, 5.10.1954.

1177 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Brief Raffrzeder an die Caritas der Diözese Linz, 30.6.1954.

1178 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Brief Caritas Sekretär Raffrzeder an das Amt der OÖ Landesregierung, 30.7.1954.

1179 Archiv Caritas, P-Akt HL II, Bestätigung.

1180 Interview SZ 4, (ehem. Direktor HS Windischgarsten), 24.5.2019 (Wisinger).

1181 Interview SZ 4, 24.5. 2019 (Wisinger).

1182 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Aktennotiz Caritas, bezügl. Wohnung HL II, 17.5.1956.

rechtfertigte die Entlassung damit, dass das Dienstverhältnis ohnehin nur für die Dauer eines Jahres geplant gewesen wäre, und wünschte der jungen Frau und ihrem Mann, auch für ihr „Kindlein“, Gottes Segen.¹¹⁸³

Andererseits nahm man Kinder von alleinstehenden Frauen auf: „Als Kriegerwitwe erlaube ich mir, Sie höflichst um Auskunft zu bitten. Da ich aus finanziellen Gründen gezwungen bin, wieder berufstätig zu sein [...], möchte ich meinen 12-jährigen Sohn in einem Internat unterbringen.“¹¹⁸⁴ In das Schülerheim kamen Kinder zwischen neun und fünfzehn Jahren, sie besuchten die Volks- und die Hauptschule im Ort. Viele Familien suchten – je nach dem Grad ihrer Bedürftigkeit – um Ermäßigung an und richteten diesbezügliche Ansuchen an die Caritas Linz. 1956 waren 44 Hauptschüler und sechs Volksschüler im Haus untergebracht.¹¹⁸⁵

Zunächst wurde der Dachboden ausgebaut, bereits im Jänner 1955 konnten alle Kinder im Heim schlafen. Die soziale Gliederung der Kinder nach Beruf der Eltern war im Schuljahr 1954/55 folgendermaßen: 29,2% Angestellte, 38,5% Arbeiter, 23,0% Gewerbetreibende, 3,2% Rentner, 6,1% Bauern.¹¹⁸⁶ 81,5% waren katholisch, 18,5% evangelisch.¹¹⁸⁷ Bei der Eröffnung des Heims stellte man fest: „Aufgenommen werden die Schüler ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis oder die politische Einstellung der Eltern.“¹¹⁸⁸ Von den Buben waren 29,2% Voll- oder Halbwaisen, 4,6% Heimatvertriebene, 13,8% aus geschiedenen Ehen. Von der Jugendfürsorge wurden 4,6% eingewiesen. Der Heimbeitrag wurde von 56,9% zur Gänze bezahlt, 4,6% zur Gänze von der Jugendfürsorge, und in 38,5% der Fälle gewährte die Caritas eine Ermäßigung. Ende des Schuljahres 1955 hatten 15 SchülerInnen die Pflichtschule beendet und schieden mit den Mädchen aus dem Heim aus.¹¹⁸⁹ In den Schlafräumen befanden sich Stockbetten, in einem Bubenschlafraum standen 28 Betten. Es gab zwei Studienräume, vorerst aber keinen Waschkraum, es gab

1183 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief Rafferzeder an die Köchin SP 6, 16.12.1954.

1184 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Mitteilung, 24.4.1956.

1185 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Brief Caritas Sekretär Rafferzeder an Bischöfliches Ordinariat, 2.5.1956.

1186 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Jahresbericht über das Schuljahr 1954-1955, 1.

1187 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Jahresbericht über das Schuljahr 1954-1955, 2.

1188 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief Rafferzeder an die Caritas der Diözese Linz, 30.6.1954.

1189 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Jahresbericht über das Schuljahr 1954-1955, 2.

im Studierraum Waschrinnen, die Mädchen wuschen sich im Waschraum des Kindergartens, der ebenfalls im Haus untergebracht war.¹¹⁹⁰ Im Sommer diente das Gebäude als Ferienheim, in den Weihnachtsferien 1954 brachte man fünfzig Buben aus Steyr-Gleink für eine Schiwoche unter, und in den Osterferien kamen zwanzig Mädchen aus Berlin zur Erholung nach Windischgarsten.

Das Heim lief von Beginn an auf schulischer Ebene erfolgreich, nur zehn Buben mussten eine Nachprüfung machen, drei Schüler wiederholten die Klasse.¹¹⁹¹ Da bekannt wurde, dass die Studienerfolge der Einrichtung gut waren, kamen auch Kinder von auswärts zur Lernstunde in das Heim. Heimleiter und Erzieher überprüften den Lernfortschritt täglich.¹¹⁹² Es gab Lernzeiten zwischen 15 und 17 Uhr, zwischen 17 und 18 Uhr wurden die Kinder abgeprüft und mussten gelegentlich nachsitzen. Das Heim stand mit der Schule in regem Kontakt. „In der Früh aufstehen, Schule gehen, nach der Schule gleich hinein in den Lernsaal. Dann gelernt dort. Dann waren natürlich so Sachen, Mitteilungsheft, [...] der Heimleiter ist damals sogar angerufen worden von der Schule, wenn eine schlechte Note war oder was. [...] dann hast dich anstellen müssen vor ihm vor der Türe. [...] Und das kannst sagen, wir waren ein paar Leute, die nicht die besten Schüler waren.“¹¹⁹³

Auch die Eltern wurden mündlich oder schriftlich über den Verlauf des Schuljahres informiert. Kleinere Vergehen wurden mit Fahrt- oder Ausgangssperren geahndet.¹¹⁹⁴ Jeden Freitag und Sonntag gestalteten die Kinder eine Schülermesse, es gab einen Chor, jeden Herz-Jesu-Freitag war Gemeinschaftskommunion, und jeweils fünf Buben waren Ministranten in der Pfarre Windischgarsten.¹¹⁹⁵ Am 22. Mai 1955 kam Bundeskanzler Julius Raab in den Ort und besichtigte auch das Schülerheim, zur Firmung kam Bischofskoadjutor Zauner. „Wir pflegen Gemeinschaftsinn, Wahrhaftigkeit, einfache und natürliche Lebensart und Heimatliebe. Verweichlichung und oberflächlicher Genuß werden bewusst ausgeschlossen. [...] Als Heim der Caritas stehen wir auf dem Boden der katholischen Erziehungsgrundsät-

1190 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Jahresbericht über das Schuljahr 1954-1955, 1.

1191 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Jahresbericht über das Schuljahr 1954-1955, 2.

1192 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Rafferzeder, Bericht Besuch im Caritas Schülerheim Windischgarsten, März 1959.

1193 Interview HK 141, (John).

1194 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Jahresbericht über das Schuljahr 1954-1955, 4.

1195 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Jahresbericht über das Schuljahr 1954-1955, 2.

ze und Weltanschauung“,¹¹⁹⁶ lautete die Botschaft nach außen. Windischgarsten war gefragt, bis Mitte der 1970er-Jahre wurden durchschnittlich 60 Kinder betreut, später gab es fünf hauptamtliche Personen und drei Mitarbeiter. Im Durchschnitt blieben die Kinder drei bis vier Jahre hier.¹¹⁹⁷

Die Caritas Linz investierte in die Elektrifizierung der Küche, baute einen Speisesaal und Waschräume. In diesen Jahren geriet die Caritas in „große finanzielle Schwierigkeiten“, nicht zuletzt durch den Ausbau des Kinderdorfes St. Isidor, daher mussten notwendige Bauarbeiten in Windischgarsten zurückgestellt werden.¹¹⁹⁸ Das Heim erhielt sich mit seinen Betriebskosten selbständig, größere Investitionen wurden allerdings durch die Caritas und die Subventionen der Oberösterreichischen Landesregierung ermöglicht¹¹⁹⁹

Anfang der 1980er-Jahre sanken die Schülerzahlen stark, HL II schickte einen „Hilferuf an die Mutter Caritas“¹²⁰⁰, nur mehr 28 Kinder (50% Auslastung) waren im Heim untergebracht. Die geburtenschwachen Jahrgänge, aber vor allem die zunehmend flächendeckende Errichtung von Ganztags- und Tagesheimschulen und Horten wirkten sich auf die Belegung aus. Wer konnte, ließ sein Kind lieber zu Hause wohnen.¹²⁰¹ Unter Bundeskanzler Kreisky war das Netz der Gratis-Schulbusse ausgebaut worden. Man überlegte, wieder eine Mädchengruppe einzurichten, reduzierte die Bubengruppen von drei auf zwei und sparte einen Erzieherposten ein. Das hatte den positiven Nebeneffekt, dass mehr individuelle Betreuung stattfinden konnte, doch die Einnahmen stagnierten. Die Schulden des laufenden Jahres 1981 betragen bis Oktober etwa ÖS 160.000,-, die Auszahlung der Weihnachtsgelder schien in Gefahr. HL II wies die Caritas-Leitung darauf hin, dass weitere Einsparungen auf dem Personalsektor kaum möglich wären, zog man doch bereits die Küchenkraft gelegentlich für andere Arbeiten im Haus bei. Auch die Verpflegungskosten waren nicht zu reduzieren, Reparaturen

1196 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Mitteilung Aufnahme der Kinder Aufnahme Schülerheim Windischgarsten.

1197 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief HL II an Direktion Caritas, 29.10.1981.

1198 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Brief Pfeiffer an Abt Stift Admont, 21.5.1958.

1199 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Ernst Raffeder, Bericht Besuch im Schülerheim, März 1959.

1200 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief HL II an Direktion Caritas, 29.10. 1981.

1201 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief HL II an Direktion Caritas, 29.10.1981.

fürte man ohnehin schon die längste Zeit selbst durch. Das Personal malte die Gänge selbst aus und reparierte Rohrbrüche und Verstopfungen.¹²⁰²

Die Caritas bewarb den Standort Windischgarsten in Presseausendungen: „Das Internat, das der Diözesancaritas Linz untersteht und bis 60 Kindern Platz bietet, liegt in einer wunderschönen Gegend, fast im Zentrum von Windischgarsten, aber trotzdem ruhig. Zum Wochenende dürfen die Kinder nach Hause fahren, müssen aber nicht.“¹²⁰³ Trotzdem wurde das Heim in der Öffentlichkeit in diesen Jahren anders gesehen als zu Beginn. „Der Begriff Schülerheim war negativ besetzt. [...] Das waren ganz normale... nur dass sie halt nicht in die Hauptschule gehen können, weil die Eltern zum Beispiel im Wirtshaus gearbeitet, keine Zeit gehabt haben und dann hat es halt Schwierigkeiten gegeben, dann hat man sie in das Schülerheim gegeben“,¹²⁰⁴ berichtet der damalige Hauptschuldirektor.

Weitere Kündigungen folgten, bereits 1983 wurde die Weiterführung des Schülerheims in Frage gestellt,¹²⁰⁵ 1984 schlug HL II selbst vor, das Heim aufzulassen.¹²⁰⁶ HL II und Caritas-Direktor Stauber diskutierten eine künftig effizientere Nutzung des Hauses: „Die Caritas war immer interessiert daran, dass das ausgenützt wird, das kostet ja allerhand“.¹²⁰⁷ Man überlegte einen Verkauf und den Neubau des Kindergartens, die Errichtung eines Erholungsheims, den Bau von Startwohnung für junge Familien oder Behindertenwerkstätten einzurichten. Der Bürgermeister von Windischgarsten äußerte den dringenden Wunsch, den Kindergarten nicht aufzulassen.¹²⁰⁸

1202 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief HL II an Direktion Caritas, 29.10.1981.

1203 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Presseausendung, 1.7.1982.

1204 Interview SZ 4 (Direktor HS Windischgarsten 1974-1986), 24.5.2019 (Wisinger).

1205 DAL, CL Caritas-Leitung Protokolle bis 1990, Mappe Nr. 55, 40. Leitungssitzung, 15.11.1983.

1206 DAL, CL Caritas-Leitung Protokolle bis 1990, Mappe Nr. 55, 83. Leitungssitzung, 29.1.1985.

1207 Interview SZ 4, 24.5.2019 (Wisinger).

1208 DAL, CL Caritas-Leitung Protokolle bis 1990, Mappe Nr. 55, 93. Leitungssitzung, 23.4.1985.

4.3. MIT FESTER HAND: DER HEIMLEITER 1954-1985

Der Mann, der 1954 als Heimleiter des Caritas-Schülerheims in Windischgarsten eingesetzt wurde, war der Caritas bereits als Mitarbeiter im Erziehungsheim Steyr-Gleink bekannt. Der 1927 in Werschetz/Vršac in der Vojvodina geborene Volksdeutsche, ein Donauschwabe, flüchtete bereits 1944 in das Deutsche Reich. (Anm. MW: Im Weltkrieg waren die ungarischen und rumänischen Donauschwaben Teil der deutschen Wehrmacht, in Jugoslawien übernahmen sie Besatzungsaufgaben und kämpften in Divisionen der Waffen-SS im Partisanenkrieg gegen die jugoslawische Volksbefreiungsarmee. In der Endphase des Kriegs flüchteten zehntausende Donauschwaben.)

Caritas-Sekretär Rafferzeder begrüßte die Bestellung, und wie in den Korrespondenzen ersichtlich, war man zufrieden, einen Leiter „mit fester Hand“¹²⁰⁹ für die schwierige Aufgabe des Aufbaus des Schülerheims gefunden zu haben.

Das desolote Haus musste grundsaniert werden, und es galt, die Umbauarbeiten bei laufendem Betrieb und überaus schlechter Finanzlage zu bewältigen.¹²¹⁰ HL II wurde in den folgenden Jahren immer wieder belobigt, etwa erhielt er 1958 eine Prämie von ÖS 2.000,-.¹²¹¹ In der Pfarre und Gemeinde Windischgarsten war er als „Caritas-Mann“ bekannt,¹²¹² und schien mit seiner Familie bestens integriert gewesen zu sein. „Er ist beim Roten Kreuz Auto gefahren, nebenbei noch Vorbeter in der Kirche oben, nur das keiner gewusst hat, was er im Heim gemacht hat, [...] das hat sich damals natürlich keiner getraut, irgendwas zu erzählen,“¹²¹³ erinnert sich ein ehemaliges Heimkind. Ein langjähriger Freund bestätigt: „Er hat es verstanden, die Verbindungen, die er notwendig gehabt hat, gut zu schmieren. [...] Er hat dann von der Gemeinde einen Grund gekauft, gleich neben dem Schülerheim ist das gewesen. [...] Er war sehr auf materialistisch eingestellt.“¹²¹⁴

Die vereinzelt bereits zu Beginn seiner Funktion gegen HL II vorgebrachte Kritik an seinen harten Erziehungsmethoden, wurde von der Caritas zur Kenntnis genommen, so wurde er ermahnt, dass das Schülerheim keine „Erziehungsanstalt“

1209 Archiv Direktion Caritas: Mail LP II an Ombudsstelle Diözese Linz, 24.4.2014.

1210 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief Caritas-Sekretär Rafferzeder an Heimleiter HL II, 29.6.1954.

1211 13.1.1958.

1212 Interview SZ 4, 24.5.2019 (Wisinger).

1213 Interview HK 14r, (John).

1214 Interview SZ 4 (Direktor HS Windischgarsten 1974-1986), 24.5.2019.

wäre,¹²¹⁵ das führte aber offensichtlich zu keinen weiteren Konsequenzen. Ein langjähriger Weggefährte, der Direktor der Hauptschule in Windischgarsten, blickt zurück: „In der Caritas war er gut integriert, manche sagen zu gut, und dass sie hie und da durchgreifen hätte können, [...] die Caritas war froh, dass er das so tüchtig macht.“¹²¹⁶ Er war eben von „alten Schule“.¹²¹⁷

Auch schien man in Windischgarsten, wie so oft in der Umgebung eines „Heims“, über die Anwesenheit der „Heimkinder“ nicht immer glücklich gewesen zu sein. „Schlechter waren sie nicht, aber schwieriger. Disziplinär.“,¹²¹⁸ und SZ 4, der selbst in einem Internat aufgewachsen war, meint heute: „Ein Heim kann man nie adäquat betreuen. Da sind zu viele beisammen.“¹²¹⁹

Zwischen Schule und Heim herrschte ein gutes Einvernehmen, HL II arbeitete auch als Religionslehrer. „Er war sehr kommunikativ eingestellt zur Schule, er war ja kein richtiger Lehrer. Und dann waren wir immer froh, weil er hat dann immer auch energisch durchgegriffen, wenn es was gegeben hat. Wenn man zu ihm gesagt hat, der Schüler ist eine ganze Piepn, dann hat er irgendwie (Anm. MW: SZ 4 lacht) Maßnahmen gesetzt, dass es bissl besser geworden ist, weil er kann ja nicht einen Menschen einfach umdrehen.“¹²²⁰

HL II war insgesamt 31 Jahre lang Heimleiter in Windischgarsten, kurz nach seiner Pensionierung erkrankte er schwer und verstarb. Das Schülerheim war sein Lebenswerk gewesen. Auf die Frage, ob er für das Heim lebte, stellte SP 4 klar: „Das Heim musste für ihn leben.“¹²²¹

1215 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief Caritas-Sekretär Rafferzeder an Heimleiter HL II, 14.4.1955.

1216 Interview SZ 4, 24.5.2019 (Wisinger).

1217 Ebd.

1218 Ebd.

1219 Ebd.

1220 Ebd.

1221 Interview SZ 4 (Direktor HS Windischgarsten 1974-1986), 24.5.2019.

4.4. ALLTAG IM HEIM – DIE KINDER GOTTES ERZIEHEN

„Ein gesunder Frohsinn, wo Eintracht und Liebe zwischen Erzieherin und Kind und die Buben untereinander herrscht, gibt dem Heim die notwendige Harmonie und Lebensfreude für die Jugend. [...] In der Zeit soll der Erzieher nicht Autorität sein, sondern Freund des Kindes, er soll in seine Welt heruntersteigen und mit ihm in dieser Zeit Kind sein“,¹²²² so hoffnungsvoll klangen die erzieherischen Anweisungen, die im Schülerheim Windischgarsten Geltung haben sollten. Im Detail war die Hausordnung dann eher dem Ton der Zeit entsprechend formuliert. Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit, Bettenbau und die Möbel genau ausrichten, lauteten die Anweisungen der Heimleitung, denn: „Unordnung bringt Ungemütlichkeit“.¹²²³ Ständige Kontrollen der Sauberkeit und des Verhaltens prägten den Alltag: „Jeder Einzelne muss der Erzieherin jedes einzelne Wäschestück vorzeigen“, bei Tisch herrschte bis auf „gesegnete Mahlzeit!“ absolute Ruhe. Auch auf eine „saubere Haltung beim Beten“ wurde geachtet. Ebenso „war leises Bewegen im Treppenhaus“ erwünscht, zwei Stunden nach dem Schlafengehen wurden die Bettnässer geweckt. Bevor ein Kind den Lernstoff nicht beherrschte, gab es keine Freizeit, in der Geländesport, Fußball, Hand- und Volleyball gespielt wurde. Man hielt die Schüler zu Kameradschaft und Selbstlosigkeit, zum Kampfgeist, körperlicher Er-tüchtigung, Gewandtheit, Selbstzucht und Geschicklichkeit sowie zu Härte gegen sich selbst an. Auch sollten der Spaziergang und die Wanderung dem „Näherkommen zwischen Kind und Erzieher in der zwanglosen Unterhaltung“ dienen.¹²²⁴ Die Anforderung für die ErzieherInnen lautete: „Ohne Programm darf ein Erzieher niemals zu seinen Buben kommen. Besonders erlebnisreich sollte man den Sonntag gestalten.“¹²²⁵ Dementsprechend abwechslungsreich war die Freizeitgestaltung. Es gab Heimmeisterschaften in Tischtennis, Schifahren, Schach oder man versuchte sich in technischen Basteleien von Sprechanlagen und Flugzeugmodellen.¹²²⁶

Anlässlich eines Besuchs im Haus beschrieb Caritas-Sekretär Rafferzeder, wie es 1959 im Inneren des Schülerheims aussah. Durch eine Glastüre gelangte man in den Vorraum, wo ein riesiges Gemälde des Wiener Malers Erwin Alois Lahoda hing: Man sah Jesus Christus umgeben von Gestalten, u.a. die Spender der Stiftung, das Ehepaar Svetlin. „Christus hält seine ausgebreiteten Arme den Kindern

1222 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Allgemeine erzieherische Anweisungen zur Tagesplan, September 1958, 5.

1223 Ebd.

1224 Ebd.

1225 Ebd.

1226 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Ernst Rafferzeder, Bericht Besuch im Caritas Schülerheim Windischgarsten, März 1959.

entgegen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“,¹²²⁷ lautete die Botschaft des Gemäldes. Hier versammelten sich die Buben jeden Morgen zum Gebet. Aufgabe des Heims war: „Die Kinder Gottes zu erziehen“.¹²²⁸

Eine Aktennotiz dokumentiert den Tagesablauf im Heim, so hatte jeden Abend ein Erzieher bis zum Einschlafen der Buben bis 21 Uhr Dienst. Danach gab es noch einen Rundgang zu den im ersten und zweiten Stock befindlichen Schlafzimmern. Kleinere Buben wurden zur Toilette geführt. Dann folgte ein weiterer abschließender Rundgang. In der Nacht wurde anlassbezogen kontrolliert, etwa wenn ein Kind erkrankt war oder Geräusche zu hören waren. Die Erzieherzimmer und die Heimleiterwohnung befanden sich einen Stock unter den Schlafzimmern. Um 6:20 Uhr wurden die Buben geweckt.¹²²⁹

Noch Anfang der 1970er-Jahre war das Heim in einem ausstattungsmäßig schlechten Zustand, dies dokumentieren auch Fotos, die aus dieser Zeit erhalten sind. Ärmlich möblierte Gruppenräume, sparsamste Einrichtung, die eine düstere Stimmung verursachte. Warmes Wasser zum Waschen gab es nur vor dem Wochenende, wenn die Kinder nach Hause fuhren. Im Winter war es in den Räumen ziemlich kalt.¹²³⁰

So bemüht sich die Heimleitung nach außen hin zeigte, kam es doch zu Beschwerden, die sich auf die mangelnde Aufsicht durch die Leitung bezogen. Ein Auslöser war, dass einige Buben des Heims offensichtlich fortgelaufen waren und einige „Lausbubenstreiche“ verübt hatten. Bereits 1955 hatte sich der Ortspfarrer an Caritas-Sekretär Rafferzeder gewandt, die Kinder wären nicht beaufsichtigt, unsauber, und „der Heimleiter ist ein verliebter Ehemann, der für die Kinder keine Zeit hat.“¹²³¹ So wäre die Küche, der einzige geheizte Raum, bereits um halb Acht zugesperrt worden, die Kinder würden frieren. Er forderte Rafferzeder auf: „Bitte lasse deine Angestellten einmal frei reden, ohne daß sie fürchten müssen, hernach

1227 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Ernst Rafferzeder, Bericht Besuch im Caritas Schülerheim Windischgarsten, März 1959.

1228 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Brief Caritas Sekretär Rafferzeder an Bischöfliches Ordinariat, 2.5.1956.

1229 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Aktennotiz HL II, 12.5.1977.

1230 Akten Ombudsstelle, HK 144.

1231 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Brief Pfarrer Windischgarsten an Rafferzeder, 1.12.1955.

vom Leiter dafür büßen zu müssen.¹²³² Das Personal im Haus war dem Heimleiter gegenüber loyal, kam es zu Kritik, wurde diese in Abrede gestellt. „Ein paar Mitinsassen haben den Eltern erzählt, die sind dann gekommen und er hat aber gesagt, das stimmt alles nicht, weil sowas täte er niemals machen, so auf die Art und Weise. [...] Er hat auch sehr straff mit seinen Erziehern gearbeitet, die er dort gehabt hat. Weil die haben ihm immer die Stange gehalten.“¹²³³

Auch der Direktor der Schule beschwerte sich 1955 beim Ortsschulsausschuss über das Heim, das vorwiegend Repetenten aufnehmen würde, und darüber hinaus die Buben unvorbereitet, mit fleckigen Kleidern und ungeputzten Schuhen in die Schule schicken würde.¹²³⁴ Die Lehrkräfte der Schule wären der Meinung, dass die Kinder im Heim nicht genügend beaufsichtigt werden würden: „Die Heimschüler geben an, daß ihnen bei den Aufgaben niemand hilft.“¹²³⁵

Die Caritas reagierte und kündigte in einem Schreiben an den Bürgermeister an, dass nun ein dritter Erzieher im Heim beschäftigt werden sollte. „Man darf nicht aus einzelnen Fällen, die vorkommen, verallgemeinern.“¹²³⁶ Auch bat man den Pfarrer, ab nun zur Kontrolle der Heimleitung einen Besuch im Monat im Heim zu machen.¹²³⁷ Der Caritas-Sekretär kam Ende des Jahres selbst zur Inspektion, in einem folgenden Brief an die Heimleitung hielt er fest: Die Hausmädchen bedürften einer mütterlichen Hand, und dass die „amerikanische Butter nicht als Eßbutter verwendet werden“ dürfe. Über erzieherische Aufgaben äußerte er sich nicht.¹²³⁸

Manche Dokumente gewähren Einblick in den Alltag der Kinder, als etwa 1969 der erste Fernsehapparat „unter großem Jubelgeschrei“ aufgestellt wurde. Die Wiener Radiowerke hatten ihn gespendet. In einem Dankesbrief schrieb HL II: „Wir Erzieher bekamen mit dem Fernsehapparat ein Erziehungsmittel in die Hand. Wir

1232 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Brief Pfarrer Windischgarsten an Rafferzeder, 1.12.1955.

1233 Interview HK 141, (John).

1234 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Rafferzeder an Bürgermeister Windischgarsten, 14.12.1955.

1235 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Schreiben Direktion Hauptschule Windischgarsten an den Ortsschulsausschuss, 21.11.1955.

1236 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Rafferzeder an Bürgermeister Windischgarsten, 14.12.1955.

1237 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Rafferzeder an Pfarrer Windischgarsten, 14.12.1955.

1238 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Rafferzeder an Heimleiter HL II, 14.12.1955.

möchten nicht sagen, dass unsere Buben nun „sehr brav“ geworden sind. Sie sind halt Lausbuben, wie wir es auch einmal waren. Sie nehmen sich aber zusammen im Lernen und im Umgang mit dem Nächsten. Möchte doch niemand auffallen, um bei der nächsten Sendung dabei sein zu können.“¹²³⁹

Immer wieder gab es disziplinäre Probleme, beispielsweise stiegen 1977 drei Schüler durch ein Gangfenster, stahlen im Ort Fahrräder und brachen in der Schule ein.¹²⁴⁰ Der „Anführer“ und die anderen beiden Buben wurden aus dem Heim ausgeschlossen. HL II zeigte sich betroffen, und bezeichnete die Täter als „schwarze Schafe.“¹²⁴¹ Die Fenster im Heim blieben unvergittert, „wir sind keine Erziehungs- oder Strafanstalt“, so der Heimleiter, wenn man von ihm verlangte, das Heim zu schließen. Die Fenster konnten jederzeit geöffnet werden, nur die Eingangstüren wurden abends zugesperrt.¹²⁴²

Wie in allen kirchlichen Einrichtungen, wurde im Schülerheim Windischgarsten auf die „Pflege des religiösen Lebens des Kindes“¹²⁴³ geachtet. Ein starker Zwang, wie etwa im Erziehungsheim Gleink, war hier nicht gegeben. In der Hausordnung stand, dass kein „Zwang oder Schematismus“ ausgeübt werden sollte. Die religiöse Praxis war mehrmaliges tägliches Beten, Besuch des Gottesdienstes, Rosenkranzbeten an Samstagabenden, Anbetungen, Teilnahme an Prozessionen und Kommunion. Das Beten war reglementiert, etwa sollten die Buben beim abendlichen Beten noch nicht im Schlafanzug sein, das Waschen kam nach dem Beten.¹²⁴⁴ „Wir haben natürlich auch in die Kirche gehen müssen, sind mehr oder weniger gezwungen worden“,¹²⁴⁵ sagen ehemalige Heimkinder heute.

Es war durchaus üblich, ein Ansuchen auf Aufnahme in das Schülerheim an den Pfarrer der jeweiligen Heimatgemeinde eines Kindes weiterzuleiten, und ihn um eine „vertrauliche, verlässliche Mitteilung über religiöse, sittliche Einstellung“ zu bitten. Auch wurde um eine Einschätzung, ob die Ermäßigung des Pflegsatzes not-

1239 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Brief HL II an Wiener Radiowerke, 23.6.1969.

1240 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Aktennotiz HL II, 12.5.1977.

1241 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Aktennotiz HL II, 12.5.1977.

1242 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten: Aktennotiz HL II, 12.5.1977.

1243 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten, Allgemeine erzieherische Anweisungen zur Tagesplan, September 1958, 5.

1244 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Rafferzeder an Heimleiter HL II, 1.9.1955.

1245 Interview HK 141, 21.5. 2018, (Wisinger).

wendig sei, ersucht.¹²⁴⁶ Im Fall eines Hilfsarbeiters, der selbst fremduntergebracht war, und um Ermäßigung für seinen Buben bat, wurde das Stadtpfarramt in Linz eingeschaltet, und um eine Beurteilung des Antragstellers gebeten. Die Not des Mannes, „da meine Frau gestorben ist [...] wo ich einen ganzen Tag in Arbeit stehe, kann ich mich nicht so kümmern um das Kind, wie es jetzt in der Hauptschule benötigen würde“¹²⁴⁷ trat in den Hintergrund, und die Frage, „ob er sich religiös betätigt“¹²⁴⁸ entschied letztlich über die Aufnahme.

4.5. GEWALT IM HEIM

1959 bestimmte ein Erlass des Bundesministeriums für Unterricht, dass die Landes-schulbehörden auch eine Aufsicht über private Schülerheime und Horte ausüben sollten. Der Erlass vom 28.9.1959¹²⁴⁹ wurde vom Landesschulrat Oberösterreich an die Heime zur Information weitergeleitet. Die Aufsicht über Schülerheime sollte in gleicher Weise wie die Aufsicht über die Schulen den Landes- und Bezirksschul-behörden obliegen und die Bezirksschulräte sollten diese ab nun in ihre regelmä-ßige Inspektionstätigkeit einbeziehen. Die Caritas-Leitung zeigte sich keineswegs erfreut über diese mögliche Kontrolle ihrer Einrichtung, und erinnerte an die Zeit, „als der Staat noch eine Aufsicht über die Kirche ausübte“.¹²⁵⁰ Man lehnte Inspek-tionen im Haus ab, „Wie jeder Familienvater eine Inspektion eines Organes der Schulbehörde in seiner Wohnung zwecks Feststellung der Unterbringung eines Kindes, das Schüler ist, strikte und energisch ablehnen würde, genauso müßten meiner Meinung nach auch wir bezüglich des obigen Erlasses des Unterrichtsmi-nisterium handeln.“¹²⁵¹ Auch wurde daran gedacht, im Namen der r.k. Kirche im Bistum Linz in dieser Sache aktiv zu werden.

Zu dieser Zeit gab es bereits Hinweise, dass auch in diesem Heim der Caritas sys-tematisch gewaltsam gestraft wurde. Bereits wenige Monate nach Eröffnung des Heimes sprach eine Mutter bei Caritas-Sekretär Rafferzeder vor, und berichtete, ihr Sohn wäre vom Heim weggelaufen, da er vom Heimleiter nach den Osterferien

1246 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Brief an Pfarrer in Kapfenberg, 3.8.1960.

1247 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Brief Vater an Caritas-Schülerheim, 8.7.1958.

1248 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Brief Rafferzeder an Stadtpfarramt Linz, 21.7.1958.

1249 Erlass Landesschulrat Oberösterreich 87.654-II/59.

1250 DAL, CDL-A/I, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten, Aktennotiz Leitung Caritas, 3.12.1959.

1251 Ebd.

bedroht und auch geschlagen worden sei. Auch andere Kinder hätten sich „anstellen“ müssen, es gab Ohrfeigen und andere Züchtigungen.¹²⁵² „Als ich zu schreien und zu weinen anfang meinte er nur ich soll die Zähne zusammenbeißen denn je mehr ich schreie desto länger würde es dauern! Als ich beim nächsten Schlag meine Hände auf meinen Hintern gab um mich vor den Schlägen zu schützen erklärte er mir das es noch mehr Schläge geben würde wenn ich das noch einmal versuche.“¹²⁵³

Durch die mangelnde Aktenlage konnten nur vereinzelt Hinweise gefunden werden, die über die Verhältnisse in Windischgarsten Auskunft geben könnten. Etwa wurde im März 1956, ein zehnjähriger Volksschüler aufgegriffen, der aus dem Heim geflüchtet war. Das Kind war in Socken ohne Schuhe auf dem Weg nach Hause gewesen.¹²⁵⁴

Eltern beklagten sich auch über stundenlanges Knien als Bestrafung. In einem Brief an HL II machte Rafferzeder deutlich, dass gelte, „körperliche Züchtigungen sind auf keinen Fall gestattet, wir sind keine Erziehungsanstalt“, die Methoden aus Gleink wären nicht auf Windischgarsten zu übertragen.¹²⁵⁵ HL II war in Gleink aufgefallen, da die Kinder seiner Gruppe ungepflegt waren, auch fiel sein Name in Zusammenhang mit Übergriffen.¹²⁵⁶

HK 141, Sohn einer alleinerziehenden Mutter, dessen Vormund das Jugendamt Steyr war, besuchte das Schülerheim in den 1960er-Jahren, er blieb vier Jahre, da er in der Hauptschule Steyr als „lernunwillig“¹²⁵⁷ aufgefallen war. Dort geriet er an HL II, „Der liebe Herr [...], Gott hab ihn selig, soll ihm verzeihen, was er gemacht hat, da war das so, wenn wir von der Schule gekommen sind und da war irgendeine schlechte Note, dann hat es geheißen [...] anstellen vorne, in der Turnhose, da haben wir schon gewusst was kommt, [...] dann hat er es dir gesagt, wenn du was weiß ich, einen Mitteilungshefteintrag gehabt hast, oder irgendwas, wenn du eine schlechte Note gehabt hast, dann hat es geheißen, Hände an die Zehenspitzen, bücken, dann hat er seine Hemdsärmel aufgerollt, und dann hat es Schläge gegeben.

1252 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten: Brief Caritas-Sekretär Rafferzeder an Heimleiter HL II, 14.4.1955.

1253 Brief HK 141 an Klasnic-Kommission, Nov. 2014 (im Besitz John).

1254 OÖN, 8.3. 1956, Ausreißer in Socken.

1255 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten, Brief Caritas-Sekretär Rafferzeder an Heimleiter HL II, 14.4.1955.

1256 DAL, CDL-A/1, Sch.317, Fasz. IX/2: Berichtsheft ER 18, 14.12.1951.

1257 Binder, Michael/John, Michael, Heimerziehung in Oberösterreich (Linz 2018), 479.

Mit den Schlapfen, das waren so Gummischlapfen, mit denen hat er dich nicht nur am Hintern getroffen, sondern woanders auch. Am Rücken, auch dazwischen, und je mehr du geschrien hast, desto mehr hat er weiter gemacht.“¹²⁵⁸ Opfer sexuellen Missbrauchs wurde er im Heim nicht, unter den Zöglingen kam es aber sehr wohl zu sexueller Gewalt. „Das ist mir zwei Mal passiert.“¹²⁵⁹ Nach Windischgarsten wurde er nach Wegscheid gebracht.

Auch HK 142, der zwischen 1958 und 1960 im Schülerheim Windischgarsten untergebracht war, erinnert sich gut an seine Zeit dort. Der Sohn eines Zwangsarbeiters, eines Wolgadeutschen aus Michailowskoje, und einer Tabakfabrikarbeiterin, blieb mit seiner Mutter allein in Linz zurück, als sein Vater zurück nach Russland gehen musste. In der Volksschule fühlte er sich nicht wohl, er wurde von Mitschülern drangsaliert, der Lehrer schlug ihn wiederholt und verletzte den Buben sogar. Als es ihm gesundheitlich immer schlechter geht, initiierte das Jugendamt den Wechsel in das Schülerheim Windischgarsten. HK 142 war im Grunde froh darüber, „Die zweite Klasse habe ich dann wiederholen müssen, und das Gott sei Dank in Windischgarsten, die haben sehr gute Lehrer gehabt dort. In Linz war ich bei den Schlechteren dabei. Und dort war ich der Klassenbeste.“ Die Wochenenden konnte er allerdings nur selten zu Hause verbringen, da ihm das Fahrgeld fehlte. Die Beziehung zu seinen Mitschülern verbesserte sich, hier fand er gute Freunde, „Wir waren da eine kleine Gruppe, wir haben alles zusammengemacht [...] durch die Kinder dort ist ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden, das hat es gegeben. Das war dort viel intensiver als in einer öffentlichen Schule.“ Den Heimleiter empfand er als bedrohlich, „Er war groß, blond, hat natürlich eine starke Statur gehabt, eine kräftige Statur. Hat sehr viel Kraft gehabt. Und das war so ein Auf und Ab immer, [...] der hat so richtig das Kind so hergerichtet mit einer Hand und dann hat er mit der anderen Hand zugeschlagen. [...] Das hat ganz schön gesessen.“¹²⁶⁰ HK 142 schildert nicht nur die Bestrafungen, die er über sich ergehen lassen musste, sondern berichtet auch über sexuelle Übergriffe von Älteren an die jüngeren oder schwächeren Buben. [...] Es sind immer drei gewesen, die sind mehrfach sitzengeblieben, die waren schon 16 Jahre oder noch älter.“ An dieser Stelle des Interviews kann HK 142 nicht weitersprechen.¹²⁶¹

1258 Interview HK 141, 21.5.2018 (Wisinger).

1259 Interview HK 141, 24.8.2017 (John), in: Binder, Michael/John, Michael, Heimerziehung in Oberösterreich, s.o., 480.

1260 Interview SZ 4 (Direktor HS Windischgarsten), 24.5.2019.

1261 Interview HK 142, 23.7.2018 (Wisinger).

Während der Nacht blieben die Kinder und Jugendlichen auch in diesem Heim stets über mehrere Stunden unbeaufsichtigt, „Diese Nachtkontrollen führen wir hauptsächlich durch, um ein beisammen Liegen der Kinder zu verhindern.“¹²⁶², schrieb Heimleiter HL II diesbezüglich in einer Aktennotiz. Trotz dieser Vorfälle verbesserten sich die schulischen Leistungen von HK 142, die letzte Klasse konnte er wieder in Linz absolvieren. Die Zeit in Windischgarsten hat er nie vergessen.

Es gibt auch Meldungen in dieser Zeit, die sexuellen Missbrauch durch eine Erzieherin angeben. Eine namentlich unbekannte Frau habe mit den Buben Geschlechtsverkehr gehabt, auch mussten diese angeblich „nackt vor ihr tanzen“.¹²⁶³ Eine Erzieherin wäre besonders „freundlich“ zu den Buben gewesen, und wollte angeblich erotisch berührt werden.¹²⁶⁴

In den 1970-er Jahren setzten sich die Übergriffe im Schülerheim fort, durch HL II und auch andere Erzieher: Sie schlugen so heftig, dass ein Kind zu Boden stürzte und aus Mund und Nase blutete,¹²⁶⁵ Schläge vom Heimleiter mit dem Gummischlapfen „man hat die Hose ausziehen und sich vorne überbeugt hinstellen müssen“,^{1266 1267} stundenlanges an der Wand stehen und aus einem Buch Auswendiglernen, konnte man sich den Text nicht merken, wurde man mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen.¹²⁶⁸ Jedes geringste Aufbegehren wurde sofort bestraft. Einer der Erzieher, ER 27, Hilfserzieher in den 1960er-Jahren, war zuvor in Gleink Erzieher gewesen, dort trennte man sich von ihm, da er gewalttätig war, „ER 27 schlug und trat einen Zögling im Waschraum blutig“.¹²⁶⁹ In Windischgarsten schlug er angeblich mit der Faust ins Gesicht und auf das Ohr, dass man tagelang nichts hörte.¹²⁷⁰

Noch Ende der 1970er-Jahre kam es zu Attacken des Heimleiters bei Zuspätkommen, auch schlug man mit dem Rohrstock auf die Finger, „Die Mitarbeiter des Hei-

1262 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10: Schülerheim Windischgarsten, Aktennotiz HL II, 12.5.1977.

1263 Akten Ombudsstelle, HK 145.

1264 Akten Ombudsstelle, HK 146.

1265 Akten Ombudsstelle, HK 143.

1266 Interview HK 143, (Wisinger).

1267 Akten Ombudsstelle, HK 146.

1268 Akten Ombudsstelle, HK 144.

1269 Kronen Zeitung 13.4.1971.

1270 Akten Ombudsstelle, HK 146.

mes hätten lediglich die Aufgabe gehabt, aufzupassen und zuzuschlagen“.¹²⁷¹ Als HK 147 einmal von seiner Mutter um Mitternacht in das Heim zurückgebracht worden war, nachdem er von dort weggelaufen war, wäre HL II zur Mutter freundlich gewesen, danach habe er schwere Schläge im Büro des Heimleiters bekommen. Später hat HK 147 mit einem Schulfreund begonnen, Valium von zu Hause in das Heim zu schmuggeln, und dieses zu sich zu nehmen, um in einen Rauschzustand zu gelangen. Rund um das Heim wäre ein Zaun gewesen, erinnert er sich, man musste Holzhacken und Holz schneiden, Gartenarbeiten erledigen, er wäre immer hungrig gewesen. Wer mittags die obligate Reissuppe nicht essen wollte, bekam keine Hauptspeise. Auch sollte man nur beim Heimleiter die Dinge des täglichen Bedarfs und Schulartikel zu überhöhten Preisen kaufen, es war bei Strafe verboten, sich diese woanders zu besorgen. (Anm. MW: dies gaben auch andere ehemalige Heimkinder an) Bis heute hat HK 147 Angstzustände, er ist seit 31 Jahren opiatabhängig, schuld am Verlauf seines weiteren Lebens daran wäre aber nicht nur das Heim, sondern vor allem seine gewalttätige Familie gewesen. Noch in der Volksschule wäre er der beste Schüler gewesen, nach dem Heim habe er sich nicht mehr „aufrappeln“ können.¹²⁷²

1984, kurz vor der Schließung des Heims, besuchte Bischof Maximilian Aichern Windischgarsten und wurde von den Kindern „begeistert“ aufgenommen. HL II begrüßte den Gast und die Buben überreichten ihm Blumen und ein selbstgefertigtes Hinterglasbild des Heiligen Martin, dem Schutzheiligen der Caritas.¹²⁷³

Zuletzt lebten nur mehr an die zehn Kinder im Haus, die Gruppe musste mit Hortkindern des Orts aufgefüllt werden, damit man weiterhin den Personalkostenzuschuss des Landes bekam.¹²⁷⁴ Der ehemalige Schuldirektor von Windischgarsten meint heute: „Ich habe nichts mitgekriegt, weil nicht darüber gesprochen wurde. Da hat es, was ich in Erinnerung habe, keine Schwierigkeiten gegeben. [...] HL II hat das Schülerheim in der Hand gehabt, er war streng und konsequent.“ Letztlich, „Aus den Heimkindern sind manchmal recht tüchtige Leute geworden.“¹²⁷⁵

Das Schülerheim Windischgarsten wurde am 7.7.1985 geschlossen.¹²⁷⁶

1271 Akten Ombudsstelle, 147.

1272 Akten Ombudsstelle, 147.

1273 Linzer Kirchenzeitung, 8.4.1984.

1274 Archiv Caritas: Mappe Windischgarsten, Brief HL II an Caritas, 10.2.1983.

1275 Interview SZ 4, (Wisinger).

1276 Archiv Caritas: Mappe Windischgarsten, Haus Svetlin, Chronologie.

5. DIE SITUATION IM KINDERDORF ST. ISIDOR UND IM INSTITUT ST. PIUS (ANGELA WEGSCHEIDER)

5.1. EINLEITUNG

AUSGANGSSITUATION

Die Geschichte der Heimunterbringung von Personen mit Behinderungen und ihre Aufarbeitung, insbesondere der Strukturen und Bedingungen, die Missbrauch, sexuelle Übergriffe und Gewalt förderten, ist in Österreich in der Forschung und auch in der Medienberichterstattung nicht so präsent wie die Fürsorgeerziehung. In Oberösterreich wurde die Geschichte der Fürsorgeerziehung durch Landeserziehungsheime letztendlich gründlich aufgearbeitet.¹²⁷⁷ Die Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen wurden vielfach von konfessionellen Trägern der freien Wohlfahrt geführt. Diese übergaben die operative Leitung ihrer Fürsorgeeinrichtungen üblicherweise an Ordensgemeinschaften, weil Ordensangehörige im Vergleich zu weltlichem Personal weniger kosteten, sie über eine gewisse Ausbildung verfügten und sich der Träger der Einhaltung und Umsetzung christlich-spiritueller Prinzipien in der Einrichtung sicher sein konnte. Wir wissen noch viel zu wenig über die Bedingungen und den Alltag in diesen Einrichtungen, die für manche Gruppen in Reichweite und Umfang der Institutionalisierung dem Prinzip der „totalen Institution“ nach Erving Goffman¹²⁷⁸ ähnelten.

Zumindest die Vernichtung von Menschen mit Behinderungen und psychisch kranken Menschen während der Zeit des Nationalsozialismus in Österreich wurde seit den späten 1970er-Jahren als „totale Gewalt“ angesehen und zum Objekt der Forschung. Die Situation dieser Menschen in der Zeit davor, so auch während der Monarchie, und in den Jahrzehnten nach 1945 – samt den zahlreichen Kontinuitäten – fand hingegen nur vereinzelt Eingang in die Forschung.¹²⁷⁹ Von den Trägerorganisationen sind vereinzelt (Selbst-)Darstellungen zu finden, die im Rahmen von Chroniken oder Jubiläumsschriften publiziert wurden. Sie geben etwas Auskunft über Bedingungen und Strukturen in den Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen, streifen aber, wenn überhaupt, das Thema Gewalt und Missbrauch nur

¹²⁷⁷ Binder, Dietmar A./John, Michael, Heimerziehung in Oberösterreich (Linz 2019).

¹²⁷⁸ Goffman, Erving: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (Frankfurt am Main 1973), Titel der Originalausgabe: *Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates* (New York 1961).

¹²⁷⁹ Wegscheider, Angela, *Zwischen Heilanstalt und Armenhaus? Menschen mit Behinderungen in Oberösterreich 1918-1938*. In: *Oberösterreichisches Landesarchiv* (Hg.), *Oberösterreich 1918-1938*. Bd. IV (Linz 2016), 261-326.

am Rand.¹²⁸⁰ Bislang gibt es – im Vergleich zur Anzahl der Einrichtungen oder zur Anzahl der betroffenen Menschen – nur wenig Forschungspublikationen mit Österreichbezug, die sich mit dem Alltag in den Behindertenheimen, den Erzählungen von Betroffenen oder mit Gewalterfahrungen befassen. Die wenigen wissenschaftlichen Belege, die sich finden lassen, berichten eindeutig über Gewalt in diesen Heimen.¹²⁸¹

Menschen mit Behinderungen haben oftmals wenig Möglichkeiten, ihre Erfahrungen mit Gewalt und Missbrauch in den Kontext mit den Bedingungen und Strukturen zu stellen. Sie sehen für sich selbst keinen Zugang bzw. barrierefreie Möglichkeiten, ihre Geschichte selbst darzustellen und Anerkennung als Opfer illegitimer Gewalt einzufordern.¹²⁸² Obgleich immer wieder schwerwiegende Fälle von Gewalt in Einrichtungen der Behindertenhilfe bekannt werden, werden sie in den österreichischen Opferschutzkommissionen noch immer als ein Randthema oder Einzelfälle betrachtet. ExpertInnen gehen davon aus, dass das Opferpotential durch Institutionalisierung und Gewalt stark unterschätzt wird.¹²⁸³

In Anbetracht der vorliegenden kritischen Untersuchung der Caritas-Einrichtungen St. Isidor und St. Pius darf nicht übersehen werden, dass sich die Caritas als auch die geistlichen Schwestern und Priester jener Kinder und Jugendlichen annahmen, um deren adäquate Versorgung und die Bereitstellung von Bildung und Beschäftigung sich die öffentliche Hand wenig kümmerte und vor allem so wenig Geld wie möglich ausgeben wollte. Jenen Männern und Frauen, die selbstlos und

1280 Siehe beispielsweise Rösner, Franka: „Im Dienste der Schwachen“ Die Samariterstiftung zwischen Zustimmung, Kompromiss und Protest 1930-1955 (Nürtingen 2011); Wegscheider, Angela: Soziales Engagement im Wandel der Zeiten. In: Wolfgang Schwaiger (Hg.), *Option Lebensvielfalt. 125 Jahre Engagement für Menschen am Rande* (Linz 2017), 22-78.

1281 Schönwiese, Volker/Plangger, Sascha: Zur Lage von Menschen mit Behinderung. In: Horst Schreiber (Hg.): *Im Namen der Ordnung* (Innsbruck 2010), 317-346; Kemsner, Gertrude: Vom Einschluss der Ausgeschlossenen zum Ausschluss der Eingeschlossenen – Biographische Erzählungen von so genannten Menschen mit Lernschwierigkeiten (Bad Heilbrunn 2017); Mayrhofer, Hemma et al. (Hg.): *Kinder und Jugendliche mit Behinderungen in der Wiener Psychiatrie von 1945 bis 1989. Stationäre Unterbringung am Steinhof und Rosenhügel* (Wien 2017); Kraushofer, Tanja: *Erinnern hilft Vorbeugen. Aufarbeitung der Vergangenheit und Prävention für die Zukunft: Zur Erfahrung mit Gewalt in Großeinrichtungen der Caritas der Erzdiözese Wien* (Wien 2015); Ledebur, Sophie: *Das Wissen der Anstaltspsychiatrie in der Moderne. Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalten Am Steinhof in Wien* (Wien 2015); Zemp, Aiha/Pircher, Erika: *Weil das alles weh tut mit Gewalt“. Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung* (Wien 1996) Wiederveröffentlichung in Internet, URL: <http://bidok.uibk.ac.at/library/zemp-ausbeutung.html> (aufgerufen am 23. 07. 2018).

1282 Krensner, Vom Einschluss der Ausgeschlossenen.

1283 Schönwiese, Volker/Plangger, Sascha: *Heilpädagogische Kindheiten. Zur Geschichte der Heimerziehung in der Behindertenhilfe in Tirol*. In: *ÖZG* 25 H. 1+2 (2014), 345-358.

aus religiöser Motivation heraus diese Arbeit übernahmen, soll in diesem Beitrag große Anerkennung gezollt werden. Der Untersuchungszeitraum endet mit Anfang 2000. Seit 2000 lassen sich zahlreiche Entwicklungen in den Lebens- und Wohnbereichen der beiden Caritas-Einrichtungen erkennen, die in einem abschließenden Kapitel cursorisch dargelegt werden.

STRUKTUREN IN DER CARITAS

In der nachfolgenden Tabelle sind die in der Caritas verantwortlichen Personen und ihre Funktion seit Gründung der Caritas 1946 bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes Ende der 1990er-Jahre aufgelistet.

1946-1949	Johannes Schließleder, Direktor Michael Mayr, Sekretär (1946) Ernst Rafferzeder, Sekretär (1946-1959)
1949-1982	Hermann Pfeiffer, Direktor Ernst Rafferzeder, Sekretär (1946-1959) Josef Haltmayr, Direktor-Stellvertreter (1959-1965) Karl Gattermeyer, Verwaltungsdirektor
1982-1991	Franz Stauber, Direktor Josef Bauer, Direktor-Stellvertreter Friedrich Mayrhofer, Wirtschaftsleiter Ludwig Höllinger (1982-1985)/Walter Suk (1985-1991), Rektor
1991-2001	Josef Mayr, Direktor Josef Bauer, Direktor-Stellvertreter (und Kinderdorfdirektor) Friedrich Mayrhofer, Wirtschaftsleiter

Tabelle 1: Direktion der Caritas Oberösterreich im Untersuchungszeitraum bis 2000

Der Priester Johannes Schließleder war in der Zwischenkriegszeit Lehrer an der Taubstummenschule. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er Direktor der Taubstummenschule, der auch ein Internat angeschlossen war, und für vier Jahre Direktor des neu gegründeten Caritasverbandes. In den gesichteten Caritasakten zu St. Isidor trat er kaum in Erscheinung, sehr engagiert zeigte sich Caritassekretär Ernst Rafferzeder. Es gibt zahlreiche Schreiben, die seine aktive Mitarbeit in Führung, Organisation und Betreuung in St. Isidor und St. Pius darlegen.

Slapnicka weist darauf hin, dass der „Kopf der Caritas, der Mann, der die Hauptarbeit leistete und die Hauptverantwortung trug“ den Titel „Caritas-Sekretär“ führte, während der „Caritas-Direktor“ diese Aufgabe nur nebenberuflich erfüllte, aber in alle grundsätzlichen Fragen einbezogen war.¹²⁸⁴ Caritassekretär Ernst Rafferzeder war die treibende Kraft im Aufbau der Diözesancaritas. Rafferzeder, geboren 1914 in Julbach, wurde 1938 zum Priester geweiht. Nach Tätigkeiten in verschiedenen Pfarren wirkte er von 1946 bis 1959 als Caritassekretär. Es heißt, er war ein guter Seelsorger, aber in seinem Führungsstil autoritär und engstirnig. Er arbeitete aktiv am Aufbau mehrerer neuer Einrichtungen und sozialer Dienste im Bereich der Kinder-, Jugend- und Familienfürsorge in der Caritas mit. Besonders hervorzuheben ist die Gründung der Dienstleistung „Familienhelferinnen“. Nach seinem Abgang als Caritassekretär wurde er Pfarrer in Ebensee und in St. Wolfgang (bis 1981).¹²⁸⁵ Auf Rafferzeder folgte der Religionslehrer und stellvertretende Caritasdirektor Josef Haltmayer, der von 1959 bis 1965 als Sekretär tätig war. Ihm folgten schließlich in dieser Reihenfolge Karl Gattermeyer, Heinz Höfler und Franz Rohrhofer. Slapnicka hob hervor, dass die Caritas stets auf eine sehr sparsame Verwaltung bedacht war und auch immer die Leistungen der Orden herausstellte.¹²⁸⁶

Auf Schließleder als Caritasdirektor folgte Hermann Pfeiffer, der hauptberuflich der Leiter der Diözesanfinanzkammer war. Er blieb bis 1982 Caritasdirektor. Hermann Pfeiffer war 42 Jahre alt, als er Caritasdirektor wurde, und blieb 33 Jahre in dieser Funktion. Pfeiffer war in Oberösterreich gut mit Politik und Medien vernetzt, seine Kontakte hat er für die Caritasarbeit gut genutzt. Slapnicka zufolge soll er ein „ungewöhnlich guter Prediger“ gewesen sein.¹²⁸⁷ In seiner Ära fand der erste Ausbau der Caritas statt. In der Diözese habe er keinen allzu guten Ruf gehabt. Ein langjähriger Caritasmitarbeiter und leitender Angestellter sagte über ihn: „Er wurde als Spendenacquirierer belächelt“¹²⁸⁸ und sei damit disqualifiziert geworden. Denn er wäre, seiner Meinung nach, sehr sorgend um Organisation und Ziele der Caritas gewesen. Über den Umgang mit Gewalt und Missbrauchsvorwürfen in der Ära Pfeiffer und kurze Zeit danach erinnerte er sich auch: „Pfeiffer sagte auch, wir dürfen der Kirche nicht schaden. Deshalb

1284 Slapnicka, Harry: Das Abenteuer des Helfens – Die Caritas in den Jahren 1945 bis 1982. In: Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 9. Jg. (1995/96), 183-196, hier 190.

1285 DAL, CDL-A/1, Sch. 347, Fasz. IX/II: St. Wolfgang ehrt seinen Pfarrherrn zu dessen 40jährigen Priesterjubiläum. In: Salzkammergut-Zeitung, 6 Juli 1978.

1286 Slapnicka, Das Abenteuer des Helfens, 196.

1287 Ebd. 191.

1288 Interview 2a Leitung, Abs. 125 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

darf das nicht in die Öffentlichkeit. Die größte Sünde war es in die Öffentlichkeit zu gehen. Zu uns, zur Leitung ist nichts gekommen. Wenn etwas gekommen ist, dann war es schon so abgeschwächt in der Kommunikationskraft. Dann gab man den Auftrag: Da müsst ihr nachgehen, damit war's. [...] die Kirche darf keinen Schaden erleiden.“¹²⁸⁹ Diesem Zitat kann zugestimmt werden, wenn es sich um kirchen- oder caritasinterne Personen im Zusammenhang mit Gewalt- und Missbrauchsverdacht handelt.

Als Hermann Pfeiffer als Caritasdirektor 1982 zurücktrat, entstand ein Vierergrremium als neue Leitungsstruktur. Franz Stauber war der erste weltliche Caritasdirektor. Ihm zur Seite wurde der Priester Ludwig Höllinger gestellt. Er wurde später von Walter Suk abgelöst. Die Caritasdirektoren bis Franz Stauber hielten an der Rechtskonstruktion fest, dass Orden die Caritasheime St. Isidor und St. Pius vertraglich führten. Ein ehemaliges Mitglied des Caritasdirektoriums erläuterte die Rechtskonstruktion dahinter: „Der Gestellungsvertrag war eine Art Managementvertrag. Die Caritas übertrug die Leitung und Führung der Einrichtungen dem Orden. Die Festschreibung und Umsetzung der Gestellungsverträge war früher etwas schlampig. Weil beide [Caritas und Orden] kirchliche Einrichtungen waren, man hat sich vertraut und zusammengearbeitet nach quasi ‚Mach mal bitte‘. Es gab Richtsätze, wie viel für die Arbeit der Schwestern zu bezahlen war. Die Schwestern [oder Patres] unterstanden weiterhin dem Orden. Die Caritas hatte eine ähnliche Rolle wie heute z.B. ein Aufsichtsrat. Dieser bestellt einen Vorstand, der die operative Arbeit macht. Der Aufsichtsrat gibt trotzdem die Strategie vor.“¹²⁹⁰ Die Caritas blieb rechtlich der Träger und auch das Einbeziehen der Caritasdirektion in die operative Führung der Einrichtungen wurde nicht ganz abgegeben. In der Zeit der Ordensführung der Einrichtungen scheinen Entscheidungskompetenz und Verantwortungsübergabe nicht klar geregelt gewesen zu sein. Der im Archiv der Caritas noch vorhandene Schriftverkehr zwischen dem Büro der Caritasleitung in Linz und den Einrichtungsleitungen von St. Isidor und St. Pius deutet darauf hin, dass die Caritas gut über Geschehnisse in den Einrichtungen informiert war und auch teilweise (vehement) intervenierte bzw. in die Leitungs- und Betreuungsarbeit aktiv eingriff.

1289 Interview 2c Leitung, Abs. 49-51.

1290 Interview 58 Leitung, Abs. 3.

ZIELSETZUNG UND METHODIK

Ziel des Forschungsprojektes ist es, auf Basis geschichts- und sozialwissenschaftlicher Forschung die Vergangenheit aufzuarbeiten und ein sichtbares Zeichen gegen das Vergessen zu setzen. In dem vorliegenden Bericht wird die Geschichte und das alltägliche Leben im Kinderdorf St. Isidor (Leonding) und im Institut St. Pius (Steege/Peuerbach) nachgezeichnet. Dazu wurden ZeitzeugInnen befragt, sowie durch das Aktenstudium die systemische Einbindung und Verantwortlichkeiten, Strukturen und Ressourcen im Zeitverlauf erhoben. Der Bericht dient dazu, eine der Wirklichkeit nahekommenden Einschätzung von Gewalt und Missbrauch in den Einrichtungen abzugeben. Der Untersuchungszeitraum der Studie über die Einrichtung Kinderdorf St. Isidor lag zwischen 1945 bis Ende der 1990 Jahre. Soweit es der Rahmen zuließ, wurde kurz die Vorgeschichte als auch noch die Zeit danach mitbehandelt. Für das Institut St. Pius wurde schwerpunktmäßig der Zeitraum seit der Eröffnung 1957 ebenfalls bis Ende der 1990er-Jahre betrachtet. Wie aktuell das Leben der Menschen in diesen Einrichtungen gestaltet ist, wird nur cursorisch mitbehandelt. Die Begrenzung des Untersuchungszeitraumes zur Gegenwart hin hat drei Gründe. Erstens ist die Novelle des Heimopferrentengesetzes selbst bis 1999 begrenzt, zweitens ist es für zeitgeschichtliche Forschung schwer, die unmittelbare Vergangenheit angemessen zu untersuchen. Vieles ist noch im Fluss, und drittens haben sich seit den 2000er-Jahren eine neue Sensibilität und Mechanismen herausgebildet, wie Gewalt, sexuellen Übergriffen und Missbrauch präventiv zu begegnen ist, bzw. wie damit umzugehen ist, wenn es Vorfälle gibt.

Bei der Darstellung der Entwicklung der Einrichtungen und des Heimalltages finden Konzepte und Methoden der Geschichts- und Sozialwissenschaft Anwendung. Mit Hilfe eines hermeneutischen Vorgehens werden die Erkenntnisse aus den schriftlichen Quellen und die subjektiven Wahrnehmungen und Erfahrungen der befragten Menschen in einem zirkulären Prozess rekonstruiert und gedeutet. Die systematische, inhaltsanalytische Auswertung verschiedener Quellen – insbesondere gefundenes Datenmaterial aus Archiven und fokussierte semi-strukturierte Interviews – ermöglicht die Darstellung des Lebens in den Caritaseinrichtungen und unterstützt die Aufarbeitung, welche Strukturen und Bedingungen für Gewalt und Missbrauch förderlich waren bzw. wie mit dem Aufkommen von Gewalt und Missbrauch umgegangen wurde. In der Untersuchung nehmen die Erinnerungen der von Gewalt Betroffenen einen besonderen Stellenwert ein. Die Interviews wurden transkribiert und mit Hilfe des Programms MAXQDA 2018.1 codiert und inhaltsanalytisch ausgewertet.

QUELLENLAGE UND ARCHIVARBEIT

Gerade die historischen Quellen weisen eine Vielzahl von Begriffen mit abwertender Nebenbedeutung auf, die auf der sprachlichen Ebene die Mechanismen gesellschaftlicher Abwertung, Diskriminierung und Segregation widerspiegeln. In den 1950er-Jahren, doch sicher auch noch in späteren Jahren, sprach man in Einrichtungen der Behindertenhilfe von „imbezillen Körperbehinderten“¹²⁹¹, „debilen Kinder“ oder „Stiefkindern der Natur“¹²⁹². Hier wurden alltagssprachliche Muster und Begriffe aus der Medizin aufgegriffen, teilweise unreflektiert, teilweise gezielt und mit klarer Absicht abwertend verwendet. Die Defizite der Betreuten und somit die Wichtigkeit der Arbeit in den Einrichtungen standen im Fokus. Demzufolge zeichnete die Caritas und das Kinderdorf das Bild von „verlassenen und defizitären Kindern“, reduzierten sie damit auf ihre „Minderwertigkeit und Andersartigkeit“.¹²⁹³ Sie präsentierten sich selbst als notwendige Einrichtung für Förderung und Rehabilitation um aus den behinderten Kindern „brauchbare Menschen zu machen“¹²⁹⁴. „Wir wollen allen diesen Kindern körperlich, geistig und seelisch zu einer bestmöglichen Lebensertüchtigung helfen können und wollen dazu kein Mittel unversucht lassen.“¹²⁹⁵ Die defizitorientierte Ausdrucksweise verbunden mit der eigenen Beurteilung als des zur Rettung berufenen Samariters findet sich in den Veröffentlichungen der Caritas immer wieder.

Personen, die bis 2001 im Kinderdorf arbeiteten, oder Heimkinder, die in den 1990er-Jahren im Kinderdorf waren, verwendeten in den Interviews den veralteten Begriff „Zögling“ für die Kinderdorfkinder und „Altzögling“ für ehemalige Kinderdorfkinder. Der Begriff „Zögling“ ist noch immer als umgangssprachliche Bezeichnung, gerade bei älteren Menschen, in Verwendung. Das Land Oberösterreich, Abteilung Soziales, bezeichnet Personen mit Beeinträchtigungen, die Leistungen des Oö. Chancengleichheitsgesetzes in Anspruch nehmen, seit 2008 als KundInnen. Die Caritas spricht, nach Vorgabe des Landes, auch von KundInnen. Die aktuelle Sprachregelung zeigt eine veränderte Wahrnehmung im Umgang mit den betreuten Kindern und Erwachsenen. In dieser Studie werden die neutraleren Begriffe Heimkind, HeimbewohnerIn und BewohnerIn verwendet.

1291 DAL (Diözesanarchiv Linz), CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Bericht von Georg Erber über die körperbehinderten Kinder, 19. Juni 1954.

1292 Rumler, Anton (1960): Die Allgemeine Landes-Sonderschule für sprachgestörte und schwerhörige Kinder im Kinderdorf St. Isidor, Oberösterreich. In: Sprachheilarbeit, Jg. 5, H 2, Berlin, 187-193.

1293 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Möglichkeiten und Grenzen der Hilfen an den behinderten Kindern im Kinderdorf St. Isidor (o. A.) 1973.

1294 DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Ein Lebensbild, Kinderdorfkalender 1981.

1295 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Bericht von Georg Erber über die körperbehinderten Kinder, 19. Juni 1954.

Für diese Arbeit eingesehen und ausgewertet werden konnten die Caritasakten im Diözesanarchiv sowie die archivierten Bestände in St. Isidor (die vor allem aus Kinderakten und der Hauschronik bestanden) und das Archiv in St. Pius (hier waren wenige Organisationsakten sowie die Hauschronik vorhanden). Es konnten viel mehr Akten zum Kinderdorf St. Isidor eingesehen und ausgewertet werden als zu St. Pius, deshalb ist diese Darstellung viel ausführlicher. Der Orden der Franziskanerinnen, der die Einrichtung in St. Pius führte, ließ keine Akteneinsicht in ihrem Archiv zu. Eingesehen werden konnte das Archiv der Caritas im Keller des Diözesanhauses, wo wenig für diese Studie Verwertbares gefunden werden konnte. Offengelegt wurden die Akten der Diözesanen Opferschutzkommission Linz, welche unter Einhaltung der Anonymität ausgewertet wurden. Die Archivrecherche wurde mit April 2019 abgeschlossen. Die Akten des Landes Oberösterreich im Oberösterreichischen Landesarchiv konnten wegen fehlender Datenfreigabe nicht mehr eingesehen werden.

INTERVIEWS MIT ZEITZEUGINNEN

Die Auswertung der Interviews mit ZeitzeugInnen diente dazu, alle Zeitphasen in Hinblick auf charakteristische Merkmale und herrschenden Zeitgeist abzudecken. In einem Zeitraum von 2011-2019 wurden 62 Personen zur Caritas und zum Leben in den Einrichtungen – teilweise auch mehrmals – in semistrukturierten Interviewsettings befragt. Die Befragungen wurden teils aufgezeichnet und transkribiert, teils sofort notiert und die Aufzeichnungen mit den InterviewpartnerInnen abgeglichen. 31 interviewte Personen arbeiteten in den Bereichen Caritasleitung, Einrichtungsleitung, Fachdienst oder Betreuung und/oder als Lehrkräfte an den Sonderschulen. 20 InterviewpartnerInnen waren als Kind und/oder als Jugendlicher in einem (einer auch in beiden) der untersuchten Einrichtungen untergebracht. sechs geistliche Schwestern, die in Heim und Schule eingesetzt waren, konnten für Gespräche gewonnen werden. Fünf InterviewpartnerInnen sind Caritas- und Einrichtungsextern, standen aber in einer persönlichen oder beruflichen Beziehung mit den untersuchten Organisationen. Bei der Suche und in der Auswahl der InterviewpartnerInnen wurde darauf geachtet, den Untersuchungszeitraum so gut wie möglich mehrfach abzudecken, als auch verschiedene Perspektiven auf Struktur, Organisation und Leben in der Einrichtung zu erhalten. Den InterviewpartnerInnen, insbesondere den (ehemaligen) Heimkindern und BewohnerInnen, wurde Anonymität zugesichert. Die für diese Studie verwendeten Interviews wurden durchgängig nummeriert, dann die Bezeichnung zur Stellung zur Einrichtung und, sofern möglich, der verwendete Absatz im Transkript und zur Orientierung der zeitliche Bezug hinzugefügt. Wenn InterviewpartnerInnen mehrmals Auskunft gaben, wurde der Nummer ein a, b oder c beigefügt.

Nur wenige von Gewalt betroffene Personen, die sich zuvor bei Opferschutzkommissionen meldeten, waren nach einem allgemeinen Aufruf für diese Studie nochmals bereit, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Um ein neutraleres Bild über das Leben in den Einrichtungen zu bekommen, wurden zusätzlich über verschiedene Kanäle ehemalige Heimkinder angesprochen und konnten für ein Interview gewonnen werden. Den Erinnerungen und Aussagen aus Sicht der (ehemaligen) HeimbewohnerInnen kommt hohe Bedeutung zu. In St. Pius war es schwierig, Interviewpartner aus dem Kreis der Heimkinder zu finden. An dieser Stelle sei allen InterviewpartnerInnen, die ihre Erinnerungen mit uns geteilt haben, großer Dank ausgesprochen. Als Kinder und Jugendliche konnten sie häufig mit niemandem über Gewalt- und Missbrauchserfahrungen sprechen. Wenn sie sich trauten, machten sie die Erfahrung, dass ihnen nicht geglaubt wurde.¹²⁹⁶

5.2. DAS KINDERDORF ST. ISIDOR

VOM KINDERHEIM ZUM KINDERDORF – INSTITUTIONELLE VORLÄUFER

Da die Betreuung von Waisen und Kindern mit Behinderungen von der öffentlichen Hand vernachlässigt wurde, gab es in der Geschichte immer wieder kirchliche Initiativen zur institutionellen Betreuung und Pflege. Von Mai 1903 bis September 1938 führte das Katholische Waisenhaus¹²⁹⁷ in Linz an dem Ort, an dem sich das Kinderdorf St. Isidor befindet, eine Waisenkolonie mit dem Ziel, wie es Bischof Doppelbauer bei der Eröffnung der Anstalt darlegte, „verwaiste und verwahrloste Kinder sittlich-religiös zu erziehen. Dieser Zweck soll erreicht werden durch Anleitung und Angewöhnung zu einem sittlich-religiösen Leben in strenger Ordnung und christlicher Zucht; ferner durch Anleitung und Gewährung zur Arbeit auf dem Felde und im Hause durch ländliche Einfachheit in Nahrung, Kleidung und Lebensweise“¹²⁹⁸. Die „Waisenkolonie Hart“ wurde dem heiligen Isidor, der von

1296 Interview 14a Heimkind, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1965-1973); Interview 46b BewohnerIn (zeitlicher Bezug: 1971-2000).

1297 1852 wurde das erste Waisenhaus im Dechantstöckl, Herrenstraße 31, in Linz vom Vinzenzverein von Paul eröffnet. Es folgt die Übersiedlung in der Herrenstraße 37, wo 1856 die Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul die Aufsicht über das Heim übernahmen. Ab 1875 befand sich das Waisenhaus in einem Neubau in der Seilerstätte 14 (Kreczi, Hanns: Linz, Stadt an der Donau (Linz 1951), (278). Organisatorisch wurde 1889 mit der Gründung der bischöfliche „Stiftung Katholisches Waisenhaus“ die Einrichtung mit 1890 aus dem Vinzenzverein ausgegliedert (ASTL, Haus der Barmherzigkeit, Sch. 168, Stiftbrief, Abschrift 16.02.1888).

1298 Ansprache von Bischof Doppelbauer bei der offiziellen Eröffnung am 24. Juli 1903. Ein Auszug aus der Anstaltschronik. Zit. nach Fuchs, Monographie, 6.

Mägden und Knechten verehrt wurde, geweiht.¹²⁹⁹ Es waren die „körperlich und geistig schwächsten“¹³⁰⁰ Buben und Mädchen des Waisenhauses, die in den zwei, später drei Bauernhäusern wohnten und in der angeschlossenen Landwirtschaft zur Arbeit eingesetzt wurden.¹³⁰¹ Die Waisenkolonie hatte den Auftrag landwirtschaftliche Hilfskräfte auszubilden.¹³⁰² Um 1910 waren in der Anstalt 65 Kinder (34 Buben und 31 Mädchen) untergebracht.¹³⁰³ Seit 1904 gab es eine Hilfsschule in der Waisenkolonie, die als Expositur der privaten Linzer Waisenhausschule geführt wurde. Sie erhielt 1918 das Öffentlichkeitsrecht.

In der Waisenkolonie arbeiteten Barmherzige Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul (Barmherzige Schwestern) aus dem Mutterhaus Wien-Gumpendorf, die auch im Waisenhaus in Linz tätig waren und einen großen Teil des Heim- und Schulpersonals stellten. Am 8. September 1938 kam aus Wien die Information, dass die Stiftungen des Katholischen Waisenhauses und der Waisenkolonie aufgelöst werden und das Vermögen in die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) eingegliedert wird. Die Heimkinder der Waisenkolonie, die nicht ihren Eltern oder Verwandten übergeben werden konnten, wurden in andere Einrichtungen transferiert. Am 21. September wurde die Waisenkolonie in Hart geschlossen.¹³⁰⁴ Das Vermögen wurde im März 1939 durch den „Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich-Stab-Stillhaltekommissar für Vereine, Verbände und Organisationen“ der NSV zugewiesen.¹³⁰⁵ Die Liegenschaften der Waisenkolonie wurden nun nicht mehr für soziale Zwecke verwendet, sondern die Häuser und die Gründe der Wohnungs-AG Linz der neuen Hermann-Göring-Werke übergeben. Das sog. Bauernschusterhaus nutzte der Generaldirektor der Hermann-Göring-Werke als Wohnhaus. Die Landwirtschaft musste für die Kantine der Hermann-Göring-Werke Lebensmittel liefern. Die restlichen Gebäude nützten Zwangsarbeiter, die für den Bau der nahegelegenen Flaksiedlung eingesetzt wurden, zeitweise auch Flaksoldaten.¹³⁰⁶ Nach dem Krieg machte die Diözese Linz die Rückstellungsansprüche auf das Areal geltend.

1299 Fuchs, Monographie, 7.

1300 Ebd., 10.

1301 Vgl. Assmann, Gertraud: St. Isidor: eine Spurensuche nach dem gesellschaftlichen Umgang mit Kindern mit Beeinträchtigungen. Begleitbroschüre zur Ausstellung (2011) 27-30, hier 28. Siehe Ausstellung „Spurensuche St. Isidor“, 26. März bis 10. Juli 2011, Turm 9 – Stadtmuseum Leonding.

1302 Fuchs, Monographie, 4.

1303 Ebd., 13.

1304 Ebd., 19f.; DAL, Pers-A/5, Caritas-Schreiben an das Schulamt der Diözese Linz, vom 17. August 1977.

1305 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Übergabevertrag, 12. November 1954.

1306 Fuchs, Monographie, 20.

Dem wurde durch das Landesgericht im April 1954 zugestimmt. Das zurückgestellte Stiftungsvermögen, das nur aus den Liegenschaften bestand, übergab die Diözese der Caritasstiftung.¹³⁰⁷

Organisatorisch direkter verbunden ist das Kinderdorf St. Isidor mit dem 1911 vom Verein Seraphisches Liebeswerk gegründeten „Krüppelheim“ in Stadl-Paura. Der Verein Seraphisches Liebeswerk für Österreich in Linz, der sich in der Kinder- und Jugendfürsorge¹³⁰⁸ betätigte, wurde 1903 von Bischof Gföllner gegründet und war Teil der Diözese Linz.¹³⁰⁹ Das „Krüppelheim“ mit rund 60 Mädchen und Buben im Pflichtschulalter¹³¹⁰ führten Schwestern vom heiligen Karl Borromäus (Borromäerinnen). Die Kinder besuchten entweder die spezialisierte Hilfsschule oder die „Schule für die normalen Anstaltskinder“¹³¹¹. Nach der Schließung der Waisenkolonie im September 1939 kamen noch einige Kinder vorübergehend nach Stadl-Paura.¹³¹² Die NSV löste in der Folge auch die Fürsorgeanstalten des Vereins Seraphisches Liebeswerk auf und übernahm deren Vermögen. Das „Krüppelheim“ in Stadl-Paura wurde 1940 in ein „Gaukinderheim“ umgewandelt. Im September 1940 wurden die Kinder aus Stadl Paura abgeholt und nach Linz gebracht.¹³¹³ Das NS-Kinderheim wurde in Räumlichkeiten der Pflege- und Heilanstalt Niederhart untergebracht. Nach 1945 arbeitete der wiedergegründete Verein Seraphisches Liebeswerk in Oberösterreich eng mit dem Caritasverband zusammen und übergab diesem seinen gesamten Besitz. 1987 wurde der schon seit Jahren inaktive Verein Seraphisches Liebeswerk in Oberösterreich aufgelöst.¹³¹⁴

1307 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Übergabevertrag, 12. November 1954; DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Caritas-Schreiben an das Schulamt der Diözese Linz, vom 17. August 1977; DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Schreiben von Hermann Pfeiffer, 17. August 1977.

1308 U.a. betrieb der Verein das damals schon umstrittene Heim in Schloss Gleink bei Steyr Heim für ca. 150 „schulpflichtige religiös und sittlich gefährdete“ Kinder, Waisen oder Halbwaisen mit besonderer Berücksichtigung der Kinder von Kriegsinvaliden. (DAL, CDL SL, Sch. 1, Fasz. 2: Bericht über die Einrichtungen des Seraphischen Liebeswerkes z.Z. der Auflösung 1938 (o.A, o.J)).

1309 DAL, CDL SL, Sch. 1, Fasz. 1a: Satzung des Vereins Seraphisches Liebeswerk für Österreich, 1903.

1310 DAL, CDL SL, Sch. 1, Fasz. 2: Bericht über die Einrichtungen des Seraphischen Liebeswerkes z.Z. der Auflösung 1938 (o.A, o.J).

1311 DAL, CDL SL, Sch. 9, Fasz. 5e: Schreiben an die Provinzvorstehung der Schwestern v. Hl. Karl Borromäus (8. Juli 1922).

1312 Kauer, J.A.: Aus den Anfängen der Hausgeschichte der Waisenhauskolonie Hart bei Leonding. In: Leondinger Gemeindebrief, Jg. 13 (Dezember 1983), 11-15.

1313 Rachbauer, Markus: Die Welser Opfer der NS-„Euthanasie“-Verbrechen. In: Stadt Wels (Hg.): Nationalsozialismus in Wels, Band 2 (Wels 2012), 191.

1314 DAL, CA/SL, Sch. 1, Fasz. 2c, Vereinsauflösung mit 31.12.1987, Schreiben des Bischof Aichern, 26. Jänner 1988.

EXKURS: DIFFERENZIERTE FÜRSORGE IM NS-STAAT

Eugenische Ideen und Vermeidungsstrategien von sogenannten „erbbiologisch“ und/oder „sozial minderwertigen“ Menschen wurden bereits vor der Machtübernahme der Nazis in vielen Ländern vor allem im akademischen Bereich diskutiert. Erst in Hitlers Drittem Reich aber sollten die utopischen Ideen von Zwangssterilisation und systematisch geplanter Ermordung von „lebensunwertem Leben“ grausame Wirklichkeit werden. Nach dem „Anschluss“ Österreichs passten sich die Fürsorgerinnen und die Hilfsschullehrkräfte relativ schnell den neuen Verhältnissen an. Fürsorge und Hilfsschulen wurden in die Umsetzung der eugenischen Maßnahmen miteinbezogen, unterstützten erbhygienische Maßnahmen, aber auch die Eingliederung der als „erbbiologisch gesund“, „brauchbar“ und „bildungsfähig“ eingestuften behinderten Kinder in die Volksgemeinschaft.¹³¹⁵ Von drei ehemaligen „Krüppelheim“-Buben konnte anhand ihres Totenscheines belegt werden, dass sie in Niedernhart gestorben sind.¹³¹⁶ Ob sie der „wilden NS-Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt zum Opfer gefallen sind, kann nicht ausgeschlossen werden.

Diese differenzierte „Fürsorge“ unterstützte einerseits Kinder mit Behinderungen, die als „erbgesund“ und als bildungs- und arbeitsfähig galten. Dazu führten die NS-Fürsorgebestimmungen in Österreich auf gesetzlicher Ebene die Pflicht zur Förderung der Erwerbsfähigkeit bei bildungs- und arbeitsfähigen Schulkindern mit Beeinträchtigungen, vor allem bei Blinden, „Taubstummen“ und „Krüppeln“, ein. Es gab sogar spezielle Hitlerjugendgruppen wie den Bann K (Körperbehinderte), Bann B (Blinde) oder Bann G (Gehörgeschädigte). Andererseits vernachlässigte die NS-Fürsorge Menschen mit intellektuellen, psychischen oder mehrfachen Beeinträchtigungen – unter ihnen konnten auch blinde, gehörlose oder körperlich beeinträchtigte Menschen sein – und bezeichnete sie als „lebensunwertes Leben“, „Minderwertige“ oder „Erbkranke“. Die Zuteilung zu einer Gruppe konnte, trotz aller Planung, auch willkürlich sein und wechseln. Der Nazi-Ideologie folgend wurden sie als „Ballastexistenzen“ eingestuft, die keinen Anspruch auf besondere Fürsorge hätten. Die „Unbrauchbaren“ überließ man schlecht versorgt weiterhin konfessionellen Vereinigungen, während man die Sonderanstalten für die bildungsfähigen behinderten Kinder in die NSV eingliederte und dem Gaujugendamt unterstellte.¹³¹⁷

¹³¹⁵ Biewer, Grundlagen der Heilpädagogik 24-28; Berger, Ernst (Hg.): Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung (Wien 2007).

¹³¹⁶ Rachbauer, Markus: Die Welsler Opfer der NS-„Euthanasie“-Verbrechen. In: Stadt Wels (Hg.): Nationalsozialismus in Wels, Band 2 (Wels 2012) 191-192. Herzlichen Dank an Markus Rachbauer für diesen Hinweis.

¹³¹⁷ Jandrisits, Vera: Zur Struktur des Fürsorgewesens im NS-Wien. In: Ernst Berger (Hg.): Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung (Wien 2007) 139-158; Hoffman, Barbara: Zwischen Integration, Kooperation und Vernichtung. Blinde Menschen in der Ostmark 1938-1945 (Wien 2012).

Der Gaufürsorgeverband Oberdonau wurde für die Schulaufsicht der Gaukinderheimschule zuständig und das Gaujugendamt bzw. Gaufürsorgeamt für die Heimaufsicht. Dennoch, die nationalsozialistische Eingliederung der Fürsorge in der „Ostmark“ und die Verdrängung des konfessionellen Personals funktionierte weder schnell, noch umfassend. Noch bis August 1941 verblieb die Leitung der Schule bei Schwester Augustina Siegler, drei weitere Schwestern arbeiteten weiter in Schule und Heim. Als Betreuerinnen der rund 60 Schulkinder war unter anderem Schwester Barbara Steingaßner tätig, die später im Kinderdorf St. Isidor als Lehrerin arbeitete.¹³¹⁸ Im August 1941 übernahm der Sonderschullehrer Johann Tauschek¹³¹⁹ als kommissarischer Leiter die Schule. Vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich dürfte Johann Tauschek den Christlichsozialen nahe gewesen sein. Er erlangte wahrscheinlich im Zuge der Säuberung des Schuldienstes von sozialdemokratisch gesinntem Lehrpersonal nach dem Februar 1934 die Direktorenstelle der Linzer Hilfsschule in der Altstadt und übersiedelte von Braunau nach Linz. Tauschek wurde im Jänner 1942 Direktor der Gauhilfsschule in Niedernhart, die viel Werkunterricht anbot, einen Schulgarten und eine Kleintierzucht (u.a. Lehr-Bienenstöcke, Seidenspinnerzucht).¹³²⁰ Zwischenzeitlich wurden bis zu 130 Schulkinder unterrichtet. Die gesichteten Unterlagen gaben über den Heimbetrieb wenig Auskunft. Alle neuen Kinder mussten vorab als „bildungsfähig“ beurteilt werden. Dies wurde durch ärztliche und psychologische Untersuchungen, durchgeführt von Direktor und Schularzt, geprüft, die Ergebnisse in einem Schülerbogen festgehalten.¹³²¹ Die zentral gesteuerte und bürokratisch organisierte Begutachtung führte das NS-Regime in das oberösterreichische Schulwesen ein. Als „bildungsunfähig“ beurteilte Kinder durften keine Schule besuchen, es bestand für sie höchste Gefahr im Rahmen der NS-Euthanasie ermordet zu werden.

Ab Oktober 1942 wurden das Gaukinderheim und die Schule aufgeteilt und mehrmals verlegt. Der Grund war Platzmangel in Niedernhart, die Räume wurden für ein Lazarett gebraucht. Die Mädchen kamen vorerst in den Friedenshort nach Gallneukirchen (von Oktober 1942 bis März 1943), ein Haus des Evangelischen Vereins für innere Mission (heute Diakoniewerk). Anfang 1943 übersiedelten die Buben ebenfalls

¹³¹⁸ Fuchs, Monographie, 29-31.

¹³¹⁹ 1892-1960; Lehrerausbildung. Fliegeroffizier der Reserve beider Weltkriege. Er litt Kriegsverletzung im 1. WK. Volksschullehrer an mehreren Schulen im Innviertel. Gründete 1927 die Hilfsschule in Braunau. Ab 1934 Hilfsschullehrer in Linz (Altstadtschule). Ab 1941 kommissarischer Leiter der Hilfsschule in Niedernhart. Später Direktor der Landessonderschule im Kinderdorf St. Isidor und Oö. Fachreferent für das Sonderschulwesen (Fuchs, Monographie, 23-27).

¹³²⁰ Fuchs, Monographie, 29-31.

¹³²¹ Ebd., 23, 33.

nach Gallneukirchen. Die Mädchen mussten für ein paar Monate in das Martinstift, ebenfalls ein Gebäude des Evangelischen Vereins für innere Mission in Gallneukirchen, dann weiter nach Baumgartenberg, wo sie bis Anfang 1945 blieben. Direktor Tauschek, der in Linz wohnen blieb, unterrichtete fünf Tage in Gallneukirchen und einen Tag in Baumgartenberg. Das Gaukinderheim musste in den letzten Kriegsmonaten (im Jänner und Februar 1945) mit knapp über 80 Schulkindern zur Tarnung das Schloss Hartheim (die ehemalige NS-Tötungsanstalt, wo bis 1944 Menschen ermordet wurden) beziehen. Hier erlebten sie das Ende des Krieges, blieben aber noch bis Dezember 1945.¹³²² In Schloss Hartheim wurde Schuldirektor Tauschek auch die Leitung des Heimes übertragen.¹³²³ Schon Anfang Juni 1945 war klar, dass Schloss Hartheim kein dauerhafter Platz sein konnte. Nicht wegen des Massenmordes der Nazis an als „lebensunwert“ eingestuften Menschen mit Behinderungen, psychisch Kranken oder KZ-Häftlingen – die Geschehnisse im Schloss wurden im Briefverkehr Tauscheks mit keinem Wort erwähnt – sondern weil er glaubte, dass Schloss würde bald wieder – wie vor 1940 – eine „Schwachsinnigenanstalt“ beherbergen. Tauschek fragte bei der Diözese Linz an, ob das Kinderheim auf das Gelände der ehemaligen Waisenhauskolonie in Hart übersiedeln könnte.¹³²⁴ Als Ende 1945 die Amerikaner Schloss Hartheim räumen ließen, übersiedelte es mit über 70 Kindern in die völlig ausgeplünderten Bauernhöfe der ehemaligen Waisenhauskolonie.

ENTSTEHUNG DES KINDERDORFES ST. ISIDOR

Nach der Übersiedelung im Dezember 1945 wurde das Gaukinderheim in Caritas-Kinderheim St. Isidor-Hart umbenannt. 1946 wurde es als kirchliche Einrichtung offiziell (wieder-)eröffnet. In der ersten Nachkriegszeit waren Kinderheim und Schule notdürftig ausgestattet. Von der als relativ gut beschriebenen Ausstattung der Waisenkolonie war nichts mehr vorhanden. Die Gebäude und das ganze Areal waren durch die kriegsbedingte Zerstörung in äußerst schlechtem Zustand. Die Versorgungslage im Kinderheim verschärfte sich, als bei der Übersiedlung von Hartheim nach Hart ein Wagen – schon bepackt mit Schuhen, Kleidung und Bettzeug – abbrannte. Als Brandursache wurde versuchte Plünderung vermutet. Die Versorgungslage im Heim war sehr schlecht, das Amerikanische Rote Kreuz gewährte in dieser Notlage Lebensmittel- und Bekleidungszuschüsse.¹³²⁵

¹³²² Fuchs, Monographie, 36-38, 42-52.

¹³²³ DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben Georg Erbers an die Caritasleitung zwecks Auszeichnung Johann Tauschek, 22. November 1954.

¹³²⁴ DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Schreiben Johann Tauscheks an den Caritas-Verband der Diözese Linz, 7. Juni 1945.

¹³²⁵ Fuchs, Monographie, 44-48.

Die Kinder im Caritas-Kinderheim setzten sich aus beeinträchtigten und nicht beeinträchtigten, verlassenen und verwaisten Kindern zusammen. Die Führung des Kinderheimes wurde von der Caritas den Barmherzigen Schwestern vom Mutterhaus Wien-Gumpendorf übertragen. Die Schwestern sollten in der Erziehung und im Heimhaushalt freie Hand haben. Über den Leistungsumfang und die Bezahlung unterzeichnete die Caritasleitung einen Werkvertrag mit der Generaloberin. Die Caritas zahlte pro bereitgestellter Schwester eine bestimmte Summe und der Ordensleitung in Wien habe es freigestanden, welche Schwester zur Arbeit gesandt wurde.¹³²⁶

Johann Tauschek blieb Schuldirektor, das Heim übernahm Schwester Magdalena Schoßthaller. Im Jänner 1946 versorgten neun Schwestern und zwölf weltliche Mitarbeiterinnen 75 Kinder.¹³²⁷ Die geistliche Leitung und die Seelsorge im Kinderheim wurde ab 1. Jänner 1946 dem vertriebenen Budweiser Domkapitular Msgr. Josef Neubauer (1887-1962) übergeben, dem man – wahrscheinlich um einen immer stärker werdenden Konflikt zwischen ihm und den Schwestern zu beruhigen – im Juli 1947 eine Stelle als Kooperator in der Pfarre Linz-Pöstlingberg anbot, worauf er die Einrichtung verließ.¹³²⁸

Das Caritas-Kinderheim gab es nun schon seit fast zwei Jahren, als Bischof Fließner Ende Juli 1947 den jungen, schwer kriegsversehrten Hilfspriester Georg Erber (1920-1997) nach St. Isidor-Hart entsandte. Er sollte die Seelsorge der AnstaltsbewohnerInnen übernehmen und den Kindern Religionsunterricht in der Anstaltschule erteilen. Bereits vor seinem Einsatz im Caritas-Kinderheim hatte Erber im Juli 1947 während einer Erholungsreise die Kinderdorfidee durch die „Vereinigung Kinderdorf Pestalozzi“ kennengelernt. Das von ihm besichtigte Heim für Kriegskinder und Kriegswaisen in Trogen (Appenzell Ausserrhoden, nahe St. Gallen, Schweiz) wurde von Walter Robert Corti¹³²⁹ im Jahr 1944 im Hügelgelände oberhalb von Trogen geschaffen. Corti's Idee war ein internationales Kinderdorf, das Kinderfreundschaften und Frieden zwischen den Nationalitäten hinweg fördern sollte. Corti wurde von Gleichgesinnten und mit Spenden aus der Schweizer Bevölkerung unterstützt. Die Grundsteinlegung fand schließlich im April 1946 statt.

1326 DAL, CDL-A/I, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Werkvertrag, 1. Jänner 1946.

1327 DAL, CDL-A/I, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Schreiben Josef Neubauer an Bischof Josef Fließner, 31. Dezember 1946.

1328 DAL, CDL-A/I, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Diverse Schreiben zwischen 1946 und 1947.

1329 1910-1990; Schweizer Philosoph und Publizist.

Das Kinderdorf wird heute von der „Stiftung Kinderdorf Pestalozzi“ geführt.¹³³⁰ Der Schweizer Pädagoge und Erzieher Johann Heinrich Pestalozzi diente als Namensgeber, da er einerseits den „Wohnstubengedanken“ als pädagogisches Konzept einführte und andererseits, weil das Gründungsjahr des Kinderdorfes in das 200. Geburtsjahr des Reformpädagogen fiel.¹³³¹ Die Schweizer Einrichtung Cortis trug dazu bei, die Kleingruppenbetreuung in familienähnlichem Setting in eigenen Räumen nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa bekannt zu machen.¹³³²

Georg Erber gelang gleich nach seinem Ankommen im August 1947 in Hart das Vorhaben, ein herkömmliches Kinderheim zu führen, zu ändern und stattdessen die Schwestern zu überzeugen, in Anlehnung an die Schweizer Einrichtung ein Kinderdorf zu errichten. Im Gegensatz zu anderen Kinderdörfern versuchte er von Beginn an, mit Frauen anstelle von Elternpaaren die Betreuung abzudecken. Seine Idee war es, weltliche, jedoch katholisch gesinnte, alleinstehende Frauen und Ordensfrauen sollen zu zweit oder zu dritt die Kinder in abgetrennten Räumlichkeiten in einem familienähnlichen Setting betreuen.

Als Erber 1947 ankam, waren die Räumlichkeiten desolat und sehr beengt. Er begann schon kurz nach seiner Ankunft Renovierungs- und Umbauarbeiten in Auftrag zu geben. Um die Idee der Gruppenbetreuung zu verwirklichen, entschloss sich Erber, die vorhandenen Wohngebäude zu eigenständigen Wohneinheiten umzubauen. Unter Gruppenbetreuung wurde zu dieser Zeit Betreuung in Abteilungen mit ca. 20-25 Kindern gleichen Geschlechts und in ähnlichem Alter verstanden. Nachdem 1951 die Caritas Georg Erber die Leitung des Kinderdorfes übertragen hatte, nahm seine Schaffenskraft zu, was sich an den vielen baulichen und institutionellen Erweiterungen zeigte. Schon Jahr 1954 umfasste das „Kinderdorf für behinderte Kinder St. Isidor“, so nun der offizielle Name, eine Kirche, das Heim, die Landessonderschule, die Landwirtschaft und Gärtnerei sowie Werkstätten.¹³³³ Georg Erber wollte als Anstaltsleiter den „Vater“ darstellen und die Frauen wurden je nach Funktion „Mutter“ oder „Tante“ genannt. Es wurde üblich, Erber mit „Vater Direktor“ anzusprechen.

1330 https://www.winterthur-glossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce_id=126&ce_name=Person (aufgerufen am 13. Juni 2018).

1331 Stiftung Kinderdorf Pestalozzi, URL: <https://www.pestalozzi.ch/de/wer-wir-sind> (aufgerufen am 13. Juni 2018).

1332 Walter, Josef (1960): Idee und Entwicklung der Kinderdörfer. In: Unsere Kinder. Fachzeitschrift für Kindergärten, Horte und Heime 4/1960, 10-14.

1333 DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, vorläufige Dienstanweisung für den Direktor des Caritas-Kinderdorfes für behinderte Kinder St. Isidor Leonding, 25. Juni 1954.

FINANZIELLE SITUATION

Die Einrichtung war Vertragsanstalt des Landes Oberösterreich. Die Fürsorgeabteilung des Landes Oberösterreich (heute Sozialabteilung) zahlte für die Unterbringung jedes Kindes einen Verpflegskostensatz. Das Land verpflichtete sich schon 1946, neben der Übernahme der Verpflegskosten bei Anschaffungen Vorschüsse zu geben sowie Überstellungen (Transportkosten) und Heilbehelfe, Therapie- und sonstige Krankenleistungen zu übernehmen.¹³³⁴ Die öffentliche Hand versuchte im Regress, sich einen Teil der Kosten von den Unterhaltspflichtigen wieder zu holen. Der Elternbeitrag war anfänglich in der Höhe dem verfügbaren Einkommen angepasst, stellte aber für viele Familien eine Belastung dar.¹³³⁵

Die Eltern waren für die Bereitstellung von Wäsche und Kleidung verantwortlich. Wenn sie dieser Aufgabe nicht nachkamen oder nachkommen konnten, hatte das Kinderdorf auch für Wäsche und Kleidung zu sorgen und konnte diese Ausgaben dem Land teilweise in Rechnung stellen. Die Vergütung der Verpflegskosten richtete sich nach der Zahl der im Kinderdorf verbrachten Tage. Nur wenn das Kind in den Ferien bei den Eltern war, entfielen die Verpflegskosten. Die Eltern hatten, sofern ihnen möglich, einen Beitrag zu leisten. Die Differenz zwischen vereinbarten Verpflegskostensatz und dem Elternbeitrag der Unterhaltspflichtigen trug je zur Hälfte das Land und die Bezirksverwaltungsbehörde.¹³³⁶

Gleich nach Kriegsende war die Versorgungslage im Kinderheim schwierig und wurde durch amerikanische Hilfeleistungen unterstützt. Verschärfend wirkte, dass die Landesfürsorge den Verpflegskostensatz von ÖS 2,50 (Ende 1945) auf ÖS 2,30 (Februar 1946) kürzte. Mit diesem Betrag konnte die Versorgung nicht gewährleistet werden, beschwerte sich der damalige Kinderheimleiter Neubauer bei der Caritasleitung.¹³³⁷ In den Folgejahren stieg der Verpflegskostensatz in kleinen Schritten von ÖS 2,30 im Februar 1946 auf ÖS 11,- im August 1950 an. Im November 1950 schrieb die Oberin Schwester Magdalena Schoßthaller an das Landesfürsorgeamt, dass die Lebensmittelpreise wegen des vierten Lohn- und Preisabkommens um 50% gestiegen sind und deshalb auch der Verpflegssatz auf 12,60 erhöht werden müsse. Sie erläuterte, es werde zwar ein großer Teil des Lebensmittelbedarfes günstiger durch die eigene Landwirtschaft gedeckt, dennoch fielen Kosten dafür

1334 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Vertrag zwischen Caritas und Landesfürsorgeverband, 9. Februar 1946.

1335 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Aktnotiz, 1. Dezember 1947.

1336 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Auszugsweise Abschrift des Berichts über die Prüfung der Buchhaltung und der Jahresabschlüsse des Kinderdorfes St. Isidor für die Jahre 1970, 1971 und 1972, 26. Februar 1974.

1337 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben von Anstaltsleiter Josef Neubauer an Caritasdirektor Hermann Pfeiffer, 5. März 1946.

an. Die Oberin führt darüber hinaus an, das Kinderdorf gehöre zu den lohnintensiven Betrieben und habe erhebliche Mehrkosten durch die Steigerungen der Lohnnebenkosten. Das Kinderdorf könne nur deshalb so günstig geführt werden, weil die Personalkosten der Schwestern weit unter jenen lägen, wie sie für weltliches Personal mit dieser Aufgabenstellung bezahlt werden müssten. Viele der eingewiesenen Kinder kämen außerdem ohne oder mit defekter Kleidung und Schuhen, auch hier müsse das Heim notgedrungen dafür aufkommen.¹³³⁸

Die Höhe des Verpflegssatzes wurde zwischen der Kinderdorfleitung und dem Land verhandelt. Der genehmigte Kostenersatz konnte auch niedriger als die tatsächlichen Ausgaben des Kinderdorfes pro Kind sein. Das Land habe, so eine ehemalige Caritasmitarbeiterin, in der Vergangenheit immer weniger gezahlt, als vom Kinderdorf für die Deckung der Unterbringungskosten gefordert wurde.¹³³⁹ Von Beginn an bat das Kinderdorf die Bevölkerung um Spenden. Die Strategie der Caritas und insbesondere der Kinderdorfleitung war es, kostengünstig zu wirtschaften, den Verpflegskostensatz niedrig und damit den Elternbeitrag, der daran gekoppelt war, leistbar zu halten. Das Sparziel wurde mit zentral organisierten Spendensammelaktionen, der stetigen Erhöhung der Kapazitäten in Heim und Schule sowie durch das im Vergleich langsamere Ansteigen von Personal- und sonstigen Ausgaben verfolgt.¹³⁴⁰ Die Akten belegen Bemühungen der Caritas, eine Erhöhung des Verpflegssatzes im Jahr 1952 zu erwirken. Das Kinderdorf suchte beim Land Oberösterreich um Erhöhung von ÖS 18,- auf ÖS 22,- pro Kind und Tag an. Das Ansuchen wurde „mit Entrüstung“ seitens der Landesamtsleiter abgelehnt.¹³⁴¹ Der Jahresabschluss für das Jahr 1951 ergab, dass vor allem wegen erhöhtem Personalbedarf der Verpflegssatz bei den laufenden Ausgaben nicht mehr kostendeckend war. Den Vorwurf des Landes, dass Gelder aus den Verpflegskosten-Einnahmen für den Ausbau verwendet werden würden, wies die Caritas vehement zurück.¹³⁴²

Das Kinderdorf benötigte ab Mitte der 1950er-Jahre für den Ausbau der Kapazitäten in Heim und Schule finanzielle Mittel. In der ersten Ausbauphase waren die Landessubventionen noch äußerst gering. Das Land OÖ. zahlte gerade mal drei Millionen Schilling an Subventionen, obwohl die Caritas bis 1963 bereits 23 Milli-

1338 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben von Sr. Magdalena Schoßthaller an die Abt. Fürsorge Amtsrat Zemlicka, 22. November 1950.

1339 Interview 10a AngestellteR, Abs. 11-12 (zeitlicher Bezug: 1970-ca. 2003).

1340 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Bericht über die Prüfung der Verwaltungsgeschäfte im Caritas-Kinderheim St. Isidor in Hart am 7. März 1952.

1341 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Aktenvermerk, 14. Juni 1952.

1342 Ebd. Schreiben an das Landesfürsorgeamt von Herrn Gattermeyer, Caritas-Verwaltungsdirektor, 5. Mai 1952.

onen Schilling für den Aufbau des Kinderdorfes ausgegeben hatte.¹³⁴³ In der Folge entstand ein jahrelanger Konflikt hinsichtlich der Finanzen mit dem Land. Der Kinderdorfleiter Georg Erber verweigerte im Oktober 1966 dem Rechnungsprüfer vehement die Bucheinsicht. Es ging dabei im Wesentlichen um die Finanzen allgemein und um die Finanzierung des Sonderschul-Neubaus.¹³⁴⁴ Die gesichteten Akten gaben keine Auskunft wie man sich einigte.

Mit dem Ausbau des Kinderdorfes ab Mitte der 1960er-Jahre wurden die Betreuungseinheiten, die bis dahin noch bis zu 25 Kinder umfassen konnten, langsam, aber stetig verkleinert. Die finanziellen Mittel für den Ausbau des Kinderdorfes, so ein Prüfbericht Anfang der 1970er-Jahre, kamen von Subventionen, öffentlicher und privater Unterstützung sowie sonstigen Zuwendungen.¹³⁴⁵ Ein Teil der Baukosten für die Familienwohnhäuser konnte mit Spenden abgedeckt werden. Eigenen Angaben zufolge wurde das Kinderdorf zu 75% durch Spenden aufgebaut.¹³⁴⁶

Erber war, so ist einer Buchhaltungsprüfung zu entnehmen, dem Caritasdirektor unterstellt und verantwortlich. Bei Rechtsgeschäften über das Kinderdorfvermögen war die Zustimmung und Zeichnung des Caritasdirektors als gesetzlichem Vertreter erforderlich. Der Kinderdorfdirektor hatte dem Caritasdirektor einmal im Jahr einen Jahresbericht vorzulegen.¹³⁴⁷ In einem Buchhaltungsprüfbericht Anfang der 1970er-Jahre hielt der Prüfer fest, das Kinderdorf sei zwar wirtschaftlich gesund, die Einnahmen überstiegen aber die Ausgaben. Die höheren Einnahmen kamen jedoch von den Subventionen, die schwankend waren, und durch eine Erhöhung des Verpflegssatzes in den geprüften Jahren. Einschränkend wurde festgestellt, dass der Kostenersatz des Landes im Prüfungszeitraum nicht in dem Ausmaß gestiegen war wie die tatsächlichen Kosten. Der Abgang wurde von der Kinderdorfleitung mit Einnahmen aus den Spenden ausgeglichen.¹³⁴⁸ Konkret bemängelte der Buchhaltungsprüfer, dass das Kinderdorf mit dem extrem niedrigen Verpflegssatz die tatsächlichen Kosten für das Kinderheim nur zu 85,5% decken

1343 DAL, CDL-A/I, Sch. 315, Fasz. IX/1: Leitgedanken zur Errichtung eines Instituts zur Pflege nichtschulbildungsfähiger Kinder, 1963.

1344 DAL, CDL-A/I, Sch. 315, Fasz. IX/1: Aktennotiz, II. Oktober 1966.

1345 DAL, CDL-A/I, Sch. 314, Fasz. IX/1: Bericht über die Prüfung der Buchhaltung des Caritas-Kinderdorf St. Isidor für die Jahre 1970, 1971 und 1972, 1974.

1346 DAL, CDL-A/I, Sch. 315, Fasz. IX/1: Möglichkeiten und Grenzen der Hilfen an den behinderten Kindern im Kinderdorf St. Isidor (o. A.), 1973.

1347 DAL, CDL-A/I, Sch. 314, Fasz. IX/1: Bericht über die Prüfung der Buchhaltung des Caritas-Kinderdorf St. Isidor für die Jahre 1970, 1971 und 1972, 1974.

1348 Ebd.

konnte. Der Rechnungsprüfer schlug eine wesentliche Erhöhung (von ÖS 78,- auf ÖS 93,-) vor. Für 1970 bis 1972 ist auch ein Dokument über die Analyse der Rechnungsprüfung vorhanden. Der Verfasser der Berichtsanalyse, vermutlich eine Führungskraft in der Caritas, deutete das Ergebnis, dass der niedrige ausgehandelte Kostenersatz eine „bewusste ‚Politik‘ des Herrn Direktors [sei]. Hierdurch ist einerseits sichergestellt, dass die Betten im Kinderdorf immer voll belegt sind und die in Frage kommenden oberösterreichischen Kinder in keine andere Einrichtung außerhalb Oberösterreichs seitens des Amtes der Oö. Landesregierung eingewiesen wurden, andererseits erhielt das Kinderdorf von der Landesregierung wesentlich leichter entsprechende Subventionen für Bauten, Instandhaltungen und Anschaffungen als einen höheren Verpflegungssatz.“¹³⁴⁹

Der Prüfbericht für 1970 bis 1972 hielt fest, dass die Diensthöhe wie die nähere Festsetzung der Beschäftigungsverhältnisse, Entlohnung, Dienstzuteilung, vom Kinderdorfdirektor ausgeübt wurde. Die weltlichen Kinderdorfmütter als größte Beschäftigungsgruppe waren Angestellte, die in Anlehnung an das Entlohnungsschema ähnlicher Berufsgruppen beim Land entlohnt wurden¹³⁵⁰, sie hatten aber viel mehr Arbeitsstunden zu bewältigen. Unter der Ära Erber hatten die Kinderdorfmütter kein Geld für Kinder und Haushalt zur Verfügung, nicht wenige verwendeten ihr Gehalt für die Ausstattung der Kinder und ihre Wohnung.¹³⁵¹ Die geistlichen Kinderdorfmütter waren über Werkverträge zwischen Caritasleitung und Generaloberin im Kinderdorf beschäftigt. Der Orden versorgte die Schwestern mit Kleidung und Taschengeld und im Falle von Krankheit.¹³⁵²

Georg Erber betrieb eine eigenwillige Lohnpolitik: er erhöhte das von der Buchhaltung errechnete Gehalt jedes Mitarbeiters persönlich. Die von Erber bewilligte Erhöhung konnte bis zu ÖS 900,- im Monat betragen. Auf welcher Grundlage Erber das Ausmaß der Erhöhung festgesetzt hat, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Er erhöhte das vereinbarte, sehr niedrige Entgelt von jeder/m Beschäftigten im Kinderdorf.¹³⁵³ Eine Rechnungsprüfung bemängelte, er verteile personenbezogenen Vergünstigungen, „Prämienzahlungen“ ohne Angabe von Gründen an Mitar-

1349 Ebd. Prüfbericht anlässlich der Einschauung in die Buchhaltung des Caritas-Kinderdorfes für die Jahre 1970-1972, 20. Februar 1974.

1350 Ebd. Bericht über die Prüfung der Buchhaltung des Caritas-Kinderdorf St. Isidor für die Jahre 1970, 1971 und 1972, 1974.

1351 Interview 32a Kinderdorfmutter; Siehe auch Interview 10b AngestellteR (zeitlicher Bezug: bis Ende der 1980er-Jahre).

1352 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Werkvertrag, 1. Jänner 1946.

1353 Archiv Kinderdorf St. Isidor, Gehaltslisten von 1.1.1973; Interview 10b AngestellteR.

beiterInnen, erhöhe Abfertigungen oder gewähre pensionierten Personen, die im Kinderdorf verblieben, freie Station und Zuwendungen bei besonderen Anlässen. MitarbeiterInnen wurden Darlehen oder Zuschüsse z.B. bei Unfällen gewährt. Die Prüfung deckte die Praxis auf, dass den Beschäftigten kurz vor der Pensionierung eine Lohnerhöhung gegeben wurde, jedoch die erhöhten Gehälter an das Kinderdorf wieder zurückgezahlt wurden. Der Verfasser der Berichtsanalyse vermutete, dass auf Kosten der Pensionsversicherung den Beschäftigten höhere Renten in Aussicht gestellt wurden.¹³⁵⁴ Erst 1986 wurde ein nachvollziehbares Gehaltsschema im Kinderdorf eingeführt.¹³⁵⁵

Das Kinderdorf wurde auch immer wieder mit Erbschaften bedacht.¹³⁵⁶ Ein Interviewpartner führte aus: „Er (Anm. AW: Erber) hat Leute in ganz Österreich besucht. Ich habe nach Graz zu einer Spenderin fahren müssen, weil die ihm sein ganzes Eigentum vererbt hat. Das hat er als persönliche Belohnung gesehen. Er hat nichts für sich genommen, er hatte eine unglaubliche Bescheidenheit. Alles für das Kinderdorf. Sogar sein Büro war spartanisch, dunkel und klein. Eine sehr persönliche Bescheidenheit. Das steht in einer Beziehung zu dieser hohen dogmatischen Distanz: ‚Ich arbeite für das Kinderdorf, ich arbeite für die Kinder, Leute schaut her und gebt uns Geld.‘ Er erwartete das auch von den Kindern und den Kinderdorfmüttern.“¹³⁵⁷ Eine Kinderdorfmutter bestätigte, im Kinderdorf sei man sehr sparsam gewesen.¹³⁵⁸ Erber galt als Mann, der „nie einen Schilling vertan“¹³⁵⁹ hätte, er „hat das aufgebaut, so günstig wie möglich“.¹³⁶⁰ Er wurde als ein umsichtiger und unermüdlich tätiger Bauleiter beschrieben, der ein Geschick hatte, den Preis wo es nur ging zu drücken.

Neben Geldspenden bekam das Kinderdorf auch Sachspenden. Mit gespendeter Kleidung und geschenkten Möbeln zu leben, hätte auch gepasst, wie ein ehemaliges Kinderdorfkind ausführte: „Man hat halt bei den Spenden geschaut. Da hat man immer was bekommen. Da durfte man nicht heikel sein. Aber ich bin nicht heikel.

1354 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Bericht über die Prüfung der Buchhaltung des Caritas-Kinderdorf St. Isidor für die Jahre 1970, 1971 und 1972, 1974; DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Prüfbericht anlässlich der Einschauung in die Buchhaltung des Caritas-Kinderdorfes für die Jahre 1970-1972, 20. Februar 1974.

1355 Interview 10b AngestellteR, Abs. 20-21.

1356 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Erbschaftsangelegenheit, 1971.

1357 Interview 2b Leitung, Abs. 87.

1358 Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 36.

1359 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 29.

1360 Interview 10a AngestellteR, Abs. 11-12.

Wir haben keinen übertriebenen Sparszwang gespürt.“¹³⁶¹ Es gab auch Lebensmittelspenden, die heute als nicht hilfreich beurteilt werden. Die Küche hatte unter der Leitung einer Ordensschwester nur ein kleines Budget und wurde sehr sparsam geführt. MitarbeiterInnen berichteten, dass man versucht hat, Lebensmittelspenden, auch wenn sie in zu großen Mengen bzw. kurz vor dem Verderben abgegeben wurden, zu verwerten. Übriges Essen wurde ebenso eingefroren und wiederverwertet. Selbst KinderdorfmitarbeiterInnen wussten über Beschwerden hinsichtlich des Essens Bescheid.¹³⁶² Wenn zum Beispiel viele Obststeigen mit überreifem Obst gespendet wurden, hätte man versucht, diese schnell in die Wohnfamilien zu bringen. Im Rückblick wurde die Sparsamkeit beim Essen als nicht für alle passend erkannt.¹³⁶³

Die Aktendurchsicht lässt die Vermutung zu, dass die Caritasleitung, obwohl rechtlich die Kontroll- und Zeichnungspflicht bestand, in der Zeit Erbers keine Einsicht in die Spendeneinnahmen hatte.¹³⁶⁴ Mit dem Ende seiner Ära begann Ende der 1990er-Jahre ein langsamer Umbruch im Kinderdorf, welcher unter anderem an der Einführung von FamilienhelferInnen und Freizeitbetreuung sichtbar wurde. Es kam später zu einer Änderung des Betreuungssystems, was ebenfalls Mehrkosten verursachte.

DAS BILD IN DER ÖFFENTLICHKEIT

Die intensiv betriebene Öffentlichkeitsarbeit suggerierte ein Bild, dass das Kinderdorf gut für Kinder mit Behinderungen ausgestattet sei und sich liebevoll um sie kümmerte. Dieses Bild sollte Familien zum Unterbringen ihrer Kinder und die Bevölkerung zu Spenden animieren. Die Öffentlichkeitsarbeit wurde von Kinderdorfdirektor Georg Erber zentral gesteuert. Ihm war wichtig, das Kinderdorf in der Öffentlichkeit als eine überaus notwendige und fortschrittliche Einrichtung der Behindertenhilfe und Fürsorgeeinrichtung zu präsentieren. In den gesichteten Beständen fanden sich eine hohe Zahl an Medienartikeln, die überaus positiv über die Arbeit im Kinderdorf berichteten, wie z.B. über das gute Leben der Kinder im Kinderheim, die „Liebe“, „Hingabe“ und „Aufopferung“ der Kinderdorfmütter, die fortschrittliche medizinische Versorgung und das Sonderschulangebot. Prominente Personen wurden zu schön ausgestatteten Festen eingeladen, darüber wurde in den Zeitungen berichtet. Erber war mit Politik und Medien gut vernetzt.¹³⁶⁵

¹³⁶¹ Interview 28 Heimkind, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

¹³⁶² Interview 31 AngestellteR, Abs. 5; Interview 26 AngestellteR, Abs. 20.

¹³⁶³ Interview 32b Kinderdorfmutter, Abs. 12 (zeitlicher Bezug: Mitte der 1970er-1980er-Jahre).

¹³⁶⁴ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 25.

¹³⁶⁵ Interview 9 Erziehung, Abs. 26.

Heimkinder mussten mit dem Kinderdorf-Personal mehrmals im Jahr beim Kuvertieren von „Bittbriefen“ helfen. Eine Kinderdorfmutter empfand diese Arbeit als lustig und als Abwechslung¹³⁶⁶, für die Heimkinder konnte es eine übermäßige Belastung darstellen.¹³⁶⁷ Üblicherweise wurden drei Mal im Jahr Briefe mit Beilagen (wie Kinderdorfkalender, Osterkarten, Weihnachtskarten) ausgesickt. Das Land versuchte immer wieder in den Verhandlungen, die Verpflegskosten, welche die Finanzierung des laufenden Betriebs sichern sollten, mit dem Hinweis auf die Spendeneinnahmen zu kürzen.¹³⁶⁸

Erber versuchte, die Entwicklungen im Bereich der Hilfe für Kinder mit Behinderungen zu beeinflussen. Er sprach häufig bei Tagungen, Veranstaltungen oder im Fernsehen. Seine Inputs hatten im Wesentlichen denselben Inhalt, es war das Konzept von und das Leben im Kinderdorf St. Isidor.¹³⁶⁹ Seine Beiträge wurden auch in Fachzeitschriften publiziert. Daneben veröffentlichten auch die Direktoren der angeschlossenen Sonderschulen und die ärztliche Leiterin Artikel über das Kinderdorf in Fachzeitschriften, aber auch in Tageszeitungen.¹³⁷⁰ Die Durchsicht der Beiträge hinterlässt den Eindruck, als wären diese unkritische Präsentationen des Angebotes und der Leistungen des Kinderdorfes.

Das Kinderdorf bekam häufig inländischen und ausländischen Besuch. Darunter waren Politiker und ihre Frauen, ExpertInnen aus Medizin, Kinder- und Jugendarbeit und Behindertenhilfe sowie Fachkräfte aus anderen Bereichen und die interessierte Öffentlichkeit. Große Gruppen von Menschen wurden durch das Kinderdorf wie auch durch die Wohnungen ausgesuchter Familien geführt. Erber kam mit Gästen zu jenen Familien zu Besuch, wo er sicher sein konnte, dass die Wohnung sauber und die Kinder gut gekleidet waren. Eine Kinderdorfmutter berichtete, es sei ihr zum Teil unangenehm gewesen, wenn eine Gruppe von Menschen durch die Wohnung spazierte und sie wie im Zoo bestaunt wur-

1366 Interview 20 St/Kinderdorfmutter, Abs. 23.

1367 Interview 14b Heimkind, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: Mitte 1965-1973).

1368 Interview 30 AngestellteR, Interview 22 Leitung.

1369 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958), 151-156.

1370 Ziehe z.B. Rumler, Anton (1960): Die Allgemeine Landes-Sonderschule für sprachgestörte und schwerhörige Kinder im Kinderdorf St. Isidor, Oberösterreich. In: Sprachheilarbeit, Jg. 5, H 2, Berlin, 187-193; Schulze, Arno (1959): Das Kinderdorf St. Isidor bei Linz, OÖ. In: Sprachheilarbeit, Jg. 5, H 2, Berlin, 52-56 oder Fuchs, Johann (1960): Idee und Entwicklung des Kinderdorfes. In: Unsere Kinder. Fachzeitschrift für Kindergärten, Horte und Heime, 5/1960, 19-20.

den.¹³⁷¹ Die BesucherInnen sollten glauben, „die Welt ist völlig in Ordnung“¹³⁷² im Kinderdorf: „Da spielen fröhliche Kinder, es gab Aufführungen und festliche Tafeln“. Den BesucherInnen wurde zu der Zeit, als Georg Erber noch Kinderdorfleiter war, der Film „Der Schlüssel zum Leben“ aus den späten 1950er-Jahren gezeigt.¹³⁷³ Ein Interviewpartner betonte, die zentralen Prinzipien im Kinderdorf seien vielmehr „Struktur, Fassade und Ordnung“¹³⁷⁴ gewesen. Er meinte, „dahinter hat es getobt, weil Erziehende als auch Kinder Ventile gesucht und gehabt hätten, wo sie den Druck herauslassen konnten. Nach außen hin war die Fassade gewahrt worden“. Erst unter den Nachfolgern Georg Erbers – ab Ende der 1980er-Jahre – wurden Besuche zurückhaltender organisiert und die Privatsphäre im Kinderdorf mehr geachtet.

5.2.1. DIE QUADRATUR DER VERANTWORTUNG

DIE AUFSICHT DER CARITAS

Die Caritas war rechtlich der Träger ihrer Einrichtungen: das Einbeziehen der Caritasdirektion wurde nicht ganz abgegeben, aber der Heimbetrieb war eigentlich in die Verantwortung von Orden gegeben worden. Die Caritasleitung vereinbarte einen Gestellungsvertrag mit den Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul (Barmherzige Schwestern), die gegen einen Betrag Schwestern zur Arbeit nach St. Isidor entsandten. Den Heimhaushalt führte zwar die Oberin der Ordensniederlassung, doch der von der Caritas eingesetzte Heimdirektor bzw. Kinderdorfdirektor stand über den Schwestern. Bis 1994 lag die Einrichtungsleitung in der Hand eines Priesters, zuerst Josef Neubauer, auf ihn folgte die lange Leitungsperiode des Georg Erbers und schließlich der Salesianer Don Bosco Pater Karl Seiser. Die Priester leiteten für die Caritas die Einrichtung relativ selbständig, die vom Orden eingesetzten Schwestern arbeitete ihnen zu und leiteten für sie den Anstaltshaushalt und arbeiteten in der Erziehung.

1371 Interview 32a Kinderdorfmutter (zeitlicher Bezug: bis Ende der 1980er-Jahre).

1372 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 15 (zeitlicher Bezug: 1966-2004). Die weiteren Zitate sind ebenso daraus entnommen.

1373 Interview 22 Leitung, Abs. 58 (zeitlicher Bezug: ab Ende der 1980er-Jahre).

1374 Interview 11a Lehrkraft/AngestellteR, Abs. 27. Das weitere Zitat ist ebenso daraus entnommen.

1945-1947	Josef Neubauer
1947-1988	Georg Erber
1988-1994	Karl Seiser
1994-2000/2007	Josef Bauer

Tabelle 2: Kinderdorfdirektoren bis 2000

Eine besondere Rolle nahm Georg Erber ein, der als der Gründer des Kinderdorfes gilt. Eine Zeitzeugin urteilte, Caritasdirektor „Pfeiffer gefiel es lange, was Erber machte. Pfeiffer ließ ihm anfänglich freie Hand, versuchte aber dann in den späteren Jahren Erber mehr zu kontrollieren. Pfeiffer und Erber hatten am Ende ein distanziertes Verhältnis.“¹³⁷⁵ Über das Kinderdorf während der Ära Erber erläuterte eine Interviewperson: „Erber hat sich nicht hineinschauen lassen. Auch Hermann Pfeiffer konnte nicht hineinschauen. Es war das Reich Erbers, sakrosankt und unangreifbar.“¹³⁷⁶ Jedoch legt das Aktenstudium nahe, dass die Caritasdirektoren und die Caritassekretäre in die Entwicklung des Kinderdorfes St. Isidor und die Ausgestaltung der Leistungen des Kinderheimes eingebunden und über viele Vorgänge informiert waren. In den überlieferten Dokumenten fanden sich zahlreiche Planungsunterlagen und Korrespondenzen mit Heimleitung und Außenstehenden (u.a. Land Oberösterreich oder Familienangehörigen). Dennoch könnte es sein, dass mit zunehmender Amtszeit der Caritasdirektor Hermann Pfeiffer „müde“ wurde. Es könnte auch sein, dass vieles nur Fassade war: „Das Fest von Pfeiffer, da ist ihm gratuliert worden. Nach außen hin schien zwischen Erber und Pfeiffer alles in Ordnung zu sein. Ich weiß aber nicht recht, sie waren nicht immer einer Meinung.“¹³⁷⁷ Die Aufsichtsmöglichkeiten der Caritas waren sicher in Reichweite und Umfang begrenzt, die Caritasleitung war dennoch über viele Dinge informiert.

Gegen Ende der 1980er-Jahre wurden die strukturellen Probleme der Einrichtungen St. Pius und St. Isidor für die Caritasleitung immer offenkundiger. Das Erkennen der Probleme hing mit der Entwicklung des Integrationsgedanken von Menschen mit Behinderungen zusammen und den daraus abgeleiteten Anforderungen.¹³⁷⁸ Der erste weltliche Caritasdirektor Franz Stauber (1982-1991) überließ

¹³⁷⁵ Interview 10b AngestellteR, Abs. 8 (zeitlicher Bezug: 1970er- und 1980er-Jahre).

¹³⁷⁶ Interview 11b Lehrkraft/AngestellteR, Abs. 22 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

¹³⁷⁷ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

¹³⁷⁸ Interview 2a Leitung, Abs. 72-75.

den Heimbereich und damit das Kinderdorf St. Isidor und St. Pius weiterhin den Orden und seinen Stellvertretern. Er gab an, zu Gewalt und Missbrauch in St. Isidor und St. Pius keine Informationen gehabt zu haben. „An mich ist, wenn ich nicht nachgefragt habe, nichts herangetragen worden, das haben eher der Bauer und der Mayrhofer gemacht und wollten mich nicht damit belasten. Das ist natürlich bei manchem nicht anders gegangen [...]“.¹³⁷⁹

Prälat Josef Mayr war von 1991 bis 2001 Caritasdirektor. Mayr hob im Interview hervor, er habe die Beobachtung gemacht, „St. Isidor war eine eigene Republik unter Erber und dann auch noch unter dem Salesianerpater“ und verstärkte „das hat sich dann erst geändert, als die Salesianer weggegangen sind“.¹³⁸⁰ Mit der Bezeichnung Republik meinte Mayr ein abgeschlossenes und abgeschirmtes Territorium: „Der Direktor Erber hat auch geschaut, dass die Erzieher ja nicht zu viel Außenkontakt haben, dass alles im eigenen Saft bleibt“.¹³⁸¹ Unter seiner Zeit war eine Person, der die Beziehung zwischen dem Kinderdorfleiter und einem Kinderdorfkind an die Caritasleitung weitertrug und auch andere Missstände – vor allem in der Personalführung – ansprach, von der Kinderdorfleitung suspendiert und schließlich gekündigt worden. Mayr bedauerte das und gab an, er hätte nicht eingreifen können: „Die Salesianer haben Personalhoheit.“¹³⁸² Auf die Frage nach Gewalt sagte Mayr: „Von St. Isidor ist mir auch nichts in Erinnerung. Man hat vermuten können, dass bei dieser strengen Erziehung vielleicht auch manches passiert ist, aber herangetragen ist es an mich nicht geworden.“¹³⁸³ Er entschuldigte sich und beteuerte seine eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten: „Dass man eh nicht dreinreden durfte, da hätte man bei solchen Sachen den Bischof befassen müssen, damit sich der Erber was sagen lässt.“¹³⁸⁴ Das Kinderdorf St. Isidor wie auch St. Pius wären von der Caritas nicht kontrolliert worden, „da haben wir natürlich auch sehr den Leuten vertraut.“¹³⁸⁵ Unter Caritasdirektor Josef Mayr übernahm die Caritas langsam selbst die volle Verantwortung für ihre Heime, der stellvertretende Caritasdirektor Josef Bauer wurde 1994 der erste weltliche Kinderdorfdirektor.

1379 Interview 4 Leitung, Abs. 25.

1380 Interview 1 Leitung, Abs. 169-171.

1381 Ebd. Abs. 174.

1382 Interview 8 Fachdienst, Abs. 36.

1383 Interview 1 Leitung, Abs. 179.

1384 Ebd. Abs. 191.

1385 Interview 1 Leitung, Abs. 203.

2002 wurde Mathias Mühlberger und 2013 Franz Kehrer Caritasdirektor. Mühlberger erinnerte sich, die Caritas sei „eine verstaubte Organisation“ gewesen, in der „man vieles hingenommen“ habe. Unter Mühlbergers Leitung verdoppelte sich die Anzahl der MitarbeiterInnen und viele der von St. Isidor und St. Pius erbrachten Dienstleistungen erfuhren eine Professionalisierung.¹³⁸⁶ Mühlberger bemühte sich, wenn Missbrauchs- und Gewalttaten aufkamen, eine gesicherte Vorgehensweise zu entwickeln, „es gab eine Art Krisenstab“ in seinem Büro und „im Verdachtsmoment [...] sofortige Suspendierung, sofortige Einschaltung in welcher Form auch immer, Anzeige oder Sachverhaltsdarstellung etc.“¹³⁸⁷ Er meinte wohl, schon im Verdacht die sofortige Suspendierung auszusprechen, die Aufsichtsbehörde bzw. Polizei einzuschalten und Sachverhaltsdarstellungen einzuleiten. Auch wenn medial Anschuldigungen von Gewalt und Missbrauch in St. Isidor und in St. Pius verbreitet wurden, nützte man eine Art Krisenstab, der sich mit den Vorwürfen auseinandersetzte und versuchte, sich gegen negative Berichterstattung vor allem bei noch nicht bewiesenen Anschuldigungen zu wehren, weil man einen negativen Einfluss auf die Spendeneinnahmen befürchtete.¹³⁸⁸

DIE AUFSICHT DES LANDES OBERÖSTERREICH

Das Kinderdorf St. Isidor war eine Vertragsanstalt des Landes Oberösterreich, die Fürsorge- bzw. Sozialabteilung hatte das alleinige Einweisungsrecht. Die Versorgung der Kinder in der Einrichtung wurde mit dem verhandelten Verpflegungskostensatz finanziert. Das Kinderdorf erhielt für den Ausbau unregelmäßig Subventionen. Nicht nur bei der Finanzgebarung, sondern auch in Bezug auf die pädagogische und therapeutische Arbeit bestand seitens des Landes Oberösterreich der Einrichtung gegenüber Kontroll- und Aufsichtspflicht. Die Fürsorge- bzw. Sozialabteilung des Landes Oberösterreich war die für die Kontrollen zuständige Behörde. Die Landesbehörde war aber nicht in der Lage, die Einrichtungen der Behindertenhilfe zu beaufsichtigen und nahm die Kontrollfunktion nicht ausreichend wahr. Aus Kreisen der Landesverwaltung hieß es: „Es ist aber nicht wahrgenommen worden.“¹³⁸⁹ Das Land beschäftigte Sozialarbeiter, die dafür zuständig gewesen wären, aber – streng genommen: „Das war keine fachliche Aufsicht. Man hatte keine Qualitätsstandards.“

¹³⁸⁶ Interview 3 Leitung, Abs. 39, 41.

¹³⁸⁷ Ebd. Abs. 82.

¹³⁸⁸ Kinderdorf St. Isidor, rote Flügelmappe, VI. A. Kinderdorf St. Isidor von 12. August 1991 bis 28. Oktober 1999.

¹³⁸⁹ Interview 39a extern, Abs. 27 (zeitlicher Bezug: bis Ende der 1990er-Jahre). Das folgende Zitat ist ebenso daraus entnommen.

Das Land Oberösterreich übernahm mit dem Inkrafttreten des ersten oberösterreichischen Behindertengesetzes im November 1964¹³⁹⁰ die Zuständigkeit, die Rahmenbedingungen und Ausgestaltung der Leistungen in der Behindertenhilfe zu bestimmen. Weiterhin bediente man sich privater Einrichtungen, die diese Leistungen erbringen sollten. Das neue Gesetz nannte in § 5 folgende Maßnahmen der Eingliederungshilfe: Heilbehandlung, Versorgung mit Körperersatzstücken, orthopädischen Behelfen und anderen Hilfsmitteln, Hilfe zur Schulbildung und Erziehung, Hilfe zur beruflichen Eingliederung und zum Lebensunterhalt. Das Kinderdorf St. Isidor stellte folgende Leistungen bereit: Hilfe zur Schulbildung und Erziehung sowie teilweise Heilbehandlung.

Über Kontrollen des Landes aus den 1940er, 1950er oder 1960er-Jahren konnte kein Beleg in den gesichteten Akten gefunden werden. Nur aus mündlichen Berichten sind Kontrollen bekannt: sie seien in den 1970er, 1980er und bis in die 1990er-Jahre von der Leiterin der Fürsorgeabteilung, einer Juristin, und ihrem kleinen Team gemacht worden. Die Prüfungen bezogen sich vor allem auf die Verwendung der finanziellen Mittel.¹³⁹¹ An die Prüferin erinnerte sich eine ehemalige Mitarbeiterin von St. Isidor: sie sei „streng, eine i-Tüpfel-Reiterin [gewesen]. Aber sie war respektiert“. Man sei gut mit ihr ausgekommen, die Anträge zur Unterstützung der Kinder, wie beispielsweise Bekleidungsanträge beim Ein- und Austritt von Fürsorgekinder, wurden immer gewährt.¹³⁹² Ein langjähriger Caritasmitarbeiter erinnerte sich, erst Ende der 1980er-Jahre, als der Salesianerorden den Kinderdorfführer (1988-1994) stellte, begannen Eltern, sich häufiger zu beschweren. Die Landeskontrollen wären „schärfer“ und mehr geworden. Die zuständige Landesbehörde habe „genauer zu schauen“ begonnen, wobei der Druck sofort enorm zunahm und soweit ging, dass mit der Schließung der Einrichtung gedroht wurde. Die Leiterin der Fürsorgeabteilung habe „beim Caritasdirektor Stauber angerufen: ‚Machen Sie was, sonst müssen wir zusperren!‘“¹³⁹³ Damals stellte die Caritasleitung öffentlich klar, dass dem Salesianerorden die Kinderdorfführung übergeben worden sei und die Caritas nur die Infrastruktur erhalte. Durch diese Klarstellung wandte sich die Landesbehörde in weiterer Folge an die Kinderdorfführung, nicht mehr an die Caritas. Diese habe aber die Probleme im Kinderdorf, deren Wurzeln aus der Ära Georg Erber stammten, nicht mehr lösen können.¹³⁹⁴

1390 Gesetz vom 28. Oktober 1964 über die Hilfe für Behinderte (Oö. Behindertengesetz, LGBl. 1/1965).

1391 Interview 2b Leitung, Abs. 44.

1392 Interview 45 AngestellteR, Abs. 16-17 (zeitlicher Bezug: 1970er-1990er-Jahre).

1393 Interview 2b Leitung, Abs. 44.

1394 Ebd. Abs. 44 (zeitlicher Bezug: Anfang der 1990er-Jahre).

Eine Mitarbeiterin der Abteilung Soziales des Landes Oberösterreich bestätigte: die Pflicht des Landes Oberösterreich zur „Aufsicht und Kontrolle hat es eigentlich immer gegeben, zumindest im Gesetz. Die Heimaufsicht bzw. die fachliche und pädagogische Aufsicht wurde [bis in die 1990er-Jahre] nicht wahrgenommen“. ¹³⁹⁵ Sie erläuterte, früher seien Probleme kaum an die Landesbehörde herangetragen worden: „Die Betroffenen haben sich nichts sagen getraut. Es hat sich ganz selten jemand direkt an das Land gewandt. Eltern haben sich schon gemeldet, aber ganz selten. Betroffene und Eltern melden sich heute eher. Die involvierten Systempartner melden sich, Krankenhaus, Jugendpsychiatrie, etc., da sind aber einschneidende Geschichten passiert.“ ¹³⁹⁶ Die Landesbehörde wäre erst nach und nach im Laufe der 1990er-Jahre auf Probleme in den Einrichtungen der Behindertenhilfe und auch auf Missstände und Gewalt in der Betreuung aufmerksam geworden. Es habe immer mehr Menschen mit Behinderungen gegeben, die aufgrund von Verhaltensauffälligkeiten in der Einrichtung nicht mehr betreut werden konnten und für die eine andere Betreuung gesucht werden musste. ¹³⁹⁷ In der Vergangenheit kamen immer wieder verhaltensauffällige Kinder in das Erziehungsheim Gleink – eine Lösung für St. Isidor, sich ihrer zu entledigen. ¹³⁹⁸ Ein ehemaliges Heimkind gab zu Protokoll, dass es bei einer Kinderdorfmutter war, die mehrmals der übermäßigen physischen Strafen beschuldigt wurde und einen sehr strengen Erziehungsstil hatte, aber: „Gleink war im Vergleich zu St. Isidor die Hölle“. ¹³⁹⁹ Manche wurden auch zum Kinderpsychiater Franz Wurst in die heilpädagogische Abteilung des Landeskrankenhauses Klagenfurt überstellt, dieser wurde später wegen Kindesmissbrauchs verurteilt. ¹⁴⁰⁰

DIE KINDERHEIM- UND KINDERDORFDIREKTOREN

Im Kinderdorf St. Isidor gab es die Besonderheit, dass von der Caritas über den Schwestern eine männliche Leitung – bis 1994 ein Priester, dann ein Laie – gestellt wurde. Im folgenden Kapitel werden die Leitungspersonen und ihr Wirken vorgestellt.

¹³⁹⁵ Interview 39a extern, Abs. 27, 30.

¹³⁹⁶ Ebd., Abs. 7 (zeitlicher Bezug: 1990er-Jahre).

¹³⁹⁷ Ebd. Abs. 18, 65 (zeitlicher Bezug: 1990er-Jahre).

¹³⁹⁸ Z.B. Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 12 oder 13.

¹³⁹⁹ Ebd. Falldokumentation St. Isidor 13, 2001 (fett im Original).

¹⁴⁰⁰ Ein ehemaliges Heimkind aus St. Isidor beschuldigte Wurst des sexuellen Missbrauchs. Ebd. Falldokumentation St. Isidor 14.

JOSEF NEUBAUER

Von Anfang Jänner 1946 bis Ende Juli 1947 war der ehemalige Budweiser Domkapitular Monsignore Josef Neubauer (1887-1962) mit der Leitung des Kinderheimes und der Seelsorge der BewohnerInnen beauftragt. Seit seiner Ankunft im Kinderheim war er sehr bemüht, die Einrichtung aufzubauen bzw. zu erweitern. Zu seinem Aufgabenspektrum gehörte der Kanzleidienst (der Buchhaltung und Personal umfasste) und der Religionsunterricht in der Anstaltsschule.¹⁴⁰¹ Neubauers Parte war zu entnehmen, dass er während des Zweiten Weltkrieges Wehrmachts- und Lazarettpfarrer und nach seiner Vertreibung aus Tschechien für kurze Zeit in der Pfarre Peilstein beschäftigt bzw. dort zur Erholung bis Dezember 1945 untergebracht war.¹⁴⁰²

Die Durchsicht der Akten hinterlässt den Eindruck, Neubauer habe sich von Anfang an für das Kinderheim engagiert: Er organisierte Einrichtungsgegenstände und versuchte Reparatur- und Instandhaltungsarbeiten sowie Heim- und Schulausbau voranzutreiben.¹⁴⁰³ Den Wiederaufbau störte ein immer stärker werdender Konflikt zwischen Neubauer und den Schwestern, der im März 1947 nach außen getragen wurde. Die Caritasleitung bestellte ihn dennoch in diesem Monat offiziell zum Kinderheimdirektor und gewährte die erbetene Gehaltserhöhung.¹⁴⁰⁴ Der Konflikt eskalierte unter anderem, weil Neubauer in die Haushaltsführung und Erziehungsarbeit der Schwestern eingriff und die Idee der Bildung einer Gewerkschaftssektion für die „Heil-, Pflege- und Caritasberufe“ als auch den Eintritt des weltlichen Kinderheimpersonals in diese unterstützte.¹⁴⁰⁵ Die Schwestern und der Priester beschuldigten sich gegenseitig. Jede Partei beschwerte sich bei Bischof oder Caritasleitung und zeigte keine Empathie für die Lage des anderen.¹⁴⁰⁶ Neubauer warf den Schwestern vor, die Kinder zu vernachlässigen, sie nicht ausreichend zu ernähren und Lebensmittel zu entwenden. Die Durchsicht der Akten lässt die Vermutung zu, der Konflikt habe auf dem Umstand basiert, dass Josef Neubauer von den Barmherzigen Schwestern nicht als Autoritäts- und Leitungsperson an-

1401 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Schreiben von Josef Neubauer an Bischof Fließner, 31. Dezember 1946.

1402 DAL, Pers-A/3, Sch. 66, Fasz. N/5: Personalakt Josef Neubauer 1887-1962.

1403 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben von Anstaltsleiter Josef Neubauer an Caritasdirektor Hermann Pfeiffer, 5. März 1946.

1404 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Schreiben von Caritasdirektor Johann Schließleder an Josef Neubauer, 10. März 1947.

1405 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben von Josef Neubauer an Hermann Pfeiffer, 5. März 1946; DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Bericht über die Verhältnisse in Hart von Oberin Schwester Magdalena Schoßthaler, 15. April 1947.

1406 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Diverse Schreiben zwischen 1946 und 1947.

erkannt wurde. Er, wie den Schwestern erschien, habe zu sehr in ihre Arbeit eingegriffen und in manchen Dingen falsch bzw. auch fortschrittlich agiert. Neubauers Kritik an der Haushaltsführung und an der Erziehung der Kinder empfanden die Schwestern als anmaßend und unqualifiziert. Der Vorschlag der Gewerkschaftsbildung wurde vehement von den Schwestern abgelehnt. Nach heftigen Streitigkeiten – Neubauer fand zu den Schwestern keinen Zugang mehr – wurde er vom Bischof mit einem Schreiben vom 16. Juli 1947 informiert, dass er als Hilfspriester (mit Rechten und Pflichten eines Kooperators) in die Pfarre Linz-Pöstlingberg versetzt wurde. Neubauer lehnte dies im August 1957 ab und ging nach Bayern, wo er noch in mehreren Pfarrgemeinden wirkte.¹⁴⁰⁷

GEORG ERBER („VATER DIREKTOR“)

Relativ ausführlich behandelt wird in dieser Studie der Priester Georg Erber, der von allen „Vater Direktor“ genannt wurde – wegen seiner 50-jährigen Anwesenheit (1947-1997) und seiner über 30-jährigen Leitungsfunktion (1951-1954 geistlicher Rektor, 1954-1988 Kinderheim/-dorfadministrator). Georg Erber wurde am 3. März 1920 in Ach an der Salzach, einem Innviertler Grenzort in unmittelbarer Nachbarschaft zu Burghausen (Bayern), geboren und starb im 87. Lebensjahr am 2. März 1997 in St. Isidor. Er besuchte das Gymnasium in Burghausen. Nach der Machtübernahme Hitlers sollte er 1933 der Hitlerjugend beitreten. Erber war Pfadfinder und Mitglied der Marianischen Kongregation, einer kirchlichen Vereinigung zur Festigung des katholischen Glaubens. Um im katholischen Milieu zu bleiben, wechselte er an das Bundesgymnasium in Salzburg, wo er 1939 maturierte. Nach dem Reichsarbeitsdienst und einer militärischen Grundausbildung wollte der 19-jährige Sanitäts-offizier werden, weil er glaubte, wie er später begründete, dort seine „christliche Meinung“¹⁴⁰⁸ vertreten zu können.

Erber begann ein Medizinstudium an der Militärakademie in Berlin. Schon nach seinem ersten Kriegseinsatz in Frankreich wollte er die militärische Laufbahn aufgeben und Theologie studieren. Deswegen wurde er an mehreren Orten in Strafkompagnien eingesetzt und schließlich an der Russlandfront im Zuge eines „Himmelfahrtskommandos“¹⁴⁰⁹ – gegen eine russische Übermacht sollte eine Stellung gehalten werden – am 5. April 1942 schwer verletzt. Granatsplitter fügten ihm

1407 DAL, Pers-A/3, Sch. 66, Fasz. N/5: Personalakt Josef Neubauer 1887-1962.

1408 DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Schreiben von Georg Erber an Domkapitular und Bischöfl. Sekretär wegen Erhebung „Kriegs-Klerusgeneration“, 26. August 1980.

1409 Ebd. Schreiben von Georg Erber an Domkapitular und Bischöfl. Sekretär wegen Erhebung „Kriegs-Klerusgeneration“, 26. August 1980.

Verletzungen am linken Oberschenkel sowie an der rechten Brustseite mit Lähmung der rechten Hand zu und führten zum Verlust des rechten Auges. Er war daraufhin dauerhaft körperlich beeinträchtigt und galt als zu 80% wehrdienstbeschädigt. Seine Kriegsverletzungen spürte er Zeit seines Lebens, insbesondere jene am Kopf. Es fiel ihm beispielsweise schwer, länger zu schreiben oder zu lesen. Als Folge der Kriegsverletzungen hatte er auch „neurovegetative Störungen“ und Herzbeschwerden.¹⁴¹⁰

Während der Rekonvaleszenz begann er im Juni 1942 Theologie an der Universität Wien zu studieren. Erst im November 1943 wurde er durch die Hilfe eines ihm wohlgesonnenen Vorgesetzten und wegen seiner Kriegsverletzungen aus dem Wehrdienst entlassen. Das Theologiestudium schloss er nach Kriegsende im Jahr 1946 in Linz ab, am 29. Juni 1946 erfolgte seine Priesterweihe. Von Jänner bis Juni 1947 war er als Kooperator in Roitham tätig – die Aufgaben konnte er aufgrund seiner Kriegsverletzungen nicht gut erfüllen. Bischof Fließner schickte ihn daraufhin zur Erholung in die Schweiz, wo er im Juli 1947 das Pestalozzi-Kinderdorf in Trogen kennen lernte. Als er wieder zurückkam, übernahm er ab August 1947 die Funktion des Religionslehrers und Seelsorgers im Kinderheim Hart. Es gelang ihm bald, eine Führungsrolle in der Einrichtung und bei den Schwestern einzunehmen. Mit Jänner 1951 wurde er zum geistlichen Rektor der Einrichtung ernannt. Erber schrieb daraufhin der Caritasleitung in seiner Stellungnahme, dass er Bedenken habe, weil er gesundheitlich durch seine Kriegsverletzungen angeschlagen sei, und wies auf einige Probleme in der Einrichtung hin, wie beispielsweise die zu großen Gruppen oder die „Gebrechlichkeit“ bzw. das hohe Alter und die fehlende adäquate Ausbildung einiger Schwestern.¹⁴¹¹ Georg Erber wird mit 1. Juli 1954 offiziell zum Direktor (Amtstitel) des Kinderheims ernannt.¹⁴¹² In einer 1954 ausgegebenen Dienstanweisung der Caritas wurde festgehalten, dass „der Direktor erster Seelsorger, Erzieher und Vater der Kinder und aller übrigen Bewohner des Kinderdorfes“¹⁴¹³ sei. Er sei der Hüter des „wahren Caritas-Geistes“ und für die Verwaltung der „zeitlichen Güter“, also des Vermögens und der laufenden Geschäfte, zuständig. Zur Seite stellte die Caritasleitung dem Kinderheimdirektor

¹⁴¹⁰ Ebd.

¹⁴¹¹ DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/I: Stellungnahme Georg Erbers zur Rektorstelle, 4. Jänner 1951.

¹⁴¹² Ebd. Ernennungs-Schreiben vom Bischöflichen Ordinariat an Georg Erber, 2. Juli 1954.

¹⁴¹³ DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Vorläufige Dienstanweisung für den Direktor des Caritas-Kinderdorfes für behinderte Kinder St. Isidor-Leonding, 25. Juni 1954; Nachfolgende Zitate sind ebenfalls dem Dokument entnommen.

- „a) in allen Belangen die Hausoberin; sie hat für die Kinder und das Personal die Aufgaben einer mütterlichen Frau;
- b) in seiner Eigenschaft als Seelsorger und Erzieher: die Ehrwürdigen Schwestern, Erzieherinnen und das Hilfspersonal auf diesem Gebiete;
- c) für den wirtschaftlichen Dienst: die im Heim, in der Schule, in Landwirtschaft und Gärtnerei und in den Werkstätten tätigen Personen.“

Als besondere Aufgaben des Direktors wurden angeführt: „die Kirchenerhaltung und die Gestaltung des Gottesdienstes, Aufnahme von Kindern, seelsorgliche Führung der Kinder, seelsorgliche Betreuung des Personals sowie Personalführung und Bereitstellung von Bildungs- und Weiterbildungsangeboten, Personalentscheidungen (bei Leitungspersonen gemeinsam mit der Caritasleitung), Vertretung des Kinderdorfes nach außen, innere Verwaltung und Buchhaltung, sowie Instandhaltungs- und Bauaufträge (in Absprache mit der Caritasleitung).“ Die Caritasleitung übergab mit dieser Dienstanweisung, die wahrscheinlich in angepasster Form über die Jahrzehnte hinweg handlungsanleitend war, dem Direktor des Kinderdorfes weitreichende Befugnisse.

Viele, die Georg Erber kannten, schätzten ihn wegen seines Engagements und Tatendrangs, wie auch wegen „seiner festen und unermüdlichen christlichen Haltung“ und wegen seines „Sendungsbewusstseins“. ¹⁴¹⁴ Beispielsweise wurde Erber in einer kircheninternen Zusammenstellung für seine Verdienste um den Zugang behinderter Kinder zum Sakramentenempfang, für seine leicht verständlichen, die Kinder ansprechenden Gottesdienste und Predigten sowie für den Ausbau des Ministrantendienstes gelobt. Er solle sich „trotz der vielen Arbeit“ auch immer Zeit für die Beichte genommen haben. Sein starkes Sendungsbewusstsein zeigte er, indem er im Priestergewand bei zahlreichen Vorträgen, Veranstaltungen und Tagungen über seine Tätigkeit im Kinderdorf sprach, was „zu Hebung des Ansehens der katholischen Kirche in allen Bereichen bei(trug)“. ¹⁴¹⁵

In einer kircheninternen Beurteilung Ende der 1960er-Jahre durch den damaligen Dechant wurde Georg Erber als motiviert, umtriebig, beliebt, beneidet, aber auch als gefürchtet und in seiner persönlichen Haltung als „priesterlich aszetisch“ be-

¹⁴¹⁴ Ebd. siehe Dokumente, die sehr wohlwollend über Georg Erber berichten.

¹⁴¹⁵ Ebd. Ein Lebensbild, Kinderdorfkalender 1981.

wertet.¹⁴¹⁶ Sein Ziel war die „sorgfältige religiöse Erziehung“ der Kinder aber auch des jungen Kinderheimpersonals. Erber betete viel, privat und in der Öffentlichkeit und verlangte dies auch von seinen Mitmenschen. Er galt als sehr bescheiden in seinem Lebensstil, inszenierte sich aber gerne als Gönner und Macher, der bestrebt war, „für seine Mitarbeiter und für die behinderten Kinder optimale äußere Verhältnisse zu schaffen und keine Kosten scheute, um die Einrichtungen des Kinderdorfes auf dem neuesten Stand zu halten. Jedes Kind soll ja gerne zu seinem Vater Direktor kommen und sich bei ihm wie zu Hause fühlen.“¹⁴¹⁷ Georg Erber wurde in der Kirche zwar von vielen geachtet, gleichzeitig auch kritisch betrachtet. Bischof Joseph Fließner sei noch ein Förderer von ihm gewesen, Bischof Franz Zauner habe Erbers Tun bereits mit Argwohn gesehen und habe ihm das gleich am Beginn seiner Amtszeit spüren lassen, wie Hermann Pfeiffer intern festhielt.¹⁴¹⁸

Um die Person Erber zu verstehen, sei erwähnt, dass er dem konservativen Linzer Priesterkreis angehörte, einer extremen Minderheit in der Diözese Linz, die für eine konservative Kurskorrektur innerhalb der Kirche eintritt. Zu diesem Kreis zählte auch der verstorbene Bischof Kurt Krenn¹⁴¹⁹, für den sich Erber öffentlich einsetzte.¹⁴²⁰ Politisch unterstützte Erber die „Christliche Wählergemeinschaft“. Die Christliche Wählergemeinschaft ist eine rechts-katholische Partei, die Ende der 1980er gegründet wurde und die gegen Abtreibung, moderne Kunst, Pornografie und AusländerInnen auftrat.¹⁴²¹ Erber war ein militanter Abtreibungsgegner. Er vertrat öffentlich die Meinung, die Fristenlösung sei ein noch schlimmerer Irrtum als die NS-Euthanasie von „unwertem Leben“. Er meinte, es sei die Abtreibung,

¹⁴¹⁶ Ebd. Beurteilung des Seelsorgers, 14. Mai 1969. Wer der Aszetik (Askese) folgt, orientiert sich im Streben nach Vollkommenheit und Anleitung für andere an dem Leben der Heiligen. Die Aszetik „gibt Antrieb zum Fortschreiten, enthüllt die Schwierigkeiten und erteilt Anweisungen. Klare Kenntnis der Dogmen der Kirche und der rechten Grundsätze der Moral sind für die eigene Vollkommenheit und die Leitung anderer unerlässlich. Sie lehrt den Kampf des Christen gegen böse Neigungen und gegen die Versuchung zu sündigen.“ (siehe Aszetik, URL: <http://www.kathpedia.com/index.php/Aszetik> (aufgerufen am 20. 06. 2018)).

¹⁴¹⁷ Ebd. Beurteilung des Seelsorgers, 14. Mai 1969.

¹⁴¹⁸ DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Persönlicher Vormerk von Caritasdirektor Pfeiffer, 20. Oktober 1956.

¹⁴¹⁹ Der Standard, 6. April 2005, URL: <https://derstandard.at/2001899/Bischofs-und-Kardinalsernennungen-unter-Johannes-Paul-II-in-Oesterreich> (aufgerufen am 19.06.2018); OÖN, 1. April 2009, URL: <http://www.nachrichten.at/nachrichten/politik/landespolitik/Fahrlaessige-Kirchenfuehrung;art383,138079> (aufgerufen am 19.06.2018).

¹⁴²⁰ DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Brief von Georg Erber an die OÖN, 1. Oktober 1988.

¹⁴²¹ Ebd. Informations-Postwurfsendung der Christlichen Wählergemeinschaft mit Unterstützungserklärung zur Nationalratswahl 1990.

„die unser Vaterland an den Rand der Selbstvernichtung gebracht hat.“¹⁴²² Die Bedeutung der Christlichen Wählergemeinschaft war und ist gering. Die katholische Kirche, beispielsweise die Dechanten Oberösterreichs und Bischof Maximilian Aichern, distanzieren sich von den geäußerten Positionen und stellen klar, dass Georg Erber nicht in Übereinstimmung mit der Kirche agierte.¹⁴²³

Georg Erber sicherte den Ausbau privater Einrichtungen und die Zentralisierung der Angebote der Behindertenhilfe. Er wirkte beim Schulgesetzwerk 1962, beim Oö. Kindergarten- und Hortgesetz 1973 und beim Oö. Behindertengesetz 1965¹⁴²⁴ mit. Im Laufe der Zeit wurde er mit zahlreichen kirchlichen und weltlichen Auszeichnungen belohnt: 1954 Geistlicher Rat, 1973 Konsistorialrat, 1974 Verdienstzeichen des Landes OÖ, 1979 Professor und 1983 Päpstlicher Kaplan (Monsignore).¹⁴²⁵ Ebers Lebenswerk ist beachtlich, besonders in Hinblick auf seinen Gesundheitszustand. Georg Erber ging Ende September 1988 in Pension. In seiner aktiven Zeit wohnte Georg Erber 44 Jahre lang im Haus Nr. 1. Nun sollte er nach seiner Pensionierung ins Mütterhaus (Kinderdorf St. Isidor Nr. 18) übersiedeln, um der neuen Leitung Platz zu machen. Die räumliche Veränderung sollte dazu führen, dass er sich nicht mehr in der Leitung engagierte. Seine Wohnräume übernahm sein Nachfolger Karl Seiser. Aber die Übergabe verlief bei weitem nicht friktionsfrei. Erber wollte im September 1988, dass Pater Seiser als sein Adjunkt vorgestellt würde, er hatte ihn bereits im Kinderdorf als solchen überall vorgestellt. Die Caritas lehnte die Bitte Erbers ab.¹⁴²⁶ Die Übersiedlung Erbers in das Mütterhaus fand erst zwei Jahre später (1990) statt.¹⁴²⁷ Aus dem Jahr 1992 existiert ein Dokument, mit dem die Caritas das Kinderdorf den Salesianern Don Bosco zur eigenverantwortlichen Führung übergab. Als Direktor wurde Karl Seiser SDB bestimmt. Die Vereinbarung wurde zwar 1992 abgeschlossen, diese trat aber rückwirkend mit 1.10.1988 in Kraft.

1422 Ebd. Schreiben von Georg Erber an den Generalvikar, o. D. (wahrscheinlich 1990); siehe auch: DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Kommentar von Georg Erber in den Nachrichten der der Christlichen Wählergemeinschaft.

1423 Ebd. Erklärung der Dechantenkonferenz zum Wahlauftrag der „Christlichen Wählergemeinschaft“, 27. September 1990; DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Klarstellung von Bischof Aichern, o.D.

1424 Ebd. Ein Lebensbild, Kinderdorfkalender 1981; DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Zusammenstellung von Angaben über Konsistorialrat Georg Erber, o.D.; DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Begründung zur Verleihung des Titels „Professor“ von Johann Fuchs, 27. Juni 1977.

1425 Ebd. Ein Lebensbild, Kinderdorfkalender 1981; Personalblatt; Schreiben von Georg Erber an Domkapitular und Bischöfl. Sekretär wegen Erhebung „Kriegs-Klerusgeneration“, 26. August 1980.

1426 Ebd. Schreiben des Bischöfl. Ordinariats, 26. September 1988; Kinderdorf St. Isidor, rote Flügelmappe, VI. A. Kinderdorf St. Isidor von 12. August 1991 bis 28. Oktober 1999; Interview 22 Leitung, Abs. 50, 71.

1427 Interview 22 Leitung, Abs. 3.

EXKURS: GEORG ERBER UND DAS INSTITUT HARTHEIM

Georg Erber wurde neben seiner Funktion im Kinderdorf auch Direktor vom 1969 neu eröffneten Institut Hartheim, dessen Planung er bereits begleitet hatte. Erber wollte die Kinder anhand der eingeschätzten Bildungsfähigkeit stärker differenzieren und die nicht oder wenig Bildungsfähigen sollten nun im Institut Hartheim unterkommen. Die Kreuzschwester Rhabana Desl stand der Haushaltsführung der Einrichtung vor. Sowohl Erber als auch Desl waren im Vorstand des OÖ. Landeswohltätigkeitsvereins (OÖ.LWV, seit 2000 GSI – Gesellschaft für Soziale Initiativen), dem Trägerverein der Einrichtung, tätig. Im Institut Hartheim lebten die betreuten Menschen – ähnlich dem Betreuungskonzept von St. Isidor – in Familieneinheiten zusammen. Ein Familienhaushalt bestand in der Regel aus einer der Schwestern, die aus verschiedenen Orden kommen konnte und als „Mutter“ fungierten, Helferinnen sowie zwölf bis 13 Kindern und Jugendlichen. Georg Erber wurde wie in St. Isidor auch im Institut Hartheim von allen mit „Vater Direktor“ angesprochen und stellte symbolisch eine zentrale Vaterfigur für die BewohnerInnen dar. Die betreuten Menschen, zu denen bald schon junge Erwachsene gehörten, fanden sich in dieser Konstellation in der Rolle von ewigen Kindern wieder, die von den Schwestern „mütterlich“ behütet und erzogen werden sollten. Ab den 1980er-Jahren war das Institut Hartheim immer wieder mit negativen Berichten über Gewalt und Missständen in den Medien. 1987 verließen Georg Erber und Rhabana Desl aus Altersgründen das Institut, u.a. auch weil sich die negative Berichterstattung über das Heim, die Gewalt in der Betreuung, Pflegemängel und der Reformstau in der Verwaltung unter ihrer Führung nicht lösen ließen.¹⁴²⁸ Im Dezember 1989 legte Georg Erber sowohl die Vorstands- als auch die Vereinsmitgliedschaft im OÖ. LWV schriftlich zurück. Er protestierte damit gegen die Absetzung seines erfolglosen, wahrscheinlich von ihm mitausgesuchten Nachfolgers. Das Schreiben unterzeichnete er mit „Ihr ehemaliger Institutsleiter, Gründer und Erbauer des Institutes Hartheim“.¹⁴²⁹ Der wütende Brief gibt Einblick, dass der „Silberücken“ Erber trotz des Rückzugs in die Pension mit 70 Jahren noch bestimmen wollte.

¹⁴²⁸ Wegscheider: Soziales Engagement im Wandel.

¹⁴²⁹ DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Schreiben Georg Erbers an Obmann des OÖ.LWV Anton Strauch, 6. Dezember 1989.

WIRKUNG UND FÜHRUNGSSTIL GEORG ERBERS IN ST. ISIDOR

Georg Erber wurde als „sehr integrierter und engagierter Mensch und Priester, der gerne im Mittelpunkt gestanden ist“ beschrieben.¹⁴³⁰ „Die Darstellung von St. Isidor war immer, dass es das Werk und der persönliche Verdienst von Georg Erber war.“¹⁴³¹ „Vater Direktor war wie eine Vaterfigur für die Kinder, für die Kinderdorfmütter und Schwestern eine Führungsperson. Sie haben ihn alle verehrt, waren stolz, wenn er zu ihnen gekommen ist und mit ihnen geredet hat.“¹⁴³² Er war auch einer der wenigen Männer im Kinderdorf und hatte schon deshalb eine Sonderstellung. Sein Führungsstil sei autoritär gewesen.¹⁴³³ Er sei zwar „nach außen hin immer kooperativ aufgetreten, in Wirklichkeit war er beinhart, grob und autoritär“¹⁴³⁴. Erber wäre wie „ein Diktator übers Heim, über alle“ gewesen.¹⁴³⁵ Er sei „herrsüchtig“ gewesen, „ein Kontrollierer, er kontrollierte alle“¹⁴³⁶. Er habe auch „alle zur Arbeit eingeteilt, ohne zu fragen, ob es ihnen recht ist“. In seinem Personalakt befand sich ein Beschwerdebrief einer weltlichen Kinderdorfmutter, die – wie herauszulesen war – öfter in Opposition zu Erber stand und dann auch das Kinderdorf verließ. Sie fasste ihre Erfahrungen mit Georg Erber aus ihrer 10-jährigen Tätigkeit im Kinderdorf (1960-1970) zusammen und meinte, er kontrolliere und „indoktriniere“ die Kinderdorfmütter. Neue Wege in der Kirche zu befürworten wie auch das Wirken abseits der Arbeit als Kinderdorfmutter würden total und äußerst aggressiv abgelehnt. Die Kinderdorfmütter, die ihrerseits konservative Haltungen übernehmen würden, seien von der Außenwelt abgeschottet gewesen. Wurde in Einzelfällen eine pädagogische Beratung gesucht, erschöpfe sich das Gespräch mit dem stereotypen Hinweis: „Da kann man nur beten!“ oder „Der Himmelvater weiß schon, warum er ihnen diese Opfer (Erziehungsschwierigkeiten mit Kindern) auferlegt“, oder auch „Sagen Sie’s dem lieben Gott!“¹⁴³⁷. Ebenfalls ein typischer Spruch Erbers soll gewesen sein: „Gott schickt es jenen, die es tragen können.“¹⁴³⁸ Der langjährige Gutsverwalter schrieb Anfang der 1980er-Jahre kritisch zu Georg Erbers Verzögerungstaktik bei gemachten Zusagen, seine

¹⁴³⁰ Interview 11a Lehrkraft/AngestellteR, Abs. 12 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

¹⁴³¹ Interview 11b Lehrkraft/AngestellteR, Abs. 6.

¹⁴³² Interview 35 Fachdienst, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

¹⁴³³ Interview 2a Leitung, Abs. 133 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

¹⁴³⁴ Interview 11b Lehrkraft/AngestellteR, Abs. 5.

¹⁴³⁵ Interview 44b Heimkind.

¹⁴³⁶ Interview 10b AngestellteR, Abs. 23. Das folgende Zitat ist ebenso daraus entnommen.

¹⁴³⁷ DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Brief der Kinderdorfmutter G. B., Oktober 1970.

¹⁴³⁸ Interview 22 Leitung, Abs. 98.

übliche Antwort sei gewesen: „Ja, da müsstens halt mehr beten“, insbesondere wenn Erber mit Problemen konfrontiert worden war.¹⁴³⁹

„Vater Direktor“ sei insbesondere in Kinderdorffamilien in der Früh oder nach der Schule „nachschaun“ gegangen, „die als schwierig galten“ und deren Kinderdorfmütter schon wegen mangelnder Fähigkeit und Eignung aufgefallen waren.¹⁴⁴⁰ Das Kontrollsystem im Kinderdorf habe aus der Person Georg Erber bestanden, der einen hohen moralischen Anspruch hatte, und davon ausging, „wenn die Kinder in seiner Obhut, in seinem Machtbereich waren, geht es ihnen gut. Er führte ein strenges Regime“.¹⁴⁴¹ Das pädagogische Talent von Georg Erber bei komplexeren Erziehungsfragen sei eher „überschaubar“ gewesen. Eine Kinderdorfmutter sagte, Georg Erber habe sich nicht mit Problemen auseinandergesetzt, er habe sie weggebetet.

Zur Gewaltanwendung durch Georg Erber wurden unterschiedliche Angaben gemacht. Es gab Berichte von Kindern und Kinderdorfmüttern, die sagten, die Kinder hätten ihn gefürchtet, er habe Kinder – auch heftig¹⁴⁴² – geschlagen und eingesperrt.¹⁴⁴³ Es könnte sein, dass Erber Kinder geschlagen hat, insbesondere als er noch jünger war, aber als er älter wurde, wurde ihm nachgesagt, dass er die Kinder nicht mehr selbst schlug – das sei unter seiner Autoritätswürde gewesen – er habe es vielmehr den Kinderdorfmüttern überlassen, die Kinder zu bestrafen und habe bei Gewaltanwendung weggesehen.¹⁴⁴⁴ „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es“, war ein Spruch von ihm.¹⁴⁴⁵ Die Kinderdorfmütter hätten sich wiederholt Weiterbildungen mit externen ReferentInnen zu pädagogischen Themen gewünscht, diese Ansuchen seien von Georg Erber ignoriert worden.¹⁴⁴⁶ Es habe auch immer Kinder gegeben, die den Vater Direktor mochten, wohl eher „verehrten“.¹⁴⁴⁷

1439 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Schreiben des Gutsverwalters an den Caritasdirektor Pfeiffer, 15. Juni 1980.

1440 Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 15; Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. II.

1441 Interview 2b Leitung, Abs. 24.

1442 Interview 14a Heimkind, Abs. 14.

1443 Ebd. Abs. 19; Interview 44 Heimkind; Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 14.

1444 Interview 11b Lehrkraft/AngestellteR, Abs. 15, 19.

1445 Interview 2b Leitung, Abs. 27.

1446 DAL, Pers-A/5, Zusammenstellung von Angaben über Konistorialrat Georg Erber von Dir. Anton Rumler, wahrscheinlich 1982.

1447 Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 12, aber auch Interview 12 Heimkind, Abs. 13; Interview 17 Heimkind, Abs. 45.

UNTER DER FÜHRUNG DER SALESIANER DON BOSCO: KARL SEISER SDB

Der Salesianer Karl Seiser, ein studierter Erziehungswissenschaftler und Priester (Priesterweihe, 26. Juni 1980), arbeitete vor seiner Arbeit im Kinderdorf als Religionslehrer und pädagogischer Mitarbeiter im Don Bosco Haus. Karl Seiser leitete von 1988 bis 1994 für den Salesianerorden das Kinderdorf St. Isidor. Die Amtszeit eines Salesianerpaters dauert grundsätzlich drei Jahre, mit der Option, sie nochmals für drei Jahre zu verlängern. Sein Aufgabengebiet umfasste die Leitung des Heims mit knapp 50 Kinderdorfmüttern und 350 untergebrachten Kindern, einen Sonderhort, den heilpädagogischen Kindergarten, den Pfarrkindergarten von St. Johannes und dem Therapiehaus, sowie einem medizinisch-therapeutischen Zentrum. Er war für die Verwaltung zuständig, trug die wirtschaftliche Verantwortung und hatte die Öffentlichkeitsarbeit über. Seiser vertrat in seiner Funktion als Kinderdorfleiter die Einrichtung nach außen und gegenüber der Caritas. In seiner Zeit wurde der Betriebsrat gegründet. Über sich als Leiter sagte er: „Ich fühlte mich gut ausgebildet und geeignet für die Führung der Einrichtung.“¹⁴⁴⁸

Nach anfänglicher Zufriedenheit mit dem Salesianerorden häuften sich ab 1993 die Konflikte. Das Kinderdorfpersonal zeigte sich zunehmend unzufrieden mit Pater Seisers autoritären Führungs- und Kommunikationsverhalten („Ich bin die oberste Instanz – ich alleine bin der Chef und nur ich alleine kann bestimmen!“¹⁴⁴⁹). Zudem gab es keinen Personalreferenten und das Kinderdorf litt an Personalmangel, vor allen an qualifiziertem Personal. Es machte in dieser Zeit Fortschritte in der Erziehung und im Personalmanagement zeitverzögert mit. Zunehmende Professionalisierung und Bürokratisierung änderten die Ansprüche und Erwartungen des Personals. Für Gerede sorgte auch das Naheverhältnis zu einer Jugendlichen aus dem Kinderdorf. Es gab Gerüchte über eine sexuelle Beziehung zwischen den beiden, sie verbrachten mit Nachhilfe und Musikunterricht Zeit miteinander. Die Streitereien unter den Kinderdorfmüttern beeinträchtigten die Erziehungsarbeit, ausgelöst durch das Verhalten des Salesianers. Der Kinderdorfleiter hatte mit vielen MitarbeiterInnen Konflikte, insbesondere dem Wirtschaftsleiter und dem Psychologen. Der Psychologe informierte die Caritasleitung, dass die Mehrheit des Personals für eine Abberufung Seisers war und legte eine Zusammenstellung von Fällen vor, die seinen problematischen Führungsstil verdeutlichte.¹⁴⁵⁰ Gleichzeitig wurde erstmals thematisiert, dass

¹⁴⁴⁸ Interview 22 Leitung, Abs. 75.

¹⁴⁴⁹ Kinderdorf St. Isidor, rote Flügelmappe, VI. A. Kinderdorf St. Isidor von 12. August 1991 bis 28. Oktober 1999, Beschwerdebrief der Sonderhortkindergärtnerinnen an Direktor Mayr, 30. Juni 1993.

¹⁴⁵⁰ Ebd. Bericht zwischen der angespannten Lage zwischen dem Leiter des Kinderdorfes St. Isidor und seinen MitarbeiterInnen, Mai 1993.

es problematische Erziehungsmethoden im Kinderdorf gab, wie z.B. Lieblingkinder, verschiedene Formen von Gewalt, sexuelle Übergriffe und Missbrauch. 1994 verließ Seiser das Kinderdorf. Am 2. August 1997 suchte er um Dispens vom priesterlichen Zölibat an, da er mit einer Frau, dem besagten ehemaligen Kinderdorfkind, eine Familie gründen wollte und sie bereits schwanger war.

JOSEF BAUER

Schon ab Juni 1994 griff der stellvertretende Caritasdirektor Josef Bauer, ein promovierter Soziologe, mehr in die operative und strategische Arbeit im Kinderdorf ein. Er entwarf ein neues Organisationskonzept und versuchte die Konflikte in der Einrichtung zu lösen. Der Vertrag mit dem Salesianerorden wurde aufgelöst. Josef Bauer wurde daraufhin im August 1994 die Leitung des Kinderdorfes übertragen. Bauer war der erste weltliche Kinderdorfdirektor. Er versuchte – unterstützt von Rektor Suk – das Heim im Sinne der Deinstitutionalisierung zu redimensionieren – auch die Auflösung stand zur Diskussion. Das Kinderdorf St. Isidor konnte jedoch nicht aufgelöst werden, das Land Oberösterreich sträubte sich mit dem Argument, die behinderten Kinder hätten dann in Jugendwohlfahrtseinrichtungen unterkommen müssen „und die hätten keine Chance gehabt und dann ist viel wichtiger gewesen, die Organisation zu reformieren“¹⁴⁵¹.

5.2.2. KINDERDORFMÜTTER: HARTE HAND UND MUTTERLIEBE

DAS BETREUUNGSSYSTEM

In den Kindergruppen arbeiteten Barmherzige Schwestern, die einen kleineren Teil ausmachten, und alleinstehende Frauen. Sie wurden bis in die 1970er-Jahre als Heimmutter und dann erst als Kinderdorfmutter bezeichnet. Frauen, die angelernt wurden, arbeiteten als Helferinnen in den Gruppen und wurden Tante genannt. Diese Frauen kamen oftmals aus ländlichen Gebieten, aus bäuerlichem Milieu und waren katholisch eingestellt.¹⁴⁵² Zwar sollten, so Georg Erbers Wunsch, die Frauen eine Ausbildung als Kindergärtnerin, Arbeitslehrerin (heute: Lehrerin für Textiles Werken und Gestalten), Krankenschwester oder Fürsorgerin haben. Viele Beschäftigte hatten aber keine der gewünschten Ausbildungen. In den 1960er-Jahren gab es gleichzeitig, je nachdem in welchem Haus die Frauen arbeiteten, Kindergruppen

¹⁴⁵¹ Interview 2a Leitung, Abs. 139.

¹⁴⁵² Interview 22 Leitung, Abs. 65.

mit sechs bis sieben und Kindergruppen mit bis zu 25 Kindern. Die großen Gruppen wurden von zwei bis drei Frauen, häufig einer Schwester und einer oder zwei Tanten betreut. Fast alle Gruppen wurden in den 1970er-Jahren immer kleiner, und nur mehr eine Frau, die sogenannte Kinderdorfmutter, war für eine Kleingruppe von sechs bis sieben Kinder hauptverantwortlich zuständig. Die Kleingruppenbetreuung im Familienkonzept, so Erbers Vorstellung, wurde verwirklicht, indem die Kleingruppen in einer Wohnung oder in zwei Wohnungen nebeneinander untergebracht wurden. Die jeweilige Kinderdorfmutter der Nachbarfamilie sollte der anderen zur Seite stehen. In einem internen Planungsdokument aus dem Jahr 1973 wurde festgehalten, die Erziehung läge bei den Kinderdorfmüttern, sie sollten als „Mütterpaare echte zwischenmenschliche Beziehungen pflegen“ und „diese durch ihr familiäres Zusammenleben mit den Kindern an diese weitergeben“¹⁴⁵³. Es wurde die Verantwortung für das Gelingen der Betreuung in „das freiwillige Engagement der einzelnen Erzieherpersönlichkeiten“ gelegt. Eine beigelegte Aufstellung zeigte, dass im Jahr 1973 jede Mitarbeiterin durchschnittlich schon fast zwölf Jahre im Kinderdorf angestellt war und dass alle Erzieherinnen sowie fast alle zusätzlichen MitarbeiterInnen ihren Lebensmittelpunkt im Kinderdorf hatten.

Schon in den 1950er-Jahren gab es Überlegungen, den in der Erziehung beschäftigten Frauen wegen ihrer mangelnden Ausbildung einschlägige fachliche Anregungen für ihre Arbeit zu bieten. Sie selbst wünschten dies auch. Das Kinderdorf abonnierte daraufhin die pädagogische Fachzeitschrift „Unsere Kinder“, die Frauen wurden ermutigt, an einschlägig-katholisch Vorträgen teilzunehmen und Georg Erber verbreitete außerdem im Zuge von regelmäßigen Ansprachen sein Wissen über heil- und sonderpädagogische Methoden unter den Frauen.¹⁴⁵⁴ Schließlich wurde die „Mütterschule“ als intern organisiertes Ausbildungsprogramm um 1960 ins Leben gerufen. Die Frauen erhielten, so Erbers Vorstellung, damit vor allem eine medizinische bzw. pflegerische Ausbildung, manche machten Praktika in Spitälern und auf Kinderstationen.¹⁴⁵⁵ Eine Kinderdorfmutter erinnerte sich: Helferinnen arbeiteten, bevor sie die Mütterschule besuchten, als Tante in einer Gruppe mit. Jene Frauen, die eine pädagogische Ausbildung besaßen, konnten gleich als Gruppenleiterin beginnen.¹⁴⁵⁶ Ein Interviewpartner bezeichnete die Mütterschule wegen der mangelnden Professionalität der Lehrenden und der kurzen Dauer (ein

1453 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Nach neuen Wegen suchen, wahrscheinlich 1973. (die weiteren Zitate sind ebenfalls daraus entnommen).

1454 Ebd. Aktenvermerk Schulung und Schulungsmöglichkeiten des erzieherischen Personals, 3. November 1951.

1455 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958), 151-156.

1456 Interview 32 Kinderdorfmutter, Abs. 7 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

Schuljahr lang und nur wenige Stunden am Vormittag) als „Schnellsiedekurs“¹⁴⁵⁷. Es unterrichteten die Direktoren der Sonderschulen von St. Isidor und die ärztliche Leitung des Kinderdorfes die Fächer Pädagogik, Sprachheilerziehung und Pflege bei körperlicher Beeinträchtigung, wobei die medizinisch-pflegerischen Themen dominierten. Im Idealfall konnten die Frauen, sobald sie die Mütterschule absolviert hatten, eine Kindergruppe als Kinderdorfmutter übernehmen. Die Mütterschule könne, so waren sich die Interviewpartner einig, auf keinen Fall als professionelle und adäquate Ausbildung betrachtet werden.¹⁴⁵⁸ Es hätte immer wieder Bestrebungen gegeben, die interne Ausbildung durch eine externe Ausbildung zu formalisieren, aber Georg Erber unterstützte diese Idee nicht.¹⁴⁵⁹ Bis zum Beginn der 1990er-Jahre habe es in St. Isidor keine Bildungsmaßnahmen in einer Qualität gegeben, die man heute als fachliche Weiterbildung bezeichnen würde.¹⁴⁶⁰

Die Stabilität des Betreuungsverhältnisses und die Chance auf Beziehung durch das Kinderdorfmuttersystem (eine Person, die 24 Stunden am Tag für die Kinder da war) ist dennoch von vielen gelobt worden.¹⁴⁶¹ Eine Kinderdorfmutter sagte: „Eine Kinderdorffamilie war wie eine richtige Familie. Die Kinderdorfmütter konnten frei arbeiten. Das war unter allen Kinderdorfleitern so.“¹⁴⁶² Ehemalige Kinderdorfkinder sprachen auch voller Anerkennung über ihre Kinderdorfmutter.¹⁴⁶³ Es gab aber auch die andere Seite: „Die Kinderdorfmütter waren zum Teil gut, zum Teil sehr gut und zum Teil überfordert. Die Überforderung hat sich massiv auf die Kinder ausgewirkt. Sie haben kaum frei gehabt, es gab kein Entlastungssystem. Besonders schwer war es, wenn sich die beiden Mütter der Nachbarfamilien nicht verstanden. Da gab es sicher viele Überforderungsmomente. Heute gibt es Elternarbeit, die als entlastend empfunden wird, die gab es damals nicht. Dann gab es damals auch noch Druck von einer Ärztin.“¹⁴⁶⁴ Die Überlastung wurde darauf zurückgeführt, dass behinderte Kinder oft nicht der Vorstellung des „dankbaren Kindes“ entsprachen, sondern in ihrem Verhalten schwierig und fordernd waren. Man versuchte häufig, mit zu großer Strenge und Disziplin nicht erwünschtes Verhalten zu korrigieren. Diese überlas-

1457 Interview 22 Leitung, Abs. 52 (zeitlicher Bezug: 1988-1994).

1458 Ebd. Abs. 19; I21b Lehrkraft, Abs. 27f.; Interview 24 St/Kinderdorfmutter, Abs. 31; Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 7.

1459 Interview 21a und Interview 21b, Lehrkraft (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

1460 Interview 34 Erziehung, Abs. 14 (zeitlicher Bezug: 1991-1993).

1461 Interview 22 Leitung, Abs. 23 (zeitlicher Bezug 1988-1994).

1462 Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 18 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

1463 Interview 15 Heimkind oder Interview 18 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1966-1979 und 1983-2000).

1464 Interview 35 Fachdienst, Abs. 21.

teten Kinderdorfmütter hätten, so wurde eingestanden, in der Folge pädagogische Methoden angewandt, die nicht erfolgreich oder sogar kontraproduktiv waren. Eine Interviewpartnerin, die diese Einschätzung bestätigte, sagte aber, es habe viele Kinderdorfmütter gegeben, die großartig gearbeitet hätten, auch noch in einem Alter, wo sie schon Großmütter sein hätten können. Noch heute kämen ehemalige Heimkinder mit ihren Kindern, weil ihre Kinderdorfmütter zu ihnen eine so gute Beziehung gehabt haben und noch immer haben.¹⁴⁶⁵ Im Kinderdorf arbeiteten Anfang der 1990er-Jahre noch 50 Kinderdorfmütter. Eine sehr enge Gemeinschaft bildeten sie aber nicht, zu unterschiedlich waren die Persönlichkeiten. Eine Kinderdorfmutter erzählte, sie habe nur Kontakt zu vier befreundeten Kinderdorfmüttern gehabt, mit denen sie auch privat viel Zeit verbrachte.¹⁴⁶⁶

Viele Kinderdorfmütter sahen ihre Arbeit offenbar als Berufung und idealisierten daher die Tätigkeit als „Lebensaufgabe“. Ein ehemaliger Kinderdorfleiter erzählte, er habe „viele Kinderdorfmütter [erlebt], die aufgegangen sind in ihrer Arbeit, die darin eine Berufung und Erfüllung gesehen haben. Da merkte man, die haben Freude, die haben Zugang zu den Kindern. Das war ein erheblicher Teil der Kinderdorfmütter.“¹⁴⁶⁷ Die engagierten und aktiven Kinderdorfmütter stellten den viel größeren Teil dar. Selbst unter den engagierten und aktiven Kinderdorfmüttern gab es wenige, die von ehemaligen Kindern der übermäßigen psychischen und physischen Gewaltanwendung beschuldigt wurden.¹⁴⁶⁸ Es gab auch Kinderdorfmütter – das war ein kleiner Teil – die durch die Lebensumstände in diese Rolle hineingedrängt worden waren und die sie nicht erfüllen konnten. Ein ehemaliges Heimkind reflektierte über seine wenig als Erzieherin geeignete Kinderdorfmutter: „Das war für die Frauen anstrengend und oft alles zu viel.“¹⁴⁶⁹ Insbesondere wenn die Kinderdorfmütter älter wurden, waren sie häufig überfordert bzw. waren den Anforderungen nicht mehr gewachsen.¹⁴⁷⁰ Überforderungssyndrome der Kinderdorfmütter wurden nicht wahrgenommen. Die Kinderdorfmütter konnten ihre „Familien“ regelrecht abschotten.¹⁴⁷¹

¹⁴⁶⁵ Interview 6b Leitung/Fachdienst, Abs. 11 (zeitlicher Bezug: seit 1994).

¹⁴⁶⁶ Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 51 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

¹⁴⁶⁷ Interview 22 Leitung, Abs. 59.

¹⁴⁶⁸ Beispielsweise Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 3, 2014 oder 17, 2013.

¹⁴⁶⁹ Interview 13 Heimkind, Abs. 28 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

¹⁴⁷⁰ Interview 34 Erziehung, Abs. 3 (zeitlicher Bezug: 1991-1993).

¹⁴⁷¹ Interview 2a Leitung, Abs. 139.

Es lassen sich drei Probleme in der Struktur und Organisation der Betreuung in St. Isidor bis in die 1990er-Jahre erkennen. Erstens stellte ein Problem die fehlende professionelle, pädagogische Ausbildung sowie auch das Fehlen von professioneller Anleitung und Kontrolle des Erziehungspersonals im Kinderdorf dar.¹⁴⁷² Zweitens hatte das Erziehungspersonal bis Anfang der 1990er-Jahre wenig zusätzliche Ressourcen zur Verfügung. Das wurde vor allem zum Problem, als die Kinderdorfmütter immer älter wurden. Es gab kaum Entlastungsdienste oder professionelle Hilfe bei Problemen mit den Kindern. Zudem fehlte eine Kultur der professionellen Distanz. Manche nahmen Kinder, die in den Ferien in der Gruppe blieben, in den Urlaub mit.¹⁴⁷³ Drittens ließen sich die Kinderdorfmütter wenig in „ihre Familien“, also in ihr „Privatleben“ hineinschauen. Die Kinderdorfmütter hatten in der Erziehung weitgehend freie Hand, mussten sich aber in der Tagesgestaltung an die Struktur der Anstalt halten. Durch die Privatheit der Familie blieb viel im Verborgenen. In Problemgruppen versuchten aufmerksame Kinderdorfmütter einzugreifen, indem sie intern und informell Unterstützung anboten. („Es gab ungeeignete Kinderdorfmütter mit ihnen wurde geredet und Hilfen angeboten“¹⁴⁷⁴). Aber es gab auch Kinderdorfmütter, so wurde berichtet, wo Missstände verborgen blieben und die es nicht schafften, um Hilfe bei Problemen mit ihren Kindern zu bitten. Manche wollten keine Hilfe annehmen, selbst wenn sie der Aufgabe körperlich oder psychisch nicht mehr gewachsen waren.¹⁴⁷⁵

DIE BARMHERZIGEN SCHWESTERN

Im Kinderdorf St. Isidor waren Barmherzige Schwestern aus dem Mutterhaus Wien-Gumpendorf tätig. Die meisten Schwestern in diesem Orden hatten eine Ausbildung als Krankenschwester, wenige waren ausgebildete Lehrerinnen oder Kindergärtnerinnen. Der Orden sorgte für die Bereitstellung der Schwestern, wobei eine Schwester als Oberin die Leitung der Filiale übernahm. Schwestern arbeiteten in den Gruppen, aber auch im Kindergarten, in der Schule, im Hort, im Therapiebereich oder in der Küche. „Die Ordensschwestern waren in ihre Ordensgemeinschaft eingebunden und hatten von daher einen Rahmen für den Tagesablauf und die Lebensgestaltung. Aber von ihren Persönlichkeiten her gab es eine solche Differenzierung, wie es sie auch bei den weltlichen gegeben hat. Es gab welche, die entwickelten ein feines gutes Gespür im Umgang mit den Kindern.“¹⁴⁷⁶

¹⁴⁷² Siehe z.B. Interview 22 Leitung; Interview 2b Leitung.

¹⁴⁷³ Interview 30 AngestellteR, Abs. 30; Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 16, 17 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

¹⁴⁷⁴ Interview 20 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 19 (zeitlicher Bezug: 1953-2001).

¹⁴⁷⁵ Interview 22 Leitung, Abs. 15.

¹⁴⁷⁶ Interview 22 Leitung, Abs. 21 (zeitlicher Bezug: 1988-1994).

Im Jahr 1948 sah der Tagesablauf der Schwestern (auch Kinderschwester genannt) folgendermaßen aus: Sie hatten von 5:00 bis 5:45 Uhr Morgengebet und Betrachtungen, von 6:30 bis 7:30 Uhr Messe und Frühstück, von 11:15 bis 12:00 Uhr Tagzeiten und Mittagstisch, von 14:45 bis 15:15 Uhr Lesung und Jause, von 17:15 bis 18:30 Uhr Rosenkranz, Betrachtung und Abendessen und von 19:30 bis 20:30 Uhr Rekreation und Abendgebet.¹⁴⁷⁷ Über die Jahre änderte sich der Tagesablauf der Schwestern, sie konnten mehr bei ihren Kindern bleiben. Für die Zeit von 1971 bis 2001 erläuterte eine Schwester, dass wegen der Aufsichtspflicht in den Gruppen häufig nur eine von zwei Schwestern an den gemeinsamen Treffen teilnehmen konnte. Insbesondere wenn ein Kind krank war oder die Notwendigkeit zur Aufsicht bestand, wurde darauf verzichtet oder versucht, eine Helferin für die Zeit zu organisieren. Nach der Jausenpause in der Schule gingen die Schwestern dann um 10:20 Uhr zum Rosenkranzgebet mit anschließender Mittagsbesinnung, anschließend war das Mittagessen aller Schwestern, außer ein Kind war krank oder zu Hause. Um 17:00 Uhr war die Vesper, wo wieder nur eine von zwei Schwestern teilnehmen konnte. Es wurde schließlich von den Schwestern selbst gefordert, dass sie ihr Abendessen auch mit den Kindern einnehmen konnten. Samstag und Sonntag durften die Schwestern ebenfalls mit den Kindern zu Mittag essen.¹⁴⁷⁸

Die Schwestern im Kinderdorf bildeten eine Gemeinschaft, die sich gegenseitig stützte und gemeinsamen religiösen Übungen nachging. Die Frauen hatten sich durch den Eintritt in diesen Orden einerseits zum Dienst an den Armen und an der Gesellschaft und andererseits zu einer religiös-spirituellen Lebensführung entschlossen. Für sie, die oftmals aus einfachen Verhältnissen kamen, war der Eintritt in die christliche Glaubens-, Dienst- und Lebensgemeinschaft die Möglichkeit, einer glaubensmotivierten Berufung nachzugehen. Durch den Dienst an den „armen“ Kindern brachten sie ihre Liebe zu Gott und den Menschen zum Ausdruck.

Um 1950 lag die Zahl der Barmherzigen Schwestern in der Anstalt bei 10, zwei davon waren als Lehrerinnen in der Schule tätig. Zu dieser Zeit beschwerte sich Georg Erber bei der Caritasleitung, dass eine große Anzahl der Schwestern zu kränzlich und alt für die Erziehungsarbeit in den Gruppen sei.¹⁴⁷⁹ Eine Aufstellung aus dem Jahr 1952 belegt, dass die Schwestern zwischen 51 und 61 Jahre alt waren, das Durchschnittsalter lag bei 55 Jahren. Die Schwestern hatten häufig nur sieben Jahre Volksschule besucht. Nur drei Schwestern hatten Schulungen über Kindererzie-

1477 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Gemeinsame Übungen der Schwestern von Sr. Magdalena Schoßthaller, 17. März 1948.

1478 Emailauskunft, 23. August 2019.

1479 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Stellungnahme Georg Erbers zur Rektorenstelle, 4. Jänner 1951.

hung absolviert.¹⁴⁸⁰ Die Schwestern mussten in den 1960er-Jahren noch Gruppen von 20 bis 25 Kindern führen. Georg Erber konnte nicht (mit)bestimmen, welche Schwestern nach St. Isidor kamen. Er beschwerte sich bei der Caritasleitung, das Mutterhaus schicke ihm Schwestern, die weder eine fachliche Ausbildung zur Betreuung von Kindern hätten, noch für die Arbeit geeignet seien. Das führte auch früh zu Konflikten mit dem weltlichen Betreuungspersonal. Obwohl sich Georg Erber schon seit den 1950er-Jahren über ungeeignete Schwestern beschwerte und die Ordensleitung Schwierigkeiten hatte, aufgrund des Schwesternmangels geeignetere Personen bereitzustellen, wollte er weiterhin vor allem mit Ordensangehörigen die Erziehung der Kinder in den Gruppen sicherstellen. Das ging sogar soweit, dass er die Frage stellte, ob es nicht Sinn mache, weltliches Personal im Kindergarten einzustellen, um mehr Schwestern für die Gruppenbetreuung zu haben oder einen männlichen Erziehungsorden für die Übernahme der Bubenbetreuung zu fragen.¹⁴⁸¹

Auch der Schwesterngemeinschaft von St. Isidor blieb die Unfähigkeit einzelner Schwestern nicht verborgen, aber „im Orden wurde ein schwesterlicher Umgang gepflegt, man hat sich nicht eingemischt, wenn etwas misslungen ist. Die Familie wurde respektiert“¹⁴⁸². Als „Familie“ verstand man die Kindergruppe einer Schwester. Schwestern von ihrer Arbeitsstelle abzuberufen war Sache der Ordensleitung. Eine Schwester vermutete, es habe sich vielleicht die Generaloberin nicht getraut diesen Schritt zu tun, weil es Unruhe gebracht hätte und ein Eingeständnis dafür gewesen wäre, dass die Schwester die Arbeit nicht leisten konnte, obwohl sie diese bereits jahrzehntelang gemacht hatte.¹⁴⁸³

Ende der 1980er-Jahre waren ca. 20 Schwestern im Kinderdorf tätig, viele davon schon älter und manche sehr alt: „Manche waren ja schon Großmütter oder Urgroßmütter, aber der Orden wollte keine hier rausnehmen.“¹⁴⁸⁴ Eine Schwester erinnerte sich an einige Ordensfrauen, die bereits über 70 oder 80 Jahre alt waren, als sie von ihrem Dienst an den Kindern im Kinderdorf, wo sie am Ende oft nur mehr als Helferin tätig waren, abberufen wurden.¹⁴⁸⁵ Eine Kinderdorfmutter erzählte über ihre Erlebnisse mit ihrer schon alten Mitschwester, deren Gruppe

1480 Ebd. Erhebungsblatt, 1. August 1952.

1481 Ebd. Stellungnahme Georg Erbers zur Rektorenstelle, 4. Jänner 1951.

1482 Interview 20 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 19 (zeitlicher Bezug: 1953-2001).

1483 Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1971-2001).

1484 Interview 2b Leitung, Abs. 95 (zeitlicher Bezug: ab 1982 Jahre).

1485 Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 59-60 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

neben ihr wohnte: „Schwester [...] war nicht oder nicht mehr geeignet als Kinderdorfmutter. Am Ende – es war so um 1990 als sie wegkam war sie über 70 Jahre alt und kränzlich. Schwester [...] war schwach und eifersüchtig. Beispielsweise, wenn Spenden kamen und sich die Nachbarkinderdorfmutter schöne Sachen ausuchte, die dann nicht für Schwester [...] Kinder verfügbar waren. Sie hat sich wegen allem immer sehr aufgeregt. Sie hat sehr geschrien und geschimpft mit den Kindern. Die Kinder haben ihr nicht gefolgt, waren sehr frech zu ihr. Schwester [...] hat dann geweint.“¹⁴⁸⁶ Die Interviewpartnerin erzählte weiter, dass sie, als diese Schwester mit 85 Jahren starb, zufällig bei ihr war. Auch ein „Altzögling, der mit zwei Jahren zu ihr kam, war dabei. Sie war wie seine Mutter, er hat sie auch immer Mutter genannt. Der Altzögling hat ihr die Augen geschlossen und als Andenken eine Haarlocke abgeschnitten.“ Selbst wenn es mehrere Anschuldigungen wegen seelischer und physischer Gewalt (z.B. zur Strafe Scheitelknien, mit Teppichklopfer schlagen, wenig Essen, Ohrfeigen, übermäßiges Schimpfen¹⁴⁸⁷) gab und die Kinderdorfmutter von anderen als nicht geeignet beurteilt wurde, gab es ehemalige Heimkinder, die sie als Mutter empfanden und auch als solche anerkannten.¹⁴⁸⁸

Der Grund, warum für die Erziehung nicht (mehr) geeignete Schwestern so lange im Kinderdorf tätig waren, lag vor allem an dem geringen Kostenaufwand und der fast uneingeschränkten Einsetzbarkeit: „Die Schwestern haben gearbeitet, sehr lange und sehr viel. Sie wurden nicht ausgetauscht, denn sie waren billig, für die Landesverwaltung sowie für den Träger. Die Schwestern wurden dafür gelobt, auch wenn sie schon nicht mehr tragbar gewesen sind“¹⁴⁸⁹. Jene, die die Dienstleistungen der Einrichtungen brauchten, also das Land OÖ. und die Caritas, so ein Interviewpartner, „waren stark drauf aus, dass die Orden bleiben. Das Land wollte die Orden, erstens, weil da haben wir eine Ruhe gehabt und es ist billig, zweitens, die Caritas sagte, wir halten die Infrastruktur, die Pädagogik sollen die Orden machen. Das war in St. Isidor, St. Pius und St. Elisabeth so.“¹⁴⁹⁰

¹⁴⁸⁶ Ebd. Abs. 22. Nachfolgendes Zitat ist ebenso daraus entnommen.

¹⁴⁸⁷ Z.B. Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 3, 2019.

¹⁴⁸⁸ Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 37 (zeitlicher Bezug: 1970-2001). Eine andere Schwester hat ebenfalls sehr viel geschimpft, Kinder geschlagen, rigide Regeln gehabt, etc. und sie wurde als sehr frustriert beschrieben. Sie hatte dennoch ein „Lieblingskind“, für das sie auch seine Mama war.

¹⁴⁸⁹ Interview 2b Leitung, Abs. 96 (zeitlicher Bezug: ab 1982).

¹⁴⁹⁰ Interview 2b Leitung, Abs. 96.

DIE WELTLICHEN KINDERDORFMÜTTER

Georg Erber versuchte durch gezielte Anwerbung, katholisch eingestellte Frauen für die Erziehung zu finden. Das sei nicht schwierig gewesen, weil es nach dem Krieg viele gab, so wurde vermutet, „auch im Leben stehende, christlich gesinnte Frauen, die für sich keine Chance auf Ehe und Kinder sahen. Da sind viele gekommen“¹⁴⁹¹. In der Nachkriegszeit gab es von verschiedener, insbesondere kirchlicher Seite, immer wieder Ansuchen, ob die Kinderdorfleitung Frauen in Not Arbeit geben könnte. Sie wurden als gesundheitlich beeinträchtigt, arbeitslos aber „christlich eingestellt“ beschrieben.¹⁴⁹² Eine Personalaufstellung aus dem Jahr 1952 informiert, dass das Kinderheim neben den Schwestern zehn Frauen als Erzieherinnen beschäftigte. Sie waren zwischen 20 und 30 Jahre alt, ihr Durchschnittsalter lag bei 25 Jahren. Nur zwei hatten über die Pflichtschule hinaus eine Kindergartenausbildung absolviert. Zwei besuchten nebenberuflich Schulungen zum Thema Kindererziehung.¹⁴⁹³ Neben den Schwestern, die üblicherweise die Gruppen leiteten, bildeten die unverheirateten bzw. alleinstehenden Frauen schon Mitte der 1950er-Jahre den größeren Teil des Betreuungspersonals.¹⁴⁹⁴

Schon um 1950 wurden von Caritassekretär Rafferteder die Arbeitsbedingungen des weltlichen Erziehungspersonals und die Aufgabeneinteilung bemängelt. Eine Arbeitsunterlage, die eigentlich den Zweck hatte, verschiedene Vorschläge zum „inneren Ausbau“ des Kinderdorfes St. Isidor zu liefern, gibt Einblick in den Arbeitsalltag im Kinderheim dieser Zeit: Die Frauen mussten auf Anordnung der Oberin zehn Stunden am Tag und 60 Stunden in der Woche arbeiten und hatten nur einen Tag frei. Rafferteder wies darauf hin, dass die Tagesarbeitszeit nicht gesetzeskonform sei, denn seit 1919 gab es in Österreich den Acht-Stunden-Tag und die 48-Stunden-Woche war üblich. Er bemängelte, dass das weltliche Erziehungspersonal am Abend striktes Ausgehverbot habe. Sie würden außerdem in übermäßigem Ausmaß für Putz- und Näharbeiten eingeteilt und hätten deshalb wenig Zeit für ihre Betreuungsaufgaben. Rafferteder schlug vor, für die Grundreinigung eigene Putzkräfte einzustellen. Die Frauen sollten gemeinsam mit den Kindern nur ihren Tagraum in Ordnung halten. Für die Näharbeiten sollte es eine eigene Nähstube geben. Die eigentlich für die Betreuung der Kinder eingestellten Frauen sollten nur kleinere Ausbesserungsarbeiten machen. Rafferteder bemängelte desweiteren, „was vollkommen fehlt, ist eine richtige Zusammenarbeit bzw. die grund-

¹⁴⁹¹ Ebd. 137.

¹⁴⁹² DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Mehrere Ansuchen an die Kinderdorfleitung, um 1950.

¹⁴⁹³ Ebd. Erhebungsblatt, 1. August 1952.

¹⁴⁹⁴ Ebd. Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958), 151-156, hier 156.

sätzliche Gleichstellung von Schwestern und Laienerzieherinnen in der Arbeit bei den Kindern¹⁴⁹⁵. Er meinte zudem, die Schwestern würden bei der Personaleinstellung vor allem jene Frauen nehmen, die sie gut als „Dienstboten“ verwenden könnten. Das angestellte Laienpersonal hätte deshalb weder eine ausreichende Ausbildung noch ein Bewusstsein dafür, dass es eigentlich für die Kinderbetreuung angestellt war. Als kurzfristige Verbesserungsmaßnahme wurden von Rafferzeder monatliche „Erziehungskonferenzen“ aller pädagogischen Mitarbeiterinnen mit der Caritasleitung und der Heimleitung vorgeschlagen.

Es gab kein Eignungsprofil für die Stelle als Kinderdorfmutter, an dem sich die Personalauswahl orientieren konnte.¹⁴⁹⁶ Erbers Kriterium bei der Personalauswahl war die „echte Hingabe der Persönlichkeit und des Herzens an die Kinder“ und nicht eine einschlägige Berufsausbildung, denn „charaktervolle, gesunde Frauen mit der entsprechenden Einsatzfreude“ könnten auch in der Mütterschule eine interne Ausbildung für ihre Arbeit bekommen.¹⁴⁹⁷ Kinderdorfmutter zu sein, wäre von den Frauen als Berufung gesehen – vielfach auch religiös motiviert – und auch so gelebt worden. Die Frauen sollten nur für die Kinder da sein, die Verwaltung nahm ihnen dafür vieles ab, was mit dem Leben außerhalb von St. Isidor bzw. mit Außenkontakten verbunden war: „Wir haben die Mütter etwas weltfremd erzogen. Alles was mit Ämtern war, das haben wir ihnen abgenommen. [...] Sie waren allein mit den Kindern, da hat man ihnen etwas abgenommen. Die Verwaltung hat ihnen Alltägliches abgenommen, da waren sie weltfremd.“¹⁴⁹⁸

Es gab auch Stimmen, die sagten, Erber habe die Kinderdorfmütter als „seine Arbeitsbienen“ ausgenutzt, sie hätten „nichts zu sagen“¹⁴⁹⁹ gehabt, er habe die religiös gesinnten Frauen um sich geschart, er habe ihnen Mann, Vater und Priester sein wollen: „Nur er hatte das Sagen und verlangte bedingungslosen Gehorsam.“¹⁵⁰⁰ Georg Erber wäre von den Kinderdorfmüttern „wie ein Dorfheiliger verehrt“ worden, auch als er schon lange in Pension war.¹⁵⁰¹ Es wurde bemängelt: „Die Frauen hatten viel zu lange, viel zu viele Kinder. Sie haben sich selbst hochstilisiert und ha-

1495 DAL, CDL-A/I, Sch. 315, Fasz. IX/1: Verschiedene Vorschläge zum inneren Ausbau des Kinderheimes St. Isidor von Rafferzeder, 3. Februar 1950. Die weiteren Informationen sind ebenso daraus entnommen.

1496 Interview 2a Leitung, Abs. 14f.

1497 DAL, CDL-A/I, Sch. 311, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958), 15ff.

1498 Interview 10a AngestellteR, Abs. 4f (zeitlicher Bezug: 1971-2001).

1499 Interview 11b AngestellteR, Abs. 24, 25 (zeitlicher Bezug: 1992-2001).

1500 Ebd. Abs. 27.

1501 Interview 9 Leitung, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1997-2001).

ben sich wie eine Mutter verausgabte. Aber sie rannten einem Idealbild einer guten Mutter nach. Im Kinderdorf war vieles Fassade, das ist auch immer wieder durchgedrungen und hat verwirrt und irritiert. Die Kinderdorfmütter sind überfordert gewesen und der ‚Vater Direktor‘ fern. Eine Arbeitszeitregelung oder Freizeit gab es lange keine“.¹⁵⁰²

Das Leben und der Alltag im Kinderdorf war nach annähernd klösterlichen Strukturen organisiert¹⁵⁰³ und teilweise auf das Ordensleben abgestimmt. Als Kinderdorfmutter zu arbeiten, konnte eine Alternative für den Ordenseintritt sein. Es scheint, als wären Frauen angezogen worden, die zwar Kinder wollten, aber welt- und männerabgewandt lebten und Anschluss an eine Gesinnungsgemeinschaft suchten.¹⁵⁰⁴ Es gab aber auch Kinderdorfmütter, die die Rahmenbedingungen im Kinderdorf als Einschränkung der persönlichen Freiheit bis hin zu totaler Unterwerfung wahrnahmen. Das Leben im Kinderdorf war nach den Vorstellungen Georg Erbers gestaltet. Erber verbot beispielsweise den Kinderdorffamilien noch Anfang der 1970er-Jahre, einen Fernseher zu haben. Er ging sogar soweit, dass er einer Kinderdorfmutter schriftlich mitteilte, wenn sie gegen seinen Willen im Mütterzimmer fernsehen sollte, werde er auf ihren Dienst als Kinderdorfmutter verzichten.¹⁵⁰⁵ Georg Erber vertrug weder Widerrede noch Kritik. Es gibt den Ausspruch von ihm: „Wenn hier Querulanz betrieben wird, löse ich diesen Verein auf, meine Damen!“¹⁵⁰⁶

Zwischen weltlichen und geistlichen Kinderdorfmüttern gab es Unterschiede in der Arbeitsaufteilung. Die weltlichen Kinderdorfmütter wurden zu Arbeiten am Areal des Kinderdorfes herangezogen, so z.B. zur Kartoffelernte oder zum Putzen der Schule in den Ferien. Die Schwestern mussten nicht mitmachen. Wollte sich eine weltliche Kinderdorfmutter beispielsweise wegen gesundheitlicher Beschwerden entschuldigen, lehnte er das Ansuchen ab. Die Anwesenheit und der Fortgang der Arbeit wurden von Erber kontrolliert.¹⁵⁰⁷ Eine der angestellten Frauen beschwerte sich schriftlich über die rechtslose Situation der Kinderdorfmütter. Sie gab an, ein Großteil der weltlichen Mütter, die um 1970 hier arbeiteten, hätten ihre Stelle ohne jegliche vorherige Berufsausbildung aufgenommen und deshalb nur beschränk-

1502 Interview 11a AngestellteR, Abs. 16 (zeitlicher Bezug: 1988-1994).

1503 Interview 22 Leitung, Abs. 65 (zeitlicher Bezug: 1988-1994).

1504 Interview 2b Leitung, Abs. 46.

1505 DAL, Pers-A/5, Personalakt Georg Erber, Brief von Georg Erber an eine Kinderdorfmutter, 14. September 1970.

1506 Ebd., Bericht einer Kinderdorfmutter, Oktober 1970.

1507 Ebd.

te berufliche Möglichkeiten bzw. Umstiegsmöglichkeiten. Auch wurde einzelnen, wenn sie gegen die Kinderdorfleitung Stellungnahme bezogen, mit Kündigung gedroht. Das erzeugte Unsicherheit und Angst. Die Kinderdorfmutter beschwerte sich auch, dass sie keine schriftliche Regelung ihres Dienstverhältnisses hatte und es kein Gehaltsschema gab. Sie hatte den Eindruck, es gäbe nur willkürliche Abmachungen.¹⁵⁰⁸

Es gab immer wieder mehr oder weniger offene Konflikte zwischen Kinderdorfmüttern und dann auch zwischen Kinderdorfmüttern und den ab 1990 eingestellten ErzieherInnen. Ein ehemaliger Erziehungsleiter meinte, es habe sehr viel Konkurrenz zwischen den Kinderdorfmüttern gegeben, die nicht offen ausgetragen wurde. Es ging, seiner Meinung nach, darum, wer die braveren, die gescheiteren Kinder hätte. Es sei über andere getuschelt worden: „Die kommt ja mit ihren Buben nicht zurecht. Oder bei der schaut es so aus“.¹⁵⁰⁹ Einige Kinderdorfmütter sind schon nach ein paar Jahren weggegangen. Die Gründe waren: Heirat, der Wunsch, eine eigene Familie zu gründen oder „manche hielten es nicht aus“. Im Kinderdorf herrschte teilweise üble Nachrede. Eine Kinderdorfmutter ging beispielsweise gerne schwimmen. Die anderen Kinderdorfmütter waren „neidig und schimpften über sie.“ „Das System war bösartig gegen die Kinder, es war eine Bedrückung. Die Kinderdorfmütter haben am Vormittag geputzt, alles gereinigt, sich in den Garten gesetzt oder sind einkaufen gegangen. Sie hatten ein sehr strenges Putz- und Wohnsystem. Fast alle waren sehr und eher formal als rituell religiös. Sie haben sich immer wieder getroffen, um zu beten. Es gab den Sühnekreuzzug und Treffen der Legio Mariens. Da wurden auch die Kinder gezwungen, dazuzugehen [...]. Dann haben sie sich ausgeruht, weil sie in den Nächten schon aufstehen mussten. Es war schon eine strenge Arbeit. Die Kinder mussten ihren Konzepten und Wünschen entsprechen, aber das haben die Kinder nicht einfach gemacht. Sie [die Kinderdorfmütter] meinten, du bist jetzt in meiner Familie und du hast dich so zu verhalten, wie ich das in meiner Familie will. Sie haben sich absolut als Mütter gefühlt.“¹⁵¹⁰

Ab Anfang der 1990er-Jahre konnten die Unzulänglichkeiten in der Erziehung vom Land Oberösterreich nicht mehr übersehen werden.¹⁵¹¹ Die zur Entlastung aufgebauten Dienste hatten kaum eine Möglichkeit, auf die als schwierig gelten-

1508 Ebd., siehe auch: Interview 10a und 10b AngestellteR (zeitlicher Bezug: 1971-2001).

1509 Interview 9 Leitung, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1997-2001).

1510 Interview 2b Leitung, Abs. 29 (zeitlicher Bezug: Anfang der 2000er-Jahre).

1511 Archiv Kinderdorf St. Isidor, grüne Flügelmappe, VI.A, Zeitraum März 1989 bis Dezember 1990.

den Familien einzuwirken. Die Kinderdorfmütter waren teilweise im Rentenalter, als ihnen FamilienhelferInnen zur Seite gestellt wurden. Es ist anzunehmen, dass durch das Beiziehen dieser Dienste auch Missstände in den Gruppen sichtbar wurden, die vorher im Verborgenen waren. Über eine Kinderdorfmutter wurde berichtet, sie habe keine emotionale Liebe zeigen können, sich „sehr selbst geißelt bzw. verausgabt“, z.B. sich selbst Scheitelknien auferlegt. Sie sei sehr religiös gewesen, habe viele Marienstatuen in ihrem Zimmer gehabt und ständig vor sich hin gebetet. In diese Familie kam einmal wöchentlich ein Vertreter der Legio Mariens und alle Mitglieder der Kinderdorffamilie mussten Rosenkranz beten, die Kinder zusätzlich religiöse Texte vorbereiten. Auch andere Kinderdorfmütter seien zu diesen Treffen gekommen. Die Kinder hätten Angst vor diesen Treffen gehabt, die bis zu eineinhalb Stunden dauerten. Der Kinderdorfmutter wurden, als dies der Kinderdorfleitung bekannt wurde, weitere Treffen verboten.¹⁵¹²

SYSTEMWECHSEL (1990ER-JAHRE BIS 2001)

Später als in anderen Bundesländern gab es in Oberösterreich 1990 die erste reguläre Erzieherausbildung in Form eines Kollegs für Sozialpädagogik, welche eine Möglichkeit für die Ausbildung zur Betreuung und Begleitung von Kindern mit Behinderungen darstellte. Dennoch sei die dreijährige Schule der Caritas der Diözese Linz aus heutiger Sicht eine schwache Ausbildung gewesen, sie wurde jedoch besser als die Mütterschule beurteilt. Das Qualifikationsdefizit im Personal begann sich erst im Laufe der 1990er-Jahre langsam zu verbessern. Die ersten ausgebildeten ErzieherInnen, vor allem Frauen, seien noch sehr jung und unerfahren gewesen, aber motiviert und hätten hohe Ideale in der Schule gelernt.¹⁵¹³ Eine der ersten Erzieherinnen meinte ernüchert, in Wirklichkeit seien diese Ideale in dem beschränkten Rahmen nicht umsetzbar gewesen.¹⁵¹⁴

Anfang der 1990er-Jahre fand mit der Einführung von „Erzieherfamilien“ bzw. familienähnlichen Wohngruppen zwar eine Professionalisierung in der Betreuung statt, dennoch konnten damit die Probleme im Kinderdorf nicht gelöst werden bzw. wurden neue Herausforderungen geschaffen.¹⁵¹⁵ Nun waren mehr ErzieherInnen für eine Gruppe zuständig und wechselten sich in einem Dienstrad ab. Ein pädagogisches Konzept habe für das Gelingen der Übergangszeit bis zur Abschaf-

¹⁵¹² Interview 40 Erziehung (zeitlicher Bezug: Anfang der 2000er-Jahre).

¹⁵¹³ Interview 2b Leitung, Abs. 48.

¹⁵¹⁴ Interview 7 Erziehung, Abs. 4 (zeitlicher Bezug: 1998-2001).

¹⁵¹⁵ Archiv Kinderdorf St. Isidor, rote Flügelmappe, VI. A. Kinderdorf St. Isidor von 12.08.1991 bis 28.10.1999.

fung des Kinderdorfmuttersystems 2001 gefehlt, bedauerte ein ehemaliger Erzieher. Er meinte: „Jeder versuchte halt, wie er oder sie dachte. Manche Dinge wie Tischgebet war manchen Kinderdorfmüttern sehr wichtig, den Erziehern nicht. Da waren unterschiedliche Ansprüche da und die Kinder merkten das. Das Beten ist halt eine Form, sich gesittet und ruhig zum Tisch zu setzen. Das funktionierte bei manchen Kinderdorfmüttern, bei manchen Erziehern war es sehr wild bei Tisch. Ich habe versucht den Kinderdorfmüttern zu sagen, das ist zum Teil überholt, was ihr tut. Macht das, das ist zeitgemäßer. Wir hatten einen Arbeitskreis, der ein neues, einheitliches pädagogisches Konzept erstellte, aber das ist dann nicht genehmigt worden von der Leitung.“¹⁵¹⁶

Ein Interviewpartner berichtete, dass die Personalrekrutierung bei den ErzieherInnen nicht optimal funktionierte: „[...] es gibt in Oberösterreich im Behindertenbereich eine Hierarchie, die begehrtesten Plätze sind im Diakoniewerk. Da sind die moderneren Konzepte, die zeitgemäßerer Fortbildungsprogramme und die Bezahlung ist besser. Dann kommt das Institut Hartheim und die Lebenshilfe. Die Caritas war da immer etwas hinten nach. Das habe ich auch bei den Bewerbungen gesehen. Die Caritas hatte nicht den besten Ruf als Dienstgeberin. Die Erzieher waren immer einen Tag und eine Nacht da. Offiziell war es noch ein Sondererziehungsheim, die hatten andere Regelungen, dadurch hat man das machen können mit drei Personen pro Familie. Die längeren Arbeitszeiten waren auch gut, um eine Bindung zu schaffen. Es war diese Mischung, es war offiziell eine Sozialpädagogische Einrichtung beim Land über das Jugendfürsorgegesetz, es hat einige Maßnahmen nach dem Behindertengesetz gegeben. Es waren schon öfters verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche, meistens kam noch eine Lernbehinderung dazu. Wie im Kinderdorfkalender abgebildet, diese lieben elternlosen Kinder, so waren sie natürlich nicht.“¹⁵¹⁷ Bei ErzieherInnen mit nicht duldbarem Verhalten habe die Kinderdorfleitung Kündigungen oft zu spät ausgesprochen, meinten ehemalige MitarbeiterInnen, wie bei einem Erzieher, der Alkoholiker gewesen sei und über den Beschwerden vorgelegen seien.¹⁵¹⁸

Kinderdorfmütter, die noch nicht im Pensionsalter waren als Ende 2001 das Kinderdorfmutter-Betreuungssystem abgeschafft wurde, wurden nun als Erzieherinnen beschäftigt und sorgten für die personelle Kontinuität und die teilweise Weiterführung des früheren Erziehungsstils. Anfang der 2000er-Jahre, berichtete ein ehe-

¹⁵¹⁶ Interview 9 Erziehung, Abs. 37-38 (zeitlicher Bezug: 1997-2001).

¹⁵¹⁷ Interview 9 Erziehung, Abs. 9.

¹⁵¹⁸ Interview 36 Erziehung, Abs. 9 (zeitlicher Bezug: 1988-1989).

maliger Mitarbeiter, sei das Arbeitsklima im Kinderdorf nicht gut gewesen.¹⁵¹⁹ In der Betreuung habe es wenig Freiraum für die Individualität der Kinder gegeben. In manchen Gruppen gab es, wie ihm erschien, übermäßige Strafen bei Kleinigkeiten, auch seien jüngere ErzieherInnen von älteren ErzieherInnen unter Druck gesetzt worden, Strafen zu vergeben. Bei einigen älteren BetreuerInnen wäre auch das Nähe- und Distanz-Verhältnis nicht immer professionell gewesen. Wenn die Leitungsebene über untragbare Zustände bei einzelnen BetreuerInnen informiert wurde, sei vermittelt worden: „Man kann ja gehen, wenn es einem nicht passt, man ist jederzeit ersetzbar.“ Ihm kam auch vor, dass Konflikte zwischen MitarbeiterInnen über Kinder ausgetragen würden, z.B. wären Bezugskinder ohne ausreichende Begründung entzogen worden. Es habe eine hohe Fluktuation im Personal gegeben, es wären eher die älteren geblieben, die jüngeren schneller wieder gegangen.¹⁵²⁰

5.2.3. DIE HEIMKINDER

Im Kinderdorf St. Isidor mit angeschlossener Sonderschule waren Kinder mit Lern-, Sprach-, Hör- oder Körperbeeinträchtigungen untergebracht. Der größere Teil der Kinder wurde auf Zuweisung durch das Land Oberösterreich von den Eltern „freiwillig“ und ein kleinerer Teil wurde durch die amtlich festgestellte Erziehungshilfe zwangsweise im Kinderdorf untergebracht.

BESCHREIBUNG DER HEIMKINDER

In der unmittelbaren Nachkriegszeit lebten im Heim von St. Isidor vor allem verloren gegangene, verlassene oder verwaiste Kinder, die einen Sonderschulbedarf oder eine dauerhafte Beeinträchtigung haben konnten. In den 1950er-Jahren war von den Heimkindern ein Drittel ohne Eltern, die sich um sie sorgen hätten können („verwaist“), zwei Drittel war durch die Eltern mehr oder minder freiwillig im Kinderheim St. Isidor untergebracht.¹⁵²¹ Georg Erber informierte, dass Heim und Hilfsschule speziell für schwererziehbare, schwerhörige und sprachgestörte sowie körperlich beeinträchtigte Kinder ausgerichtet waren, es konnten aber auch „Nor-

¹⁵¹⁹ Interview 40 Erziehung (zeitlicher Bezug: 2003-2008) Die weiteren Zitate sind ebenso daraus entnommen.

¹⁵²⁰ Ebd.

¹⁵²¹ DAL, CDL-A/I, Sch. 311, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958).

malbegabte“ darunter sein.¹⁵²² Es gab eine starke Binnendifferenzierung nach festgestellter Intelligenz der Kinder im Kinderdorf. Noch 1958 überlegte man, ob eine eigene Abteilung für nicht oder nur schwach Schulbildungsfähige mit erhöhtem Unterstützungsbedarf geschaffen werden sollte. Die stärkere Differenzierung sollte Entlastung bringen.¹⁵²³ Zu dieser Zeit lebte noch eine nicht zu übersehende Anzahl an bildungsunfähig kategorisierten Kindern mit hohem Unterstützungsbedarf im Kinderdorf. Sie besuchten im Schulalter den Kindergarten. Manche dieser Kinder waren in Netzbetten untergebracht. Für schwer beeinträchtigte Kinder wurde das St. Pius-Heim (1957) und das Institut Hartheim (1968) geschaffen, und die als schwach oder bildungsunfähig kategorisierten Kinder dort untergebracht.¹⁵²⁴

Der Jahresbericht für das Jahr 1951 zeigt, dass 128 Kinder (86 Buben und 42 Mädchen) im Kinderdorf lebten. Die Aufgliederung der Eltern nach Berufen (aller Wahrscheinlichkeit nach der des Vaters) gibt Aufschluss, dass ihre Familien vor allem den niederen sozialen Schichten angehörten: 50 Kinder stammten aus Arbeiterfamilien, zehn aus Landarbeiterfamilien, acht aus Bauernfamilien, 16 aus Beamten- und Angestelltenfamilien, vier von Selbständigen, 18 aus Rentnerfamilien, 15 aus arbeitslosen Familien und von sieben Kindern waren die Eltern unbekannt. Von den 128 Kindern waren 25 Halbwaisen und acht Vollwaisen.¹⁵²⁵ Mehr als zehn Jahre später sah die Verteilung nach den Berufen der Eltern nur geringfügig anders aus, noch mehr Kinder kamen aus den unteren Schichten: von 283 Kindern kamen 185 aus Arbeiterfamilien, 26 aus Landarbeiterfamilien, 30 aus Bauernfamilien, zwölf aus Beamten- und Angestelltenfamilien, sieben von Gewerbetreibenden, 14 von Rentnerfamilien. Von 21 Kindern waren die Eltern dem Kinderdorf nicht bekannt und zwei waren Vollwaisen. Angeführt wurde auch, dass 38 aus verschiedenen Ehen kamen und 88 unehelich geboren wurden.¹⁵²⁶ Die Anzahl der Kinder aus dem ländlichen Bereich und aus der Arbeiterschicht wuchs stärker als die Gruppe jener aus Beamten- und Angestelltenfamilien. Im Kinderdorf rühmte man sich: „Alle Kinder, ohne Ansehen der Herkunft, Religion oder Partei werden auf dem Weg über die Fürsorge im Kinderdorf aufgenommen“, wegen finanzieller Belange müsse kein „Kind warten, oder gar zurückbleiben“.¹⁵²⁷ Ein ehemaliges

1522 Ebd. Exposé von Georg Erber über die weitere Entwicklung des Caritas-Kinderheimes St. Isidor und der damit verbundenen Landessonderschule, 22. Juli 1950.

1523 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Anweisungen, 4. Juli 1958.

1524 Interview 10b AngestellteR, Abs. 12 (zeitlicher Bezug: 1960-1970er-Jahre).

1525 Ebd. Jahresbericht 1951, 1. April 1952.

1526 Ebd. Jahresberichte für 1974, 1975, 1976, 13. April 1977.

1527 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Möglichkeiten und Grenzen der Hilfen an den behinderten Kindern im Kinderdorf St. Isidor (o. A.), 1973.

Heimkind erinnerte sich dennoch: „Die Kinder, für die die Fürsorge zahlte, sind anders, schlechter behandelt worden.“¹⁵²⁸

Die Kinder, die aus einem schwierigen Umfeld kamen, hatten bereits negativ prägende Erfahrungen gemacht. Manche Kinder lebten vor dem Kinderdorf in Säuglings- und Kleinkinderheimen.¹⁵²⁹ Andere Kinder wiederum galten, wie es die langjährige interne Fürsorgerin in den Akten öfter bezeichnete, als „milieugeschädigt“ oder aus „desolaten Verhältnissen [...] (Mutter verstorben, Vater primitiv und arbeitsscheu)“.¹⁵³⁰ Nicht wenige Kinder lebten zuvor in Familien, wo Eltern mit Krankheiten, Süchten, Arbeitslosigkeit, Existenzängsten oder sonstigen Problemen kämpften und keine Unterstützung hatten. Hinzu kam, dass Mitte der 1960er-Jahre ca. 50 Kinder von Schloss Kassegg (im Gesäuse bei St. Gallen), das von 1954 bis 1964 ein Heim mit Sonderschule im Auftrag des Landes Oberösterreich war, nach St. Isidor kamen, weil ihr Heim wegen unhaltbarer Zustände, Missbrauchs- und Gewaltvorwürfe geschlossen wurde. Ein Interviewpartner berichtete, es hätte hier keine Vorbereitung auf den Umzug und keine Aufarbeitung der Geschehnisse in Schloss Kassegg gegeben, weder für die transferierten Kinder, das Betreuungspersonal noch für die Kinder in St. Isidor.¹⁵³¹

Die Anzahl der in St. Isidor untergebrachten Kinder stieg in den 1970er-Jahren rasant an. Im Jahr 1976 lebten im Heim schon 325 Kinder.¹⁵³² Die Anzahl hatte sich innerhalb von 20 Jahren fast verdreifacht. Der Höchststand der untergebrachten Kinder war Anfang der 1980er-Jahre mit 360 erreicht.¹⁵³³ Anfang der 1990er-Jahre lebten im Kinderdorf weniger als 200 Kinder in 40 Kinderdorffamilien, in denen zwischen jeweils sieben und einem Kind (im Durchschnitt lebten pro Gruppe drei bis fünf Kinder) betreut wurden.¹⁵³⁴ Die Unterbringung behinderter Kinder in St. Isidor war wegen der damit verbundenen Einschulung in der Sonderschule nicht bei allen Eltern die erste Wahl. Der Autorin sind zwei Fälle bekannt, in denen Eltern ihr körperbehindertes Kind nicht wie vorgesehen nach St. Isidor brachten, sondern in die niederösterreichische „Waldschule“, in der auch der Regelschulbesuch möglich war. Diese Eltern wollten bewusst vermeiden, dass ihr

1528 Interview 14a Heimkind, Abs. 10 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1529 Z.B. Interview 44 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1952-1960).

1530 Archiv Kinderdorf St. Isidor, Kinderakten.

1531 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 34 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

1532 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Jahresberichte für 1965, 10. Februar 1966

1533 Interview 10a AngestellteR, Abs. 32.

1534 Archiv Kinderdorf St. Isidor, grüne Flügelmappe, VI.A, Zeitraum März 1989 bis Dezember 1990.

Kind die Sonderschule besuchen musste. Viele andere Familien sahen kaum eine andere Möglichkeit als die Unterbringung in St. Isidor, um für ihre behinderten Kinder eine adäquate schulische, medizinische und therapeutische Versorgung sicher zu stellen. Die Kinderärztin Margit Hochleitner baute zusätzlich Druck auf die Eltern auf, ihr Kind wegen der medizinischen Versorgung und Therapie in das Kinderdorf St. Isidor zu geben. Sie überzeugte – manche sprachen auch von Zwang – zögernde Eltern mit der Vorstellung, durch Therapie die Beeinträchtigung stark zu lindern oder gar heilen zu können.¹⁵³⁵

Die anfänglich teilweise vorhandene soziale Durchmischung nahm weiter ab, u.a. durch die sozialen Errungenschaften der 1970er-Jahre wie doppelte Familienbeihilfe und Schülerfreifahrt. Die Zahl der externen Kinder begann zu steigen, die Zahl der Heimkinder zu sinken. Die disziplinären Probleme im Kinderdorf wurden immer auffälliger und größer, weil, so eine gängige Erklärung, vermehrt Kinder aus schwierigeren sozialen Verhältnissen und mit realen oder vermeintlichen Verhaltensschwierigkeiten bzw. -auffälligkeiten aufgenommen wurden. Es wurden weniger Kinder mit Sprach- oder Körperbeeinträchtigungen aus Mittelschichtfamilien im Heim untergebracht.¹⁵³⁶ Die Zusammensetzung der Kinder änderte sich, da seit den 1980er-Jahren mehr Kinder aufgenommen wurden, die von den Eltern nicht adäquat versorgt werden konnten, vernachlässigt und entwicklungsverzögert oder auch aggressiv bzw. hyperaktiv waren.¹⁵³⁷ In den 1990er-Jahren hatten bereits etwa ein Drittel der Kinder vor der Aufnahme in das Kinderdorf massive Probleme und Traumata erlebt.¹⁵³⁸

AUSSENBEZIEHUNG DER HEIMKINDER

Die Herkunftsfamilie wurde von der Heimleitung über lange Zeit zu wenig beachtet und in die Erziehungsarbeit einbezogen.¹⁵³⁹ Erber stilisierte behinderte Kinder als Personen, die mit „einer viel zarteren Nervenkonstitution ausgestattet“ seien, die vor dem Eintritt in das Kinderdorf von ihren Eltern entweder „maßlos verwöhnt“ oder vernachlässigt, abgelehnt und verstoßen wurden. In einem Vortrag meinte Erber, die Angehörigen der Kinder seien die „Wichtigsten“, sie

1535 Interview 2b Leitung, Abs. 24 (zeitlicher Bezug: seit 1982).

1536 Siehe z.B. Interview 34 Erziehung/Leitung, Abs. 15 (zeitlicher Bezug: 1991-1993).

1537 Interview 8 Fachdienst, Abs. 26, Interview 36 Erziehung, Abs. 5, Interview 10a Angestellte, Abs. 30.

1538 Interview 6a Fachdienst/Leitung, Abs. 156, 338 (zeitlicher Bezug: seit 1994).

1539 Interview 6c Fachdienst/Leitung, Abs. 3.

würden deshalb in die Therapie einbezogen.¹⁵⁴⁰ Dennoch wurde diese Zielsetzung in der Praxis nicht realisiert. Die Herkunftsfamilie wurde kaum in das Heimleben einbezogen. Es ist zu vermuten, dass Erber eher meinte, sollte es Probleme mit einem Kind geben, konnte er jederzeit von der Kinderdorfmutter angerufen werden oder er, die Fürsorgerin der Einrichtung und die Oberin kamen zu einer Familienbesprechung in die Kinderdorfwohnung. Ein Interviewpartner erläuterte, dass die Auffassung Erbers wie auch der Kirche und der kirchennahen Kreise gewesen sei, dass mit Behinderung zu leben als Strafe gesehen wurde, u. a. für das Fehlverhalten der Eltern oder als Prüfung, denn: „Wenn der liebe Gott so zuschlägt, muss es Gründe geben.“¹⁵⁴¹

Restriktive Besuchszeiten behinderten den Beziehungsaufbau mit der Herkunftsfamilie. Auch lange Anfahrtszeiten waren ein Hindernis für Besuche. Eine Lehrkraft erinnerte sich: „Ich kannte einen im Mühlviertel. Der hatte zwei Kinder in Isidor. Weil er als Knecht nicht so viel verdient hat, ist er von Pabneukirchen nach Perg 23 km zu Fuß gegangen. In Perg in Zug nach Linz. Dann von Perg weg wieder nach Hause gegangen.“¹⁵⁴² Bis Ende der 1980er-Jahre durften die Heimkinder nur an einem Sonntag im Monat heimfahren oder besucht werden. Ansonsten seien sie nur in den Ferien daheim gewesen. Der Besuchssonntag nur alle vier Wochen wäre damit gerechtfertigt worden, dass dann die Wiedereingewöhnungsphase für die Kinder leichter sei.¹⁵⁴³ Es gab auch Kinder, die wurden wegen der großen Distanzen und fehlender Fahrtmöglichkeiten von den Eltern nicht besucht.¹⁵⁴⁴ Einige Eltern durften ihre Kinder wegen einer gerichtlichen Anordnung nicht oder nur eingeschränkt besuchen. Bei einigen Kindern vereitelte das Kinderdorf wegen ihrer „schwierigen Eltern“ das Treffen oder die Heimfahrten.¹⁵⁴⁵ Kinderdorfmütter versuchten bei Kindern, die nach dem Elternbesuch verwirrt oder verändert wiederkamen und sie deshalb Ärger und Arbeit machten, die Heimfahrten einzuschränken.¹⁵⁴⁶

1540 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958), 151-156, hier 152. Asperger sah behinderte Kinder ähnlich (Asperger, Hans, Einführung in die Heilpädagogik (Wien 1965)).

1541 Interview 21b Lehrkraft, Abs. 5.

1542 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 45 (zeitlicher Bezug: Ende der 1960 bzw. 1970er-Jahre).

1543 Interview 27 Heimkind, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1988-1993).

1544 Interview 28 Heimkind, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

1545 Interview 10a AngestellteR, Abs. 10.

1546 Interview 14d Heimkind (zeitlicher Bezug: 1965-1973); Interview 32b Kinderdorfmutter (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

Der eingeschränkte Kontakt zur Herkunftsfamilie begünstigte Randpositionen im familiären Gefüge: Ein ehemaliges Heimkind berichtete, seine Mutter habe ihm gesagt, er sei „ein Klotz am Bein“ und „lästig“.¹⁵⁴⁷ Das Kinderdorfssystem konnte für Kinder, die keine funktionierenden Außenbeziehungen hatten, eine Ersatzfamilie anbieten. „Für manche Kinder [...] war das Kinderdorf wirklich Rettung und Mutterersatz.“¹⁵⁴⁸ Aber „jene Kinder mit Behinderung, die Familie hatten aber keine Schule besuchen konnten, die hatten Heimweh“.¹⁵⁴⁹ Ein ehemaliges Heimkind erzählte: „Den Kindern ist es oft schlecht gegangen. Die Tränen, das hat man auch oft gesehen. Ich habe immer gelogen. Weil ich mich nicht getraut habe, zu sagen, warum ich weine.“¹⁵⁵⁰ Kinder, vor allem jene, die wegen des Schulbesuchs und der Therapien das Elternhaus mit sechs Jahren verlassen mussten, konnten großes Heimweh haben.¹⁵⁵¹ Erst ab Ende der 1990er-Jahre wurde versucht, abgenommene Kinder wieder in ihre Herkunftsfamilien rückzuführen. Das Kinderdorf bemühte sich, gute Bedingungen herzustellen und bot auch ambulante Dienste an.¹⁵⁵² Manche Kinder wollten auch nicht mehr zurückkehren, weil sie mit der ganztägigen Betreuung und Ansprache sowie mit dem Schwimmbad und den vielen Spielsachen ein Leben vorfanden, das sie zu Hause nicht hatten.¹⁵⁵³

Georg Erber war die Gleichbehandlung der Kinder hinsichtlich der materiellen Ausstattung wichtig. Angeblich habe er sich das Einverständnis von „begüterten Eltern“ eingeholt, dass Sachen, die sie ihren Kindern mitgaben, auch mit anderen Kindern geteilt werden durften. Erbers Argument war gewesen: „Jesus hatte auch wenig und hatte mit anderen geteilt.“¹⁵⁵⁴ Die Eltern, und sofern es ihnen nicht möglich war die Fürsorgebehörden, hatten für die Ausstattung der Kinder und für ein „Taschengeld“ zu sorgen. Die Kinderdorfmutter verwaltete dieses Geld selbständig ohne Vorgaben. Manche Kinderdorfmütter haben das Geld während der Zeit im Kinderheim gespart und wollten es ihren Kindern als Startgeld für die Zukunft geben, so ein Interviewpartner. Die Kinder verstanden die Vorgänge nicht

1547 Interview 14d Heimkind.

1548 Interview 13b Heimkind, Abs. 41 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

1549 Interview 15 Heimkind, Abs. 25 (zeitlicher Bezug: 1966-1979).

1550 Interview 13a Heimkind, Abs. 37 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

1551 Siehe z.B. Interview 2b Leitung, Abs. 13, Interview 13a Heimkind, Abs. 31 und 34.

1552 Interview 6a Fachdienst/Leitung, Abs. 336; Interview 9 Fachdienst/Leitung, Abs. 14-15 (zeitlicher Bezug: seit 1994).

1553 Interview 9 Fachdienst/Leitung (zeitlicher Bezug: 1997-2001).

1554 Interview 20 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 8, 15 (zeitlicher Bezug: 1953-2001). Siehe auch DAL, CDL-A/I, Sch. 311, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958).

bzw. wurden sie ihnen nicht transparent gemacht. Da manche Kinder kein eigenes Geld hatten bzw. wenig besaßen, hatte Eigentum eine besondere Bedeutung.¹⁵⁵⁵ Ein ehemaliges Heimkind behauptete, die Heimmutter hätte ihm sein Taschengeld vorenthalten. Er sagte, er wäre sogar von ihr bestohlen worden.¹⁵⁵⁶ Das Taschengeld wurde den Kindern erst ab 1997 direkt gegeben.¹⁵⁵⁷

DIE HEIMKINDER UNTEREINANDER

Das soziale Zusammenleben war von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich und hing von den für die Erziehung zuständigen Personen ab. Es gab Kinderdorfmütter und Helferinnen, die das Knüpfen von sozialen Kontakten unter den Kindern erschwerten. Ein ehemaliges Heimkind erinnerte sich, dass Freundschaften der Kinder untereinander in der Gruppe verboten waren. Es erschien ihm, die Heimmütter würden versuchen, die Kinder gegenseitig auszuspüren, indem sie die Kinder ermunterten, sich gegenseitig zu verpetzen.¹⁵⁵⁸

Es konnte vorkommen, dass Geschwister in unterschiedlichen Gruppen betreut wurden. Zwingend kam das vor, wenn es Mädchen und Buben waren. Es wurde darauf geachtet, dass Buben und Mädchen im Heimalltag nicht in Kontakt kamen. Ein Interviewpartner erzählte, er wurde mit zweieinhalb Jahren fremduntergebracht, seine sechs Geschwister ebenfalls. Als er ins Kinderdorf kam habe er nicht gewusst, dass seine Schwester ebenfalls hier lebte.¹⁵⁵⁹ Ein anderes ehemaliges Heimkind erzählte, er habe den Bruder per Zufall in der Schule kennengelernt.¹⁵⁶⁰ Den ehemaligen Heimkindern erschien es, als wäre absichtlich versucht worden geschwisterliche Kontakte zu unterbinden. Eine Kinderdorfmutter meinte dazu, es könnte möglich sein, dass es Halbgeschwister waren, und ein Elternteil nicht wusste, dass es das andere Kind gab und es in St. Isidor war oder die Kinder hatten verschiedene Nachnamen.¹⁵⁶¹

Das Betreuungssystem konnte Gewalt und Missbrauch unter den Heimkindern nicht unterbinden. Ein Interviewpartner erzählte, ein 14-jähriger Bub aus seiner Gruppe

1555 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 8 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

1556 Interview 14b Heimkind, Abs. 36ff. (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1557 Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 57 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

1558 Interview 14b Heimkind, Abs. 44 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1559 Interview 15 Heimkind, Abs. 35 zeitlicher Bezug: 1966-1979).

1560 Interview 17 Heimkind, Abs. 30 (zeitlicher Bezug: 1976-1989).

1561 Interview 32b Kinderdorfmutter, Abs. 2 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

habe sich zu ihm in das Bett gelegt und ihn „begrapscht und herumgefummelt“¹⁵⁶². Es wäre „irgendwie zwischen Kuscheln und sexueller Handlung“ gewesen. Jedenfalls gegen seinen Willen. Der Täter war der Älteste in der Familie und in „seiner eigenen Körperlichkeit irgendwie unnormal“. Er habe „sich einmal nackt im Badezimmer – wie eine Statue – dem Besuch gezeigt“. Bei den sexuellen Übergriffen unter den Heimkindern dürfte es sich um Einzelfälle handeln.

Heimkinder haben in einem nicht zu unterschätzenden Ausmaß Gewalt untereinander ausgeübt. Ein Heimkind erzählte, dass es von anderen Buben „blöd ange-redet“ worden sei, in etwa: „Was willst du blöder Hund da.“¹⁵⁶³ Heute meinte es dazu, es sei ein Art Mobbing gewesen. In den Heimakten befinden sich immer wieder Berichte über Kinder, zumeist über ältere Buben, die anderen Buben aus ihrer Gruppe, in wenigen Fällen generell aus dem Heim, in irgendeiner Form übermäßig Gewalt (Anm. AW: meist geschlagen haben) angetan haben. Die Hintergründe für gewalttätiges Verhalten sind nicht in den Kinderakten festgehalten worden.¹⁵⁶⁴

Eine Kinderdorfmutter hatte Kinder in übermäßigem Ausmaß für die Pflege eines körperlich schwer beeinträchtigten Kindes in ihrer Gruppe verwendet, Heimkinder für Transportdienste eingesetzt und für Assistenzdienste aber auch für Pflegedienste, die über ein normales Maß hinausgingen, herangezogen. Ein Heimkind sagte darüber, die Kinderdorfmutter wäre überfordert gewesen, sie hatte mehrere schwerbeeinträchtigte Kinder in der Gruppe. Er musste ein „Kind an- und ausziehen, füttern, er musste Griffe erlernen und mit ihnen Übungen machen, beim Zubett-Gehen helfen, etc.“¹⁵⁶⁵ Ein ehemaliges Heimkind mit Mobilitätseinschränkungen, das später in diese Gruppe kam, berichtete aus der anderen Perspektive: „Sie [die Kinderdorfmutter] hat die Älteren für meine Pflege eingespannt. Ich habe von zwei die ich hier nicht nennen möchte, sehr viel Dresche bekommen. Die waren so stark, dass sie mich heben haben können. Da hat es geheißen: Buben, bringt ihn in die Schule, bringt ihn in die Therapie. Bringt ihn aufs Klo, oder wieder hinunter. Sie hat geputzt oder mit anderen getratscht.“¹⁵⁶⁶ Die unfreiwillig zur Pflegearbeit Verpflichteten rächten sich mit Gewalt in Form von unterlassener Hilfeleistung, verbalen Abwertungen und auch körperlicher Gewalt am hilfsbedürftigen Kind.

1562 Interview 28 Heimkind, Abs. 23 (zeitlicher Bezug: 1968-1976). Die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen.

1563 Interview 15 Heimkind, Abs. 36 (zeitlicher Bezug: 1966-1979).

1564 Archiv Kinderdorf St. Isidor, diverse Kinderakten.

1565 Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 29, 2012.

1566 Interview 13a Heimkind, Abs. 47 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

Der Pflege- und Unterstützungsbedarf bei den untergebrachten Kindern nahm seit den 1990er-Jahren weiter zu, denn es gab in vielen Gruppen mehrere Kinder, die durch ihre körperlichen Einschränkungen besonderen Pflegebedarf hatten.

BEZIEHUNG HEIMKINDER UND KINDERDORFMÜTTER

Für die Kindererziehung reiche die Liebe einer „Mutter“ war die Vorstellung von Kinderdorfdirektor Georg Erber. Aus den Kindern sollten „tüchtige“ Menschen gemacht werden, indem bestimmte gesellschaftliche Normen verlangt wurden, so die frühere Psychologin des Kinderdorfs. Man stellte sich vor, das funktioniere am besten, wenn man das Kind als sein Kind annahm und nicht auf die Probleme einging, die es durch Erlebnisse mit der Herkunftsfamilie oder durch die Herauslösung aus dieser hatte. Eine Interviewpartnerin, die dieser Sichtweise zustimmte, sagte auch, dass man mit diesem Zugang völlig außer Acht ließ, dass die Kinderdorfmütter eigentlich Pflegemütter waren und die meisten Kinder Eltern hatten.¹⁵⁶⁷

Im Kinderdorf habe sich die von Georg Erber induzierte Spiritualität an klassischen kirchlichen Traditionen orientiert, nicht am Menschen bzw. Kind. Im Kinderdorf soll ein Idealbild von Kindern, aber auch von Kinderdorfmüttern geherrscht haben. Beiden wurde die Nichteinhaltung und Nichterbringung des Ideals übelgenommen.¹⁵⁶⁸ Die Kinder wären von den Kinderdorfmüttern eher „als die Untergebenen in den Familien“ angesehen worden.¹⁵⁶⁹

Ein ehemaliger Lehrer erzählte von seinen Beobachtungen die Beziehung von Kinderdorfmüttern zu den Kindern betreffend: „Die Kinder, die so emotional schwach aufgewachsen sind, kaum Zuneigung verspürt haben, die hatten ein Problem mit der Vollblutmutter, die sich wie eine Glucke über die Kinder stürzte. Die ist wandern mit den Kindern gegangen, hat ihnen was gezeigt. Die hat ihr Geld in die Kinder hineingesteckt. Es gab auch Hierarchien in der Zuwendung. Einige wurden mehr angenommen, andere weniger. Es gab auch immer Dominantere in Gruppen.“¹⁵⁷⁰ Jene Frauen, die in ihrer Rolle als „Mutter“ aufgingen, haben „ihren“ Kindern Wohnungen und Arbeitsplätze verschafft, sie auch nach der Zeit im Kinderdorf noch finanziell unterstützt. Es gab in den Familien aus unterschiedlichen Gründen Lieblingskinder, die den anderen Kindern in der

¹⁵⁶⁷ Interview 6c Fachdienst/Leitung, Abs. 3 (zeitlicher Bezug: seit 1994).

¹⁵⁶⁸ Interview 20 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 29, 31 (zeitlicher Bezug: 1953-2001).

¹⁵⁶⁹ Interview 2a Leitung, Abs. 214 (zeitlicher Bezug: 1982-2007).

¹⁵⁷⁰ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 43 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

Gruppe vorgezogen wurden und damit Konflikte und Leid verursachten.¹⁵⁷¹ Pensionierte Kinderdorfmütter werden teilweise heute noch von ehemaligen Kinderdorfkindern besucht, auch jene Frauen, die von Heimkindern der Gewaltanwendung beschuldigt wurden.¹⁵⁷²

In den Interviews mit ehemaligen Heimkindern wurde über gute und schlechte Erinnerungen an ihre Kinderdorfmütter berichtet. Die schönen Erlebnisse umfassten familiäre Unterstützung, schöne Feste, Sport und Spiel oder Erlebnisse bei der aktiven Freizeitgestaltung. Gute Erinnerungen wurden erzählt wie: „Sie hat mich in den Arm genommen und wir haben gekuschelt“¹⁵⁷³ oder „Wir sind gemeinsam in den Urlaub gefahren“.¹⁵⁷⁴ Manche Kinderdorfmütter nahmen „ihre“ Kinder mit zu Familienbesuchen oder in ihre Urlaube. Die Einbindung in die Familie der Kinderdorfmutter wurde von der Kinderdorfleitung ab Ende der 1980er-Jahre mit der Begründung – im Urlaub sollte sich die Kinderdorfmutter erholen – nicht gerne gesehen. Die Kinderdorfmütter bezahlten die Urlaube mit ihren Kindern von ihrem Gehalt. Erst ab Mitte der 1990er-Jahre gab es im Kinderdorf offiziell Gruppenurlaube. Kinderdorfmütter reisten mit ihren Kindern nach Lourdes oder Medjugorje.¹⁵⁷⁵ Ein ehemaliges Heimkind erinnerte sich, die Kinderdorfmutter habe ihm bei den Hausaufgaben geholfen und „ich war mit der Kinderdorfmutter viel auf Urlaub. Ich war in Frankreich, in England mit ihr. Ich bin erst mit zehn, elf Jahren mitgefahren. Sie nahm nur die Älteren mit. Alles hat die Kinderdorfmutter gezahlt. [...] Sie war meine Sachwalterin. Wir waren bei der Heiligen Bernadette. Sie war auch sehr religiös. Jeden Mittag haben wir gebetet.“¹⁵⁷⁶ Dieses Heimkind erzählte viel von seinen guten Erinnerungen an seine Kinderdorfmutter, die der Gewaltanwendung in der Erziehung beschuldigt wurde, die auch polizeilich untersucht wurde.

Es wurde berichtet, es habe auch Kinder gegeben, die hatten Probleme mit dem System im Kinderdorf. Sie konnten die Kinderdorfmutter nicht als „ihre“ Mutter annehmen und keine Beziehung aufbauen. Unklar ist die Anzahl dieser Kinder: „Man weiß aber nicht, bei wie vielen Kindern die Bindung nicht funktioniert hat. Menschen mit Behinderungen können sich häufig verbal nicht so gut ausdrü-

1571 Siehe dazu auch Interview 2b Leitung, Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter; Interview 40 Erziehung (zeitlicher Bezug: 1970er-2000er-Jahre).

1572 Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter; Interview 32a und b Kinderdorfmutter (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

1573 Interview 18 Heimkind, Abs. 42 (zeitlicher Bezug: 1983-2000).

1574 Ebd. 59.

1575 Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

1576 Interview 15 Heimkind, Abs. 19 (zeitlicher Bezug: 1966-1979).

cken, sei es durch die körperliche oder intellektuelle Beeinträchtigung. Aus diesem Grund kann es sein, dass auch heute nicht viele ehemalige Kinder kommen, um ihre Geschichte zu erzählen. Es kann auch sein, dass Gewaltsituationen nicht erkannt und deshalb auch nicht wahrgenommen werden.¹⁵⁷⁷ Durch die Bezugsbetreuung hätten früh verwaiste Kinder die Möglichkeit bekommen, eine problemlose frühkindliche Prägung zu erleben. Wenn die Kinder bereits älter waren, sei auch schon häufig eine Vorbelastung da gewesen, die nur schwer zu lösen war. Vorbelastungen konnten auch ein Grund für Aggressivität gegen ihre – für diese Umstände nicht gut ausgebildete – Kinderdorfmutter sein. Es habe gut funktionierende Kinderdorfmutter- oder Erzieherfamilien gegeben. „Da hatten manche auch eine liebevolle Art oder waren sehr mütterlich, sie konnten das gut auffangen“.¹⁵⁷⁸

Es habe Kinder gegeben, die ihre Kinderdorfmütter gebissen, geschlagen oder angebrüllt hätten. Kinderdorfmütter hätten auf aggressives Verhalten häufig mit Gewalt als Strafe reagiert.¹⁵⁷⁹ Wenn ein Kind auf andere Kinder oder die Kinderdorfmutter mit Aggressionen reagiert hatte, war das für die Kinderdorfmütter schwer zu verstehen: „Sie meinten vielmehr, ich mache alles für das Kind, fördere es, ziehe es schön an, fahr‘ mit ihm in den Urlaub und dann ist das Kind aggressiv zu mir.“¹⁵⁸⁰ Es gab Kinder, die „idealisierten ihre erste Mutter und negierten die schlimmen Verhältnisse in der Herkunftsfamilie bzw. klammerten schlechte Erfahrungen mit der eigenen Mutter aus, vor allem dann, wenn der Kontakt zur Ursprungsfamilie nicht vorhanden war.“¹⁵⁸¹ Die Interviewpartnerin, die 1994 im Kinderdorf zu arbeiten begann, meinte: „Insbesondere die schon älteren Kinderdorfmütter konnten mit den Aggressionen der Kinder nicht oder nur wenig umgehen. Es wurde versucht zu erklären, dass die Kinder, die Aggressionen zeigen, „ihnen eigentlich vertrauten und sich deshalb traute Aggressionen zu zeigen. Sie wollten mitteilen, ‚es geht mir nicht gut‘. Die Kinderdorfmütter verstanden diesen Ansatz nicht und meinten verzweifelt, den Kindern gehe es doch materiell gut.“ Im Kinderdorf seien ab Mitte der 1990er-Jahre Fortbildungen angeboten worden, die die Kinderdorfmütter unterstützten, die Verhaltensmuster der Kinder besser verstehen zu lernen.¹⁵⁸²

1577 Interview 35 Fachdienst, Abs. 18ff. (zeitlicher Bezug: seit 1992).

1578 Interview 9 Erziehung/Leitung, Abs. 13 (zeitlicher Bezug: 1997-2001).

1579 Interview 6c Fachdienst/Leitung, Abs. 6.

1580 Ebd. Abs. 4 (zeitlicher Bezug: 1994-2001).

1581 Ebd. Abs. 5.

1582 Ebd. Abs. 4.

Seit den 1990er-Jahren gab es neben heilpädagogischen auch vermehrt sozialpädagogische Angebote im Kinderdorf, wie z.B. die psychotherapeutische Betreuung für die Kinder. Die Psychologen, die vorher im Kinderdorf tätig waren, hätten eher die Mitarbeiterinnen geschult, ihnen Beratung angeboten, vor allem im Hort, Kindergarten bzw. Frühbereich und waren vor allem auf der Therapiestation tätig. Mitte der 1990er-Jahre hätte man begonnen, ein Konzept zu entwickeln, in dem das Kind als Motor der Entwicklung im Mittelpunkt stehe und um es herum wurden Familie, Psychologie und Medizin angesiedelt.¹⁵⁸³ Die Neuorientierung wäre ein längerer Prozess gewesen, führte die Interviewpartnerin aus: „Die Mütter haben anfänglich von Psychologie und deren Angeboten nichts gehalten. Sie meinten eher, wenn ich das Kind genügend liebe, wird es besser. Wir haben angefangen, Angebote zum Stressabbau und zur Familienentlastung im Sport und in der Freizeit zu schaffen.“¹⁵⁸⁴

5.2.4. DAS LEBEN IM KINDERDORF ST. ISIDOR

ZUWEISUNG UND EINTRITT

Die Fürsorgebehörde des Landes Oberösterreich war seit 1945 für die Zuweisungen zuständig. In den gesichteten Caritasakten befanden sich aus der Nachkriegszeit zahlreiche Ansuchen um Aufnahme, mit dem sich Eltern, Pfarrer oder Lehrkräfte direkt an die Caritasleitung wandten.¹⁵⁸⁵ Die Caritasleitung verwies in der Folge auf das Landesfürsorgeamt. Die Schreiben geben Einblick, wie sehr man sich um die Schulbildung eines Kindes bemühte.¹⁵⁸⁶ Die Beurteilung, ob eine Zuweisung erfolgen sollte, trafen Schul- und Heimleitung im Einvernehmen. Zu der Zeit als Johann Tauschek noch Schulleiter (1945-1956) war, wurden alle zur Aufnahme vorgemerkten Kinder im Vorfeld von ihm hinsichtlich ihrer Bildungsfähigkeit getestet und vom Kinderarzt des Kinderdorfes untersucht.¹⁵⁸⁷ Zur Beobachtung und gründlicheren Abklärung konnte das Kind mehrere Tage im Heim bleiben, wie der Brief eines sorgenden Schuldirektors lautete.¹⁵⁸⁸ Mitte der 1950er-Jahre antwor-

¹⁵⁸³ Ebd. Abs. 12.

¹⁵⁸⁴ Ebd. Abs. 13.

¹⁵⁸⁵ DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben der Caritasleitung an eine Mutter, 7. August 1947.

¹⁵⁸⁶ Beispielsweise DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben eines Pfarrers in Rente an Hermann Pfeiffer, 20. August 1952.

¹⁵⁸⁷ Interview 33 extern (zeitlicher Bezug: 1947-1974).

¹⁵⁸⁸ DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben an Hermann Pfeiffer, 25. Oktober 1953.

tete die Caritasleitung auf ein Ansuchen, das es 120 Kinder gäbe, die vorgemerkt seien, viele davon schon zehn oder elf Jahre alt, und dass das Kinderdorf nur 30 Kinder pro Jahr im Kinderdorf aufnehmen kann.¹⁵⁸⁹ Selbst bei positiver Begutachtung mussten Eltern, die ihr Kind „freiwillig“ im Heim unterbringen wollten, Anfang der 1960er-Jahre wegen Platzmangels warten, bis sie einen Platz zugewiesen bekamen.¹⁵⁹⁰

Zwangsweise den Eltern abgenommene Kinder wurden von der Fürsorge bei der Heimplatzvergabe prioritär behandelt und konnten auch unter dem Jahr im Heim unterkommen.¹⁵⁹¹ Wenn die regional zuständige Fürsorgerin ein Kind im Zuge der amtlichen Erziehungshilfe überstellte, wurde es beim Schranken an die Fürsorgerin des Kinderdorfes übergeben, dann zum „Vater Direktor“ Georg Erber gebracht. Dieser übergab das Kind dann der Kinderdorfmutter.¹⁵⁹² Es kann angenommen werden, dass Eltern und Kinder aus unterprivilegierten Schichten einer erhöhten Kontrolle durch Fürsorgerinnen unterlagen. Auffälligkeiten dieser Kinder wurden viel schneller aktenkundig, da das Jugendamt viel häufiger wegen einer Notlage in diesen Familien tätig war. Aufgrund finanzieller Engpässe waren diese teils eher bereit, „freiwillig“ Erziehungshilfen anzunehmen.¹⁵⁹³

Nach der Pensionierung Johann Tauscheks 1956 entstanden drei organisatorisch getrennte Sonderschulen, und die Kanzlei des Kinderdorfes nahm in der Zuweisungsvorbereitung eine zentralere Rolle ein. Die Kanzlei organisierte die Begutachtung, in der festgestellt wurde, ob Sonderschulbedarf vorliegt und sie organisierte die Notwendigkeit einer medizinischen Abklärung sowie Bedarf an Therapie oder medizinischer Interventionen.¹⁵⁹⁴ Üblicherweise erfolgte bei Vorliegen einer körperlichen, intellektuellen und/oder sprachlichen Beeinträchtigung die Zuweisung zur Sonderschule und damit die Aufnahme in das Heim. Im Jahr 1973 wurden im Kinderdorf 300 Kinder begutachtet. Nach §8 Schulpflichtgesetz hatten die drei Direktoren der Landessonderschulen die Aufgabe, die Kinder bzgl. des Sonderschulbedarfes zu begutachten. Das Ziel der Sonderbeschulung war, „jede

1589 Ebd. Antwortschreiben von Hermann Pfeiffer, 20. Juli 1957.

1590 Ebd. Diverse Ablehnungsschreiben, aus den Jahren 1947, 1953 oder 1956.

1591 Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 23.

1592 Interview 2b Leitung, Abs.26 (zeitlicher Bezug: bis 1988).

1593 Siehe auch Schreiber: Im Namen der Ordnung 56.

1594 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Diverse Schreiben, nach 1960.

Über- wie jede Unterforderung [bei den Kindern] zu vermeiden“¹⁵⁹⁵. Es konnte sehr wohl vorkommen, dass Kinder im Kinderdorf St. Isidor untergebracht blieben, obwohl der sonderpädagogische Förderbedarf nicht (mehr) bestand. Sehr selten kam es vor, dass ein Kind von einer anderen Behinderteneinrichtung mit Schwerstbehindertenschule (S-Klassen) in das Kinderdorf St. Isidor gebracht wurde, weil aufgefallen war, dass es falsch platziert gewesen war.¹⁵⁹⁶

Es ist davon auszugehen, dass für ein 6-jähriges Kind das Herausnehmen aus der Familie und der Eintritt in ein Heim nur schwer verständlich war, wenn es nicht sogar ein traumatisierendes Erlebnis sein konnte. Ein ehemaliges Heimkind erinnerte sich, wie ihn seine Mutter im September 1968 in die Kinderdorffamilie brachte und zu ihm sagte, sie gehe schnell weg und komme gleich wieder. Als sie nicht mehr kam, hatte er sich vor Angst unterm Sofa versteckt.¹⁵⁹⁷ Ein weiteres ehemaliges Kinderdorfkind mit körperlichen Beeinträchtigungen berichtete, dass die Schule im Wohnort ihn nicht aufgenommen habe, der Familie wurde als Alternative Anfang der 1980er-Jahre Diakoniewerk Gallneukirchen oder Kinderdorf St. Isidor angeboten – beides mit Heimunterbringung.¹⁵⁹⁸ In der Schule des Kinderdorfes gab es lange Zeit nur eine kleine Zahl an externen Schulkindern. In den 1970er-Jahren begann durch Sozialleistungen für die Familien die Zahl der externen Schulkinder in den Landessonderschulen sowie der Bedarf an Hortplätzen in St. Isidor langsam zuzunehmen.¹⁵⁹⁹ Die Zahl der externen SchülerInnen in den Landessonderschulen von St. Isidor war im Vergleich zur Zahl der internen Schulkinder zwar bis in die 1980er-Jahre noch gering, stieg aber stetig an. Die Entwicklung ist an den Hortgruppen abzulesen: gab es 1986 sechs Hortgruppen, waren es 1990 schon neun.¹⁶⁰⁰

Ein langjähriger Caritasmitarbeiter berichtete, „es sind fast alle abgenommen worden. Die wenigsten [Eltern] haben das freiwillig gemacht.“¹⁶⁰¹ Es war in Oberösterreich üblich, ein behindertes Kind zur Diagnostik in das medizinische Zentrum in das Kinderdorf St. Isidor zu bringen. „Es war fast immer die Schlusssage von

1595 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Feststellung der Sonderschulbedürftigkeit durch die Direktoren der drei Landessonderschulen im Kinderdorf, wahrscheinlich 1973; Nachfolgende Information ebenso daraus entnommen.

1596 Interview 12 Heimkind, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1975-1987).

1597 Interview 28 Heimkind, Abs. 7-8 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

1598 Interview 13 Heimkind, Abs. 3 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

1599 Interview 2b Leitung, Abs. 26; Interview 10a AngestellteR, Abs. 30.

1600 Schütz, Ulla: Das Kinderdorf St. Isidor im Wandel der Zeit. In: St. Isidor Kinderdorfkalender (Linz 1991), 71.

1601 Interview 2b Leitung, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1980er-2007). Die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen.

ihr [Primaria Margit Hochleitner]: Bringen Sie das behinderte Kind uns. Wir bringen das hin. Die hat mit ihrem hohen fachlichen und moralischen Anspruch die Eltern gezwungen, die Kinder abzugeben. Die Eltern haben es dann freiwillig getan, weil sie unter diesem Druck waren. Das war eine Absicht von ihr, bringt uns die Kinder.“ Mit der Unterbringung in St. Isidor wäre auch die Landesverwaltung, die Politik „bis hinauf zum Landeshauptmann glücklich und selig“ gewesen. Die Eltern suchten dann um freiwillige Erziehungshilfe beim Land an¹⁶⁰², aber „freiwillig“ sei in diesem Zusammenhang euphemistisch dargestellt. Eltern von behinderten Kindern hatten oft keine andere Alternative, ihrem Kind den Schulbesuch und die medizinisch-therapeutische Versorgung zu gewährleisten.

Die Zuteilung der Heimkinder zu den einzelnen Kinderdorffamilien erfolgte, wie Georg Erber in einem Bericht erläuterte, durch Ziehen eines Loses mit dem Namen des Kindes durch die Kinderdormutter. „Dadurch werden die Kinder alle als vom Herrgott geschickt erwartet.“¹⁶⁰³ Die Kinderdormutter wählte üblicherweise sechs Kinder per Los, ein siebtes oder achtes Kind konnten sie noch „freiwillig“ als Baby oder Kleinkind aufnehmen.¹⁶⁰⁴ Eine Kinderdormutter bestätigte, dass die Kanzlei im Herbst wusste, wie viele Zuweisungen es gab und wer die Kinder waren. Die interne Fürsorgerin schrieb die Namen der Kinder auf Zettel. Die Kinderdormütter, die freie Plätze hatten, losten ihre neuen Kinder aus. Die Idee dahinter war, dass sich keine Kinderdormutter bei der Kinderzuteilung benachteiligt fühlen und somit Eifersucht vermieden werden sollte. Mit dem Loseziehen habe man Anfang der 1980 Jahre aufgehört. Über Geschichte, Herkunftsfamilie, Geschwister, soziale Umstände, Grund des Eintritts, etc. hätten die Kinderdormütter kaum etwas erfahren. Ihnen wurde der Name mitgeteilt, das Alter und die Art der Beeinträchtigung und ob es ein sogenanntes „Fürsorgekind“ oder ein „Heimfahrkind“ sei. Nur die Fürsorgerin kannte die sozialen und familiären Hintergründe der Kinder, da sie die Aufnahme organisierte, etwaige Gutachten und Beschreibungen der Kinder in einem Akt sammelte. Beim Eintritt wurde jedes Kind ärztlich untersucht. Eine Kinderdormutter beschrieb den Neueintritt eines Kindes in ihre Gruppe: „In einer Familie hat jedes Kind seine Rolle. Jedes neue Kind hat die ‚Familie‘ durcheinander gewürfelt. Jeder musste wieder seine neue Rolle finden. [...] Es sind auch immer wieder unangekündigt Kinder durch die Fürsorge unter dem Jahr gekommen. Wenn eine Kinderdorffamilie einen Platz frei hatte, wurde es dort untergebracht.“¹⁶⁰⁵

1602 Interview 32a und b Kinderdormutter (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

1603 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Bericht, Mai 1962.

1604 Ebd.

1605 Interview 32a Kinderdormutter, Abs. 20-23 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

ALLTAGSLEBEN IM HEIM

Das Alltagsleben hat sich im Laufe der Jahrzehnte gewandelt: Die Gruppen sind kleiner geworden – es entwickelte sich ein intensives Bezugsbetreuungssystem (Kinderdorfmutter mit ihren Kindern) – auch die Ausstattung und Versorgung sind besser geworden. Folgende Kapitel geben Einblick in das Alltagsleben und die Entwicklungen über die Zeit.

LEBEN UND ERZIEHEN IM GLAUBEN

Die Ausübung des Glaubens spielte insbesondere unter Georg Erber eine zentrale Rolle im Alltagsleben des Heims. Die Ausgestaltung der 1951 fertiggestellten Kirche verdeutlicht dies. Die Eingangstür zur Kirche sollte mit ihren Botschaften Kinder und Kinderdorfmütter ansprechen. Das Altarbild nimmt Bezug auf das Heimleben und entstand Anfang der 1950er-Jahre. Es zeigt den gekreuzigten Jesus, rechts von ihm Maria, links einen Engel mit einem Kind, unten je eine weltliche und eine geistliche Frau mit einem Heimkind. Das Bild sollte symbolisieren, dass sie als gleichberechtigte Partner mit ihren Kindern unter dem Kreuz stehen und von dem Gekreuzigten ihre Gaben empfangen. Inhalt der Darstellung sollte Vergebung der Sünde und das Tragen der Leiden sein. Bei den Kindern wäre es das Leid der Beeinträchtigung oder des Verlassenseins gewesen, bei den Frauen das Leid der aufopfernden Arbeit und ständigen Verfügbarkeit. Ein Interviewpartner interpretierte den Altarraum als Lebens- und Glaubensform unter Erber, die sich an Buße, Sühne und Verschwiegenheit orientiert hätte. Erber hätte gewollt, dass man zuerst die Schuld bei sich selbst suchen sollte, bevor man andere Hilfsmaßnahmen suche. Die zentrale Figur in dieser Auffassung wäre der Priester, er solle vermitteln. Als Instrument hat er dazu die Beichte, in der die eigene Schuld anerkannt und vergeben wird. Aufgrund dieser Lebenseinstellung habe es unter Georg Erber nie PsychologInnen gegeben.¹⁶⁰⁶

Insbesondere die religiösen Feiern sollen den Kindern in schöner Erinnerung bleiben, so die Caritasleitung Ende der 1960er-Jahre.¹⁶⁰⁷ Auch die Kinderdorfmütter berichteten besonders gerne von den schönen Festen zu Nikolaus, Weihnachten und Ostern in den Gruppen und auch im Heim.¹⁶⁰⁸ Die religiöse Erziehung durch den Gottesdienst und das Gebet war sehr präsent in der Erinnerung der Kinder. Im Sinne einer religiösen Lebensgestaltung gab es deshalb bis Anfang der 1990er-Jahre

¹⁶⁰⁶ Interview 11a Lehrkraft/AngestellteR, Abs. 3.

¹⁶⁰⁷ DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben Hermann Pfeiffer an Georg Erber wegen einer Firmpatin, 27. März 1959.

¹⁶⁰⁸ Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 48 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

jeden Tag einen Gottesdienst oder zumindest eine Andacht, die von Kinderdorfmüttern, Kindern und Angestellten besucht werden mussten. Viele ehemaligen Heimkinder erinnerten sich: „Was mir aufgefallen ist, war das streng Religiöse“ und „Das Kirchengehen mit schöner Kleidung war verpflichtend. Nicht mit Jeans, sondern mit Sonntagshose.“¹⁶⁰⁹ Die Kinder mussten am Sonntag und noch zweimal in der Woche in die Kirche gehen. Manche Heimkinder erinnerten sich, dass sie täglich in die Kirche gehen mussten, weil es ihre Kinderdorfmütter so wollten. Es habe noch weitere unregelmäßige Kirchenbesuche wie Maiandachten, Rosenkranzandachten u.a. Das häufige Beten und die Kirchgänge wurden als belastend empfunden.¹⁶¹⁰ Die Kinder wären bis zur Pensionierung von Georg Erber 1988 direkt, später nur mehr indirekt zum Kirchgang gezwungen worden.¹⁶¹¹ Die Anzahl der Kirchenbesuche wurde nach 1988 von der Heimleitung reduziert. Aber viele Kinderdorfmütter beteten mit ihren Kindern den Rosenkranz. Mitte der 1990er-Jahre wurden die religiösen Übungen im Alltag von der Kinderdorfleitung nochmals merklich reduziert.¹⁶¹² Was blieb, sei die Religiosität der Kinderdorfmütter gewesen, die weiterhin prägend und im Alltag präsent war. Als die Anzahl der religiösen Verpflichtungen gelockert wurde, sind dennoch auch Kinder gerne in die Kirche gegangen.¹⁶¹³ Es wurde beobachtet, dass Kinder auch mit Freude ministriert hätten.¹⁶¹⁴

ALTER, GESCHLECHTERTRENNUNG UND UMGANG MIT SEXUALITÄT

Das Kinderdorfkonzept stellte den Anspruch, eine familienähnliche Erziehung zu bieten. Zwar umfassten in den 1950er-Jahren die Gruppen bis zu 20 Kindern, aufgeteilt nach Alter und Geschlecht. Spätestens ab Mitte der 1970er-Jahre überwogen die altersgemischten, aber geschlechtergetrennten Kleingruppen. Erber hatte nicht vor, die Kinder nach Art ihrer Beeinträchtigung zu gruppieren.¹⁶¹⁵ Ihm war die Einhaltung einer äußerst strengen Geschlechtertrennung (Buben und Mädchen darf-

¹⁶⁰⁹ Interview 38 Heimkind, Abs. 8, 15 (zeitlicher Bezug: 1975-1985).

¹⁶¹⁰ Interview 17 Heimkind, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1976-1987); Interview 28 Heimkind, Abs. 15 (zeitlicher Bezug: 1968-1976); Interview 38 Heimkind, Abs. 8, 25; Interview 17 Heimkind, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: Mitte 1970-Ende 1980).

¹⁶¹¹ Siehe beispielsweise Interview 12 Heimkind, Abs. 17, 52 (zeitlicher Bezug: 1975-1987).

¹⁶¹² Interview 2b Leitung, Abs. 55.

¹⁶¹³ Interview 13 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

¹⁶¹⁴ Interview 7 Erziehung (zeitlicher Bezug: 1998-2001).

¹⁶¹⁵ DAL, CDL-A/I, Sch. 311, Fasz. IX/1: Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958).

ten nicht miteinander reden¹⁶¹⁶) wichtig. Erber argumentierte dabei, es gäbe auch genug „Normalfamilien“, in denen es nur Buben oder Mädchen gäbe, Frauen wären „von Natur aus nur einem Geschlecht zugeneigt“, auch solle dadurch Eifersucht vermieden werden.¹⁶¹⁷ Zudem befürchtete er, dass ehemalige Heimkinder, die im „deprivierten (sic!) Zustand“ im Kinderdorf aufgenommen wurden, eine Beziehung beginnen könnten. Es würde aus seiner Sicht „kein Interesse bestehen, dass solche Menschen untereinander heiraten.“¹⁶¹⁸ Im Gespräch sagte auch ein Interviewpartner: „Es waren ja keine Geschwister. Das sei dann schwierig, wenn man sie zusammenlässt. Es sind nicht alle vom Dorf zusammengekommen, sie waren getrennt und jede Familie hatte einen Spielplatz. In einem Haus konnten die Buben in einer Wohnung im Erdgeschoss und die Mädchen in ersten Stock untergebracht sein.“¹⁶¹⁹ Die Politik der strikten Geschlechtertrennung führte dazu, dass selbst die Schwimmbäder geschlechtergetrennt waren. „Die Buben und die Mädchen hatten auf Wunsch von Georg Erber ein eigenes Bad“.¹⁶²⁰ Nur in der Schule waren sie zusammen.

Körperlichkeit und Sexualität war ein Tabuthema im Kinderdorf. Ein ehemaliges Heimkind berichtete, dass ihnen gesagt wurde, wenn sie an ihren Körpern herumspielten, „fallen die Hände ab“¹⁶²¹. Obwohl mehrere ehemalige Heimkinder berichteten, sie hätten sich der Reihe nach nackt zum Waschen anstellen müssen, verbot Erber einem Lehrer, dass sich die Buben voreinander ausziehen. Ein Lehrer erzählte, er wollte, dass die Buben ihre langen Unterhosen beim Turnen ausziehen: „Erber hörte, dass sich die Buben bei mir auch voreinander umziehen dürfen. Sich voreinander umziehen war noch nicht so gewöhnlich wie heute. Direktor Z. zitierte mich in sein Büro, Erber war da und fragte mich, auf welche rechtliche Basis ich mich berufe, wenn ich die Kinder voreinander umziehen lasse. Ich sagte, Hygiene und die Unterwäsche ist so schmutzig. Er sagte, das ist nicht seine Sichtweise und er kann das als Leiter der Einrichtung nicht verantworten. Er würde für mich einen vergleichbaren Posten woanders suchen. Weil er in der Form nicht sein Erziehungsmodell, das er mit seinen Mitarbeitern entwickelt hat und für das er verantwortlich ist, aufrechterhalten kann. Das war 1970 oder 1971.“¹⁶²²

1616 Siehe u.a. Interview 14a Heimkind, Abs. 42 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1617 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Bericht, Mai 1962

1618 DAL, Pers-A/5, Zusammenstellung von Angaben über Konistorialrat Georg Erber von Dir. Anton Rumler, wahrscheinlich 198

1619 Interview 10a AngestellteR, Abs. 26-28 (zeitlicher Bezug: 1971-2018).

1620 Interview 10b AngestellteR, Abs. 2.

1621 Interview 12 Heimkind, Abs. 19 (zeitlicher Bezug: 1975-1987).

1622 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 34f.

Männliche Bezugspersonen fehlten lange Zeit im Kinderdorf. Die Priester, allen voran Georg Erber, nahmen deshalb eine besondere Stellung bei den geistlichen und weltlichen Frauen im Kinderdorf ein. Die Priester im Kinderdorf waren bei den religiösen Frauen angesehen. Insbesondere Anfang der 1990er-Jahre kursierten Gerüchte, Priester hätten Verhältnisse mit Kinderdorfmüttern – ob es tatsächliche oder vermeintliche waren – kann nicht beurteilt werden. Aber die Gerüchte führten zu Konflikten und zu Eifersucht unter den Frauen. Die Kinderdorfmütter beobachteten sich gegenseitig, wann und wie lange einer der Priester mit einer Kinderdorfmutter redete. Schon ein abendlicher Besuch in einer Kinderdorffamilie, wo sie eventuell nur einem pädagogischen Problem nachgingen, wäre schon als eine persönliche „Bevorzugung“ einer Kinderdorfmutter ausgelegt worden.¹⁶²³

„VON DER ÄUSSEREN ORDNUNG ZUR INNEREN ORDNUNG“

Ein Grundspruch von Georg Erber sei gewesen: „Von der äußeren Ordnung zur inneren Ordnung“.¹⁶²⁴ Das Lernen und Beibehalten von Sauberkeit und Ordnung war ein zentrales Erziehungsprinzip. Die Kinderdorfhaushalte wurden als „durchwegs reinlich beschrieben“¹⁶²⁵, auch das Spielzeug sollte ordentlich sein.¹⁶²⁶ In einem Artikel, der über einen Besuch des Kinderdorfes berichtete, wurde die „peinliche Sauberkeit“ bzw. „große Reinlichkeit“ aller Räume gelobt. Es heißt dort: „...spiegelnde Wände, spiegelnder Boden und nirgends Beschädigungen, obwohl auch das Schulhaus nun schon etwa drei Jahre von Kindern belebt wird [...]“. Es wurde beobachtet: „Viele fühlen sich schon selbst verantwortlich für die Erhaltung ihrer neuen Heimat, sie putzen und wischen oft ohne jeden Anstoß von außen, wie aus spielerischer Freude am Schönen“.¹⁶²⁷

Die Kinder mussten in unterschiedlichem Ausmaß ihren Heimmüttern im Haushalt helfen. Sie hatten verschiedene Dienste zu übernehmen. Ehemalige Heimkinder empfanden das als gut, sie hätten Hausarbeit gelernt: „Ich brauche keine Putzfrau, weil mir meine Mutter alles gelernt hat. Sie hat mir das Putzen und Waschen beigebracht. Sie hat mir viel beigebracht. Selber den Haushalt führen.“¹⁶²⁸ Ein

1623 Interview 6c Fachdienst/Leitung, Abs. 7 und Interview 8 Fachdienst, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1991-1993).

1624 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 34.

1625 Interview 13 Heimkind, Abs. 24 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

1626 Interview 18 Heimkind, Abs. 57 (zeitlicher Bezug: 1983-2000).

1627 Schulze, Arno: Das Kinderdorf St. Isidor bei Linz, OÖ. In: Sprachheilarbeit, 5. Jg., H. 2 (1959) 52-56, hier 54.

1628 Interview 15 Heimkind, Abs. 13.

anderes Heimkind berichtete, sie mussten Rasenmähen, zusammenrechnen und verschiedene Aufgaben erledigen, aber „das war nicht zu viel.“¹⁶²⁹ Es berichteten aber auch Heimkinder, dass sie übermäßig viel putzen mussten. Einer behauptete: „Die Schwestern haben nicht geputzt, die Kinder haben geputzt.“¹⁶³⁰ Aufgabe der Kinder sei es gewesen, die Parkettböden mit Bürsten zu putzen bis sie glänzten, schwere Teppiche hinunterzutragen und auszuklopfen.¹⁶³¹ Dem Heimkind kam vor, es habe ständig Putzdienste in den Schlaf- und Aufenthaltsräumen gegeben. „Von den Kindern wurden Fenster, Böden, Stiegen und Möbel geputzt und das Geschirr abgewaschen. Das Bettenbauen musste vom ersten Tag an sehr genau gemacht werden. Es wurde mit dem Maßband nachkontrolliert und wieder zerstört, wenn es nicht passte.“¹⁶³² „Kästen mussten Millimeter genau eingeräumt sein, ansonsten wurde der ganze Inhalt wieder heraus geschmissen“.¹⁶³³ Zusätzlich wurde in den Sommerferien bis Ende der 1970er-Jahre von den weltlichen Kinderdorfmüttern gemeinsam mit ihren Kindern die Schule geputzt, die bereits in die Jahre gekommenen Möbel „abgerieben“. Diese Aufgabe sollte bewirken, dass die Kinder die Schule dann sauberer halten.¹⁶³⁴

Von den Kindern und den Kinderdorfmüttern wurde das Sauberhalten der Kinderkleidung, ein ruhiges Auftreten und Fürsorge durch Aufsicht gefordert. Ein Heimkind erinnerte sich, wie dies ihr Freizeitverhalten beeinflusste: „Wir haben uns nicht anpatzen oder schmutzig machen dürfen. Wir mussten in der Wohnung still sitzen, im Winter und bei Schlechtwetter. Den ganzen Sommer haben wir gemeinsam – alle sieben Buben – in der Sandkiste sitzen müssen.“¹⁶³⁵ Als Kind habe er wegen eines kürzeren Fußes immer Schuhe mit erhöhter Sohle tragen sollen. Er durfte dies in der Wohnung nicht tun, weil die Kinderdorfmutter Angst um das Parkett bzw. vor dem Schmutz gehabt habe. Es seien auch Kinder übermäßig beschimpft worden, hätten Ohrfeigen bekommen oder andere körperliche Strafen, wenn sie die Wohnung oder sich selbst schmutzig gemacht hätten.¹⁶³⁶ Wenngleich Sauberkeit sehr wichtig war, wurde die körperliche Reinlichkeit der Kinder nicht von allen Kinderdorfmüttern ernst genommen. Bei der Körperpflege berichteten

1629 Interview 38 Heimkind, Abs. 21.

1630 Interview 14a Heimkind, Abs. 6 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1631 Interview 14d Heimkind und ebenso Interview 44 Heimkinder (zeitlicher Bezug: 1952-1973).

1632 Interview 14b Heimkind, Abs. 16, 32, 36 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1633 Interview 44 Heimkind.

1634 Interview 32b Kinderdorfmutter, Abs. 10.

1635 Interview 28 Heimkind, Abs. 15, 25 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

1636 U.a. Interview 13 Heimkind und Interview 12 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1975-1992).

die Heimkinder unterschiedliche Erfahrungen. Es sei vorgekommen, dass drei bis vier Kinder in demselben Badewasser gebadet wurden. Das lag daran, dass man mit dem Wasser sparsam umging und auch in manchen Gebäuden die sanitären Einrichtungen desolat waren. Im Kinderdorf wurden, wie durchaus üblich, Kinder lange Zeit einmal in der Woche gebadet.¹⁶³⁷ Die Unterhose hätte nur einmal in der Woche gewechselt werden dürfen und es habe Schläge gegeben, wenn diese beschmutzt war.¹⁶³⁸ Auch eine Lehrkraft berichtete: „Die Leibwäsche wurde nur einmal in der Woche gewechselt. Die war meist dreckig. Die Kinderunterhosen hatten teilweise braune Flecken.“¹⁶³⁹

ABGESCHLOSSENHEIT DES KINDERDORFES UND DER FAMILIE

Das Kinderdorf wurde noch in den 1980er-Jahren teilweise wie eine ab- bzw. geschlossene kirchliche Institution geführt.¹⁶⁴⁰ Die Kinder aus dem Kinderdorf blieben weitgehend unter sich und ihre sozialen Kontakte waren beschränkt. Es sei eine Ausnahme gewesen, wenn Kinder von Beschäftigten, die in unmittelbarer Nähe wohnten, im Kinderdorf spielen durften.¹⁶⁴¹ Zur Abgeschlossenheit sagt eine ehemalige Kinderdorfmutter heute kritisch: „Wir haben die Kinder zum Teil überbehütet.“¹⁶⁴² Ein ehemaliger Lehrer bestätigte: „Früher hat es kein alleiniges Hinausgehen gegeben, das war eine Ausnahme.“¹⁶⁴³ Selbst der Beziehungsaufbau zu Außenstehenden der Kinderdorffamilie war kaum möglich. „Die Familien waren sehr geschlossen.“¹⁶⁴⁴ Wenn ihre Kinderdorfmutter es bestimmte, blieben die Kinder einer Familie unter sich, selbst der Kontakt zu anderen Kinderdorfkindern war eingeschränkt.

In den 1980er-Jahren lassen sich Öffnungstendenzen erkennen. In dieser Zeit „gab es noch das eine, das Festhaltenwollen und das andere, den Aufbruch, es war beides.“¹⁶⁴⁵ Die noch kaum spürbare Öffnung unterstützte, dass der externe Schüleranteil stieg und die großteils schon älteren Kinderdorfmütter nicht mehr

¹⁶³⁷ Interview 14a Heimkind, Abs. 29 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

¹⁶³⁸ Interview 14b Heimkind, Abs. 46-47 (zeitlicher Bezug: Mitte 1960-Mitte 1970).

¹⁶³⁹ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 34.

¹⁶⁴⁰ Interview 4 Leitung, Abs. 76.

¹⁶⁴¹ Interview 10a AngestellteR, Abs. 27.

¹⁶⁴² Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 35.

¹⁶⁴³ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 8.

¹⁶⁴⁴ Interview 29 Lehrkraft, Abs. 46 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

¹⁶⁴⁵ Interview 4 Leitung, Abs. 148.

so aktiv in die Freizeitangebote eingreifen konnten.¹⁶⁴⁶ In der Zeit der Öffnung kamen in den 1990er-Jahren auch neue Probleme hinzu. Ein im Kinderdorf tätiger Pädagoge erläuterte, die Erziehung zur Selbstständigkeit sei von manchen Kinderdorfmüttern vernachlässigt worden. Er verknüpfte dies mit der eigenen Unselbständigkeit der Kinderdorfmütter, die selbst wenig Außenbeziehungen bzw. Kontakte pflegen konnten, denn das Kinderdorf hatte ihnen vieles abgenommen, was außerhalb der Kindererziehung lag.¹⁶⁴⁷

Auch die engen Besuchsregelungen limitierten die Möglichkeiten zum Aufbau von Außenbeziehungen der Kinder. Georg Erber wollte damit erreichen, dass jene nicht traurig sind, die nicht besucht wurden und nicht heimfahren konnten und dass die Kinderdorffamilie nicht „zerrissen“ wird. Außerdem waren die Außenbeziehungen für ihn schlecht zu kontrollieren. Aber nicht alle Eltern kümmerten sich um ihre Kinder. Insbesondere jene Eltern, die in prekären Situationen lebten, waren nicht immer für die Betreuung ihrer Kinder fähig.¹⁶⁴⁸ Erst Ende der 1980er-Jahre wäre die Besuchs- und Heimfahrregelung gelockert worden.¹⁶⁴⁹ Es wurde auch von Eltern berichtet, die sich sehr um ihre Kinder kümmerten. Eine Kinderdorfmutter erzählte von Eltern, die ihr Kind sehr vermissten und es öfter sehen wollten. Sie erlaubte, dass die Eltern ihr Kind heimlich beim benachbarten Bauernhof auch außerhalb der Besuchszeit sehen konnten. Sie erzählte desweiteren, dass empathische Kinderdorfmütter wie sie jene Kinder, die nicht besucht wurden oder nicht auf Besuch heimfahren konnten oder durften, versuchten, mit Schwimmbad gehen oder Ausflug machen abzulenken. Nicht alle Kinder hatten Heimweh, meinte sie.¹⁶⁵⁰ Für die Kinder, die ihre Ferien nicht daheim verbringen konnten, wurden mehrwöchige Sommerlager, z.B. in einem Pfarrhof in Seewalchen am Attersee angeboten.¹⁶⁵¹

AUSSTATTUNG UND VERSORGUNG

Anfang der 1950er-Jahre war die Ausstattung des Kinderheims noch bescheiden, es war noch im Aufbau begriffen. Caritassekretär Rafferzeder forderte in einer Planungsunterlage, dass es im Garten mehr Spiel- und Turngeräte geben sollte

¹⁶⁴⁶ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 35 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

¹⁶⁴⁷ Interview 34 Erziehung, Abs. 13 (zeitlicher Bezug: 1991-1993).

¹⁶⁴⁸ Wie im Fall von Interview 14 Heimkind.

¹⁶⁴⁹ Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 32 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

¹⁶⁵⁰ Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 8, 19 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

¹⁶⁵¹ Interview 44 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1952-1960).

und „es ist notwendig, dass ordentliche Bastel- und Spielsachen für die Kinder angeschafft werden.“¹⁶⁵² Er gab auch die Anweisung, dass die Spielsachen „ordentlich und sauber verräumt“ sein sollten. Im Laufe der Zeit ist die materielle Ausstattung im Spiel- und Freizeitbereich gut bis sehr gut geworden. Schon in den 1960er-Jahren hatte jede Gruppe gemeinsam mit der Nachbarsgruppe einen eigenen, abgegrenzten Spielplatz. Im Kinderdorf gab es Sportanlagen sowie einen Fußballplatz und ausreichend Sportausrüstung. Seit 1972 fanden jährlich Schikurse für Buben und Mädchen statt. Kinderdorfdirektor Georg Erber war ein begeisterter Schifahrer, deshalb investierte er in Schiausrüstungen für die Kinder.

Ein besonderes Kapitel war das Aufstellen von Fernsehern, das konfliktbeladen war und verzögert stattfand. Kinderdorfleiter Georg Erber habe es den Kindern und auch den Kinderdorfmüttern bis in die 1980er-Jahre verboten fernzusehen, er lehnte das Fernsehen ab. Einige Kinderdorfmütter widersetzten sich, es gab somit heimlich einen Fernseher in einzelnen Familien.¹⁶⁵³ Eine Kinderdorfmutter vermutete, Georg Erber wollte insbesondere, dass die Kinder nicht fernsehen. Vielleicht deshalb, weil er nicht kontrollieren konnte, was, wie lange und wie oft die Kinder etwas anschauten. Das strikte Fernsehverbot musste Erber immer mehr lockern. Zuerst wurde ein Fernsehzimmer für das ganze Kinderdorf im Gebäude der LASO I eingerichtet, dann bekam jedes Haus einen Fernseher, der im Keller aufgestellt wurde und den sich vier Familien teilten.¹⁶⁵⁴ Auch war es lange Zeit nicht möglich aus den Familien hinaus zu telefonieren oder diese anzurufen. Die Telefonleitungen in die Kinderdorffamilien gingen über die Kanzlei des Kinderdorfes, und man wusste, wer hinein- bzw. hinaustelefonierte.

Obwohl in fast jeder Gruppe ein mobilitätsbeeinträchtigtes Kind lebte, wurden die Gebäude im Kinderdorf erst im Laufe der 1980er-Jahre durch den Einbau von Liften durchgängig barrierefrei gemacht. Zuvor waren nur die ebenerdigen Wohnungen mit dem Rollstuhl zugänglich. Die Kinderdorfmütter mussten die Kinder in die oberen Stockwerke tragen.¹⁶⁵⁵ Auch die Wohnräume waren nicht rollstuhlgerecht eingerichtet. Vieles war „unpraktisch gebaut“, „unpraktisch beim Klo gehen“,

¹⁶⁵² DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Verschiedene Vorschläge zum inneren Ausbau des Kinderheimes St. Isidor von Raffnerzeder, 3. Februar 1950. Die weitere Information ist ebenso daraus entnommen.

¹⁶⁵³ Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 21 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

¹⁶⁵⁴ Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 10 (zeitlicher Bezug: 1975-2002).

¹⁶⁵⁵ Interview 22 Leitung (zeitlicher Bezug: 1988-1994).

bestätigte eine Kinderdorfmutter.¹⁶⁵⁶ Heimkinder fühlten sich durch die fehlende Barrierefreiheit ausgeschlossen bzw. waren von anderen abhängig. Ein Interviewpartner berichtete, dass er seinen Rollstuhl in der Wohnung nicht benutzen durfte, denn seine Kinderdorfmutter fürchtete den Schmutz. Nach der Schule wurde ihm bei schönem Wetter draußen das Essen gegeben, dann musste er den ganzen Nachmittag auf dem Therapierad sitzen. In der Wohnung saß er auf einem umgebauten Leibstuhl, den er nicht selbstständig bewegen konnte. Als er schwerer wurde und die Kinderdorfmutter ihn nicht mehr in die Badewanne heben konnte, habe sie den Einbau eines Hebelift im Bad abgelehnt.¹⁶⁵⁷ Er musste sich dann mit einer „Katzenwäsche“ zufrieden geben.¹⁶⁵⁸ Auf der anderen Seite berichtete eine Kinderdorfmutter, sie habe lange bitten müssen, bis ihr Haushalt etwas bekommen habe, z.B. neue Möbel oder Elektrogeräte wie einen Staubsauger. Auf eine neue Eckbank mit guter Beleuchtung musste bis zu einem Jahr gewartet werden.¹⁶⁵⁹

Die Haushaltsführung wurde in der Zeit von Georg Erber als sehr sparsam beschrieben. Er, die Kinderdorfmütter, und hier vor allem die älteren, waren darauf bedacht, wenig Geld auszugeben. Es wurde von einem regelrechten „Sparzwang“¹⁶⁶⁰ gesprochen, der besonders in den 1960er- und 1970er-Jahren in der Küche sichtbar wurde. Die Zentralküche führte lange Zeit eine Schwester mit Unterstützung von Hilfspersonal. Das Hilfspersonal rekrutierte sich teilweise aus Mädchen aus dem Kinderdorf, die auf den Arbeitsmarkt nicht vermittelt werden konnten.¹⁶⁶¹ Die Schwester führte die Küche mit einem äußerst geringen Budget. Es wurde viel wiederverwertet und versucht, Lebensmittelpenden so gut wie möglich zu nutzen.¹⁶⁶² Ein ehemaliges Heimkind behauptete, dass sie Halbverdorbenes, Schimmeliges oder halbverfaultes Obst essen mussten¹⁶⁶³, ein anderes sagte, „Saufraß“¹⁶⁶⁴ dazu. Andere wiederum bewerteten das Essen als gut bzw. in Ordnung.¹⁶⁶⁵ Eine Kinderdorfmutter räumte ein,

¹⁶⁵⁶ Interview 25 Sr/Kinderdorfmutter (zeitlicher Bezug: 1978-2001).

¹⁶⁵⁷ Interview 13 Heimkind, Abs. 22, 30 (zeitlicher Bezug: 1983-1992), siehe auch Interview 12 Heimkind, Abs. 11 (zeitlicher Bezug: 1975-1987).

¹⁶⁵⁸ Interview 12 Heimkind, Abs. 22 (1975-1987) und Interview 13 Heimkind, Abs. 30 (1983-1992).

¹⁶⁵⁹ Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 53 (zeitlicher Bezug: 1970-2000).

¹⁶⁶⁰ Interview 28 Heimkind, Abs. 30 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

¹⁶⁶¹ Interview 26 AngestellteR, Abs. 19 (zeitlicher Bezug: 2002-2018); Interview 31 AngestellteR, Abs. 9 (zeitlicher Bezug: 1988-2018).

¹⁶⁶² Interview 31 AngestellteR (zeitlicher Bezug: 1988-2018).

¹⁶⁶³ Interview 28 Heimkind, Abs. 29 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

¹⁶⁶⁴ Interview 14 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

¹⁶⁶⁵ Interview 38 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1975-1985).

das Essen sei manchmal verbesserungswürdig gewesen.¹⁶⁶⁶ Es kam der Vorwurf, Kinderdorfmütter hätten anderes Essen gehabt als die Kinder.¹⁶⁶⁷ Diesem Vorwurf widersprachen befragte Kinderdorfmütter, sie sagten vielmehr, nur wenn es Kinderspeisen wie Grieskoch gab, bekamen die Kinderdorfmütter Wurst.¹⁶⁶⁸

Seit 1997 gab es im Kinderdorf Wirtschaftsgeld für die Kinderdorfmütter. Einige weltliche Kinderdorfmütter wollten das Haushaltsgeld nicht annehmen, denn es hatte sich eingebürgert, dass sie Teile ihres Gehaltes für „ihre“ Kinder und den Haushalt verwendeten. Sie mussten extra angerufen werden, damit sie ihr Haushaltsgeld abholten. Ein Mitarbeiter erinnerte sich, manche hätten „selbst viel für die Wohnungen gekauft. [...] Die Schwestern hingegen nahmen das Haushaltsgeld gerne, weil sie hatten sonst kein Geld“.¹⁶⁶⁹

5.2.5. DIE SONDERSCHULE

Die Caritas stellte nach der Ansiedelung in Hart der Sonderschule Räume im Heim zur Verfügung. Die LehrerInnen waren über die Landesschulbehörde beschäftigt, jedoch konnte die Kinderdorfleitung mitbestimmen, wer eingestellt wurde.¹⁶⁷⁰ Johann Tauschek, dem vormaligen NS-Gauhilfsschuldirektor, wurde wieder die Schulleitung übertragen. Kinderheimleitung, Barmherzige Schwestern und Schulleitung schienen gut zusammengearbeitet zu haben.¹⁶⁷¹ Über Tauschek wurde berichtet, er sei „Lehrer mit Leib und Seele“ gewesen, schon vor dem Zweiten Weltkrieg, was „damals selten [war], dass ein fähiger Lehrer sich der Sonderpädagogik annahm. Sein Ansatz war, die Kinder in einer geschützten Atmosphäre berufsfit für draußen machen.“¹⁶⁷² Neben Johann Tauschek, der sehr katholisch eingestellt war und mit Georg Erber gut konnte, unterrichteten noch zwei Schwestern, Berthilda Steingassner und Agustina Siegler, die bereits mit Tauschek an der NS-Gauhilfsschule tätig waren und der junge Fachlehrer Johann Fuchs an der Schule. Johann Fuchs trat nach dem Kriegseinsatz bei der Wehrmacht seine erste Stelle als Lehrer

¹⁶⁶⁶ Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 11 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

¹⁶⁶⁷ Interview 14 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

¹⁶⁶⁸ Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 11 (zeitlicher Bezug: 1971-2001).

¹⁶⁶⁹ Interview 30 AngestellteR, Abs. 21 (zeitlicher Bezug: 1995-2017).

¹⁶⁷⁰ DAL, Caritas, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Scheiben von Hermann Pfeiffer an den Bischof, 9. September 1950.

¹⁶⁷¹ DAL, Caritas, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Mehrere eingeholte Berichte zur Entscheidung einer Lehrkraftanstellung, 1952.

¹⁶⁷² Interview 21a Lehrkraft, Abs. 27.

an¹⁶⁷³ und galt ebenfalls als katholisch eingestellt. Georg Erber unterrichtete Religion und, zumindest 1951 Werken.¹⁶⁷⁴

Jede politische Gemeinde hatte nach damaliger Gesetzeslage den Auftrag, für mehr als 15 hilfsschulbedürftige Kinder auf ihrem Gebiet eine Hilfsschulklasse einzurichten. Die Landesschulbehörde musste das zusätzliche Personal bereitstellen. Die Caritas überzeugte das Land Oberösterreich, dass die Unterbringung in ihrem Heim mit angeschlossener Hilfsschule billiger sei, als in den vorgeschriebenen Aufbau eines flächendeckenden Hilfsschulwesens zu investieren.¹⁶⁷⁵ Die Aufnahme in das Caritas-Kinderheim bedeutete automatisch den Besuch der angeschlossenen Hilfsschule. Für die Feststellung der Hilfsschulbedürftigkeit wurden zwar verschiedene Gutachten erstellt, aber im Regelfall berief sich jedes weitere Gutachten auf das vorherige. Es konnte vorkommen, dass Kinder der Sonderschule zugewiesen waren, obwohl sie keinen sonderpädagogischen Förderbedarf (mehr) hatten.¹⁶⁷⁶ Ab den 1950er-Jahren begann eine hohe Nachfrage nach Heimplätzen für Kinder mit Beeinträchtigungen. In Oberösterreich gab es wenig Sonderschul- und Therapieangebote, die Mittel dafür scheinen in St. Isidor konzentriert gewesen zu sein.¹⁶⁷⁷ Trotzdem blieb die Ausstattung der Schule bis in die 1960er-Jahre hinein schlecht. Das Gebäude wurde als Barackenschule bezeichnet und war ein einfacher Ziegelbau. Die Räumlichkeiten wurden als dunkel und sehr beengt beschrieben, für Wärme im Winter sorgten Kohleöfen.¹⁶⁷⁸

Mit dem Anstieg der Schülerzahlen begann man, das Klassenangebot nach der Art der Beeinträchtigung zu differenzieren. Im Schuljahr 1949/1950 gab es in der Hilfsschule neben allgemeinen Klassen, die einen Großteil der Kinder aufnahmen, auch zwei Klassen für sprachbeeinträchtigte und eine Klasse für hörbeeinträchtigte Kinder.¹⁶⁷⁹ Die Differenzierung anhand der Beeinträchtigung nahm in den folgenden Jahren mit der steigenden Schülerzahl weiter zu. 1950 besuchten

1673 Kauer, Aus den Anfängen der Hausgeschichte der Waisenhauskolonie, 11-15.

1674 Schütz, Ulla: Lehrerin im Kinderdorf – ein Rückblick auf 38 Jahre. In: Jubiläumskalender 1947-1997 H. 42 (1997), 45-49.

1675 DAL, Caritas, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben o. A. (wahrscheinlich Josef Neubauer), 7. Mai 1947.

1676 Interview 21b Lehrkraft, Abs. 29-31.

1677 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Diverse Schreiben, 1946-1950.

1678 Ebd. Schreiben von LASO II Direktor Anton Rumler an die Caritasleitung, 15. Februar 1961.

1679 DAL, Caritas, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Schreiben von Verwaltungsdirektor Gattermeyer an die Oö. Landesregierung/Abt. Schule, 29. November 1949; Interview 21a Lehrkraft, Abs. 66.

150 Kinder (138 interne¹⁶⁸⁰ und zwölf externe Schulkinder) 14 unterschiedliche „Spezialklassen“¹⁶⁸¹. Dabei waren allgemeine Hilfsschulklassen, Sprechheilklassen und Klassen für körperbehinderte Kinder als auch eine Aufbauklasse mit Haushaltsunterricht für nicht mehr schulpflichtige Mädchen.¹⁶⁸² In weiterer Folge förderte das Schulgesetz von 1954 die Nachfrage nach Sonderschulplätzen, da die zentrale Meldung und die Schulpflicht von sonderschulbedürftigen Kindern eingeführt wurde.¹⁶⁸³ 1954 wurde der Sonderschule von St. Isidor ein Sonderkindergarten angegliedert, der beim Caritas-Kleinkinderheim St. Josef am Freinberg angesiedelt wurde. Diesen Kindergarten besuchten über 20 als nicht bildungsfähig eingestufte Kinder, die behördlich von der Schulpflicht ausgenommen waren.¹⁶⁸⁴ 1966 wurde das Bildungsangebot in der Sonderschule durch die Einführung eines freiwilligen Berufsvorbereitungsjahres erweitert. Es wurde zwar einen getrennten Lehrplan für Mädchen und Buben angeboten¹⁶⁸⁵, dennoch wurde dieser als sehr fortschrittlich für die damalige Zeit gesehen.¹⁶⁸⁶

Nach der Pensionierung Tauscheks wurde 1958 die Schule organisatorisch in drei Schultypen geteilt. Jede Sonderschule bestand aus je einem Direktor, die auch als „Erbers Untertanen“¹⁶⁸⁷ bezeichnet wurden und katholisch eingestellt waren, acht bis neun Lehrkräften, zudem waren vier Schwestern im Schuldienst beschäftigt.¹⁶⁸⁸ Die Anzahl der Kinder stieg immer weiter an. Im September 1976 gingen 165 Kinder in die Sonderschule I für lernschwache Kinder (12 Klassen), 101 Kinder in die Sonderschule II für sprachbeeinträchtigte Kinder (10 Klassen) und 106 Kinder in die Sonderschule III für körperbeeinträchtigte Kinder (11 Klassen), wobei diesen Kindern prinzipiell die Möglichkeit zum Hauptschulabschluss durch eine externe Prüfung offenstand. Den Sonderkindergarten besuchten nur

1680 In einem anderen Dokument wurde von 128 internen Schulkindern berichtet. DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Jahresbericht 1951, 1. April 1952.

1681 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Scheiben von Hermann Pfeiffer an Bischof Franz Zauner, 9. September 1950.

1682 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Varia Sonderschulbehelfe; DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben Georg Erbers an die Caritasleitung zwecks Auszeichnung Johann Tauschek, 22. November 1954.

1683 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Kinderdorfplan für normalbegabte Kinder in Oberösterreich, 2. März 1954.

1684 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Schreiben Hermann Pfeiffer an die Oö. Landesregierung, 27. Februar 1956.

1685 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 28, 30.

1686 Interview 29 Lehrkraft, Abs. 36 (zeitlicher Bezug: 1984-1986). Die 9. ASO-Schulstufe wurde erst 1998 gesetzlich eingeführt.

1687 Interview 21b Lehrkraft, Abs. 43 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

1688 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Stand Juli 1959; Ebd. Schreiben Georg Erber's an das Bischöfliche Ordinariat, 26. Juni 1979.

mehr 13 Kinder¹⁶⁸⁹, die als bildungsunfähig kategorisierten Kinder waren nun in den Einrichtungen Gallneukirchen oder Hartheim untergebracht. Als 1986 der „B-Zug“¹⁶⁹⁰ in den Hauptschulen abgeschafft wurde, stieg die Zahl der Sonderschulkinder stark an.

Seit den 1970er-Jahren stieg die Nachfrage nach Hortplätzen und die Zahl der externen Schulkinder langsam und in den 1980er-Jahren immer rascher an. Eine Entwicklung, die Georg Erber aufzuhalten versuchte¹⁶⁹¹ und die je nach Schultyp unterschiedliche Ausmaße annahm. 1983 war schon fast die Hälfte der SchülerInnen in der Sonderschule III für körperbeeinträchtigte Kinder (53 von 109) extern und wurde vom Schulbus oder von den Eltern gebracht. Diese Schule konnte ab 1983 auch Hauptschulzeugnisse ausstellen. In dieser Schule, in der fast alle Kinder aus intakten Familien kamen, begann auch der Streit um die Fünf-Tage-Woche, wogegen sich die Lehrer und Georg Erber vehement stellten¹⁶⁹², aber dann doch Anfang der 1990er-Jahre nachgeben mussten.¹⁶⁹³ In der Allgemeinen Sonderschule I kam der Großteil der Kinder aus schwierigen sozialen Verhältnissen. Der Anteil der Kinder, die durch die amtlich verfügte Erziehungshilfe im Kinderdorf St. Isidor untergebracht waren, war hier größer. Viele Kinder litten an Verhaltensauffälligkeiten und an Entwicklungsstörungen, die manche rasch aufholen konnten. Dennoch mussten sie weiter die Sonderschule besuchen. Erst Ende der 1980er-Jahre konnten Kinder vom Kinderdorf St. Isidor die Hauptschule in Hart besuchen. Manche von ihnen traten dann in weiterführende Schulen über.¹⁶⁹⁴

Ein ehemaliger Lehrer erzählte, dass die LehrerInnen gerne in den Kinderdorfschulen arbeiteten, sie mussten keine Pausenaufsicht machen und konnten auf die Unterstützung der Kinderdorfmütter zurückgreifen. Für schlechtes Verhalten im Unterricht oder mangelnden Lernfortschritt konnten sie die Kinderdorfmütter verantwortlich machen. Trotz enger Verbindung von Schule und Privatem habe es kaum intensivere Lehrer-Schüler-Beziehungen gegeben.¹⁶⁹⁵ Nur in der Sonderschule I „war es ein schweres Arbeiten“, so der Lehrer, „es gingen auch Lehrer

1689 Ebd. Jahresbericht 1974, 1975, 1976, 13. April 1977.

1690 Die B-Zug hatte kein Englisch und verminderte Lerninhalte.

1691 Interview 21b Lehrkraft, Abs. 21-26 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

1692 Archiv Kinderdorf St. Isidor, grüne Flügelmappe, VI.A, Zeitraum März 1989 bis Dezember 1990.

1693 Interview 21b Lehrkraft, Abs. 21-26 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

1694 Interview 22 Leitung, Abs. 60 (zeitlicher Bezug: 1988-1994).

1695 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 32, 36.

weg, weil sie sagten, sie könnten mit den aggressiven Kindern und dem Mangel an Distanz [zum Heim] nicht arbeiten“.¹⁶⁹⁶ Im Schulgebäude gab es Gangtelefone, von denen direkt die zuständige Kinderdorfmutter angerufen werden konnte. Erbers „Vorstellung war, dass alles geordnet und eng geführt sein soll. Weil es bis Anfang Mitte 1970 so streng geführt worden ist, waren wir Lehrer sehr erholt. Die Erziehungsarbeit war zu 75% von den Müttern getragen. Ich habe 1986 oder 1988 die Gangtelefone abgeschaltet. Weil die Lehrer sind hin: ‚Mutter H., der Franzl ist heute wirklich nicht lieb in der Klasse.‘ Die Mutter: ‚Frau Lehrerin, entschuldigen Sie, ich komme gleich.‘ Da waren die Telefone mit den Listen von den Familien. Wehe, es war die Mutter nicht da.“¹⁶⁹⁷ Wegen der Delegation zusätzlicher Aufgaben beschwerte sich eine ehemalige Kinderdorfmutter, „die Lehrer haben sich an den Kinderdorfmütter abgeputzt in dem sie angerufen und erzählt haben, was in der Schule passierte statt selbst einzugreifen“.¹⁶⁹⁸ Den Lehrkräften wurde erst in den 1990er-Jahren bewusst, dass sie mit den „Müttern auf Augenhöhe reden müssten“.¹⁶⁹⁹

Die Sonderschulen im Kinderdorf St. Isidor seien noch in den 1980er-Jahren Schulen der 1960er-Jahre gewesen, wo vor allem Bravsein, Ordnung und Disziplin wichtig waren.¹⁷⁰⁰ Die Schulkinder erhielten lange Zeit keinen Aufklärungsunterricht.¹⁷⁰¹ „Wie man Schule in den 1960er-Jahren gedacht hat, mit braven, ruhigen Schülern. Das Heft musste schön geführt sein. Es herrschte ein starkes Klima von sozialer Kontrolle.“¹⁷⁰² Manche Lehrkräfte strafte mit Ohrfeigen oder an den Haaren reißen. Ein ehemaliger Lehrer sagte, er und auch Erber haben Kinder mit der Hand ins Gesicht geschlagen, aber, „wir waren jene, die sich mit der Erziehung auseinandergesetzt haben. Wenige waren das. Auch Erber hat es getan.“¹⁷⁰³ Als Lehrer Gewalt anzuwenden wurde gerechtfertigt mit „früher war es oft so: ich tu dir nichts, tu mir nichts. Es gibt keine Entschuldigung. Es war möglich, gesetzlich nicht verboten bis vor zehn Jahren. Der Bezirksschulrat sagte zu mir: ‚Du hast eine Ohrfeige frei, weil du was leistest.‘ Die Anzeige ging über den Bezirksschulrat. Es war die Zeit. Es ging sehr viel über Körperlichkeit, damit zeigte man, ich beherr-

1696 Ebd. Abs. 35.

1697 Ebd. Abs. 36 (zeitlicher Bezug: 1966-1980er-Jahre).

1698 Interview 24 St/Kinderdorfmutter, Abs. 36 (zeitlicher Bezug: 1971-2001).

1699 Interview 2b Leitung, Abs. 56f.

1700 Interview 29 Lehrkraft, Abs. 13 (zeitlicher Bezug: 1984-1986).

1701 Ebd. Abs. 18.

1702 Ebd. Abs. 17.

1703 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 38 (zeitlicher Bezug: 1966-1984).

sche das.¹⁷⁰⁴ Die befragten Heimkinder hatten die Schule eher positiv oder neutral in Erinnerung. Es wurde eher von dem Gefühl berichtet, in der Schule zu wenig gefördert worden zu sein. In guter Erinnerung blieben die Schulausflüge.¹⁷⁰⁵

5.2.6. MEDIZIN UND THERAPIE

Im Haus Nr. 1 gab es seit Mitte der 1950er-Jahre je ein Krankenzimmer für Mädchen und für Buben, in dem eine ausgebildete Krankenschwester tätig war. Schon früh versuchte Georg Erber, bei Bedarf intensive medizinische Versorgung anzubieten. Von 1947 bis 1974 hatte der Kinderarzt Primar Kurt Widhalm (geb. 1911, gest. 1995) die ärztliche Oberaufsicht über und verpflichtete sich für eine monatliche Pauschalzahlung die Kinder regelmäßig zu untersuchen und bei Erkrankungen für weitere (fach) ärztliche Hilfe zu sorgen.¹⁷⁰⁶ Widhalm hatte die Aufgabe, alle ärztlichen Behandlungen der Kinder zu koordinieren und zu einer Krankengeschichte zusammenzufassen. Der Arzt, ein sehr gläubiger Mensch, habe sich sehr für die Kinder eingesetzt.¹⁷⁰⁷ Er kam jeden Samstag nach St. Isidor um Kinder zu untersuchen, danach habe es eine Besprechung mit dem Kinderdorfleiter Erber gegeben.¹⁷⁰⁸ Schon Anfang der 1950er-Jahre wurde Unterwassertherapie angeboten, die behelfsmäßig in der Badewanne durchgeführt wurde. Mit der Eröffnung des ersten Therapiehauses 1958/1959 gab es neben einer professionelleren Möglichkeit zur Unterwassertherapie nun auch Räume für fachärztliche Untersuchungen¹⁷⁰⁹, Instrumente zur Audiometrierung (Bestimmung der Schwerhörigkeit) und zur Gehör- und Sprachkontrolle.¹⁷¹⁰ Seit dem Jahr 1968 gibt es die Bobath-Therapie im Kinderdorf, wofür eine Therapeutin in der Schweiz ausgebildet wurde.¹⁷¹¹

1974 übergab Erber an Margit Hochleitner (geb. 1930, gest. 2016) die ärztliche Oberaufsicht. Auf Hochleitner, eine anerkannte Ärztin auf dem Gebiet der Neuropädiatrie, habe Georg Erber „viel [...]“ gehalten, er sah das als wieder eine Stufe des

¹⁷⁰⁴ Ebd. Abs. 38.

¹⁷⁰⁵ Siehe beispielsweise Interview 28 Heimkind, Abs. 37, 31 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

¹⁷⁰⁶ DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Informationsschreiben, 7. Juli 1947.

¹⁷⁰⁷ DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Zeitungsausschnitt Kinderdorf St. Isidor. In: „Die Mutter“, 7. August 1960; Interview 33 extern.

¹⁷⁰⁸ Interview 33 extern.

¹⁷⁰⁹ Kinderdorf St. Isidor (Hg.), Jubiläumskalender 1947-1997 H. 42 (1997), 87.

¹⁷¹⁰ DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Zeitungsausschnitt Kinderdorf St. Isidor. In: „Die Mutter“, 7. August 1960.

¹⁷¹¹ DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Daten über die Tätigkeit von Georg Erber, o.D.

Fortschrittes an.¹⁷¹² Hochleitner ließ sich von Erber eine Bettenstation für entwicklungsgestörte und behinderte Kinder und damit ein Primariat einrichten.¹⁷¹³ Ihr wurde Professionalität und hohes Engagement attestiert, sie sei aber auch unnahbar, distanziert und „nicht zum Schmach führen“ aufgelegt gewesen.¹⁷¹⁴ „Sie war eine sehr selbstbewusste, von ihren Fähigkeiten überzeugte Medizinerin, sie hat sich nicht von anderen in ihre Profession hineinreden lassen. Sie war gefürchtet deswegen, weil sie sehr forsch aufgetreten ist, sehr klar und direkt, sehr bestimmend.“¹⁷¹⁵ Ihr Auftreten und ihre Therapievorschläge wurden als einschüchternd, angstmachend, brutal und gewalttätig beurteilt. „Die Hochleitner war unerbittlich. Sie meinte, das Beste für das Kind zu wollen. Wer das nicht machte oder nicht ausreichend aus ihrer Sicht, wurde von ihr gemaregelt und auch beschimpft.“¹⁷¹⁶ „Hochleitner war eine sehr strenge Frau. Hochleitner hat viel auf ihre Therapien gehalten. Sie hat sehr darauf gepocht. Sie hat geglaubt, sie kann Kinder wieder zum Gehen bringen. Sie war tüchtig, aber eine harte Person. [...] Sie hat viel gefordert und war sehr hart zu den Kindern und den Kinderdorfmüttern. Sie hat ihnen Vorwürfe gemacht, dass sie sich nicht genug anstrebten.“¹⁷¹⁷

Margit Hochleitner förderte den Aufbau der Diagnostik und der physikalischen Therapie. Durch Früherkennung und Früherfassung von behinderten Kleinkindern, die dazu im Sonderkindergarten untergebracht wurden, sollte möglichst früh mit der Behandlung nach der Bobath-Methode, mit Unterwasser- und Elektrotherapie begonnen werden. Lehrkurse im Bereich der neurophysiologischen Therapie nach dem Bobath-Konzept wurden seit 1979 in St. Isidor angeboten.¹⁷¹⁸

Eine Interviewpartnerin erläuterte, Hochleitner habe „die Konzepte der damaligen Medizin angewandt. Es gab die Idee, dass man Beeinträchtigungen wie Cerebralparese mit Therapie deutlich verbessern und sogar heilen könne. Heute weiß man, dass das nicht möglich ist und dass die Verbesserungen durch Therapie gering sind. [...] International war man damals auch schon etwas weiter, aber im deutschsprachigen Raum nicht.“¹⁷¹⁹ Es wurde auf Eltern und Kinderdorfmütter großer Druck ausgeübt,

1712 Interview 45 AngestellteR, Abs. 36.

1713 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Antwort Georg Erbers auf Kurt Widhalm's Anfrage, 27. März 1974.

1714 Interview 21b Lehrkraft, Abs. 16.

1715 Interview 22 Leitung, Abs. 79ff.

1716 Interview 8 Fachdienst, Abs. 40.

1717 Interview 45 AngestellteR, Abs. 36.

1718 DAL, CDL-A/1, Sch. 3II, Fasz. IX/1: Bescheid, 14. Februar 1979.

1719 Interview 35 Fachdienst, Abs. 4ff.

die Kinder ständig zu therapieren. Es folgten Schuldzuweisungen, wenn die Fortschritte zu klein erschienen.¹⁷²⁰ Hochleitner verlangte, „die Therapie sollte erfolgreich sein, dazu wurde strenge Disziplin verordnet. Die Kinder mussten jeden Tag Therapie machen, sie haben sich auch oft dagegen aufgelehnt und haben geschrien. Die Mütter waren überfordert. Sie hatten neben ihrer vielfältigen pädagogischen Arbeit auch die therapeutischen Übungen zu leisten. Die medizinischen Vorgaben waren streng, es dominierte der Glaube an Heilung.“¹⁷²¹ Hochleitner wollte, dass die Kinder unbedingt im Heim aufgenommen werden, um Kinder, Therapie und Umfeld kontrollieren zu können.¹⁷²² Aus diesem Grund wurden „die Diagnosen mit Lernbeeinträchtigung oft noch von der Hochleitner dazugegeben.“¹⁷²³ Ein Interviewpartner bestätigte, die „Therapie war gut organisiert, angenehm für Therapeuten, Schule und Eltern und hat den Eltern nichts gekostet“.¹⁷²⁴

Ein ehemaliges Heimkind äußerte seine Meinung über Margit Hochleitner: „Die hat zum System gepasst. Sie wollte das Beste für die Kinder. Therapeutisch. Aber wie die Zeit war, man hat nicht versucht, die Behinderung anzunehmen, sondern wegzuthrapieren und wegzuooperieren. [...] Sie hat mich mit vier Jahren operiert, üblich wäre es nach der Pubertät gewesen. Die schwere Operation mit vier Jahren war umsonst. Die Hochleitner [...] die war manchmal so drauf, wenn du das nicht tust, was ich sage, dann schmeiße ich dich einfach raus. Abgekürzt hieß das, dann hast du keine Therapie und du gehst von der Schule. Das war Erpressung.“¹⁷²⁵ Ein anderes Heimkind erinnerte sich auch an Hochleitner: „Die habe ich gekannt, die war nicht gut mit ihr [der Kinderdorfmutter]. Haben wir mal EEG machen müssen bei ihr. Ich habe große Schlafstörungen gehabt in St. Isidor. Sie [Hochleitner] war ruppig und böse. Sie hat auch teilweise mit [der Kinderdorfmutter] geschrien, weil sie zu wenig die Therapieübungen machte. [Die Kinderdorfmutter] hat dann geweint. Mir ist es dabei nicht gut gegangen. Ich hatte Schuldgefühle. Hochleitner war so hochnäsig.“¹⁷²⁶

1720 Ebd. Abs. 7.

1721 Interview 6b Fachdienst/Leitung, Abs. 12.

1722 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 47, 68.

1723 Interview 2b Leitung, Abs. 65.

1724 Interview 21b Lehrkraft, Abs. 17ff.

1725 Interview 13a Heimkind, Abs. 43 (zeitlicher Bezug: 1983-1991).

1726 Interview 18 Heimkind, Abs. 34 (zeitlicher Bezug: 1983-1991).

Hochleitner sei auf Diagnostik, körperliche Rehabilitation und Regeneration fokussiert gewesen und habe weniger auf Verhaltensauffälligkeiten geachtet.¹⁷²⁷ Sie habe zwar einen psychologischen Fachdienst gefordert, konnte sich aber bei Georg Erber nicht damit durchsetzen¹⁷²⁸, der Fachdienst wurde erst Mitte der 1990er-Jahre installiert. 1995 begann man, eine professionelle psychologische Diagnostik und Strukturen für psychologische Unterstützung im Kinderdorf aufzubauen. Davor hätte es keine nennenswerte Hilfe für traumatisierte Kinder gegeben.¹⁷²⁹ Die Psychologen, die zuvor im Kinderdorf tätig waren, hatten die Aufgabe, die MitarbeiterInnen zu schulen und ihnen Beratung anzubieten.¹⁷³⁰ Bei Verhaltensauffälligkeiten nützte man bereits in den 1960er-Jahren Medikamente. Ein ehemaliges Heimkind beschwerte sich, dass er bis heute nicht verstehe, warum er Tabletten nehmen hat müssen: „Während meines gesamten achtjährigen Aufenthalts in St. Isidor erhielt ich drei Mal täglich eine Tablette Truxal zur Beruhigung, wie mir damals mitgeteilt wurde“¹⁷³¹. Er fühlte sich als Kind sehr ruhiggestellt. Er behauptete, Ärzte und auch Kinderdorfmütter seien mit der Gabe von ruhigstellenden Tabletten wenig zurückhaltend gewesen. Eine Kinderdorfmutter bestätigte: Unruhige Kinder bekamen üblicherweise Tabletten verschrieben.¹⁷³² Ein ehemaliger Erziehungsleiter meinte, Psychopharmaka hat es gegeben, aber sie dienten nicht ausschließlich der Ruhigstellung. Er gab an, dass in der Zeit von 1997 bis 2001, als er dort tätig war, die Medikamente keine große Rolle spielten und nur bei speziellen Krankheitsbilder Einsatz fanden, wo auch mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie zusammengearbeitet wurde.¹⁷³³ Immer wieder wurden schweren Fällen aus dem Kinderdorf in die Kinder- und Jugendpsychiatrie eingewiesen.

DER AUSTRITT

Die Kinder sollten nach der Schulentlassung mit etwa 14 Jahren wieder in die Obhut ihrer Eltern übergeben werden. Der Übergang Schule – Beruf und der berufliche Werdegang der Schulentlassenen wurde bald zum Thema. Das Ziel der Caritasleitung mit der Unterbringung in St. Isidor war es, „dass die Zöglinge des

¹⁷²⁷ Interview 21b Lehrkraft, Abs. 10.

¹⁷²⁸ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 11.

¹⁷²⁹ Interview 19 St/Kinderdorfmutter, Abs. 12 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

¹⁷³⁰ Interview 6c Fachdienst/Leitung, Abs. 10.

¹⁷³¹ Interview 14b Heimkind, Abs. 57 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

¹⁷³² Interview 19 St/Kinderdorfmutter, Abs. 71 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

¹⁷³³ Interview 9 Erziehung, Abs. 24 (zeitlicher Bezug: 1997-2001).

Heimes durch die ihnen angemessene Erziehung und den Spezialunterricht, den sie genießen, so weit gebracht werden sollen, dass sie dem ihnen sonst drohenden Dahinvegetieren entrissen und darüber hinaus in die Lage versetzt werden, ihren Lebensunterhalt in bescheidener Weise selbst zu verdienen¹⁷³⁴. Die Caritasleitung bemängelte Anfang der 1950er-Jahre, dass es für blinde oder gehörlose Jugendliche weiterführende berufsbildende Maßnahmen gab („nachgehende Fürsorge“), nicht aber für die SchulabgängerInnen der Hilfsschule St. Isidor.

Anfang der 1950er-Jahre waren Lehrstellen knapp und generell herrschte erhöhte Arbeitslosigkeit. Es gab Politiker, die kritisierten, dass sich HilfsschulabsolventInnen aus St. Isidor im Erwachsenenalter nicht selbst erhalten konnten, denn man befürchtete dadurch höhere Sozialausgaben. Daraufhin ließ Caritasdirektor Hermann Pfeiffer 1951 den Aufenthaltsort und die berufliche Tätigkeit der seit 1949 entlassenen Kinder erheben. Die Caritas wollte prüfen und aus „den Schicksalen dieser jungen Menschen“ lernen, ob sich Unterricht und Erziehung für das weitere Leben der ehemaligen Heimkinder als brauchbar erwiesen und welche Maßnahmen zu treffen seien. Man wollte eine Fürsorgerin für die „nachgehende“ Betreuung einstellen. Die „nachgehende Fürsorge an entlassenen Zöglingen“¹⁷³⁵ sollte die Dokumentation auch übernehmen. Denn die Caritas rechnete damit, „daß die öffentlichen Stellen, die wir vom Ausbau und von den weiteren Ausbau-möglichkeiten in St. Isidor immer wieder unterrichten, sich genauer als bisher nach den Geschicken der durch die Schule von St. Isidor hindurchgegangenen jungen Menschen interessieren.“ Das Ergebnis der Erhebung ist den gesichteten Akten nicht zu entnehmen.

Die Heimunterbringung entfremdete die Kinder von ihren Herkunftsfamilien. Sie konnten deshalb nur teilweise mit familiärer Unterstützung rechnen bzw. waren auch manche Eltern für sie nicht greifbar. Die Kinderdorfmutter und die interne Fürsorge sollten fehlende Elternunterstützung ersetzen. Sie kümmerten sich bei Bedarf nicht nur um die Arbeitsplatzvermittlung, sondern hielten auch den Kontakt zum Arbeitgeber und dem ehemaligen Heimkind. Ziel der „nachgehenden Fürsorge“ war, die weitere Versorgung im katholisch geprägten Milieu zumindest bis 18 Jahre für sie sicher zu stellen. „Die entlassenen Zöglinge sollen das Gefühl haben, daß sie auch weiterhin unter dem Schutz der Caritas stehen.“ Das Kinderdorf, wie Georg Erber 1958 ausführte, war be-

1734 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Aktenvermerk von Hermann Pfeiffer, Nachgehende Fürsorge an entlassenen Zöglingen, 3. November 1951. Die folgenden Zitate sind ebenfalls daraus entnommen.

1735 Ebd. Aktenvermerk von Hermann Pfeiffer, Nachgehende Fürsorge an entlassenen Zöglingen, 3. November 1951. Die folgenden Zitate sind ebenfalls daraus entnommen.

strebt, für die Kinder „gute Plätze zu suchen, wo die Kinder mit Verständnis für ihre Behinderungen aufgenommen und eingesetzt werden“¹⁷³⁶. Laut Fürsorgerin seien jene Plätze als „gut“ gesehen worden, die Familienanschluss in Aussicht stellten und „einfache Berufe“ anboten. In den 1950er- und 1960er-Jahren beschäftigte das Kinderdorf drei Pflegefamilien in der Nähe, um Familienanschluss für unversorgte, schulentlassene Kinder bis 18 Jahren zu sichern.¹⁷³⁷

Der Sonderschulabschluss erschwerte die Arbeitsvermittlung. Die Fürsorgerin berichtete, dass es manchmal sehr schwer war, einen Arbeitsplatz zu finden. Sie sagte, sie sei „viel herumgefahren, bis der richtige Platz gefunden worden ist“. Bei einem Buben hat sie bei einem potentiellen Arbeitgeber 30 Mal angerufen, bis er sich ihn angeschaut hat. Sie versuchte, ob die Buben zuerst als Volontäre genommen werden konnten. „Bei den Mädchen war es noch schwieriger, weil die waren ja gefährdet. Da musste man schauen, dass sie gute Stellen im Haushalt, in der Reinigung bekamen.“¹⁷³⁸ Sie berichtete, „in die Landwirtschaft wurde bis in die 1950er-Jahre vermittelt. Ich hielt oft Rücksprache wegen der Einstufung, Versicherung und Bezahlung mit dem Landarbeiteramt. Am Anfang wurde noch häufig in die Landwirtschaft vermittelt, das ist bald nicht mehr gegangen.“¹⁷³⁹ Die Fürsorgerin erinnert sich, dass ca. 80% der ehemaligen Heimkinder eine Erwerbsarbeit begannen, aber 15-20% wegen ihrer Beeinträchtigung vom Kinderdorf nicht in die Wirtschaft vermittelt werden konnten.¹⁷⁴⁰

Zu Beginn des letzten Schuljahres testete ein Psychologe vom Landesarbeitsamt in der Berufsvorbereitung die Neigungen und Eignungen der SchülerInnen. Das Kinderdorf bemühte sich, beim Übergang Schule – Beruf, insbesondere bei den Buben für Ausbildungsplätze. Es wurde vor allem in einfache Berufe vermittelt: Bäcker, Maler, Tischler, Tapezierer, Landwirtschaftsgehilfe, Schuhmacher, Gärtnergehilfe oder Spengler. Die Lehrabschlussprüfung war, sofern es möglich war, für die Buben das Ziel. Obwohl ein Lehrplatz angestrebt wurde, vermittelte man

1736 Ebd. Vortragsmanuskript „Das Caritas-Kinderdorf“ von Georg Erber, gehalten bei der Internationalen pädagogischen Werktagung (Salzburg 1958), 151-156, hier 155. Die nachfolgende Information ist ebenfalls dem Dokument entnommen.

1737 Interview 45 AngestellteR, Abs. 13 (zeitlicher Bezug: 1951-1988).

1738 Ebd. Abs. 32 (zeitlicher Bezug: 1951-1988).

1739 Ebd. Abs. 33.

1740 Richter, Maria, Rückblick auf 38 Jahre Sozialarbeit und nachgehende Fürsorge im Kinderdorf St. Isidor 1951-1938 (unveröff. Manuskript 2006); Siehe auch: DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Möglichkeiten und Grenzen der Hilfen an den behinderten Kindern im Kinderdorf St. Isidor (o. A.), 1973.

auch viele Schulabgänger auf Hilfsarbeitsplätze, u.a. in der Landwirtschaft. Der Gutsbetrieb von St. Isidor nahm im Einzelfall Buben zur landwirtschaftlichen Ausbildung auf, die sonst nirgends unterkamen.¹⁷⁴¹

Bei den Mädchen sei der Besuch einer Haushaltungsschule, eines Haushaltungskurses oder einer Arbeitsanlehre in St. Elisabeth in einem „geschützten Rahmen“ angestrebt worden.¹⁷⁴² Für die Mädchen war eine Berufsausbildung nicht vorgesehen, sie sollten eher in Privathaushalten oder anderen Anstaltshaushalten als Helferinnen unterkommen. Einzelne Mädchen konnten auch länger im Kinderdorf bleiben und arbeiteten als „Volontärinnen“ im Anstaltshaushalt, in der Küche oder in der Wäscherei mit und bekamen für ihre Arbeit vom Kinderdorf eine Entschädigung, manche sogar eine Anstellung mit sozialversicherungsrechtlicher Absicherung.¹⁷⁴³

Manche Schulabsolventen wurden sehr intensiv von der Fürsorgerin bereut. Einem Jugendlichen habe sie wie eine Arbeitsassistentin beim Lernen der Arbeitsschritte geholfen, einem anderen gab sie Lernnachhilfe, um die Berufsschule zu schaffen. Auch wandten sich immer wieder ehemalige Heimkinder an sie, wenn sie in Not waren und baten um Geldaushilfe.¹⁷⁴⁴ Bei der Durchsicht von Kinderakten fällt auf, dass das Kinderdorf, meist durch die Fürsorgerin aber auch durch die Kinderdorfmutter, den Kontakt zu ehemaligen Heimkindern hielt. Ein Heimkind wandte sich an das Kinderdorf, weil er sich von seinem Arbeitgeber, einem Bauern, sehr ausgenutzt, unterbezahlt und durch den Haushalt des Arbeitgebers schlecht versorgt fühlte. Die Akten geben keine Auskunft, ob er Hilfe bekam, er wurde vielmehr zum Durch- und Aushalten ermuntert.¹⁷⁴⁵ Der Übergang von der Schule in den Beruf oder vom Heimleben in die Selbstständigkeit verlief nicht ohne Probleme. „Überbehütung“ und Heimstrukturen führten auch dazu, dass junge Menschen eher in spätere Vollbetreuung kamen, obwohl dies eigentlich nicht notwendig gewesen wäre. Generell waren die Kinderdorfmütter sehr auf sich gestellt und zeigten sich hier auch sehr engagiert, denn „Übergangsplätze oder Ausbildungsplätze sind nicht reihenweise zur Verfügung gestanden. Es war aber auch ihr ganzer Stolz, wenn die Kinderdorfmütter sagen konnten, mein Bub hat eine Lehrstelle bekommen“.¹⁷⁴⁶

¹⁷⁴¹ DAL, CDL-A/1, Sch. 313, Fasz. IX/1: Aktenvermerk, 15. Jänner 1955.

¹⁷⁴² Richter, Rückblick auf 38 Jahre Sozialarbeit und nachgehende Fürsorge.

¹⁷⁴³ DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: verschiedene Jahresberichte aus den 1960er und 1970er-Jahre; Siehe auch Interview 10b AngestellteR; Interview 31 AngestellteR.

¹⁷⁴⁴ Richter, Rückblick auf 38 Jahre Sozialarbeit und nachgehende Fürsorge.

¹⁷⁴⁵ Archiv St. Isidor, Kinderakt.

¹⁷⁴⁶ Interview 9 Erziehung/Leitung, Abs. 33 (zeitlicher Bezug: 1997-2001).

5.2.7. GESCHICHTEN AUS DEM KINDERDORF ST. ISIDOR

Die Art und Schwere der Gewalttaten und Übergriffe in der Erziehung veränderten sich im Lauf der Zeit. Es lassen sich aber auch Gemeinsamkeiten finden, deren Ursachen vor allem in dem abgeschlossenen Betreuungssystem und dem unprofessionellen Zugang zur Betreuung lagen. Das Betreuungssystem machte es auch möglich, dass vieles im Verborgenen geschah.

AUS DER NACHKRIEGSZEIT

„Die Kinder sind unterernährt, haben Hunger, bitten um Brot“ (Nachkriegszeit)

Bis Juli 1947 – vor der Ankunft Georg Erbers im Kinderheim – gab es zwischen dem ersten Kinderheimdirektor Josef Neubauer und den Schwestern, aber auch zwischen den Schwestern und dem Gutsverwalter, den Erzieherinnen und den Helferinnen Konflikte, die aus verschiedenen Ansichten bei Führungsverhalten, Arbeitsorganisation und Versorgung der Kinder resultierten. Neubauer warf den Schwestern vor, dass sie schimpften, tratschten, es oft ungenießbares Essen gäbe und einige Personen aus dem Personal oder dem Umfeld der Schwestern mehr Lebensmittel erhielten, als ihnen zustünden.¹⁷⁴⁷ Im April 1947 beschwerte sich eine besorgte Mutter schriftlich bei Josef Neubauer über die Behandlung ihres Sohnes. In dem Brief stand, als sie ihn zur Mittagszeit besuchen wollte, fand sie ihn stehend im Vorhaus und er aß dort eine ganze Kartoffel „wie ein Tier“. Es sei die Strafe für Reden während des Essens gewesen.¹⁷⁴⁸ Josef Neubauer beschwerte sich zudem bei der Caritasleitung: „Die Kinder sind unterernährt, haben Hunger, bitten um Brot.“ Daraufhin wurde festgehalten, dass der Anstaltsarzt ähnliches nicht gemeldet hätte. Eine ärztliche Untersuchung der Kinder wurde angeordnet wurde.¹⁷⁴⁹ Weitere Informationen bzgl. der Anschuldigungen oder der Ergebnisse der Untersuchung lassen sich in den gesichteten Akten nicht finden. Neubauer wurde vom Bischof einen Monat nach dieser Unterredung versetzt.

„KIND SEI UNGEPFLEGT UND UNREIN“ (1950)

Eine mündlich vorgebrachte Beschwerde einer Mutter, an Caritasdirektor Hermann Pfeiffer herangetragen durch einen Bekannten der Mutter, wurde als Aktenvermerk festgehalten. Die Mutter beschwerte sich, dass ihr Sohn am Besuchs-

¹⁷⁴⁷ DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Diverse Schreiben zwischen 1946 und 1947.

¹⁷⁴⁸ Ebd. Schreiben einer Mutter an Msgr. Neubauer, 21. April 1947.

¹⁷⁴⁹ Ebd. Niederschrift einer Unterredung zw. Caritasleitung und Msgr. Neubauer, 30. Mai 1947.

sonntag im Dezember 1950 für die Jahreszeit „unvollständig angezogen“ sei. Das Kind war mit leichter Bekleidung ohne Frühstück im Gottesdienst, welcher der Mutter auch zu lange dauerte. Die Kinder mussten um sechs Uhr Früh aufstehen, die Messe war um 9 Uhr zu Ende, dann wurde erst das Frühstück eingenommen. Wobei der Kaffee, den die Kinder bekamen, bereits kalt war. Der Aktenvermerk gibt Auskunft: „Die Schwestern kamen der Mutter sehr eingeschüchtert vor und hatten sichtlich Angst vor der Oberin. Ihr eigenes Kind sei ungepflegt und unrein vorgestellt worden.“ Der Überbringer der Beschwerde bekräftigte, dass er den Buben selbst einmal mit heimgenommen habe, „das Kind aber so unrein sei, dass die Leute im Zug von ihm abgerückt sind.“¹⁷⁵⁰ Wie in weiterer Folge mit dieser Beschwerde umgegangen wurde, ist den Akten nicht zu entnehmen.

DIE STRAFEN

Die Strafen im Kinderheim waren sehr vielfältig und wurden von den Interviewpartnern, als brutal und unverhältnismäßig wahrgenommen. Kinder seien allgemein der Auffassung gewesen, dass die Heimmütter „gerne zuhauen“. Es gab auch Kollektivstrafen, wenn einer etwas angestellt hatte, wurde die ganze Gruppe gestraft. Die interviewten ehemaligen Heimkinder meinten, oft wäre der Grund für die Strafe eine Kleinigkeit wie Lügen oder jemand anderen etwas wegnehmen. Beispielsweise kam es vor, dass sich „alle Kinder aus der Gruppe nach der Reihe aufstellen [mussten] und es gab Schläge auf den nackten Hintern. Es wurde auch mit Teppichklopfern oder Haselruten gehaut. Heimmutter [...] hat arg und des Öfteren geschlagen.“¹⁷⁵¹ Heimkinder erzählten von der Strafe Scheitelknien: Brennholz habe es im Kinderdorf nicht gegeben, sie hätten an einer Kante oder einem Balken knien müssen, z.B. im Vorzimmer, wo sich die Kinder die Schuhe ausgezogen haben.¹⁷⁵²

Kinderdorfmütter konnten Kinder zur Bestrafung zu Georg Erber schicken. Eine Strafe im Kinderdorf war Einsperren in das sogenannte „Strafkammerl“, ein kleines, dunkles Dachzimmer im Haus 1. Ein ehemaliges Heimkind erinnerte sich, dass darin Tisch, Stuhl, Matratze und Kübel waren. „Das dunkle Zimmer war im Sommer sehr heiß, im Winter sehr kalt.“ Es kam ihm vor, dass das Einsperren tagelang dauerte: Zur Schule wurde das Kind hinausgelassen, nach der Schule wieder ein-

1750 DAL, CDL-A/1, Sch. 314, Fasz. IX/1: Aktenvermerk von Hermann Pfeiffer, 9. Februar 1951.

1751 Interview 14a Heimkind, Abs. 12 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1752 Interview 12 Heimkind, Abs. 6 (zeitlicher Bezug: 1975-1987); Interview 15 Heimkind, Abs. 27 (zeitlicher Bezug: 1966-1979).

gesperrt.¹⁷⁵³ Im Kinderdorf Beschäftigte bestätigen das Dachzimmer zum Zweck der Isolation bzw. das Einsperren durch Georg Erber. Die Strafdauer wurde mit „nicht so lange“ und nur „zur Besinnung“ angegeben.¹⁷⁵⁴ Auch eine Kinderdorfmutter relativierte die Dauer des Einsperrens, bestätigte aber Ohrfeigen: „Vater Direktor war Autoritätsperson, er hat Watschen gegeben. Er hat Kinder zur Beruhigung auch manchmal in ein Kammerl eingesperrt. Das war ein leerstehendes Zimmer neben seinem Büro. Die Kinderdorfmütter haben Kindern gedroht, wenn Schlimmes passierte, sagen sie es dem Vater Direktor. Die Kinder hatten Angst und Respekt vor ihm“¹⁷⁵⁵.

Ein Lehrer bestätigte, Erber habe vereinzelt – in schwierigen Situationen – Ohrfeigen gegeben. Er meinte auch, „mutige“ Kinder, die zur Strafe zu Georg Erber geschickt worden seien, hätten zum Angeben „Geschichteln“ erfunden. Kinder zur Strafe zu Georg Erber zu schicken, hätten Kinderdorfmütter eher nur vereinzelt gemacht. Kinderdorfmütter hätten öfter die Drohung ausgesprochen, oder der Vater Direktor sei zufällig gekommen, weil er die Familien kontrollierte. Der Lehrer berichtete, er habe bei Georg Erber nie selbst eine körperliche Entgleisung beobachtet, nur verbale, denn Erber war sprachlich impulsiv und konnte Kinder „zusammenputzen“. Er habe „Kinder eine Stunde und zwei eingesperrt und welche haben dann frech zurückgeredet, dann hat er eine Ohrfeige gegeben“.¹⁷⁵⁶

Ein Heimkind gab an, von Georg Erber „mit dem Lederriemen“ (Gürtel) geschlagen worden zu sein, als eine Schwester und eine weltliche Heimmutter ihn nicht mehr schlagen konnten.¹⁷⁵⁷ Ob Georg Erber tatsächlich mit dem Gürtel geschlagen habe, konnten sich andere Interviewpartner nicht vorstellen.¹⁷⁵⁸ Jedoch berichtete eine geistliche Kinderdorfmutter von einem Vorfall in ihrer Familie während ihrer ersten Jahren im Kinderdorf: Ein Bub brach in der Wohnung Kästen im Vorraum auf, während sie mit den anderen Kindern im Wohnzimmer spielte. Zufällig kam Vater Direktor gerade in die Wohnung, er besuchte gerade in den Anfangsjahren häufig die Familien. Erber gab dem Buben eine Ohrfeige. Sie meinte aber, Vater Direktor wurde mit den Jahren milder. Nur wenn etwas Schlimmes wie das beschriebene Auf-

¹⁷⁵³ Interview 14 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

¹⁷⁵⁴ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 39; Interview 45 AngestellteR, Abs. 24 (zeitlicher Bezug: 1951-1988).

¹⁷⁵⁵ Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 21 (zeitlicher Bezug: 1971-2001).

¹⁷⁵⁶ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 39 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

¹⁷⁵⁷ Interview 14a Heimkind, Abs. 12 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

¹⁷⁵⁸ Z.B. Interview 2b Leitung, aber auch Interview 21a Lehrkraft.

brechen der Kästen passierte, gab er Ohrfeigen, so die Schwester.¹⁷⁵⁹ Sie selbst habe einmal einen schwierigen Buben mit dem Teppichklopfer geschlagen.¹⁷⁶⁰

Ein ehemaliges Heimkind gab an, seine Heimmutter habe Kinder minutenlang eiskalt abgeduscht. Sie habe die Kinder auch in der Nacht aufgeweckt und dann kalt abgeduscht. Es machte den anderen Kindern in der Familie Angst, wenn das bestrafte Kind schrie und ob sie das nächste Opfer wären. Die Kinderdorfmutter habe die Kinder auch erniedrigt („Kindern Unterhosen mit braunen Flecken über den Kopf gezogen“), willkürlich beschuldigt oder „zur Einschüchterung mit dem Stecken geschlagen“. Sie habe auch Kollektivstrafen angedroht, falls sich der Schuldige nicht freiwillig stelle.¹⁷⁶¹ Besonders abgesehen habe sie es auf ein bestimmtes Kind in der Familie gehabt. Dieses sei viel geschlagen worden. Das ehemalige Heimkind erinnerte sich: „[...] war dabei manchmal wie eine Bestie. Sie hat geschrien, die Augen überdreht und hingehaut, als würde sie einen Teppich ausklopfen. Sie war nicht bei sich.“¹⁷⁶² Auch andere ehemalige Heimkinder berichteten von der Strafe „kalt abduschen“¹⁷⁶³ und von physischer und psychischer Gewalt in der Kinderdorffamilie der besagten Kinderdorfmutter, die für ihren besonders strengen Erziehungsstil bekannt war.¹⁷⁶⁴

VON KINDERDORFKINDERN UND -MÜTTERN

Für diese Studie konnten Berichte der Opferschutzkommissionen von 34 ehemaligen Heimkinder mit ca. 30 beschuldigten Beschäftigten gesichtet werden. Dabei gab es nur wenige Mehrfachbeschuldigungen.

HEIMKIND VON 1976 BIS 1989

In der Erinnerung eines ehemaligen Heimkindes, das von 1976 bis 1989 im Kinderdorf untergebracht war, gab es „sehr viel brutalen Zwang von Seiten der Kinderdorfmutter“. Aus dem Gespräch mit der Diözesanen Ombudsstelle sind folgende Informationen über die Lebensbedingungen im Kinderdorf entnommen:

¹⁷⁵⁹ Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 14 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

¹⁷⁶⁰ Ebd. Abs. 38.

¹⁷⁶¹ Interview 28 Heimkind, Abs. 9-14 (zeitlicher Bezug: 1968-1976).

¹⁷⁶² Ebd.

¹⁷⁶³ Interview 14 Heimkind, Interview 44 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1952-1965).

¹⁷⁶⁴ Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor, 30 oder 31.

- „Zwang zum Essen und Zwang, alles fertig zu essen
- Von der Kinderdorfmutter [...] wurde ihm öfter mit Gewalt der Kopf ins Essen getunkt!
- Wenn die Kinderdorfmutter besoffen war, wurden die Kinder von ihr gezwungen, um drei Uhr nachmittags ins Bett zu gehen, und unter Gewaltandrohung veranlasst, ruhig zu sein.
- Das Kind [...] wurde trotz seiner Mitteilung, Angst vor der Dunkelheit zu haben, gezwungen, bei Dunkelheit zu schlafen, sonst Gewalt!
- Egal, auch wenn er krank war, musste er in die Kirche gehen, sonst wurde wieder Gewalt angedroht und ausgeübt.
- Solche Strafrituale waren an der Tagesordnung:
- Schläge mit dem Teppichklopfer auf den nackten Hintern
- stundenlanges Scheitelknien
- mit dem Fahrrad nur von einer Hausecke zur anderen Hausecke fahren zu dürfen, nicht weiter, sonst wieder Gewalt.
- Essensentzug
- Die geistliche Schwester hat ihn des Öfteren an den Haaren durch das ganze Zimmer geschleift.
- ‚Altzöglinge seien ab und zu hereingekommen und haben uns sexuell belästigt.‘
- Herr [...] gibt an, er sei einmal von einem älteren Burschen ([...]) gezwungen worden, die Hand in dessen Hose zu stecken.
- Herr [...] durfte trotz Bitten seine leibliche ältere Schwester, die zwei Häuser weiter untergebracht war, nicht besuchen!!!
- Er wollte sie unbedingt sehen, sie war zwei Jahre älter als er. Diese leibliche Schwester wurde von einer Tante am Wochenende abgeholt. Die Tante hätte auch ihn gern mitgenommen, aber er durfte nicht mit, mit der Begründung: er dürfe nicht mit den Mädchen der ‚Dirndlgruppe‘ zusammenkommen. Das sei für ihn eine Seelenquälerei gewesen.
- Auch in den Sommerferien durfte er nicht aus dem Kinderdorf heraus. Seine Schwester schon. Er habe das nicht verstanden, hatte keinerlei familiären Rückhalt.
- Es seien auch keine Anrufe zu ihm durchgestellt worden, er sei komplett abgeschottet gewesen.
- In St. Isidor sei man auch komplett vom anderen Geschlecht abgeschottet worden, auch als Geschwister, was bis heute zur totalen Entfremdung führte.
- Nach dem Kinderdorf kam Herr [...] 1989 zu einer Pflegefamilie, aber die habe sich nicht um ihn gekümmert.
- Daher ging er mit 16 ins Kinderdorf zurück und wollte Hilfe haben, diese wurde ihm nicht gewährt.
- Er war wirklich ganz allein. Vom Jugendamt habe sich nie jemand um ihn ge-

kümmert. Auch nicht, als er in der Pflegefamilie war. Er hat keinen Kontakt mit den Geschwistern. Keiner weiß was vom anderen.

- Er war auf die Welt „draußen“ überhaupt nicht vorbereitet. Viele Kollegen sind damals an schlechte Freunde geraten.
- Herr [...] ergänzt das Protokoll schriftlich durch folgenden Bericht: Dieser alte Pater [...] habe sich oft befriedigt, indem er sein Glied am nackten Hintern des Buben rieb. Dazu berichtete er von folgenden erpresserischen Worten des alten Paters: ‚Du musst das machen, Gott will es so, sonst kommst du nie in den Himmel, wenn du es wem erzählst, kommst du in die Hölle, oder in eine andere Erziehungsanstalt, und du siehst deine Geschwister nie mehr!‘ Als dieser Pater gestorben war, kam bald seine ‚Vertretung‘ in Person des Altzöglings [...]. Dieser zwang das Kind [...] unter Gewaltandrohung, ihn zu befriedigen.“¹⁷⁶⁵

HEIMKIND VON 1989 BIS 1997

Aus einem Gespräch eines ehemaligen Heimkindes mit der Diözesanen Ombudsstelle ist folgende Information entnommen: Das Mädchen war von 1989 bis 1997 bei einer weltlichen Kinderdorfmutter untergebracht, sie sei „fast täglich [...] angeschrien worden“¹⁷⁶⁶, sowohl von ihrer Kinderdorfmutter als auch anderen Erzieherinnen. Sie habe Kinder beaufsichtigen müssen und wäre „beschimpft und angeschrien worden, wenn ein von ihr zu beaufsichtigendes Kind etwas anstellte. Sie sei massiv überfordert gewesen, als sie in den ersten Jahren abends auf teilweise erst 2-jährige körperlich behinderte Kinder aufpassen musste. Sie sei dann zur Rechenschaft gezogen und bestraft worden, wenn eines dieser Kinder etwas angestellt habe. Die Strafe war meistens ‚Scheitlknien‘ 5-10 Min“ was oft vorgekommen sei. „Ihre Hausübungen konnte sie dann oft erst um halbnacht Uhr abends machen, weil sie vorher durch das Kinderhüten keine Zeit dafür hatte. „Scheitlknien oder in den Keller gesperrt werden gab es öfter.“ „Wer abends zu spät von draußen hereinkam, wurde zuerst ausgesperrt und musste dann ohne Abendessen ins Bett gehen. Wenn man z.B. zehn Min. zu spät heimkam, gab es eine Woche Hausarrest“. Sie sei „häufig zum Wegräumen der Fahrräder eingeteilt worden“. Diese Räume waren im Keller. Manchmal wurde auf sie „vergessen“ und der Keller von außen zugesperrt. Wenn man sie abends „gefunden“ hatte, wurde sie zur Strafe ebenfalls ohne Essen ins Bett geschickt. Das empfindet sie bis heute als großes Unrecht. Das sei ein-bis zweimal pro Jahr passiert. Mit 13 Jahren, so berichtet sie, wollte sie gar nicht mehr auf Jüngere aufpassen, weil jedes Mal sie bestraft wurde, wenn ein „beliebteres“

¹⁷⁶⁵ Ebd. Falldokumentation St. Isidor 28, 2012.

¹⁷⁶⁶ Ebd. Falldokumentation St. Isidor 6, 2015. Die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen. Fette Markierungen vom Original übernommen. Aufzählungsweise wurde nicht übernommen.

Kind etwas anstellte oder einem Kind etwas passierte. Sie fühlte sich oft als Sündenbock behandelt. Als Pubertierende sei sie „drei Mal von der KM an den Oberarmen so hart gepackt worden, dass sie blaue Flecken bekommen habe. Das war beim Lernen, sie habe sich vieles nicht merken können.“

PROBLEMATISCHE KINDERDORFMÜTTER

[...] war nur kurz als Kinderdorfmutter tätig, schon bei der Einstellung wurde Georg Erber von anderen Kinderdorfmüttern informiert, dass die Frau unfähig für die Erziehungsarbeit sei. [...] war christlich eingestellt. Sie wurde als psychisch beeinträchtigt bzw. im Verhalten nicht normal beschrieben. Eine Kinderdorfmutter berichtete, sie habe „ein verrücktes Verhalten“¹⁷⁶⁷ und war „sehr geltungsbedürftig“. Es wurde eingeräumt, „sie habe es gut gemeint, wollte das Beste, aber es hat nicht funktioniert.“ Ein Teil ihrer Kinder – sie hatte Buben – hätte selbst schon Anzeichen von Persönlichkeitsstörungen und Verhaltensschwierigkeiten gezeigt: Einer habe in jede offene Lade uriniert, ein anderer habe die Haare gedreht und sie dabei „büschelweise“ ausgerissen. Die Kinderdorfführung habe trotz Beschwerden einiger Kinderdorfmütter nicht sofort eingegriffen. Deshalb haben diese Kinderdorfmütter selbst die Initiative ergriffen. Eine von ihnen hatte einen freien Platz, lud den Bub, der in die Laden urinierte zum Fasching ein und am Abend übersiedelte er dann zu ihr. Das Kind, das sich Haare ausriss, wurde auch von einer anderen Kinderdorfmutter übernommen. [...] soll auf diese Weise ein weiteres Kind verloren haben. In dieser Kinderdorffamilie wurde keine physische Gewalt beobachtet. Interessant ist, dass über diese Kinderdorfmutter keine Beschwerden von ehemaligen Heimkindern vorliegen.

Schwester [...] war von 1972 bis 1991 als geistliche Kinderdorfmutter tätig und habe der Beschreibung nach unter Putzzwang gelitten: „Sie war ständig am Wohnung putzen, hat z.B. die Türen geputzt, bis die Oberfläche durchschaute. Hat alles geputzt, was die Kinder in der Hand hatten und hat kaum mit den Kindern etwas gemacht, nur wie verrückt geputzt. Ihre Kinder durften nur manchmal hinausgehen. Die Waschmaschine lief den ganzen Tag von früh morgens bis abends. Kinder durften im Wohnzimmer nicht spielen, nur im Vorraum, weil sie sonst was schmutzig machen konnten“.¹⁷⁶⁸ Schwester [...] wurde beschuldigt, sie übe physische Gewalt und vor allem „Psychoterror“ durch enge Lebensführung und übermäßig harte

1767 Interview 32b Kinderdorfmutter, Abs. 3-5 (zeitlicher Bezug: 1975-2002) Die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen.

1768 Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 34 (zeitlicher Bezug: 1970-2001).

Strafen auf die Kinder aus.¹⁷⁶⁹ Ein ehemaliges Heimkind gab an, Schwester [...] wäre unfreundlich zu den Kindern¹⁷⁷⁰ gewesen und sie habe ihn, ein mobilitätsbeeinträchtigtes Kind, neben dem Abwaschen gefüttert. Dabei habe sie ihm mit den nassen Abwaschhänden den Mund angefüllt, so dass er nicht mehr richtig kauen konnte. Wenn er bei dieser Prozedur Essen aus dem Mund verloren habe, wurde ihm eine Ohrfeige gegeben. Bei dieser Art „Fütterung“ ist auch Abwaschwasser in seinen Mund gekommen.¹⁷⁷¹ Sie wurde von der Ordensleitung wegen psychischer Probleme von der Arbeit im Kinderdorf abgezogen.

Die Kinderdorfmutter Schwester [...] löste 1978 eine Schwester ab, die aufgrund einer psychischen Erkrankung die Arbeit als Kinderdorfmutter nicht mehr schaffte und die in der Folge ein schwieriges Erbe hinterließ. Schwester [...] steht beispielhaft für eine Kinderdorfmutter, deren Erziehungsmethoden als problematisch zu sehen sind. Die Probleme rührten vor allem aus der fehlenden pädagogischen Ausbildung und der mangelhaften persönlichen Eignung. Positiv wurde über sie gesagt, dass sie gerne gekocht habe.¹⁷⁷² Aber die Schwester habe „pädagogisch wenig können, hat viel mit den Kindern geschimpft, war überfordert und hat die Kinder streng und diszipliniert erzogen“¹⁷⁷³. Sie habe nicht verstanden, was Gewalt und Schimpfen bei den Kindern auslöse. Sie habe Angst gehabt, dass ihre Kinder schlimm wären und sie sich dafür schämen müsse. Sie habe wenig Hilfe angenommen und konnte auch selbst nicht loslassen und den Kindern Freiräume geben. Schwester [...] wurde als „Glucke“ bezeichnet. Vieles von Schwester [...]’s Vorstellungen seien in der Realität nicht umsetzbar gewesen, weil sie die Kinder, wie sie waren, nicht so annehmen konnte. Schwester [...] mochte die „armen, braven, gefügsamen Kinder, die wenig sagten oder dagegenredeten.“ Sie hatte ein Lieblingskind, das zog sie den anderen Kindern vor. Wenn bei Schwester [...] „was nicht gepasst hat, hat man sofort eine sitzen gehabt. Oder es ist geschimpft worden. Da ist es streng gewesen.“¹⁷⁷⁴ Ein Heimkind berichtete, wenn es beim Anziehen eine falsche Bewegung machte – er konnte durch einen Spasmus die Bewegungen nicht kontrollieren – wäre ihm eine Ohrfeige gegeben worden.¹⁷⁷⁵ In Erinnerung blieb

1769 Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 35, 2012.

1770 Interview 12 Heimkind, Abs. 8 (zeitlicher Bezug: 1975-1987).

1771 Interview 12 Heimkind, Abs. 9.

1772 Interview 25 Sr/Kinderdorfmutter (zeitlicher Bezug: 1978-2001).

1773 Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 16 (zeitlicher Bezug: 1971-2001) Die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen.

1774 Interview 17 Heimkind, Abs. 10 (zeitlicher Bezug: 1976-1989).

1775 Interview 12 Heimkind, Abs. 10 (zeitlicher Bezug: 1975-1987).

das „ungute Klima“ in der Familie: „Sie hat wegen allem und jedem gekeift, sie hat von der Früh bis auf die Nacht entweder ‚gekäppelt‘ oder gebetet. Schimpfen oder beten.“¹⁷⁷⁶ Schwester [...] Strafen waren Ignorieren, Schlagen und Schimpfen.¹⁷⁷⁷ Schwester [...]’s Gruppe stand Ende der 1990er-Jahre unter Beobachtung, der Erziehungsleiter war viel in der Familie, denn es gab einen Verdacht auf Gewaltausübung. Der ehemalige Erziehungsleiter meinte, „die Burschen hätten sich einfach anvertrauen können, aber haben sich offensichtlich nicht getraut. Es hat zu dieser Zeit schon psychotherapeutische Angebote gegeben. Die Burschen aus der Gruppe haben alle diese Angebote genutzt, sie haben aber über ihre Erfahrungen nicht gesprochen“.¹⁷⁷⁸ Schwester [...] ist später von einem ehemaligen Kinderdorfkind wegen Körperverletzung („tägliches Prügeln“ und „eine Risswunde am Kopf“¹⁷⁷⁹) angezeigt worden.

SEXUELLE ÜBERGRIFFE

Sexuelle Gewalt und Missbrauch waren kein systemisches Problem im Kinderdorf, sondern kamen vereinzelt, aber in einer größeren Bandbreite, vor.

SEXUELLE ÜBERGRIFFE ZWISCHEN HEIMKINDERN

Den gesichteten Akten aus einer ausführlichen Fallbeschreibung ist zu entnehmen, dass ein 15-jähriger in seiner Heimatgemeinde im Juli 1954 wegen „schwer sittlicher Vergehen“ verhaftet wurde. Bei der Verhaftung sagte er aus: „Das haben wir auch im Heim immer getan“ und nannte zwei Buben aus dem Kinderdorf (Abteilung II für größere Buben), die ihn sexuell missbraucht hätten. Georg Erber erfuhr von diesem Fall durch den Pfarrer der Heimatgemeinde des Buben und informierte in der Folge Caritasdirektor Hermann Pfeiffer. Pfeiffer bat Georg Erber um Aufklärung sowie um Information, ob „die beiden Genannten noch in St. Isidor seien und wenn nicht, wo sie sich derzeit befänden. Es besteht die Gefahr, daß sie dann auch andere Buben verführen und außerdem das Kinderheim in Unkredit bringen“.¹⁷⁸⁰ Am Kinderakt des Verhafteten wurde vermerkt, dass er von September 1950 bis Juli 1952 in einer Gruppe mit 24 Buben und drei Erzieherinnen untergebracht war. Anfänglich hätte es keine Probleme gegeben. Die ersten Verhaltensauffälligkeiten

1776 Interview 13 Heimkind, Abs. 18 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

1777 Ebd. Abs. 50-51.

1778 Interview 6c Erziehung, Abs. 16.

1779 Caritas, Aktenvermerk, 26, Juni 2009.

1780 DAL, CDL-A/1, Sch. 315, Fasz. IX/1: Schreiben von Hermann Pfeiffer an Georg Erber, 4. August 1954.

wären im Akt ca. eineinhalb Jahre nach seinem Eintritt dokumentiert. Ein Berichtsentswurf von Jänner 1952 beschrieb den Viertklässler: „Der Knabe ist für die Klassengemeinschaft ein Schädling“¹⁷⁸¹. Er habe ein „zerfahrenes Persönlichkeitsbild“, sei eine „ständige Quelle der Unterrichtsstörung“, wurde als „boshaft und gehässig“ beschrieben, wenn er seinen Willen nicht durchsetzen könne. Nach den Weihnachtsferien, die er bei Mutter und Großvater verbrachte, „ist er arg zu seinen Ungunsten verändert“ wiedergekommen. Im Kinderakt gab es von Oktober bis Dezember – wahrscheinlich im Jahr 1951 – fast wöchentliche Aufzeichnungen über seine Zornausbrüche, sein aggressiv-gewalttätiges Verhalten (z.B. Fußtritt gegen Erzieherin oder Fußtritte gegen andere Kinder), aggressiv-gewalttätiges Verhalten von Erziehungspersonen gegen den Buben (z.B. Lineal wäre bei Züchtigung abgebrochen, Einsperren in den Keller) und sexuell auffälliges Verhalten (z.B. versuchte Vergewaltigung eines anderen Buben im Schlaf).¹⁷⁸² Obwohl bereits diese Vorkommnisse im Kinderakt festgehalten wurden, stand in einem Brief des Kinderheimes an die Mutter bei Schulende 1951, er sei „gesund, frisch und munter und bemüht sich in jeder Art.“¹⁷⁸³ Georg Erber berichtete in einem Schreiben an Hermann Pfeiffer im Oktober 1954 ausführlich über den Buben. Erber behauptete, entgegen der Unterlagen im Kinderakt, sie hätten schon drei Wochen nach seiner Ankunft bedenkliche Schwierigkeiten gehabt und beschrieb ihn folgendermaßen: „Es zeigte sich das typische Bild eines epileptischen Charakters: schmeichelndes, klebendes, anschmiegsames, an Widerlichkeit grenzendes Benehmen auf der einen Seite und plötzlich wieder völlig unmotivierte Zornausbrüche und Wutanfälle, ja sogar aggressives Benehmen gegen die Erzieherin. Wiederholt musste männliche Hilfe gerufen werden.“¹⁷⁸⁴ Erber rekonstruierte in abwertender Weise weiter: „Am 25. Oktober 1950 heißt es in den Aktenaufzeichnungen: in sexueller Hinsicht bedeutet [...] eine Gefahr für die Mitzöglinge.“ Ein Bub aus seiner Gruppe erzählte den Schwestern und den zwei Erzieherinnen, dass er ihn „in ganz ordinärer Weise aufzuklären“ versuchte. Erber beschrieb ihn als „spielt den Braven, hetzt aber hinten herum“ und „ärgere Kinder“. Weiters erläuterte Erber eine Episode im Kinderheim. Die Erzieherin habe einen Schrei aus dem Schlafzimmer gehört und fand den Täter „auf seinem Bettnachbar liegen. Dieser war von [...] überrascht worden und schrie auf, als er ihn sexuell belästigte.“ Als Strafe musste er dann alleine

1781 Archiv St. Isidor, Kinderakten, Berichtsentswurf, 24. Jänner 1952. Die folgenden direkten Zitate sind ebenso daraus entnommen.

1782 Ebd. handschriftliche Aufzeichnungen, 19. Oktober 1951-5. Dezember 1951.

1783 Ebd. Schreiben des Kinderdorfes an die Kindsmutter, 5. Juli 1951.

1784 DAL, CDL-A/I, Sch. 315, Fasz. IX/1: Bericht von Georg Erber an Hermann Pfeiffer, 5. Oktober 1954. Alle weiteren Zitate sind ebenso dem Bericht entnommen. Der Verhaftete ist erst im Juni desselben Jahres aus St. Isidor entlassen worden und war zwei Jahre im Heim untergebracht.

schlafen, durfte nicht mehr beim allgemeinen Spaziergang mitgehen und es wurde ihm gedroht, in den Ferien nicht nach Hause fahren zu dürfen. Er wollte gerne das Einverständnis der Mutter, ihn auch in den Sommerferien 1951 im Heim zu lassen und schrieb an die Mutter, das Kind würde gerne an den Ausflügen teilnehmen und könnte hier auch in den Ferien lernen. Nachdem Erber ein negatives Bild des Buben gezeichnet hat, wies er auf die positive Einwirkung der Erziehung im Kinderdorf hin, denn „grundsätzlich war es möglich, daß er etwas lernte.“ Der Bub solle bereits „in sexueller Hemmungslosigkeit“ ins Kinderdorf gekommen sein. Erber meinte weiter, „daß sexuell verwahrloste Kinder zu uns kommen, damit müssen wir rechnen. Doch ist es in den meisten Fällen möglich, sie soweit zu bringen, daß all diese ungunstigen Erlebnisse von früher überwachsen werden.“ Bei dem Buben solle es nicht mehr möglich gewesen sein, denn „seine Sexualität war bereits zu stark geweckt und durch seine epileptoide Labilität nur mit außerordentlichen Mitteln in Schranken zu halten.“ Erber wies von sich: „Wenn [...] angibt, er wäre im Heim verführt worden, so geht aus dem oben Gesagtem klar hervor, daß dem anders ist. [...] kam nämlich erst nach einem Jahr in die Gruppe, wo er angibt, verführt worden zu sein.“ Erber verwechselte hier bewusst oder unbewusst das Datum, denn einer der Beschuldigten war zu der vom Buben angegebenen Tatzeit im Kinderdorf, der zweite Beschuldigte war sogar noch im Kinderdorf, aber „es wurden bei ihm diesbezügliche Verfehlungen nicht festgestellt“. Interessant ist, dass Erber versuchte, die Problematik als individuelles Problem des Buben darzustellen.

SEXUELLE ÜBERGRIFFE VON PRIESTERN

Ein Pater (geb. 1906, gest. 1983), der von 1961 bis zu seinem Tod 1983 – da er war bereits körperlich angeschlagen – im Kinderdorf St. Isidor tätig war, wurde von mehreren Buben der sexuellen Übergriffe beschuldigt. Der Salzburger Pallotiner war vorher in einem Schülerheim u.a. in Salzburg tätig und wurde 1955 zur Unterstützung von Georg Erber für die Seelsorge in das Kinderdorf St. Isidor angefordert.¹⁷⁸⁵ Er übernahm auch die Funktion des Religionslehrers und Beichtvaters in St. Isidor. Seine Ordensgemeinschaft beschrieb ihn als „liebenswürdigen, zartfühlenden und seeleneifrigen Priester“.¹⁷⁸⁶ Andere, die ihn im Alltag erlebten, beschrieben ihn als ängstlich, schwächlich und hilflos. Im Religionsunterricht konnte er sich gegen Angriffe der Kinder schwer wehren.¹⁷⁸⁷ Einem Bericht zufolge hätte der Pater bei der Beichte auch nach „unsittlichen Gedanken“ gefragt und danach

1785 DAL, CDL-A/1, Sch. 311, Fasz. IX/1: Schreiben von Herman Pfeiffer, 5. Mai 1955.

1786 Ebd. Parte von P. [...], 1983.

1787 Interview 11b Lehrkraft (zeitlicher Bezug: 1992-2004).

dem Buben gezeigt, wie er masturbieren sollte bzw. hätte ihm auf den Penis gegriffen und diesen massiert. Die unmittelbare Nähe um den Beichtstuhl wurde als Ort der Übergriffe nach der Beichte angegeben. Sexuelle Übergriffe durch den Pater hätten wiederholt stattgefunden.¹⁷⁸⁸ Die Aussage eines weiteren Heimkindes ist: „Pater [...] habe sich oft befriedigt, indem er sein Glied am nackten Hintern des Buben rieb. Dazu berichtete er von folgenden erpresserischen Worten des alten Paters: ‚Du musst das machen, Gott will es so, sonst kommst du nie in den Himmel, wenn du es wem erzählst, kommst du in die Hölle, oder in eine andere Erziehungsanstalt, und du siehst deine Geschwister nie mehr!‘“¹⁷⁸⁹ Zudem wurde er beschuldigt, das Beichtgeheimnis gebrochen zu haben. Er soll die Beichten der Kinder an die Kinderdorfmütter weitergegeben haben. Die Kinderdorfmütter hätten die Kinder für die bei der Beichte preisgegebenen Taten bestraft. Ein Akt des Widerstandes der Kinder wäre gewesen, dass sie in der Beichte nichts mehr gesagt hätten.¹⁷⁹⁰ Es gab aber auch die Aussage: „Pater [...] war mein Religionslehrer. Mit dem habe ich mich gut verstanden. Hat viel von der Bibel erzählt.“¹⁷⁹¹

Ein Pater der Salesianer Don Bosco (geb. 1915, gest. 1991), der von Dezember 1983 bis Juni 1991 im Kinderdorf tätig war – er war zuckerkrank, man fand ihn in der Früh tot im Bett – wurde ebenfalls von mehreren Buben der sexuellen Übergriffe beschuldigt.¹⁷⁹² Er wohnte im Mütterhaus, hielt Messen und war für die Seelsorge zuständig. Eine Schwester beschrieb ihn: „Ein normaler, älterer Herr, einfach ein Priester, der im Kinderdorf lebte und bestimmte Aufgaben über hatte.“¹⁷⁹³ Der Pater wäre unauffällig gewesen, und viele konnten sich nicht mehr an ihn erinnern. Er wurde als ruhig und zurückhaltend beschrieben, redete undeutlich und wäre motorisch etwas beeinträchtigt gewesen. Die Beeinträchtigung soll eine Spätfolge eines Schlaganfalles in früheren Jahren gewesen sein.¹⁷⁹⁴ Er wurde von mehreren ehemaligen Heimkindern der sexuellen Übergriffe beschuldigt¹⁷⁹⁵, beispielsweise sei es über den Zeitraum von neun Monaten zu sexuellen Handlungen zwischen einem 14-jährigen und dem Pater gekommen. Der Bub habe dafür Geschenke er-

¹⁷⁸⁸ Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 25, 2015.

¹⁷⁸⁹ Ebd. Falldokumentation St. Isidor 28, 2012.

¹⁷⁹⁰ Interview 14a Heimkind, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

¹⁷⁹¹ Interview 15 Heimkind, Abs. 42-43 (zeitlicher Bezug: 1966-1979).

¹⁷⁹² Interview 10a AngestellteR, Abs. 40 (zeitlicher Bezug: 1971-2018).

¹⁷⁹³ Interview 24 Sr/Kinderdorf, Abs. 14 (zeitlicher Bezug: 1971-2001).

¹⁷⁹⁴ Interview 21a Lehrkraft, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1966-2004).

¹⁷⁹⁵ Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 34 oder 22.

halten.¹⁷⁹⁶ Eine Schwester beschrieb die Situation aus ihrer Sicht: „Er hat gutmütige Buben aus mehreren Gruppen zu sich eingeladen. Mir und anderen ist das schon komisch vorgekommen. Ich habe die Kinder einmal gefragt, warum geht ihr da hin? Was macht ihr dort? Das Reden darüber ist ihnen schwergefallen. Die Buben meinten, sie haben geredet. Er hat uns ‚unten‘ die Sachen erklärt. Ich habe mit Schwester [...] darüber geredet. Sie hat einen Brief an Vater Direktor geschrieben. Es kam keine Reaktion. Sie hat einen zweiten Brief an Vater Direktor [Anm. AW: Georg Erber] geschrieben. Das war 1990.“¹⁷⁹⁷ Warum sie den pensionierten Georg Erber informierte und nicht den aktuellen Kinderdorfleiter, ist nicht bekannt. Bald darauf ist der Pater gestorben und man sah die Sache als erledigt an. Als Zwischenlösung haben die Kinderdorfmütter ihre Kinder ersucht, nicht mehr zu diesem Pater zu gehen.¹⁷⁹⁸ Der Pater verfügte über Spendengeld: „Man konnte sich bei ihm eine Messe kaufen, er hatte auch eine Einrichtung für die Mission. Als der Missbrauch geschah, waren die Betreuungsformen schon lockerer, die Kinder hatten mehr Freiraum.“¹⁷⁹⁹ Über die sexuellen Übergriffe von dem Pater wussten im Interview eine Lehrkraft, ein ehemaliger Leiter und Kinderdorfmütter im Umfeld betroffener Buben Bescheid.¹⁸⁰⁰ Eine involvierte Lehrkraft berichtete, seiner Meinung nach dominierte ein anderes Thema die Geschehnisse damals: „Es wurden nicht die sexuellen Handlungen thematisiert, sondern das Bestehlen der Kinder. Das Schuldbild wurde umgedreht, die Kinder wurden beschuldigt, Pater [...] bestohlen zu haben.“ Die kleineren Diebstähle seien aber aufgebauscht geworden.¹⁸⁰¹ Schwer zu verstehen ist, dass die zwei ebenfalls im Kinderdorf arbeitenden Ordensbrüder im Interview angaben, nichts von dieser Geschichte bzw. von dem sexuellen Missbrauch gewusst zu haben.¹⁸⁰² Auch eine Küchenmitarbeiterin bestätigte, sie habe nichts von Missbrauch oder Diebstahl im Umfeld des Paters mitbekommen. Er sei in ihren Augen „ein netter Mensch“ gewesen.¹⁸⁰³ Eine nicht betroffene Kinderdorfmutter berichtete, sie habe von dem sexuellen Missbrauch „nur als Gerücht gehört, nichts genaues.“¹⁸⁰⁴ Ein ehemaliger Mitarbeiter, der 1991 kurz vor dem Tod des Paters im Kinderdorf zu arbeiten begann, sagte: „Das habe

1796 Caritasakten, TelefonSeelsorge, Kurzprotokoll, 12. April 2004.

1797 Interview 19 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 47.

1798 Ebd. Abs. 47.

1799 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 5.

1800 U.a. von Interview 2 Leitung; Interview 21 Lehrkraft; Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter.

1801 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 7-8.

1802 Interview 22 Leitung, Abs. 7-9; Interview 34 Erziehung, Abs. 5.

1803 Interview 31 AngestellteR, Abs. 13.

1804 Interview 32a Kinderdorfmutter, Abs. 25.

ich nur mehr als Geschichte gehört. Ich habe ihn ganz kurz gekannt. Mir ist gesagt worden, der hat nichts mehr zu tun mit den Kindern, der ist isoliert, obwohl es im Dunkel geblieben ist, was vorgefallen war. Der Unterton erschien eher als sexueller Missbrauch oder Misshandlung.“¹⁸⁰⁵

SEXUELLE ÜBERGRIFFE VON ERZIEHERINNEN

Ehemalige Heimkinder gaben an, sexuelle Übergriffe durch Heimmütter und Tanten erlebt zu haben. Von ihnen beschuldigt wurden eine geistliche Schwester und drei Frauen.

Ein ehemaliges Heimkind, das in den 1950er-Jahren in St. Isidor untergebracht war, erzählte, eine Schwester hätte bis zur Ejakulation sein Geschlechtsteil massiert und forderte ihn auf, er müsse es auch selber machen. Auch habe die Schwester seinen Penis mit einem hölzernen Wäscheklammerl abgezwickt und gesagt, „damit nichts mehr rausrinnt.“ Nachdem er das Kinderdorf als Jugendlicher verlassen hatte, sei es zum Geschlechtsverkehr mit der Schwester gekommen. Er habe auch beobachtet, dass eine Heimmutter mit dieser Schwester ein sexuelles Verhältnis hatte. Als im Interview nachgefragt wurde, gab er an, er war ein Bettnässer und musste zu seiner Schulzeit in der Nacht Windel tragen. Beim Wickeln hätten die Schwester, die Heimmutter und auch andere Frauen sexualisierte Handlungen an seinem Penis vorgenommen („gespielt hätten“). Zusätzlich belastete er eine andere Tante, sie hätte auf einem Sommerlager jede Nacht einen anderen Buben, so auch ihn, mit sich ins Bett genommen und am ganzen Körper gestreichelt.¹⁸⁰⁶ Eine im Kinderdorf Beschäftigte erinnerte sich an den Buben und sein Inkontinenzproblem. Sie erzählte, sie habe von einem Buben gewusst, der war „ein schwerer Bettnässer und hatte dadurch ein wundes Glied. Schwester [...] musste sein Glied regelmäßig eincremen.“¹⁸⁰⁷

Ein anderes ehemaliges Heimkind, das Jahre später von dieser Schwester und dieser Heimmutter betreut wurde und einer darauf folgenden Bubenkohorte angehörte, berichtete ebenfalls von sexuellen Übergriffen.¹⁸⁰⁸ Er sagte, die Buben wurden zu dritt oder zu viert im selben Badewasser nach der Reihe gebadet, sie mussten in

1805 Interview 8 Fachdienst, Abs. 18-19.

1806 Interview 44 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1952-1960) Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 27, 2012.

1807 Interview 45 AngestellteR, Abs. 25 (zeitlicher Bezug: 1951-1988).

1808 Interview 14a Heimkind, Abs. 29 (zeitlicher Bezug: 1965-1973). Siehe auch Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Isidor 11, 2017.

der Reihe anstehen, jeder wäre nackt gewesen. Beim Baden hätten die Schwester und die Heimmutter sexuelle Übergriffe gemacht, z.B. hätten sie den Finger in den Hintern gesteckt und sowohl die Schwester als auch die Heimmutter hätten seinen Penis massiert, bis er ejakulierte. Er wäre bei diesen Vorfällen zwischen zwölf und 13 Jahre alt gewesen. Ihm wurde gesagt, es sei wegen einer Vorhautverengung.¹⁸⁰⁹ Eine weitere Erzählung dieses Heimkindes war, dass die Schwester und die Heimmutter bei dem Buben den Penis mit der bloßen Hand gewaschen hätten und die anderen Kinder dabei zuschauen mussten. Er erinnerte sich, die Heimmutter hätte sich öfter einen Buben ausgesucht und in ihr Bett genommen. Sie hätte den Buben bis zur Ejakulation am Geschlechtsteil massiert. Wenn er sie mit Sperma angespritzt habe, habe sie ihn geschnappt, ins Bad gezerrt und geschlagen. Die Schwester habe das gleiche gemacht, aber dann nicht geschlagen.¹⁸¹⁰

Eine Lehrkraft und auch eine Kinderdorfmutter, die die Schwester und die Heimmutter kannten, zeigten sich über die berichteten Vorfälle erstaunt und suchten nach Erklärungen, u.a. wurde vermutet, dass es sich um übertriebene Reinlichkeit oder Vorbeugung von Vorhautverengung gehandelt habe.¹⁸¹¹ Eine ehemalige Angestellte erklärte, die Heimmutter wäre „sehr streng, zu streng“ gewesen.¹⁸¹² Auch bei einer anderen als sehr streng beschriebenen Kinderdorfmutter wäre es laut Aussage eines Heimkindes beim Waschen zu sexuellen Übergriffen gekommen: „Wir sind als 13- oder 14-jährige noch von [...] teilweise nur mit der Hand, ohne Waschlappen in der Badewanne gewaschen worden.“¹⁸¹³

5.2.8. SCHLUSSFOLGERUNGEN ZU ST. ISIDOR

Bis in die 1980er-Jahre war das Züchtigungsargument ein dominierender Faktor in der Erziehung im Kinderdorf. Einem Interviewpartner zufolge wurde es aus einer Pädagogik hergeleitet nach dem Motto: „Man muss die Kinder züchtigen, damit aus ihnen etwas wird“¹⁸¹⁴. Das Züchtigungsargument, das im Kinderdorf St. Isidor mit „Liebe argumentiert wurde“, war stark präsent. Es war erstaunlich, wie wenig die InterviewpartnerInnen, die in der Einrichtung über einen längeren Zeitraum

1809 Interview 14a Heimkind, Abs. 29 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1810 Ebd. Abs. 31.

1811 Interview 21a Lehrkraft, Abs. 65; Interview 24 Sr/Kinderdorfmutter, Abs. 24.

1812 Interview 45 AngestellteR, Abs. 28 (zeitlicher Bezug: 1951-1988).

1813 Interview 28 Heimkind.

1814 Interview 2a Leitung, Abs. 133.

beschäftigt waren, von einzelnen Gewalt- und Missbrauchsfällen wussten, aber wie häufig sie über Gewalt gesprochen haben, wenn sie eigentlich über den Alltag, die Strukturen und die pädagogischen Konzepte des Heimes sprachen. Vielleicht ist es dem Umstand geschuldet, dass das, was heute als Gewalterlebnisse vorge-
tragen wird, damals noch tolerierte, aber dennoch schon veraltete und nicht mehr
adäquate Erziehungsmethoden gewesen sind. Es ist auch möglich, dass solche Vor-
kommnisse aufgrund der Betreuungsstruktur nicht direkt gesehen oder wahrge-
nommen wurden. Eine Kinderdorffamilie bildete eine geschlossene Einheit, nichts
zu hören oder zu sehen war manchmal leichter. Auch hätten die Kinder lange Zeit
„geschwiegen wie die Gräber“¹⁸¹⁵. Ein von Gewalt betroffenes, ehemaliges Heim-
kind berichtete, die Heimmutter hätte Druck auf Kinder ausgeübt, sie zu strengem
Stillschweigen gegenüber allen anderen Personen angehalten und ihnen auch zu-
sätzlich Strafen angedroht.¹⁸¹⁶

Eine Kinderdorffamilie sollte eine „heile Welt“ bereitstellen, in der das Kinderdorf-
kind glücklich heranwachsen kann und dem durch spezialisierte Schulbildung
und Therapie die Beeinträchtigungen so gut wie möglich gelindert oder auch
geheilt werde. Mit diesen Versprechen brachten Eltern ihre behinderten Kinder
„freiwillig“ ins Kinderdorf. Die frühe stationäre Unterbringung konnte zu einer ge-
genseitigen Entfremdung der Kinder und der Eltern wie auch zu einer fehlenden
sozialen Verankerung in der Gemeinschaft führen. Elternbesuche oder Heimfah-
ren von Kindern aus prekären Familienverhältnissen wurden von manchen Kinder-
dorfmüttern als Störfaktor für die Kinderdorffamilie gesehen und konnten auch
eingeschränkt werden.¹⁸¹⁷ Bis in die 1990er-Jahre dachte man, es reiche, wenn die
Eltern am Besuchssonntag mit der Fürsorgerin reden konnten bzw. beim Abholen
mit der Kinderdorfmutter sprachen, bevor sie ihr Kind abholten.¹⁸¹⁸ Aus heutiger
Sicht gab es damals so gut wie keine Elternarbeit bzw. Einbeziehung der Familien-
angehörigen.

Mit zeitlichem Bezug auf Mitte der 1980er-Jahre hatte ein Interviewpartner von
Vater Erber noch einen Satz in fester Erinnerung: „Man kann die behinderten Kin-
der nicht den Nichtbehinderten zumuten. Man muss die nichtbehinderte Bevölke-
rung davor schützen. Dazu braucht man Einrichtungen.“¹⁸¹⁹ Diese Aussage zeigt,

1815 Ebd. 133.

1816 Interview 14b Heimkind, Abs. 59 (zeitlicher Bezug: 1965-1973).

1817 Archiv St. Isidor, Kinderakten.

1818 Interview 45 AngestellteR, Abs. 22 (zeitlicher Bezug: 1951-1988).

1819 Interview 29 Lehrkraft, Abs. 45.

dass die räumliche Isolierung auch den Zweck als „Schutzeinrichtung“ der Gesellschaft vor den betroffenen Kindern hatte und wertete sie gleichzeitig ab. Behinderte Kinder wurden im Kinderdorf mit dem Argument aus den Herkunftsfamilien herausgelöst, dass sie eine Belastung für die Familie seien und nur eine Heimunterbringung die beste Form der Betreuung gewährleisten könnte.¹⁸²⁰ Kinder, die aufgrund der Beeinträchtigungen erhöhten Hilfebedarf hatten, fühlten sich dennoch im Kinderdorf systematisch ausgegrenzt. Sie wären beispielsweise nicht gefragt worden, ob sie Ministranten sein möchten oder wären zu besonderen Aktivitäten nicht eingeladen worden. „Ich war nirgends dabei, weil ich der war, der Arbeit bedeutete. Sie [die Kinderdorfkinder] waren eingeladen, auf den Urfahrmarkt zu gehen. Sie haben mich nicht mitgenommen.“¹⁸²¹ Das Kinderdorf wollte für die behinderten Kinder „Schutz- und Schonraum“ sein und ihnen eine „Heimat“ anbieten. Das Heimleben ist aber manchen Kindern auch wie eine „Fassade“ oder ein „Vorspielen falscher Tatsachen“ vorgekommen.¹⁸²² Der Gedanke der „Beheimatung“ übersah aber, dass viele Heimkinder Eltern hatten, die Kinderdorfmütter „Pflegermütter“ waren und das Kind nur wegen der aussondernden Sozial-, Behinderten- und Schulpolitik im Heim leben musste.

Die stationäre Unterbringung wurde sowohl von sozial- und bildungsverantwortlicher als auch von medizinisch-therapeutischer Seite als die bestkontrollierbare und steuerbare Form der Versorgung gesehen. Das Kinderdorf St. Isidor war zwischen Fürsorge, Sonderschule und medizinischer Rehabilitation positioniert, das sich an aversiven Erziehungs- und Therapie-Konzepten orientierte. Die Einrichtung verfolgte das Ziel, mit Zwang und Disziplin aus den Kindern brauchbare Mitglieder der Gesellschaft zu machen und die Beeinträchtigung mit Hilfe der Medizin bestmöglich zu lindern, oder sogar zu heilen. Die Kinder dienten nach dieser Vorstellung als Objekte und Projektionsfläche der Machbarkeit von christlicher Erziehung und Medizin. Brav, sauber, leise, diszipliniert und konsequent sollte mit den Kindern geübt und trainiert werden, die Beeinträchtigung mit Gewalt wegtherapiert werden. Diese Haltung übersah, dass man auf Kinder und auch auf ihre Betreuerinnen großen Druck ausübte und sie damit auch übermäßig beanspruchte und belastete. Schule, Heim und Familie waren ein in sich geschlossenes System, die Einrichtung war „einer totalen Institution ähnlich, das war so in den 1970er-, 1980er-Jahren bis hinein in die 1990er-Jahre. Erst sukzessive hat man begonnen,

¹⁸²⁰ Siehe auch Interview 13 Heimkind, z.B. Abs. 43; Interview 39a extern.

¹⁸²¹ Interview 13a Heimkind, Abs. 75-78 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

¹⁸²² Ebd. Abs. 97.

das zu sehen.¹⁸²³ Die Strukturen im Kinderdorf waren autoritär ausgerichtet und für Heimkinder und Beschäftigte umfassend kontrollierend. Für die Kinder war die „totale Institution“ durch den ständigen Austausch von Schule und Heim besonders spürbar. Die umfassende Überwachung haben die Kinder durch die Delegation der Bestrafungen von den Lehrkräften an die Kinderdorfmütter erlebt.

Die religiöse Gesinnung war lange Zeit eine Grundvoraussetzung bei der Personaleinstellung. Wenn eine religiöse Einstellung vorhanden war, stellte Erber auch nachweislich eine Frau als Kinderdorfmutter ein, die wie er bereits wusste, von ihrer Persönlichkeitsstruktur für die Erziehungsarbeit weniger geeignet war.

Im Kinderdorf sei man der Meinung gewesen, übermäßige Kontrolle und Strenge und die abstrakt sowie materiell gemeinte „Liebe einer Mutter“ – natürlich einer katholisch gesinnten – wären geeignete Instrumente, um Kinder in emotional schwierigen Situationen zu stützen. Diese Idealvorstellung konnte nicht immer eingehalten werden. Nicht als „liebende Mutter“, sondern als verbitterte und frustrierte Frau, die in der Erziehungsarbeit falsch platziert war, erlebte ein Heimkind seine Kinderdorfmutter.¹⁸²⁴ Wenn es Schwierigkeiten mit Kindern gab, die zu Überforderungen und letztlich durch die Machtverhältnisse zu Gewalttaten führen konnten, wurde vielfach nicht nachgefragt.¹⁸²⁵ Ehemalige Heimkinder berichteten von einem Nichtbeachten und Nichterkennen von Wünschen und Bedürfnissen, was sie kränkte und verletzte, sowie von psychischen Belastungssituationen, an denen sie heute noch leiden. Für Kleinigkeiten habe es als übermäßig empfundene Strafen gegeben. Ehemalige Heimkinder berichteten, sie fühlten sich der Willkür, dem Zorn und der Wut ihrer Kinderdorfmutter ausgeliefert. In einer Art fürsorglichen, strengen Aufsicht hätte sie die Heimkinder in ihren sozialen Kontakten beschränkt und das Spielen mit anderen Kindern nicht erlaubt.¹⁸²⁶

Es sei an dieser Stelle hervorgehoben, dass nur ein kleinerer Teil der im Kinderdorf Beschäftigten der Gewalt oder des sexuellen Missbrauchs beschuldigt wurden. Die Interviews und auch die schriftlichen Quellen veranschaulichen zahlreiche Beispiele, wo Kinderdorffleiter, Priester und Kinderdorfmütter freundlich und achtsam mit den Kindern umgingen. Dennoch sind Übergriffe in der Einrichtung

1823 Interview 6a Fachdienst/Leitung, Abs. 262.

1824 Interview 13 Heimkind, Abs. 54 (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

1825 Interview 6a Fachdienst/Leitung, Abs. 260.

1826 Interview 14a Heimkind (zeitlicher Bezug: 1965-1973); Interview 12 Heimkind (zeitlicher Bezug: 1975-1987); Interview 13a Heimkind (zeitlicher Bezug: 1983-1992).

vorgekommen, die entweder nicht gesehen werden wollten oder wo bewusst weg-gesehen wurde. Es gab aber auch Beschäftigte, die eingriffen oder Meldung erstateten. Zwar verlangte Kinderdorfleiter Georg Erber, über jede Ohrfeige informiert zu werden¹⁸²⁷, es scheint aber so als wären gewalttätige Strafen, auch wenn sie registriert wurden, nicht untersucht worden wären oder keine Konsequenzen gehabt hätten. Es entstand eher der Anschein, als wäre beim Verdacht auf Gewalttaten, sexuelle Übergriffe oder Missbrauchsfälle nicht viel Aufsehen gemacht worden und eher die Schuld bei den Betroffenen gesucht worden. Man versuchte eher, diese unangenehmen Dinge zu negieren und sie nicht wahrhaben zu wollen. Einerseits hatte man Sorge, derartige Vorfälle würden dem Ruf der Einrichtung schaden, andererseits verfolgte Georg Erber ernsthaft das Ziel, durch Kontrolle und väterliche Strenge weitere Taten zu vermeiden. Nichtsdestotrotz blieben die Opfer mit ihrem Schmerz, ihrer Angst und ihrer Scham weitgehend alleine.

5.3. INSTITUT ST. PIUS

5.3.1. EINLEITUNG

ZWECK DER ERRICHTUNG BEI DER ENTSTEHUNG

Im Jänner 1957 trat der Landesschulratspräsident an die Caritas mit folgendem Problem heran: „In Oberösterreich befindet sich eine größere Zahl von bereits schulpflichtigen Kindern, die, da sie noch nicht sonderschulreif sind, keinerlei Betreuung – von der häuslichen abgesehen – erhalten.“¹⁸²⁸ Die Vorstellung des Landesschulrates war es, dass die Kinder durch eine Spezialeinrichtung befähigt werden sollen, „sich durch eigene Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen.“ Der Schulbehörde erschien, dass bei „Kinder an der Grenze der Bildungsfähigkeit in internatmäßiger Betreuung bei oft aussichtslos erscheinenden Fällen Erfolge erzielt werden.“ Unter anderem war es diese Aufforderung, die bei der Diözesancaritas die Idee reifen ließ, eine derartige Einrichtung für Schulkinder zu schaffen, die bei den Behörden als „schwach schulbildungsfähig“ galten.

¹⁸²⁷ Interview 45 AngestellteR (zeitlicher Bezug: 1951-1988).

¹⁸²⁸ DAL, CDL-A/I, Sch. 343, Fasz. IX/II: Schreiben des Landesschulpräsidenten Mayr an die Caritasleitung, 7. Jänner 1957 (die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

Das Institut St. Pius für behinderte schulpflichtige Kinder wurde 1957 eröffnet. Ein Schwesternorden sollte, wie bei kirchlichen Einrichtungen üblich, die Betreuungsarbeit übernehmen. Die Caritasleitung wandte sich mit einem Schreiben an Bezirkshauptmannschaften und Jugendamtstellen, um das neue Angebot vorzustellen. Caritassekretär Ernst Rafferzeder skizzierte darin, dass der Zweck des Heimes die „Erziehung schwer körperlich und geistig geschädigter oder zurückgebliebener Kinder von 7-14 Jahren sei. Das Heim ist keine ‚blosse‘ (sic!) Pflegeanstalt, sondern soll seiner Aufgabe nach dazu da sein, noch bildungsfähige Kinder wenigstens soweit zu führen, daß sie sich in einer Gemeinschaft bewegen können. Sie sollen eine ihnen angemessene Arbeit und Beschäftigung erlernen, und so im späteren Leben nicht ganz der Fürsorge und Pflege fremder Menschen anheimfallen müssen.“¹⁸²⁹ Rafferzeder führte zur Aufgabe der Einrichtung weiter aus, die Schule würde als „Arbeitsschule“ geführt. [...] Die Hauptaufgabe ist nicht das Beibringen von Kenntnissen in Lesen, Schreiben und Rechnen (dafür reicht bei den meisten eingewiesenen Kindern die Aufnahmefähigkeit nicht aus), sondern das Lernen einer richtigen Ordnung in der Gemeinschaft, Sauberkeit, Selbsthilfe und die Erlernung von praktischen Kenntnissen in Haus und Garten, Holzarbeit, Weben, Flechten u. Ä. Die Kinder werden im Piusheim im Allgemeinen nicht für das ganze Jahr aufgenommen, sondern kommen in den Ferien in das Elternhaus zurück.“ Mit dem Schreiben informierte Rafferzeder auch über die Vorgehensweise beim Wunsch auf Zuweisung: „Die Einweisung erfolgt über das Landesfürsorgeamt, nachdem die Kinder vorher in der Direktion der Landessonderschule St. Isidor vorgestellt, untersucht und getestet wurden.“

Die Caritas argumentierte die Heimunterbringung mit: „Im Elternhaus, soweit solche Kinder überhaupt ein Daheim haben, werden sie vorerst mit schmerzlicher Opferbereitschaft umsorgt. Doch während der Entwicklungszeit können ihnen die Eltern keine hinreichende Bildungsmöglichkeit bieten. Im späteren Leben fallen sie dann ihrer engeren und weiteren Umgebung schwer zur Last“.¹⁸³⁰

Die Nachfrage nach Sonderschulplätzen, Therapiemöglichkeiten als auch nach Heimunterbringung überstieg in dieser Zeit zunehmend das Angebot. Das Kinderdorf St. Isidor hatte lange Wartelisten, und wollte ihre Kinder hinsichtlich der eingeschätzten Bildungsfähigkeit stärker differenzieren. Die Behinderteneinrichtung Martinstift des Diakoniewerkes in Gallneukirchen war renovierungsbedürftig und bot nur begrenzt Platz. Das Institut St. Pius sollte diese Einrichtungen entlasten.

¹⁸²⁹ Ebd. Informationsbrief von Ernst Rafferzeder, 15. September 1958
(die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

¹⁸³⁰ DAL, CDL-A/1, Sch. 34f, Fasz. IX/11: Presseaussendung zu Ostern von Rafferzeder, 26. März 1959.

Mit der Eröffnung des Instituts Hartheim gemeinsam mit dem renovierten Martinstift im Jahr 1968 gab es wieder mehr Angebote für behinderte Kinder, die damit noch stärker differenziert nach ihrer tatsächlichen als auch zugeschriebenen Bildungs- und Arbeitsfähigkeit untergebracht werden konnten. Alle diese Einrichtungen galten für die damalige Zeit als modern und boten neben Schule, Tagesbetreuung und Heimunterbringung auch Therapien und medizinische Versorgung im Haus an.

CHRONOLOGIE DER ENTWICKLUNG

Die Diözese erhielt den Besitz St. Pius von Elisabeth und Johann Eisterer, einem Müllersohn, Mitglied des Reichsrates und Landtagsabgeordneter, der ohne Nachkommen blieb. Seinen Besitz überließ er vor seinem Tod (1931) dem damaligen Bischof für karitative Zwecke. Einer anderen Auskunft nach erbte seine Schwester Theresa, sie gab das „Bräuhaus“ mit 13,5 Joch (über 300 ha) an das Priesterseminar in Linz weiter, welches keine Verwendung dafür fand und das Anwesen der Caritas für ein Waisenkinderheim übergab.¹⁸³¹ In der Nazi-Zeit wurde der Besitz enteignet und während als auch nach dem Krieg für die Unterbringung von Flüchtlingen verwendet. Von 1946 bis 1957 betrieb das Land Oberösterreich dort ein Kinder- und Waisenheim, welches dann nach Bad Hall verlegt wurde. Bischof Franz Zauner begrüßte in der Folge die an ihn herangetragene Idee, das Anwesen, das dem Diözesanen Hilfsfonds zugeteilt war, für ein Heim „für bildungsunfähige und schwachbildungsfähige Kinder“ zu nutzen. Denn es war sein Anliegen, dass jeglicher kirchliche Besitz, der nicht seelsorgerischen Zwecken diene, an die Diözesancaritas übergeben werde. Ebenso wollte er, dass sich der Klerus der Seelsorge widme und nicht, dass ein Priester die Leitung der neuen Anstalt übernahm.¹⁸³² Das ist vielleicht der Grund dafür, dass es im Institut St. Pius nie einen Priester in Leitungsfunktion gab, sondern dass die Einrichtungen vom Schwesternorden gemeinsam mit der Caritas geführt wurden.

In Anlehnung an Papst Pius X, „dem großen Kinderfreund der neuen Zeit“¹⁸³³ gingen am 3. September 1957 die Nutzungsrechte am Anwesen symbolisch an die Diözesancaritas über. Dieser Tag ist der Gedenktag des heiligen Pius und er gilt als Gründungstag der Behinderteneinrichtung. Im Jänner 1958 begann der Schulbetrieb mit 30 Kindern. Schon zu Schulschluss Anfang Juli 1958 waren 60 Kinder in

1831 Ebd. Auskunft der Dienstbotin der Eisterers Fanni Eder, 23. August 1973.

1832 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Aktnotiz Ernst Rafferzeder, 23. März 1957.

1833 Ebd. Aktnotiz Ernst Rafferzeder, 15. März 1957.

St. Pius untergebracht. Die Sammelklassen für Kinder mit besonderem sonderpädagogischen Förderbedarf wurden als Expositur der Allgemeinen Sonderschule I St. Isidor geführt. Schule und Heim befanden sich im Eistererhaus (Altbau). 1961 wurde die Landessonderschule Steegen I für 125 Kinder in einem neuen Gebäude eröffnet. Die zehn Klassen waren schulorganisatorisch der Schule in St. Isidor zugeordnet.

1963 wurde der Bau II mit einer Wäscherei, drei Wohngruppen und einer Priesterwohnung eröffnet. In St. Pius waren nun schon 139 Kinder untergebracht, um die sich zehn geistliche Schwestern und 30 weltliche MitarbeiterInnen kümmerten.¹⁸³⁴ 1968 wurde das über 10-jährige Bestehen der Einrichtung u.a. mit der Einweihung des neuen Küchentrakts und der Schwesternzimmer gefeiert. Zu diesem Zeitpunkt waren schon 156 Schulkinder im Heim untergebracht. Die Neuregelungen der Schulorganisation – für das Sonderschulwesen gab es seit 1962 eine einheitliche Grundlage – ermöglichten nun das Selbstständigwerden der Schule. Die Einrichtung wurde in den 1970er-Jahren stark erweitert. Viele Kinder warteten bereits auf ihre Aufnahme (1971 waren es 70). 1971 wurde der Bau III, das Doppelwohnheim, bezogen, der für zusätzliche 92 Kinder Platz bot und 1973 wurde der Altbau (Eistererhaus) aufgestockt. Die Sonderschule II, das Lehrschwimmbecken und die Therapiewerkstätte wurden 1976 eröffnet. Im Heim lebten nun 176 Betreute, darunter schon einige Jugendliche.

1978 feierte das Institut St. Pius sein über 20-jähriges Bestehen. In der Einrichtung arbeiteten neun Schwestern, sechs Arbeiter, 47 Arbeiterinnen sowie drei Angestellte. In den Sommerferien verblieben 35 Kinder im Heim¹⁸³⁵, da sie sonst ohne Betreuung gewesen wären. Die anderen hatte Familienangehörige, die sich um sie kümmerten und wo sie bleiben konnten. Eine Aufstellung vom Dezember 1979 zeigt, dass unter den 197 HeimbewohnerInnen 162 Schulkinder (87 Knaben und 75 Mädchen) und 35 schulentlassene Jugendliche (21 Männer und 14 Frauen) lebten. Für diese Gruppe wurde 1981 ein neues Gebäude mit Wohnheim und Werkstätte eröffnet. Das Personal umfasste nun 49 Personen in der Pflege und 25 im Hausdienst und in der Küche. Zu dieser Zeit waren von den 220 in der Einrichtung betreuten Menschen nur 20 nicht im Heim untergebracht.¹⁸³⁶ Der Anteil der Schulkinder an den HeimbewohnerInnen begann nun auch rapide zu sinken. 1982 wurden nur mehr 113 Kinder (60%) und bereits 84 Jugendliche oder

1834 DAL, CDL-A/I, Sch. 341, Fasz. IX/II: Auszug aus dem Schreiben der Caritas an das Amt der Oö. Landesregierung, Finanzabteilung, 28. November 1963.

1835 Ebd. Jahresbericht 1978.

1836 DAL, CDL-A/I, Sch. 346, Fasz. IX/II: Aufstellung, 10. Juni 1982.

Erwachsene (40%) betreut.¹⁸³⁷ Die Nachfrage an Heim- und Beschäftigungsplätzen für Jugendliche und Erwachsene mit Behinderungen stieg konstant an. 1984 wurde der Erweiterungsbau Wohnheim III eröffnet, 1988 folgte die Werkstätte II, 1991/92 wurde das Wirtschaftsgebäude in ein Freizeithaus umgebaut und das Wohnheims V errichtet.

Anfang der 1990er-Jahre war der Ausbau der Einrichtung weitgehend abgeschlossen. Man begann mit der Sanierung der bestehenden Gebäude. 1992 wurde das Wohnheim II und 1996/97 der Altbau saniert. Die Nachfrage nach Beschäftigungsplätzen machte Mitte der 1990er-Jahre den Ausbau der Werkstätten (z.B. Bau der Werkstätte III) notwendig.

Im Jänner 2000 wurde durch das Inkrafttreten des neuen Caritasstatuts das Institut „Caritas für Menschen mit Behinderungen“ als eigene Rechtspersönlichkeit geschaffen. Die Einrichtung St. Pius wurde darin eingegliedert. Die Caritas für Menschen mit Behinderungen (CMB) teilte sich somit die vier Leistungsbereiche Leben, Ausbildung, Erziehung und Arbeit, die nun zentral gesteuert wurden. Das Institut St. Pius – von der Caritas „als Einrichtung zur Unterbringung, Förderung und beruflichen Eingliederung von Menschen mit Behinderungen“ vorgestellt – stellt die Leistungen Heilpädagogischer Kindergärten, Heilpädagogischer Hort, Förderbereich, Wohnen, Beschäftigung, Therapien und Anlehre für das Land Oberösterreich bereit.¹⁸³⁸

FINANZIELLE SITUATION

Das Land Oberösterreich hatte für St. Pius das alleinige Einweisungsrecht und zahlte für die zugewiesene Person einen Versorgungsbeitrag („Verpflegssatz“). Der Verpflegssatz lag bei der Eröffnung bei ÖS 28,- täglich und war damit sehr niedrig angesetzt, weil auch das Martinstift des Diakoniewerkes in Gallneukirchen für diesen Betrag Kinder versorgte. Er musste – nur widerwillig von Seiten des Landes Oberösterreich – im Jahr 1959 auf ÖS 32,- erhöht werden. Die Begründung der Caritas war, dass unerwartet hohe Personalkosten durch den erhöhten Betreuungsbedarf der Kinder entstanden sind.¹⁸³⁹

¹⁸³⁷ DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Zeitleiste (o.A, o.J).

¹⁸³⁸ Archiv St. Pius, Chronik 2000: Brief an alle MitarbeiterInnen der Caritas für Menschen mit Behinderungen, 5. Jänner 2000.

¹⁸³⁹ DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Brief der Oö. Landesregierung an die Caritas, 14. September 1957 und DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Brief von Ernst Rafferzeder an das Amt der Oö. Landesregierung, 16. Jänner 1959.

Ein Ziel der Caritas war die möglichst günstige Versorgung der Kinder. Die Caritas rühmte sich 1963 gegenüber der Landesverwaltung, dass die täglichen Verpflegungskosten bei ÖS 33,- pro Kopf lägen, während in anderen Bundesländern, in denen es keine derartigen kirchlichen Einrichtung gab, zwischen ÖS 55,- und ÖS 85,- pro Kopf und Tag bezahlt werden musste.¹⁸⁴⁰ In den kommenden Jahren stiegen der Versorgungsbeitrag und auch die Anzahl der Betreuten rasch an. Im Jahr 1970 lebten 160 Personen in St. Pius, der Verpflegssatz lag bei ÖS 60,- und war mehr als doppelt so hoch wie 1959.¹⁸⁴¹ Insbesondere in den 1970er-Jahren stiegen die Kosten der Versorgung besonders stark an: 1977 suchte die Caritas um die Erhöhung des Verpflegssatz auf ÖS 186,- an. St. Pius versorgte damals 202 Personen und hatte 39 Beschäftigte in der Pflege, Erziehung und Betreuung und 25 im Haus- und Küchendienst.¹⁸⁴² Anfang der 1980er-Jahren stieg der Verpflegssatz und die Zahl der MitarbeiterInnen, während die Zahl der betreuten Menschen stagnierte (1982: Verpflegungskosten von ÖS 270,-, 200 betreute Menschen und 49 Beschäftigte in der Pflege, Erziehung und Betreuung und 25 im Haus und in der Küche).¹⁸⁴³ Die Erhöhung der Versorgungsbeiträge zielte nicht nur auf die Abgeltung der hohen Inflation und der Lohnkostensteigerungen ab. Höhere Kosten wurden auch durch zusätzliche Personaleinstellungen verursacht.

In den ersten Jahren des Bestehens von St. Pius verhandelte die Caritasleitung mit dem Landesfürsorgeamt den Verpflegssatz und suchte um Subventionen an. Später verhandelten die Schwestern bzw. die Hausvorstehung mit den Landesbediensteten der Fürsorgeabteilung. Die Finanzierung des Anstaltslebens lag zwar in der Verantwortung der Schwestern, die Caritas baute aber gemeinsam mit den Schwestern das Piusheim auf. Die Bautätigkeit war vor allem aus Eigenmitteln (Spenden und Rücklagen) getragen. Im Nachhinein bedauerte die wirtschaftsführende Schwester die viel zu große Sparsamkeit der Schwestern: „Viel zu viel gespart haben wir, hintennach gesagt. Wir haben wirklich gespart. Weil wir uns was heraussparen wollten, damit wir wieder etwas investieren können. Wir haben ja so viele Häuser gebraucht in der Zeit. Es hat ein Haus gegeben, wie ich gekommen bin, das zweite ist gerade beim Eröffnen gewesen, das ist umgebaut worden. Und jetzt, wie viele haben wir denn? [...] Aber es war alles nur, damit das Wohnen für

1840 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Auszug aus dem Schreiben der Caritas an das Amt der ö. Landesregierung, Finanzabteilung, 28. November 1963.

1841 DAL, CDL-A/1, Sch. 347, Fasz. IX/II: Jahresbericht 1970.

1842 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Ansuchen um Verpflegskostensatzerhöhung für 1977, o.D.

1843 Ebd. Ansuchen um Verpflegskostensatzerhöhung für 1982, 9. Juni 1981.

die Bewohner besser wird.¹⁸⁴⁴ In den 1960er- und 1970er-Jahren waren die betreuten Menschen vor allem in Mehr-Bett-Zimmer (Schlafsälen) untergebracht. Den Schwestern ging es nicht nur darum, Häuser zu bauen und damit Versorgungsplätze zu schaffen, sondern sie wollten den BewohnerInnen einen guten Wohnstandard bieten. Ab den 1970er- und noch in den 1980er- und 1990er-Jahren wurde durch die Neubauten die Bettenanzahl in den Schlafzimmern von Mehr-Bett in Zwei-Bett-Zimmer verkleinert. Das galt in den 1970er-Jahren als fortschrittlich.

Mitglieder der Caritasleitung behaupteten, die Schwestern haben teilweise nicht gut bzw. nicht scharf genug verhandelt. Die ausverhandelten Verpflegungskostensätze lagen – ihrer Einschätzung nach – für St. Pius unter denen vergleichbarer Einrichtungen.¹⁸⁴⁵ Die langjährige Wirtschaftsleiterin erinnerte sich an die Finanzverhandlungen: „Die waren grauslich mit dem Land. Da sind zwei oder drei Leute vom Land gekommen und haben uns zerpfückt. Man hat Rechenschaft geben müssen, warum man einen Vorhang nicht in der hauseigenen Werkstätte nähen hat lassen mit Behinderten, sondern warum man den Vorhang vergeben hat. Solche Sachen sind es gewesen.“¹⁸⁴⁶ Der Schwester kam vor, dass das Land möglichst wenig Geld ausgeben wollte und sie fühlte sich wie eine Bittstellerin: „Es ist aus Gottes Gnaden gewesen, wenn sie uns was genehmigt haben“. Noch dazu hatten sie das Gefühl, die Landesverwaltung hätte „weit hineinregiert“, wie die Versorgung der HeimbewohnerInnen gestaltet werden sollte.¹⁸⁴⁷ Auch MitarbeiterInnen waren über das Gebaren des Landes, was die Finanzen betraf, erbost. Zeitweise mussten auch Erlöse von Festen wie dem Maifest in St. Pius, wo sie ehrenamtlich arbeiteten, an das Land abgeführt werden.¹⁸⁴⁸

Die Schwestern waren bei der Einsicht in die Finanzen zurückhaltend, was in der Belegschaft für Unmut sorgte. Als Belegschaftsvertreter Informationen über die Finanzen forderten, wurde dieser Wunsch zurückgewiesen: „Wir vom Personal haben nie einen Einblick in die Finanzen gehabt. Wir wollten mal erfahren, wie viele Spenden das Haus bekommt. Da sind wir auf Granit gestoßen. Das wollten sie damals nicht offenlegen. [...] Sie sagten uns, es ist eh alles buchhalterisch erfasst. Ich vermute die Antwort ging in die Richtung, ob wir misstrauten, was sie mit dem Geld machten bzw. nicht zweckgebunden verwenden. Meine subjektive Wahrneh-

1844 Interview 48 Schwester, Abs. 221-223 (zeitlicher Bezug: 1963-2018).

1845 Interview 48 Leitung und Interview 2c Leitung.

1846 Interview 48 Schwester, Abs. 199-200 (zeitlicher Bezug: 1982-2000).

1847 Ebd. Abs. 205-211.

1848 Interview 60 Wohnen und Interview 61 Werkstatt (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

mung ist die, dass man alle zehn Jahre wieder was Neues bauen hat können und, dass es eine sehr hohe Eigenleistung gab. Ich vermute bis zu einem Drittel der Kosten. Das kann man nur durch Rücklagen oder eben Spendengelder bewirken.“¹⁸⁴⁹ Die Schwestern führten das Piusheim weitgehend selbständig. Gemeinsam mit der Caritas beauftragten und beaufsichtigten sie den Ausbau – die Liegenschaft und alle unbeweglichen und beweglichen Güter standen im Eigentum der Caritas. Der gesichtete Briefverkehr zwischen der Caritasleitung und der Hausvorstehung weist darauf hin, dass die rege Investitionstätigkeit gemeinsam getragen wurde.¹⁸⁵⁰ Eine Darstellung über die Finanzierung von St. Pius aus dem Jahr 1972 gibt darüber Aufschluss, dass der überwiegende Teil der Baukosten direkt mit Hilfe privater Spenden finanziert wurde. Von den 30 Millionen Schilling Errichtungskosten wurde 16 Millionen Schilling durch Spenden der Bevölkerung aufgebracht, zehn Millionen Schilling kamen durch Subventionen (vor allem der Oö. Landesregierung), fast fünf Millionen Schilling wurden mit Wohnbauförderungsdarlehen und eine Million Schilling mit Bankdarlehen finanziert.¹⁸⁵¹ Etwa ein Drittel der Errichtungskosten wurde mit Hilfe der öffentlichen Hand finanziert.

BILD DER ÖFFENTLICHKEIT

Schon kurz nach der Eröffnung begann die Caritasleitung mit einer regen Öffentlichkeitsarbeit für St. Pius und berichtete über die Ziele, den Zweck und die Angebote der Einrichtung. Die Caritas verfolgte damit zwei Ziele: einerseits wollte sie Familien und Behörden dazu bewegen, behinderte Kinder nach St. Pius zu schicken¹⁸⁵², andererseits sollte die Bevölkerung zu Spenden und die öffentliche Hand zu Subventionen animiert werden.

Den Familien und Behörden wurde mit der Aufnahme der Kinder in die „Heimfamilie von St. Pius“¹⁸⁵³ suggeriert, es gäbe nun eine Ersatzfamilie bestehend aus Erziehungs- und Lehrpersonal, die sich um die Kinder kümmere. Die Caritasleitung versicherte, dass das ganze Land helfe, damit sie „mit der Sorge um ihre Kinder nicht allein dastünden“. Die in St. Pius betreuten Menschen wurden in der Öffentlichkeit als defizitär, überaus arm und hilflos, aber auch als brav, folg-

¹⁸⁴⁹ Ebd. Abs. II (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre), Interview 62 Wohnen, Abs. 65 (zeitlicher Bezug: 1990er-Jahre).

¹⁸⁵⁰ DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Diverse Schreiben.

¹⁸⁵¹ Ebd. Bericht über die Ausgaben für die Errichtung und den Ausbau des Instituts St. Pius, 3. November 1972.

¹⁸⁵² DAL, CDL-A/1, Sch. 343, Fasz. IX/II: Informationsbrief an Bezirkshauptmannschaften und Fürsorgeämter von Ernst Rafferteder, 15. September 1958.

¹⁸⁵³ Archiv St. Pius, Caritaszeitschriften und Rundschreiben 1968-1972, Presseausendung, 6. Juni 1969 (das folgende Zitat ist ebenso daraus entnommen).

sam und eifrig dargestellt. Diese Sichtweise wurde von der Caritas und der Einrichtung selbst vermittelt, aber auch von externen Personen in Berichten über St. Pius so dargestellt. Zeitungen veröffentlichten immer wieder größere Artikel, die die „Heilungserfolge“ durch das Heimleben und die Sonder-Klassenbeschulung lobten. Fast jeder Bericht wies am Ende auf den Platzmangel bzw. den Bedarf zum weiteren Ausbau der Einrichtung hin.¹⁸⁵⁴ In wohlwollenden Zeitungsberichten wurde suggeriert, Segregation und Abgeschlossenheit würde „Geborgenheit“ bereitstellen, die „ihnen Schutz vor sich selbst und vor der Welt gibt und darüber hinaus die Möglichkeit, ihre geringen Fähigkeiten in Ruhe und ohne alle verwirrende Konkurrenz auszuwerten“¹⁸⁵⁵.

Unter Caritassekretär Ernst Rafferzeder wurde 1947 neben der schon bestehenden Elisabeth-Sammlung die Caritas Haussammlung eingeführt, die zu einer Haupteinnahmequelle in Bezug auf Spenden in der Caritas wurde. Im Zuge der Haussammlung begann die Caritas, systematisch über Spenden, Aufgaben und Leistungen nach dem Motto: „Tut Gutes – und sprech darüber!“ zu informieren.¹⁸⁵⁶ Aus diesem Grund wurde die Einrichtung St. Pius häufiger durch die Caritas in den Medien präsentiert und sie erfreute sich im Gegenzug dafür über Spenden. Die Caritasleitung organisierte, neben der Haussammlung, im Hinblick auf Weihnachten mit der Unterstützung von Klerus und Laien noch weitere Spendenaktionen, wovon auch St. Pius profitierte (z.B. Elterndankspenden, Kleindarlehen, Weihnachtskarten-Bittbrief- oder Sammelbüchsen-Aktionen¹⁸⁵⁷). Im Gegensatz zum Kinderdorf St. Isidor unter Georg Erber betrieben die Schwestern keine eigene Öffentlichkeitsarbeit, um Spenden zu lukrieren. Die Spendeneinnahmen von St. Pius hingen von der Caritasleitung ab, das Spendenvolumen war deshalb auch viel geringer.

In der Elisabethsammlung der Caritas im Jahr 1969 wurde explizit für eine Spende zur Finanzierung des Ausbaus von St. Pius aufgerufen. Es sollten mehr Plätze (zusätzlich 96 Wohnplätze) für Kinder und auch für schulentlassene Jugendliche geschaffen werden. Die Bevölkerung wurde gebeten:

1854 Z.B. Prillinger, Elfriede: Schicksale außer der Norm. In: Die Furche, 17. November 1962;
o.A.: Hilfe für die ärmsten aller Kinder. In: Steyrer Zeitung, Sonderdruck, 9. Dezember 1971.

1855 Prillinger, Schicksale.

1856 Slapnicka, Das Abenteuer des Helfens 190 und 196.

1857 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Rohrhofer (o.J, vermutlich Ende 1960er/Anfang 1970er-Jahre).

- „Restdevisen“, also übrig gebliebenes ausländisches Geld zu spenden;
- Sich an der „Weihnachtskartenaktion im Kinderdorf St. Isidor und im Institut St. Pius“ zu beteiligen;
- Kleindarlehen für St. Pius zu geben, wobei die Caritasleitung für den Betrag bürgte;
- Eine „Elterndankspende für behinderte Kinder“ zu geben. „Eltern gesunder Kinder“ wurden aufgerufen für behinderte Kinder und „die ihnen dienenden Einrichtungen“ Geld zu geben;
- Am St. Elisabethtag (Elisabeth von Thüringen, am 17. November) ein Freitagsopfer zu geben, den „St. Elisabethtag als einen Tag der persönlichen guten Tat in irgend einer Weise“ zu feiern.¹⁸⁵⁸

Bei der Spendeneinwerbung wandte sich die Caritas an „die Eltern gesunder Kinder [...] um sie zu bitten, als Dank dafür eine Spende, ein Scherflein zum Ausbau des St. Piusheimes, beizutragen. Für das große Glück, gesunde Kinder zu haben, könnten sicher viele Eltern ein kleines Dankesopfer geben.“¹⁸⁵⁹ Eine Presseaussendung der Caritas informierte über den Besuch Jugendlicher der Linzer Polytechnischen Lehrgänge, die zuvor Spielzeug für die Kinder gesammelt hatten. Die Caritas berichtete, dass die Schüler „von den einfachen Darbietungen dieser Kinder sichtlich ergriffen“ waren. Ein Teilnehmer schrieb laut Caritas ins Gästebuch: „Mit echtem tiefen Mitleid im Herzen seh ich die Kinder von St. Pius scherzen. Was wirklich sie denken, das sagen sie keinem, doch sind sie lustig und ich muß für sie weinen.“¹⁸⁶⁰ Derartige Meldungen informierten über die Wohltaten von SpenderInnen und der Einrichtung und sollten andere zum Nachmachen anregen. Gleichzeitig werteten solche Berichte die BewohnerInnen ab bzw. stellten sie aufgrund der Beeinträchtigung als besonders arm und hilflos dar. Spendeneinnahmen wurden vor allem für den Ausbau in die Infrastruktur verwendet. Die Caritas- und Einrichtungsleitung versuchten, besondere Anlässe mit Hilfe von zweckgebunden Spendenaktionen zu finanzieren. Die Einrichtungsleiterin Schwester Helia informierte Hermann Pfeiffer schriftlich, dass SchülerInnen und LehrerInnen einer Schule in Pichl Geld für einen Ausflug zum Attersee spendeten, wohin fünf Lehrer die „Anbefohlenen“ begleiteten.¹⁸⁶¹

1858 Archiv St. Pius, Caritaszeitschriften und Rundschreiben 1968-1972, Schreiben zur Elisabethsammlung 1969, 3. November 1969.

1859 DAL, CDL-A/I, Sch. 347, Fasz. IX/II: Presseaussendung Caritasheim St. Pius in Vergangenheit und Zukunft, 22. Februar 1961.

1860 Archiv St. Pius, Caritaszeitschriften und Rundschreiben 1968-1972, Presseaussendung, 27. Juni 1969; ebenso in: Österreich-Nachrichten in Kürze. In: Österreichische Caritas Zeitschrift, 22. (1969) H 10, 152.

1861 DAL, CDL-A/I, Sch. 346, Fasz. IX/II: Brief von Sr. Helia an Hermann Pfeiffer, 14. Juli 1980.

Die Öffentlichkeitsarbeit umfasst auch die Besuche externer Personengruppen, die wieder mit dem Spendensammeln in Verbindung stand. Jedes Jahr kamen zahlreiche Besuchergruppen nach St. Pius und besichtigten das Heim und die Schule. Eine BesucherInnen-Aufstellung aus dem Jahr 1972 informierte, dass Gruppen von Caritashelfern, der Katholischen Männer- und Frauenbewegung, Jugendgruppen, Pfadfinder oder Abschlussklassen von Schulen nach St. Pius kamen. Auch statteten Gruppen von „Schulpsychologen, Sonderschullehrer, Erzieher, Kindergärtnerinnen und sehr häufig inländische und ausländische Kurgäste aus Gallspach“¹⁸⁶² der Einrichtung Besuche ab. Es war durchaus üblich, dass Ausflugsgesellschaften nach St. Pius kamen. Wenn dem nicht so war, wurde das als „komisch“ empfunden, wie ein Leserbrief über den Nichtbesuch von St. Pius zeigte.¹⁸⁶³ Die Durchsicht der Akten belegte, dass ein Behindertenheim zu besichtigen sowie ein gutes Werk für die „armen behinderten Kinder“ zu tun bis in die 1990er-Jahre nicht ungewöhnlich und eher allgemein üblich war. Die Besuchsgruppen wurden von einer Schwester geführt, gingen unangemeldet durch Werkstätten und Wohnräume und „bestaunten“ die betreuten Menschen und ihre Leistungen sowie die „gut ausgestatteten“ Räumlichkeiten, in denen sie wohnten und arbeiteten. Von Kindern und Jugendlichen wurde verlangt, dass sie Lieder sangen, tanzten oder Gedichte vortrugen. Gerade die Jugendlichen sträubten sich immer mehr dagegen.¹⁸⁶⁴

5.3.2. DIE QUADRATUR DER VERANTWORTUNG

DIE AUFSICHT DER CARITAS

Die Caritasleitung übergab per Gestellungsvertrag die Einrichtungsleitung und damit die Verantwortung für die Schulkinder als erste BewohnerInnen des Piusheim der Kongregation der Franziskanerinnen von Vöcklabruck. Betrachtet man den Briefwechsel zwischen Caritasleitung und Schwestern, ist anzunehmen, dass sich die Caritas nicht gänzlich aus der Einrichtungsführung zurückgezogen hatte. Entscheidungskompetenz und Verantwortungsübergabe scheinen zwar nicht klar geregelt gewesen zu sein, der im Archiv der Caritas noch vorhandene schriftliche Verkehr zwischen dem Büro der Caritas in Linz und der Einrichtungsleitung in

¹⁸⁶² Ebd.: Bericht über das Institut St. Pius für schwerbehinderte Kinder in Steegen/Peuerbach, 8. November 1972.

¹⁸⁶³ DAL, CDL-A/1, Sch. 347, Fasz. IX/II: Leserbriefe. In: Rieder Volkszeitung, 12. Februar 1976.

¹⁸⁶⁴ DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Protokoll einer Heimerzieherin.
In: Behinderte Menschen H. 2 (1981) 39-41, hier 40.

St. Pius deutet darauf hin, dass die Caritas gut über den Alltag und die Geschehnisse in der Einrichtung informiert war als auch teilweise (vehement) intervenierte und dabei in die Leitungs- und Betreuungsarbeit aktiv eingriff.

Caritassekretär Ernst Rafferzeder begleitete höchst engagiert die Entstehung von St. Pius in seinen ersten zwei Jahre (1957 bis 1959). Er fühlte sich verantwortlich für die Einrichtung und nahm die Schwestern bei für ihn ungerechtfertigten Vorwürfen von Seiten der Eltern gegenüber Dritten in Schutz. In einem Schreiben an den Landesschulrat verteidigte Rafferzeder die Schwestern und entkräftete den Vorwurf der Vernachlässigung von einer Mutter, die ihr Kind von 28. Oktober 1957 bis 17. Februar 1958 in St. Pius untergebracht hatte. Die Mutter beklagte sich beim Landesschulrat, dass sie ihr Kind nicht mehr ins Heim schicken würde, weil es „verwahrlost, krank und aufgegeben gewesen sei“.¹⁸⁶⁵ Rafferzeder wehrte sich gegen diese Vorwürfe und meinte vielmehr, die Mutter sei „ausgesprochen anmaßend und ekelhaft gegenüber dem Heimpersonal“ gewesen. Ob es noch weitere Untersuchungen in dieser Sache gab, ließ sich aus den noch vorhandenen Akten nicht eruieren.

Die Schwestern ließen Rafferzeder in die Heimführung eingreifen und es erfolgten immer wieder konkrete Anweisungen von ihm, wie sie etwas zu tun hätten. Folgende Darstellung zeigt, welchen Einfluss die Caritas in Linz durch Caritassekretär Rafferzeder hatte. In St. Pius sollten, so beschwerte sich 1959 ein Sonderschullehrer beim Schuldirektor Johann Fuchs, der in dieser Zeit noch die Schule von St. Pius als Expositur der Allgemeinen Sonderschule I von St. Isidor leitete, teilweise bis zu sechs Kinder in einem Badewasser baden. Fuchs informierte daraufhin die Caritasleitung, die in der Folge Erkundigungen darüber einholte. Auf Nachfrage Rafferzeders bestätigte eine Kindergärtnerin diese Praxis und wies in diesem Zusammenhang daraufhin, dass bei einigen Kindern Hauterkrankungen aufgetreten waren. Der Caritassekretär schrieb den Schwestern, „dieser Zustand ist nicht mehr haltbar“¹⁸⁶⁶ und gab Anweisungen, die Kinder, die körperlich beeinträchtigt sind, zu duschen und alle Kinder, die körperlich schwer beeinträchtigt sind, zu baden. Für jedes Kind sei ein frisches Wasser herzurichten: „Das Badewasser muss ja nicht voll oder halbvoll sein“. Weiters bestimmte er, dass beim Duschen jedes Kind, um Wasser zu sparen, zuerst ordentlich einzuseifen und dann abzuduschen sei. Es ist davon auszugehen, dass die Praxis, mehrere Kinder und später auch Erwachsene in einem Badewasser zu baden oder auch

¹⁸⁶⁵ DAL, CDL-A/I, Sch. 345, Fasz. IX/II: Brief von Ernst Rafferzeder an Landesschulinspektor Adalbert Schwarz, 8. Mai 1959.

¹⁸⁶⁶ Ebd. Brief von Ernst Rafferzeder an Sr. Oberin, II. März 1959.

die Füße in demselben Wasser zu wachsen, noch viele Jahrzehnte hindurch vorgekommen ist. Folgende Aussage bezieht sich auf die Situation in einer Wohngruppe: „Wir mussten im selben Badewasser Füße und Popo waschen. Auch wenn das Wasser dreckig war. Das war unhygienisch. Sie [die Betreuerin] wollte Wasser sparen. Sie war so sparsam. [...] Manche Betreuer sagten, wir in der Familie haben auch alle im selben Wasser gebadet. Aber das ist ein Unterschied, ob es die eigene Familie ist. Wir hatten nur zwei Handtücher für alle. Bis 1997 ohne Ausnahme. Das Handtuch war nass. Wir hatten eine sogenannte ‚Arschseife‘, eine Hirschseife, die haben wir alle nehmen müssen. Zum Popo waschen. Wir hatten nur eine Seife für alle“¹⁸⁶⁷.

Hermann Pfeiffer, der von 1949 bis 1982 33 Jahre lang die Funktion des Caritasdirektors innehatte, war ein häufiger Gast in St. Pius. Eine Schwester berichtete, er sei „am Anfang viel gekommen, weil er immer misstrauisch war. Er ist, wenn er irgendwo in der Nähe war, gekommen und hat gefragt, ob er Mittagessen kann. Und dann hat er mit uns gegessen und hat jedes Mal die Frage gestellt: ‚Haben das auch die Bewohner?‘ Da war er misstrauisch. Aber wir haben nur ein Menü gehabt, lange Zeit, kein anderes, nur das eine.“¹⁸⁶⁸ Caritasdirektor und Caritassekretär machten zwar Kontrollen, diese blieben aber oberflächlich, zufällig und betraf vor allem die materielle Versorgung der BewohnerInnen und die Haushaltsführung. Als konservativ eingestellte Männer und Priester war Erziehungsarbeit in ihren Augen Angelegenheit der Schwestern, die schon allein wegen ihrem Geschlecht für diese Arbeit geeignet waren. Auch Caritasdirektor Josef Mayr (1991 bis 2001) bestätigte, dass er nur ein paar Mal im Jahr die Einrichtung in St. Pius besuchte, hauptsächlich als Gast bei Feiern. Und wenn er dort war, sah er sich die Ausstattung an, z.B. die Sanitäreanlagen.¹⁸⁶⁹ Das Personal von St. Pius traf sich mit der Caritasleitung zu Besprechungen erst etwa ab Mitte der 1990er-Jahre.¹⁸⁷⁰ Die Caritasdirektoren in der Einrichtung St. Pius war folgendermaßen: „Hermann Pfeiffer und Franz Stauber waren öfter in St. Pius. Sie haben sich dort wohlgeföhlt, waren gern gesehene Gäste. Man hat sie bewirtet und sich um sie gekümmert.“¹⁸⁷¹ Auch Josef Mayr und Mathias Mühlberger wären engagierte Caritasdirektoren gewesen, jedoch waren sie wenig im operativen Geschehen in den Einrichtungen und eben auch in St. Pius

¹⁸⁶⁷ Interview 46b BewohnerIn, Abs. 26.

¹⁸⁶⁸ Interview 48 Schwester, Abs. 309 (zeitlicher Bezug: 1960er-Jahre).

¹⁸⁶⁹ Interview 1 Leitung, Abs. 196-205.

¹⁸⁷⁰ Interview 61 Werkstatt, Abs. 87 und Abs. 95 (zeitlicher Bezug: bis Mitte der 1990er-Jahre).

¹⁸⁷¹ Interview 58 Leitung, Abs. 10.

involviert gewesen.¹⁸⁷² Caritasdirektoren sahen dies auch nicht als ihre Aufgabe, da die Franziskanerinnen die Einrichtung für sie leiteten.

St. Pius, so der allgemeine Eindruck in der Caritasleitung, hatte eine sehr geschlossene Struktur, von der wenig nach außen drang, und die sich sehr abschottete. Es sei „ein ziemlich geschlossenes Heim in sich“ gewesen.¹⁸⁷³ Gewalt in der Erziehung und sexuelle Übergriffe wurde lange Zeit im Piusheim nicht als Problem erkannt, insbesondere zu der Zeit, als die BewohnerInnen vor allem noch Schulkinder waren: „Ich kann mich nicht erinnern, dass dort jemals, was Pius [...] betrifft, Gewalt oder Missbrauch in irgendeiner Form Thema gewesen wäre. Und ich hatte auch nicht den Eindruck – also zumindest in der Direktionssitzung. Wenn etwas gewesen wäre, wäre das auf den Tisch gekommen.“¹⁸⁷⁴ Das Piusheim wurde nicht als problematische Einrichtung wahrgenommen, im Gegenteil – man sah es als Vorzeiheim.

Als Gewalt oder sexuelle Übergriffe in St. Pius bekannt wurde, seien sie in der Caritas als Einzelfälle gesehen worden. Es wären die Tatverläufe zwar untersucht worden, ohne jedoch ausreichend die Ursachen und Hintergründe zu thematisieren. Die Wahrnehmung wurde häufig mit Stereotypen behaftet, als Ursache wurde die Beeinträchtigung identifiziert und man tendierte dazu, Gewalt als individuelles und nicht als institutionelles oder strukturelles Problem darzustellen. Nicht selten wurden Opfer beschämt, es wurde ihnen die Schuld gegeben und sie bekamen keine brauchbare Hilfe angeboten. Wenn Schwächen im System, Gewalt oder sexuelle Übergriffe wahrgenommen wurden, gehörte es zur Kultur in der Caritas, nichts gegen die Kirche zu unternehmen, sehr wohl aber gegen kirchenferne Personen. Die Caritasleitung und die Schwestern unterstützten die Untersuchung bei einem Missbrauchsverdacht gegen zwei Sonderschullehrer Mitte der 1960er-Jahre. Aber die Caritasleitung verschloss sich gegen die Gewaltvorwürfe eines Mitarbeiters der Werkstätte und eines Landespolitikers, die derartige Geschehnisse auch öffentlich bekannt machten. Die Caritasleitung lehnte es in der Folge immer vehementer ab, mit den Kritikern das Gespräch zu suchen.

1872 Interview 5 Leitung, Abs. 12.

1873 Interview 1 Leitung, Abs. 126-129.

1874 Interview 3 Leitung, Abs. 31 (zeitlicher Bezug: 2000er-Jahre).

2002 wurde St. Pius in das Institut „Caritas für Menschen mit Behinderungen“ eingegliedert. In diesem Institut wurden alle Angebote für Menschen mit Behinderungen von der Caritas der Diözese Linz zusammengefasst. Die Leitung wurde einer selbständig agierenden Geschäftsführung übertragen. Die Verantwortung für die Bereich Wohnen und für die Werkstätte wurde den neu erstellten Bereichsleitungen übergeben mit dem Ziel, dass sie für diese Arbeit einschlägige Expertisen besitzen sollten.

DIE AUFSICHT DES LANDES OBERÖSTERREICH

In der Hauschronik von St. Pius gaben die geistlichen Schwestern fast jedes Jahr darüber Auskunft – ohne jedoch weiter darauf einzugehen – dass der zuständige Schulinspektor die Schule besuchte. Sie informierten beispielsweise, dass im Oktober 1963 eine Gruppe aus Vertretern der regionalen Schulbehörde alle Klassen inspizierte und sich auch die Handarbeiten der Kinder ansahen. Die Schwestern hielten darüber fest: „Sie gaben ein befriedigendes Urteil ab.“¹⁸⁷⁵ Den Jahresberichten war nicht zu entnehmen, ob das Landesfürsorgeamt als einweisende und auch zur Kontrolle befugte Behörde die Einrichtung inspiziert hat.

Das Land Oberösterreich übernahm spätestens mit dem ersten Oö. Behindertengesetz im November 1964¹⁸⁷⁶ die Kompetenz, die Rahmenbedingungen und die Ausgestaltung der Leistungen in der Behindertenhilfe zu bestimmen. Das neue Gesetz nannte in § 5 folgende Maßnahmen der Eingliederungshilfe: Heilbehandlung, Versorgung mit Körperersatzstücken, orthopädischen Behelfen und anderen Hilfsmittel, Hilfe zur Schulbildung und Erziehung, Hilfe zur beruflichen Eingliederung und Hilfe zum Lebensunterhalt. St. Pius stellte vorerst die Leistung Schulbildung und Erziehung (§ 8) für die Pflichtschulzeit bereit, für die schulentlassenen Jugendlichen war die Leistung Arbeitstherapie (§ 25) vorgesehen.

Es ist anzunehmen, dass auch von Seiten der Oö. Landesverwaltung die Vorgaben eng waren und die begrenzten Budgetmittel kaum Spielraum zuließen. In einem Schreiben eines Landesbediensteten wurde der Sonderhort in St. Pius Anfang der 1980er-Jahre wegen der zu großen Gruppen, der Art der Gruppenführung, dem Mangel an der pädagogischen Qualität der Betreuung und an ausgebildetem Personal kritisiert. Das Land schlug verschiedene Maßnahmen vor, um die Qualität der Betreuung zu heben. Diese umfassten zum Beispiel den Einsatz

¹⁸⁷⁵ DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Jahresbericht 1963.

¹⁸⁷⁶ Gesetz vom 28. Oktober 1964 über die Hilfe für Behinderte (Oö. Behindertengesetz), LGBl. 1/1965.

von geprüften SonderkindergärtnerInnen oder bis dahin wenigsten von heilpädagogischen Kräften, die regelmäßige Abhaltung von MitarbeiterInnenbesprechungen, den regelmäßigen Kontakt zu Lehrkräften, ÄrztInnen, TherapeutInnen und PsychologInnenen sowie eine schriftliche Aufzeichnung über die Zielsetzung der heilpädagogischen Tätigkeit und deren praktische Durchführung.¹⁸⁷⁷ In einer darauffolgenden Stellungnahme versuchte die Einrichtungsleiterin Schwester Helia, die Kritik zu entkräften und führte an, was der Sonderhort alles schon leisten würde.¹⁸⁷⁸ In einem Schreiben vom März 1982 wiederholte die Oö. Landesregierung die vorgebrachte Kritik an der Führung des Sonderhortes, veranschaulichte die Forderungen des Amtes und konkretisierte die Probleme. Kritisiert wurden wiederholt insbesondere die fehlende heil- und sonderpädagogische Ausbildung des eingesetzten Personals, die Größe und Führung der Gruppen, sowie die Qualität der Betreuung und die mangelnde Kooperation mit medizinisch-therapeutischen Fach- und Lehrkräften.¹⁸⁷⁹

Das oben angeführte Beispiel zeigt, dass es punktuell tiefergehende Kontrollen gegeben haben muss, bei denen die Landesbehörde zumindest teilweise ihre Aufsichtsfunktion ausgeübt hat. In der Sozialabteilung des Landes Oberösterreich waren bis in die 1990er-Jahre fast ausschließlich JuristInnen und FürsorgerInnen (heute: SozialarbeiterInnen) beschäftigt.¹⁸⁸⁰ Ein langjähriger Caritasmitarbeiter berichtete, dass jedes Jahr die Leiterin der Landesfürsorgebehörde gemeinsam mit einem Mitarbeiter nach St. Pius kam. Sie hätten drei Tage die Einrichtung kontrolliert und sich dabei vor allem auf die Verwendung der Mittel konzentriert. Pädagogik und Betreuung wäre nur am Rande betrachtet worden. Erst ab Ende der 1990er-Jahre wäre ein Kontroll- und Prüfungssystem vom Land Oberösterreich gemeinsam mit den Trägerorganisationen entwickelt worden, dass auch die Qualität in der Betreuung messen konnte.¹⁸⁸¹

Heime für Menschen mit Behinderungen, die Sonderschulen angeschlossen haben und auch Werkstätten betreiben, sorgten für einen stetigen Nachzug von zu betreuenden Menschen.¹⁸⁸² Die Zahl der Menschen mit Behinderungen, die in St. Pius lebten und in den Werkstätten arbeiteten, stieg immer mehr an. In der

1877 DAL, CDL-A/1, Sch. 343, Fasz. IX/II: Schreiben Putschögl/Amt der Oö. Landesregierung, 4. Mai 1981.

1878 Ebd. Stellungnahme von Sr. Helia, 3. August 1981.

1879 Ebd. Schreiben Putschögl/Amt der Landesregierung, 18. März 1982.

1880 Interview 39a, Abs. 27.

1881 Interview 2c Leitung, Abs. 40 (zeitlicher Bezug: seit den 1980er-Jahre).

1882 Interview 39b extern, Abs. 33.

Zeit von 1993 bis 2004, in der Josef Ackerl als Landesrat für die Jugend- und Behindertenhilfe zuständig war, wurden die Probleme in den Einrichtungen der Behindertenhilfe u.a. in St. Pius immer offensichtlicher. Es gab beispielsweise immer mehr „erwachsene Menschen, die auffällig wurden, in die Krankenhäuser gekommen sind, dort ruhiggestellt worden und nicht mehr geholt wurden von den Einrichtungen“¹⁸⁸³. Sie waren dort nicht mehr betreubar.

Ackerl wollte, dass sich die Situation und auch die Position der Menschen in den Einrichtungen änderte. Er führte eine neue Planungs- und Kommunikationsebene ein, in die Menschen mit Behinderungen miteinbezogen wurden: „Er wollte nicht mehr, dass die Einrichtungen sagen, was gut und was wichtig ist, sondern er wollte die betroffenen Menschen stärker einbinden“.¹⁸⁸⁴ Die systematische Einbindung von Menschen mit Behinderungen begann 1999, es wurden Schulungen angeboten und die Beteiligung an Prozessen gefördert. Die Einbindung der Betroffenen hatte auch Einfluss auf die inhaltliche Diskussion über die Ausrichtung der Behindertenhilfe in Oberösterreich. In der Sozialabteilung des Landes Oberösterreich wurde man sich dessen bewusst: „Die Behindertenpolitik gestaltet in massiven Ausmaß die Biografie von Menschen mit Behinderungen, weil sie darauf angewiesen sind, dass sie Unterstützungsleistung bekommen, und je nachdem, wie die Leistungen ausgestaltet sind – solche Möglichkeiten haben sie dann“.¹⁸⁸⁵

DIE FÜHRUNG DER EINRICHTUNG IN ST. PIUS

	Einrichtungsleitung
September 1957- Jänner 1958	Von Laien geführt
1958	Alexia Burger, Benediktinerin Schwestern vom Unbefleckten Herzen Maria von Steinerkirchen, provisorische Übernahme
1959-1960	Giselberta Greiml, Kongregation der Franziskanerinnen von Vöcklabruck
1960-1962	Herburga Schmid, Franziskanerin

¹⁸⁸³ Interview 39a extern, Abs. 18.

¹⁸⁸⁴ Ebd. Abs. 8.

¹⁸⁸⁵ Ebd. Abs. 15.

1962-1971	Ansberta Minichmair, Franziskanerin
1971-1978	Luise Reinthaler, Franziskanerin
1979-1995	Helia Linpointner (geb. 1926), Franziskanerin
1996-2002	Hiltrud Bittermann, Franziskanerin
2000-2002	Fritz Mayrhofer, Josef Bauer
2002-2004	Maria Homm, Josef Bauer
2004-2008	Maria Sumereder
2008-2018	Maria Sumereder, Gertraud Assmann
2019	Stefan Pimmingstorfer

Nachdem von der Kirche beschlossen wurde, auf der Liegenschaft in Steegen bei Peuerbach eine Einrichtung für Kinder mit Behinderungen gründen zu wollen, suchte die Caritasleitung einen Schwesternorden, der die Einrichtung selbständig führen wollte. Die erste Schwester, die an führender Stelle tätig wurde, war Alexia Burger von den Schwestern vom Unbefleckten Herzen Maria von Steinerkirchen (umgangssprachlich als „Benediktinerinnen“ bekannt). Warum dieser Orden das Heim nicht übernommen hat, war den Akten nicht zu entnehmen. Die Caritasleitung wandte sich in der Folge an die Kongregation der Franziskanerinnen von Vöcklabruck, die bereits in der Pfarre Peuerbach für den katholischen Wohltätigkeitsverein der Gemeinde tätig waren. Sie betrieben dort ein Kinderheim (in der Passauerstraße) und einen Kindergarten, boten Haushaltungskurse und Ferienkinderaktionen in der Pfarrgemeinde an. Die Caritasleitung vereinbarte mit der Zustimmung des Peuerbacher Pfarrers und von Bischof Zauner, dass die Schwestern von diesen Tätigkeiten nach und nach abgezogen und für die Arbeit im neugegründeten St. Piusheim freigestellt werden sollten.¹⁸⁸⁶ Mit Jänner 1959 übernahm Schwester Giselberta Greiml (Handarbeitslehrerin) die Leitung, zwei weitere Schwestern wurden in der Erziehung und in der Küche eingesetzt. Die Übernahme war vorerst provisorisch, nach längerem (nicht erfolgreichem) Suchen erklärte sich schließlich der Orden bereit, dauerhaft die Einrichtung zu führen. Der Orden gründete für die Führung der Einrichtung eine Filiale und setzte Schwester Giselberta als Oberin ein. Die Franziskanerinnen standen in keinem Dienstverhältnis mit der Caritas, sondern es wurde für ihre Arbeitskraft eine Art Werkvertrag (Gestellungsvertrag) mit der Ordensvorstellung in Vöcklabruck ausgehandelt.¹⁸⁸⁷

¹⁸⁸⁶ DAL, CDL-A/I, Sch. 346, Fasz. IX/II: Aktennotiz Ernst Rafferzeder, 15. März 1957.

¹⁸⁸⁷ DAL, CDL-A/I, Sch. 341, Fasz. IX/II: Vorläufige Vereinbarung zw. Orden und Caritasleitung, 10. September 1958.

Schon in den ersten Jahren gab es große Schwierigkeiten, geeignetes bzw. überhaupt Personal zu finden. Ein Jahr nach der Eröffnung (1959) wurden Probleme durch physische und psychische Überlastung einzelner Schwestern der Caritasleitung gemeldet.¹⁸⁸⁸ Schwester Alexia Burger, die nach der Übernahme der Franziskanerinnen weiterhin in St. Pius tätig war, sollte als Verbindungsperson zwischen Diözesancaritas und Heim eingesetzt werden. Die Vorstellung der Caritas war, dass sie ein Inspektionsrecht bekommen und den Kontakt nach Linz halten sollte. Insbesondere hatte sie sich um die damals als „schwierige Frage“ definierte Rekrutierung von Personal zu kümmern.¹⁸⁸⁹ Caritassekretär Rafferzeder schlug vor, dass es wöchentlich gemeinsam mit den Erzieherinnen und Helferinnen unter dem Vorsitz der Schwester Oberin und im Beisein von Schwester Alexia Burger Erzieherbesprechungen geben sollte. Auch das Lehrpersonal wäre unbedingt einzubeziehen, damit es eine Zusammenarbeit zwischen der Schule und dem Heim gäbe.¹⁸⁹⁰ Wie viel von der Vorstellung Rafferzeders umgesetzt wurde, ist fraglich, denn schon Mitte September 1959 kam Schwester Alexia als Oberin in das Kinderheim St. Josef am Freinberg in Linz, wo sich ein Sonderkindergarten befand.¹⁸⁹¹

Die Probleme in der Personalführung blieben bestehen. Der Caritasleitung kam zu Ohren, dass die Schwestern das Betreuungspersonal und auch Heimkinder für Arbeiten in einem damals schon als nicht mehr verträglichem Ausmaß verwendeten. Aus dem Jahr 1960 informiert ein Aktenvermerk darüber, dass Oberin Giselberta die Kinder und die Erzieherinnen zu „verschiedenen manuellen Arbeiten im Garten und auf den Wegen heranziehe bzw. herangezogen hat. Bei den Erzieherinnen herrsche darüber große Erregung.“¹⁸⁹² Der hier geäußerte Unmut bezog sich wahrscheinlich auf die Verwendung der Erzieherinnen für Instandhaltungsarbeiten. Es sorgte in weiterer Folge immer wieder für Kritik, dass Betreuungspersonal über die Gebühr für Reinigung und Instandhaltung eingesetzt wurden und sich um die Heimkinder deshalb weniger kümmern konnten. Als es dann bereits die Werkstätten gab, arbeiteten die Werkstättenbetreuer teilweise so viel in der Produktion von Gütern mit, dass sie sich deshalb weniger um die zu betreuenden Personen kümmern konnten.¹⁸⁹³

1888 Ebd. Brief von Caritas-Sekretär Rafferzeder an Sr. Irmhilde (Mutterhaus), 3. Juli 1959.

1889 Ebd. Aktennotiz, II. August 1959.

1890 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Aktennotiz von Ernst Rafferzeder, 10. August 1959.

1891 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Schreiben von Ernst Rafferzeder an Dir. Johann Fuchs, 8. September 1959.

1892 Ebd. Vermerk Hermann Pfeiffer, 4. Oktober 1960.

1893 Interview 51 Werkstatt; Interview 61 Werkstatt.

Nach Schwester Giselberta wurde Schwester Herburga (1960-1962), die als Lehrerin in der Schule tätig war, mit der Funktion der Oberin betraut. Herburga Schmid gab dieses Amt 1962 wieder ab, blieb aber weiterhin als Lehrerin an der Schule, der sie ab 1968 als Direktorin vorstand. Schwester Herburga wurde von einer Mitschwester als „eine Autorität, autoritär“ beschrieben, die darauf folgende Schwester Ansberta (1962-1971) wiederum als „mütterliche Seele“.¹⁸⁹⁴

Die Schwestern stellten keine homogene Gruppe dar. Auch bei den Schwestern gab es unterschiedliche Ansichten, was die Führung der Einrichtung oder die Betreuung der BewohnerInnen betraf. Das Zusammenleben der Schwestern war nicht immer konfliktfrei. Im Wesentlichen bestimmte die Oberin über die Schwestern und hatte die Führung der Einrichtung über. Ein langjähriger Mitarbeiter beobachtete: „Üblicherweise diente eine Schwester zwei Perioden als Oberin. Es gab auch unter den Schwestern Rangeleien und Unstimmigkeiten. Es verstanden sich nicht immer alle Schwestern gut. Sie mussten dennoch miteinander leben und arbeiten. [...] Es erscheint mir schwierig, wenn man einmal Entscheidungsmacht hatte und sie dann wieder zurückgeben musste, und sich wieder in das Armuts- und Gehorsamsgelübde einzufügen hatte.“¹⁸⁹⁵ Auf Schwester Ansberta folgte Schwester Luise Reinthaler (1971-1978). Als 1978 die Oberin Luise Reinthaler während der Exerzitien von der Generaloberin informiert wurde, dass Schwester Helia Linpointner (1979-1995) neue Hausoberin werden sollte, war sie entsetzt: „Nicht aus Voreingenommenheit, sondern weil ich das Verhalten der Schwester erlebt habe“.¹⁸⁹⁶ Ohne weiter auf ihre Erfahrungen einzugehen, schrieb sie in einem Brief, dass es ihr nun schwerfalle „am Ende der Exerzitien die Gelübdeerneuerung mitzuvollziehen“. Sie meinte: „Gewiss haben wir den Gehorsam gelobt, aber manchmal kommt einem der Gedanke, als würde man unsere Kräfte unnütz verschleifen wegen Entscheidungen, die nicht notwendig sind und womit niemanden geholfen ist.“ Dennoch sollte Schwester Luise, die daraufhin für Besucherführungen und den Musikunterricht zuständig wurde, mit ihrer Nachfolgerin gut zusammenarbeiten. Schwester Helia wurde von ihrer Mitschwester als eine sehr auf das Wohl der behinderten Menschen bedachte Schwester beschrieben: „Die hat Tag und Nacht gedacht, wie kann man alles noch besser machen für die Schützlinge“.¹⁸⁹⁷ Auch langjährige BetreuerInnen zeigten sich zufrieden in der Zusammenarbeit mit Schwes-

¹⁸⁹⁴ Interview 48 Schwester, Abs. 272-274.

¹⁸⁹⁵ Interview 60 Wohnen, Abs. 149.

¹⁸⁹⁶ DAL, CDL-A/I, Sch. 341, Fasz. IX/II: Brief von Sr. Luise Reinthaler an Hermann Pfeiffer, 15. August 1978 (die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

¹⁸⁹⁷ Interview 48 Schwester, Abs. 274.

ter Helia.¹⁸⁹⁸ In schwierigen Situationen mit einzelnen BewohnerInnen habe sie ExpertInnen konsultiert¹⁸⁹⁹ und auch das Gespräch mit dem Betreuungspersonal gesucht. Sie blieb dennoch durch ihre konservativen Ansichten und Wertvorstellungen gehemmt, sich zu dringend notwendigen Reformen wie die Auflösung der Geschlechtertrennung und dem Verbot von Beziehungen durchzuringen.

Ein Mitarbeiter vom psychologischen Fachdienst relativierte diese Position, ihm erschien die strikte Geschlechtertrennung in St. Pius nicht als außergewöhnlich.¹⁹⁰⁰ Sie ist vielmehr in vielen sowohl konfessionell als nicht konfessionell geführten Einrichtungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten und multiplen Beeinträchtigungen bis heute durchaus üblich. Er beurteilte die Einrichtung als im Spektrum des Üblichen befindlich: „Zur damaligen Zeit war das schon – fortschrittlich ist übertrieben – aber es war nicht hinterweltlerisch. Fortschrittlich war es nicht. Sie haben auf das materiell Äußere geschaut. Beim Holz, Türen, Baumaterial, dass das alles eine Qualität hat. St. Pius hatte nicht so viel Geld. Die haben nicht das billigste zusammengesucht, sondern auf Qualität geschaut. [...] Die materielle Ausstattung im Heim war schon in gewisser Weise etwas wie ein Liebesbeweis. Viele Schwestern kamen aus einem Milieu, wo es Zuneigung nicht gab. Nur arbeiten und etwas leisten. Die kamen aus kinderreichen Familien, ins Kloster gehen war eine Art von Versorgung.“¹⁹⁰¹

Ein langjähriger Caritasmitarbeiter erläuterte seine Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit den Schwestern in St. Pius. Sie hatten „ihre mütterlich, konservativ, christliche Grundhaltung. Was mit dem Begriff der Nächstenliebe ja verbrämt¹⁹⁰² ist. Es ist ein Barmherzigkeitsbild, dass mit Emotionen angereichert und gesättigt wurde. Die Schwestern hatten ein Autoritätsgefühl. Sonst im Alltag waren sie sehr selbständig. Aber gegenüber der sogenannten Obrigkeit, gegen Pfeiffer, Priestern oder gegenüber mir, waren sie formal untertänig. Inhaltlich haben sie sich schon wehren können. [...] Das war auch Basis für die Pädagogik, die keine bewusste Pädagogik, im Sinne einer wissenschaftlich fundierten Pädagogik, sondern im Sinne einer emotionellen Liebeszuwendung zu den behinderten Menschen war. [...] Aber ein qualifiziertes Handlungskonzept mit Distanz, Selbständigkeit, wie es in allen Familien der Fall wäre, hatten sie nicht. Sie haben die ‚Kinder‘ gebunden. Im

1898 Interview 57 Wohnen, Interview 60 Wohnen, Interview 61 Werkstatt (zeitlicher Bezug: ca. 1980-1996).

1899 Interview 54 Fachdienst, Abs. 20-23 (zeitlicher Bezug: 1990er-Jahre).

1900 Ebd. Abs. 24.

1901 Ebd. Abs. 36.

1902 Veraltet für verschönert, eingerandet.

selben Konzept waren auch die Mitarbeiter tätig.¹⁹⁰³ Erwachsene Menschen wurden wie Kinder behandelt. Die spirituelle Auffassung der geistlichen Schwestern in der Betreuung behinderter Menschen jeden Alters hatte unmittelbaren Einfluss auf die Arbeit der weltlichen MitarbeiterInnen und prägte das Klima von St. Pius.

Schwester Hiltrud Bittermann kam 1995 nach St. Pius. Dort machte sie zuerst die Heimleiterausbildung in Gallneukirchen und übernahm dann Anfang 1996 die Leitung der Einrichtung. Die letzten zwei Jahre ihrer Leitungsperiode (2000-2002) teilte sie sich die Einrichtungsleitung mit der Caritas- bzw. den neuen Bereichsleitungen. Als sie ihre Arbeit begann, waren in St. Pius neben Schwester Helia (Leiterin) vier weitere z.T. ältere Schwestern in Wohngruppen tätig.¹⁹⁰⁴ Mit Schwester Hiltrud als neue Einrichtungsleiterin nahmen die in der Einrichtung tätigen Schwestern und auch das weltliche Personal einen „gewaltigen Umbruch“¹⁹⁰⁵ wahr. Schwester Hiltrud war im Gegensatz zu den älteren Mitschwestern für Neuerungen offen – aber in einem christlichen Sinn¹⁹⁰⁶ und nach ihrem eigenen Wertesystem. Eine Interviewpartnerin meinte dazu: „Partnerschaften hat sie zugelassen, aber nicht in ihrer legalisierten Form. Nur als kirchliche Ehe. Das andere hat es bei ihr nicht gegeben, das hat sie negiert. Das meine ich mit ihrem Wertesystem.“¹⁹⁰⁷ Sie ließ zu, dass ein Betriebsrat und die BewohnerInnenvertretung gegründet. Auch erhielten die BewohnerInnen mehr Möglichkeiten für eine zeitgemäßere Lebensführung. Schwester Hiltrud wurde als Respektsperson wahrgenommen, sei aber dennoch Konfrontationen im Haus und auch mit Außenstehenden aus dem Weg gegangen. Sie ist einerseits dem dem Konflikt zwischen der Caritas mit dem ehemaligen Werkstättenleiter von St. Pius sowie dem Politiker und Behindertenaktivist Gunther Trübswasser aus dem Weg gegangen. Beide haben St. Pius wegen vermeintlicher Rückständigkeit und Gewaltanwendung öffentlich angegriffen. Andererseits hat sie sich mit ihren Reformvorhaben nicht immer gegenüber den älteren Mitschwestern und dem Erziehungspersonal durchsetzen können.¹⁹⁰⁸

1903 Interview 2c Leitung, Abs. 15.

1904 Interview 49 Schwester, Abs. II.

1905 Interview 48 Schwestern, Abs. 278.

1906 Interview 2c Leitung, Abs. 63.

1907 Interview 39b extern, Abs. 2.

1908 Interview 47 extern, Abs. 23-28; Interview 51 Werkstatt, (zeitlicher Bezug: um 2000).

DAS PERSONAL IN ST. PIUS

DAS PERSONAL BIS 1980

Eine Handvoll Schwestern, gemeinsam mit einer ausgebildeten Kindergärtnerin und vier „Hilfserzieherinnen“, kümmerte sich im ersten Jahr des Heimbetriebs um etwa 60 Kinder. Zusätzlich arbeiteten drei junge Frauen als Praktikantinnen im Heim. Die Schwestern beschäftigten zudem einen Gärtner, einen Hausmeister und zwei Frauen in der Küche.¹⁹⁰⁹ In den 1960er-Jahren lebten in einer Wohngruppe ca. 15 Kinder, sie wurden von zweieinhalb Frauen, die sich im Dienst abwechselten, betreut. Die halbe Personaleinheit war eine Springerin, die sich zwei Gruppen teilten. Die Gruppenführung hatte üblicherweise eine Schwester über, für die die Arbeitszeitregelung nicht galt. Sie wurde von den weltlichen Helferinnen unterstützt. Die Arbeitsbelastung für das Personal war teilweise groß. Eine Schwester führte aus, es habe „einen Nachtdienst [...] ganz am Anfang gegeben, einen wachenden. Das war eine alte Schwester, die hat wirklich alle Tage Nachtdienst gehabt, die hat keinen Tag frei gehabt.“¹⁹¹⁰ In der Betreuungsarbeit wurde lange Zeit zu wenig Personal eingesetzt. Der Personalmangel war nicht nur auf den vorgegebenen und vom Land Oberösterreich finanzierten Betreuungsschlüssel zurückzuführen, der von vornherein wenig Personaleinheiten vorsah, sondern es war auch schwierig, überhaupt geeignetes Personal zu finden. Die Personalauswahl limitierte, dass die Schwestern eher MitarbeiterInnen akzeptierten, die nach ihren konservativ-christlichen Wertvorstellungen ihr Leben gestalteten und sich ihren Vorgaben bei der Arbeit beugen. Die Caritasleitung als auch die Schwestern haben – so ein Befund eines langjährigen Caritasmitarbeiters in Leitungsfunktion – viel zu lange auf die religiöse Einstellung und nicht auf die Eignung einer Person für die Betreuungsarbeit geachtet. Dafür hätte es auch kein Bewusstsein gegeben.¹⁹¹¹

Eine weitere Schwierigkeit stellte die fehlende (heil)pädagogische Ausbildung des Betreuungspersonals dar. Das Problem der fehlenden Ausbildung war dem Caritassekretär Ernst Rafferzeder von Anfang an bewusst. Er ersuchte Johann Fuchs, der als Sonderschuldirektor im Kinderdorf St. Isidor auch die Leitung der Expositur in St. Pius über hatte, die „Schulung des Erziehungspersonals zu leiten“.¹⁹¹² Er wurde

1909 DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Personalstand im Pius-Heim, 17. Oktober 1958.

1910 Interview 48 Schwester, Abs. 137 (zeitlicher Bezug: Ende der 1950er- und 1960er-Jahre).

1911 Interview 2a Leitung, Abs. 141.

1912 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Schreiben von Rafferzeder an Dir. Fuchs, 8. September 1958 (die weiteren Zitate sind ebenfalls daraus entnommen).

gebeten, Vorträge in St. Pius zu halten, ähnlich wie er es für die Mütterschule im Kinderdorf St. Isidor machte. Er solle auch einschlägige Literatur zum Selbststudium weiterleiten und am Ende des Semesters „über den durchgenommenen Stoff Prüfungen“ abnehmen. Dafür stellte ihm die Caritas ein einsprechendes Honorar in Aussicht. Auch 1971 gab es Bemühungen, für das Erziehungspersonal eine „kurze“ interne Ausbildung zu organisieren. Als Vortragende wurden Fachärzte und Therapeuten vorgesehen, den Abschluss sollte „die religiöse Durchleuchtung des Problems“¹⁹¹³ durch einen Priester darstellen. Weiteres wurde angemerkt: „Daß die Ausbildung notwendig ist, braucht nicht eigens betont werden. Sie darf auch nicht zu hohe Anforderungen an das Personal stellen, da viele ja schon älter und des Lernens ungeübt sind.“ Ob diese Vorschläge umgesetzt wurden, ließ sich aus den Quellen nicht mehr rekonstruieren.

Die Franziskanerinnen waren in der Führung der Einrichtung und bei der Personaleinstellung relativ selbständig. Sie suchten neue MitarbeiterInnen aus, vereinbarten den Arbeitsbereich und das Gehalt. Die Beschäftigten hatten ihren Dienstvertrag mit der Caritas. In den Kindergruppen arbeiteten mit den geistlichen Schwestern vor allem junge und alleinstehende Frauen. Die Caritas versuchte, wie ein Vorfall 1958 zeigte, in die Gestaltung des Privatlebens, insbesondere der jüngeren Beschäftigten, einzugreifen. So wurde in Absprache mit der Oberin den in St. Pius Beschäftigten verboten, Vereinen beizutreten oder Veranstaltungen zu besuchen, die außerhalb des Einflussbereiches der katholischen Kirche lagen. Zum Beispiel durften sie nicht mehr an nicht-religiösen Samstagabend-Veranstaltungen teilnehmen.¹⁹¹⁴ Das Verbot wurde ausgesprochen, als den Schwestern zu Ohren kam, dass sich bei einer Tanzveranstaltung des liberal und deutschnational gesinnten Deutschen Turnerbundes die „Tanzgesellschaft“, wo auch zwei Hilfserzieherinnen dabei waren, negativ über die Caritas äußerte. Die Oberin beschwerte sich, die zwei betroffenen Frauen hätten sich – darauf angesprochen – wenig einsichtig gezeigt, eine wurde darauf gekündigt.¹⁹¹⁵

Die Personalauswahl schränkte weiter ein, dass die Caritasleitung – wie 1962 festgehalten wurde – in der Beschäftigung bei „allen verheirateten Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen usw. schon sachliche Schwierigkeiten“¹⁹¹⁶ sah. Insbesondere

1913 Ebd. Schreiben einer Schwester an Hermann Pfeifer, 19. Jänner 1971
(die weiteren Zitate sind ebenfalls daraus entnommen).

1914 DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Aktnotiz Ernst Rafferzeder, 30. Oktober 1958; Briefverkehr von Ernst Rafferzeder und Sr. Giselberta in der Causa im Oktober 1958.

1915 Ebd. Brief von Sr. Giselberta Greiml an die Caritasleitung, 27. Oktober 1958.

1916 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Vermerk von Pfeiffer, 23. Mai 1962.

war für Caritasdirektor Hermann Pfeiffer und auch für die Schwestern die eingeschränkte Verfügbarkeit der Arbeitskraft, insbesondere wenn die Frau heiratete, schwanger bzw. Mutter wurde, ein Kündigungsgrund.¹⁹¹⁷ Dennoch, so erinnerte sich eine Schwester, wäre der Personalstand „sehr konstant [gewesen]. Weil da haben wir oft gesagt, wie wir das schon gehört haben von anderen Heimen, wie der Wechsel ist. Wenn wir heimgefahren sind, haben wir oft gesagt: ‘ Gut, dass wir im Pius sind‘.“¹⁹¹⁸

In den Akten wurde ein Schreiben gefunden, dass wahrscheinlich in den 1960er-Jahren im Personal bzw. bei der Einstellung verteilt wurde. Es sollte bei der Einschulung unterstützend wirken und zeigt, welchen engen Handlungsspielraum Betreuerinnen und in der Folge die Heimkinder hatten. Darin wurde betont, dass Menschen, die mit schwerbehinderten Kinder arbeiten, „eine große Liebe, Mütterlichkeit, Umsicht und Pflichttreue besitzen sollten“¹⁹¹⁹. Um die „nötigen geistigen Kräfte zu sichern“, wünschte sich die Heimleitung, dass das Personal wenigstens einmal monatlich zur Kommunion gehen und sonst öfter die Kapelle besuchen sollte. Die Handlungsanleitung konkretisierte, wie man sich das Verhalten des Personals vorstellte: Im Umgang mit Kindern soll man auf „ruhigen, familiären Ton“ achten, „so daß sich die Kinder wohl fühlen können. Jede Gruppe soll eine Familie bilden. Auch die Spaziergänge macht jede Gruppe für sich. [...] Jeder Ausgang mit den Kindern möge in der Kanzlei gemeldet werden. Die Spaziergänge sollen außerhalb des Marktes gemacht werden. [...] Ohne Grund sollen die Kinder nicht im Heim oder Hof herumlaufen, sondern sollen in der Gruppe beschäftigt und zusammengehalten werden. Um dies zu erreichen ist es wichtig, dass die Erzieherinnen soweit als möglich immer bei ihrer Gruppe bleiben. [...] Auf Disziplin bei den Kindern ist streng zu achten. In den Tagräumen sehe man besonders darauf, dass durch Raufereien nichts beschädigt wird. Ballspielen ist im ganzen Haus verboten (Glasgefahr, Mauerbeschmutzung). [...] Für größte Reinlichkeit, Sauberkeit und Ordnung hat jede Schwester peinlichste Sorge zu tragen. Jene Angestellten, die im Heim wohnen, haben sich vor jedem Ausgang rechtzeitig (vor zwölf Uhr Mittag, bzw. vor sechs Uhr abends) in der Kanzlei zu melden. Angestellte unter 20 Jahren haben abends keinen Ausgang. Ausnahmen gab es bei Veranstaltungen der Pfarrjugend und der Katholischen Aktion, beim Besuch des abendlichen Gottesdienstes und um wertvolle Filme anzusehen. Angestellte über 20 Jahre hatten einmal wöchentlich Ausgang bis zehn Uhr bzw. bis zum Kinoschluss. Die Nachdienstfreizeit soll man zum Schlafen verwenden und sie soll

1917 Ebd. Vermerk von Pfeiffer, 23. Mai 1962.

1918 Interview 48a Schwester, Abs. 585.

1919 DAL, CDL-A/I, Sch. 34I, Fasz. IX/II: Anhaltspunkte für das Personal im St. Pius-Heim o. A, o. D. (die weiteren Zitate sind ebenfalls daraus entnommen).

nicht anderweitig ‚vertändelt‘ werden. Es ist der Wunsch der Heimleitung, dass am Abend alle Angestellten, soweit es möglich ist, eine Zeit im Gemeinschaftsraum gemütlich verbringen. Nachtruhe ab zehn Uhr.“

Bei der Suche nach Personal waren die Schwestern aktiv, sie besuchten Personen zu Hause, von denen sie hörten, dass sie auf Arbeitssuche seien und luden sie ein, das Piusheim zu besichtigen.¹⁹²⁰ Die Suche nach ausgebildetem Erziehungspersonal war nicht einfach. Die Ursachen könnten auch darin gelegen sein, dass die Bezahlung in für ausgebildetes Personal zu niedrig angesetzt war. Eine ausgebildete Erzieherin bat bald nach ihrem Eintritt schriftlich um eine Gehaltserhöhung. Das Ansuchen wurde von Caritasleitung und Schwestern zwar wohlwollend behandelt, schließlich wurde aber auf die allgemein geplante Gehaltserhöhung per Jahresende verwiesen. In einer positiven Stellungnahme zu dem Einzelansuchen heißt es: „Würde eine höhere Einstufung als die übrigen Erzieherinnen aus Grund ihrer Schulbildung verdienen. Charakterlich ist sie wohl in Ordnung, man muss jedoch einkalkulieren, dass sie aus einer liberalen Familie stammt. In St. Wilbirg [einer Caritas-Einrichtung für Jugendliche] hat sie jedoch auch beim Sakramentenempfang und anderen religiösen Übungen mitgemacht.“¹⁹²¹

Die Schwestern kontrollierten in den Wohngruppen vor allem die Sauberkeit und Ordnung sowie die Disziplin der Kinder. Auf den Umgang der Betreuerinnen mit den Kindern und das Klima generell in der Gruppe wurde weniger geachtet. Ehemalige Heimkinder und ein externer Beobachter berichteten über unverhältnismäßige Strafen und Schikanen. Sie erzählten von Schlägen, Haarreißen, Beschimpfungen und Handlungen der Abwertung und Erniedrigung.¹⁹²² Durch den geringen Personaleinsatz – oftmals war eine Person allein für die Kindergruppe verantwortlich – und die Abgeschlossenheit der Gruppe war es auch möglich, dass vieles im Verborgenen geschah. Im Nachhinein sagte eine von Gewalt Betroffene, dass es in der Gruppe viele gab, die sich nicht verbal artikulieren konnten. Sie selbst hätte sich nicht getraut, etwas zu sagen und sie hat die Erfahrung gemacht, dass ihre Eltern ihr nicht glaubten, als sie ihnen von erlebter Gewalt berichtet hat.¹⁹²³

¹⁹²⁰ Interview 48b Schwester.

¹⁹²¹ DAL, CDL-A/I, Sch. 34I, Fasz. IX/II: Vermerk, 15. Dezember 1960.

¹⁹²² Interview 46a BewohnerIn, Abs. 81-82, 83, 125, 127; Interview 46b; Interview 52 Heimkind, Abs. 8-10, 11-12, 20, 24; Interview 53 Heimkind, Abs. 3, 51; Interview 55 extern, Abs. 11-12 (zeitlicher Bezug: 1960er und 1970er-Jahre).

¹⁹²³ Interview 46b BewohnerIn, Abs. 38; wurde auch bestätigt von Interview 2c Leitung, Abs. 62.

DER AUFBRUCH BEGANN IN DEN 1980ER-JAHREN

In den 1950er- und 1960er-Jahren waren es noch eher jüngere Frauen, die in St. Pius arbeiteten, Ende der 1970er-Jahre vor allem ältere. Daneben gab es zwei männliche Betreuer in der sogenannten Handwerkstatt (technisch orientierte Werkstattarbeit) und einen im Wohnbereich. Im Haus- und Schuldienst sowie in der Seelsorge arbeiteten auch noch Männer. Im Gegensatz zum Kinderdorf St. Isidor nahmen die in der Seelsorge beschäftigten Männer in St. Pius eher eine untergeordnete Position im Einrichtungsgefüge ein. Es handelte sich vor allem um Priester bzw. Pater, die nach der Pensionierung vom aktiven Dienst ihren Lebensabend in St. Pius verbrachten und dafür den Schwestern und BewohnerInnen priesterlich zur Seite standen.

Die älteren Frauen verfügten häufig über keine besondere (heil)pädagogische Ausbildung.¹⁹²⁴ Ein junger Mitarbeiter, der 1978 in St. Pius zu arbeiten begann, erinnerte sich: „Die Mitarbeiter hier waren ein Abbild der einfachen, ländlichen Gesellschaft. Die Frauen hatten keine fachliche Ausbildung und auch kein pädagogisches Wissen. Der alte Schulwart, der oft geschöpft¹⁹²⁵ hat, der wurde respektiert.“¹⁹²⁶ Besonders schwer wiegte, dass auch Personen in der Betreuung beschäftigt waren, die nicht dafür geeignet waren und eigentlich wenig Interesse für die Arbeit mit behinderten Kindern zeigten. Das Piusheim war ein bedeutender Arbeitgeber in der Region. Ungelernte Frauen hatten nicht sehr viele Arbeitsmöglichkeiten zur Auswahl.

Dennoch soll es Anfang der 1980er-Jahre eine erste Aufbruchsstimmung gegeben haben, die einen langsamen Wandel in Gang setzte, versicherten einige BetreuerInnen. Der Wandel begann in den Werkstätten und in der Betreuung der Erwachsenen: „Ab den 1980er-Jahre ist es anders geworden. Da hat sich sukzessive einiges verbessert. Die Auffassung von Arbeit in der Werkstatt bei den BetreuerInnen. Der Aufbruch begann um die 1980er-Jahre.“¹⁹²⁷ Der Rückstand im Piusheim war in der Pädagogik teilweise noch sehr groß und es schien, als wäre manches im Geist der 1950er-Jahre stecken geblieben. Die Aufbruchsstimmung ging mit internationalen und nationalen Entwicklungen einher, die sich in der Entwicklung professioneller Ausbildungsangebote in der Pädagogik für Menschen mit Behinderungen niederschlugen.

1924 Interview 60 Wohnen, Abs. 3 (zeitlicher Bezug: 1978).

1925 An den Haaren hinter dem Ohr reißen, wo es besonders weh tut.

1926 Interview 61 Werkstatt, Abs. 124 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

1927 Interview 60 Wohnen, Abs. 81 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

In den ersten drei Jahrzehnten der Einrichtung waren es vor allem Schulkinder, die im Piusheim untergebracht waren, weil sie die S-Klassen besuchen sollten. Die Zusammensetzung der BewohnerInnen änderte sich dahingehend, dass Jugendliche und erwachsene Menschen eine immer größer werdende Gruppe bildeten. Die Anzahl der Schulkinder ging merkbar zurück. Es blieben nicht nur Schulentlassene in St. Pius wohnen, sondern es wurden auch schulentlassene Jugendliche von anderen Einrichtungen wie z.B. aus dem Kinderdorf St. Isidor aufgenommen. Erwachsene, die nicht mehr im Elternhaus versorgt werden konnten, kamen ebenfalls nach St. Pius. Für viele eine schlechtere Alternative stellte die sonst übliche Unterbringung in Altenheimen oder Pflegestationen von Nervenkliniken dar, wo sie ohne Beschäftigungsstrukturen nur verwahrt waren.

Anfang der 1980er-Jahre entwickelten einzelne junge MitarbeiterInnen in den Bereichen Wohnen und Werkstatt den Wunsch nach mehr Ausbildung. Dies wurde von den Schwestern und den älteren MitarbeiterInnen anfänglich nicht wohlwollend gesehen.¹⁹²⁸ In Fachkreisen wurden neue pädagogische Konzepte wie beispielsweise jenes der Normalisierung diskutiert und dass das behinderte Kinder statt zur Disziplin eher zur Selbständigkeit erzogen werden soll. Diese Ideen brachten auch schon einzelne, ausgebildete MitarbeiterInnen mit. Die Ausrichtung der Betreuung auf „warm, satt und sauber“ wurde erstmals hinterfragt, wobei die Leitungsebene der aufkommenden Kritik und der geforderten Neuerungen zögerlich gegenüberstand, diese jedoch vereinzelt zuließ. Der langsame Aufbruch wurde erkennbar: „[...] alte Strukturen wurden nicht mehr ganz streng eingehalten, aber es ist alles langsam gegangen.“¹⁹²⁹ Im Jahr 1982 begannen zwei junge Quereinsteiger nebenberuflich den einjährigen Lehrgang an der Schule für Behindertenbetreuung in Gallneukirchen zu besuchen: „Unterstützt sind wir nicht geworden, wie wir die Schule machten. Das geschah in unserer Freizeit. Wir waren sozusagen ‚die Revoluzzer‘. 1982 war überhaupt erst der zweite Lehrgang in Gallneukirchen. Damals hat es dort auch nicht die Detailausbildung gegeben, wie heute. Es gab bereits die Fächer Pädagogik, Psychologie, Soziologie usw.“¹⁹³⁰ Eine Ausbildung zu haben war für die fachliche Auseinandersetzung mit der Behindertenpädagogik in der Einrichtung wertvoll.

1928 Interview 57 Wohnen, Interview 60 Wohnen, Interview 61 Werkstatt und auch DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/11: Protokoll einer Heimerzieherin. In: Behinderte Menschen H. 2 (1981), 39-41, hier 39.

1929 Interview 60 Wohnen, Abs. 129.

1930 Ebd. Abs. 126.

Die MitarbeiterInnen im Bereich Wohnen arbeiteten nach unterschiedlichen Dienstplänen. Kinder beider Geschlechter und Frauen durften bis Anfang der 1990er-Jahre nur von Frauen betreut werden. Die weiblichen Gruppen setzten sich aus Schulkindern, Jugendlichen und Erwachsene zusammen, und es waren in ihnen häufig noch Schwestern als Gruppenleiterinnen und sehr alte Schwestern als Helferinnen tätig. Die Schwestern gingen in der Früh von 6:00 bis 7:00 Uhr, mittags und abends zum gemeinsamen Gebet – jeweils etwa eine Stunde – in Klausur ins Haus 1. Die der Gruppe zugeteilte weltliche Betreuerin versorgte die BewohnerInnen in dieser Zeit allein.¹⁹³¹

Die Wohngruppen der männlichen Jugendlichen und Erwachsenen konnten von Männern und Frauen betreut werden. Für diese Gruppe der BetreuerInnen wurde ein eigener Dienstplan entwickelt, wobei sich eine arbeitsintensive mit einer dienstfreien Woche abwechselten. Die Arbeitswoche begann am Samstag um 8:00 Uhr und endete am Montag um 8:00 Uhr. Nachdem die Bewohner in die Werkstätte gingen und die Arbeit im Wohnbereich erledigt war, hatten sie bis zum Mittagsdienst frei. Manche BetreuerInnen verbrachten den freien Vormittag in St. Pius, machten gemeinsam Sport oder gingen ins Kaffeehaus. Hier wurden auch berufliche Angelegenheiten besprochen.¹⁹³² Zum Mittagsdienst mussten der/die diensthabende BetreuerIn wieder in der Wohngruppe anwesend sein, am Nachmittag hatte er/sie wieder frei. Der Dienst begann wieder um 16:00 Uhr, wenn die BewohnerInnen von der Werkstätte in die Gruppe kamen und dauerte bis 22:00 Uhr. Dann begann der schlafende Nachdienst. Nach 22:00 Uhr bzw. sobald es in der Gruppe ruhig war, trafen sich die BetreuerInnen gelegentlich (ein bis zwei Mal in der Woche) in einer Gruppe zum Bier trinken. Bei diesen Treffen wurden Probleme besprochen und die Arbeit reflektiert. Die BewohnerInnen wussten, in welcher Gruppe die Betreuer zusammensaßen.¹⁹³³ Ein Betreuer sagte, in St. Pius wäre trotzdem wenig Alkohol getrunken worden.¹⁹³⁴ Dennoch wurde berichtet, dass es manchmal sehr laut geworden sei und die Schwestern das Biertrinken auch verboten haben.¹⁹³⁵ Manche BetreuerInnen hätten auch im Dienst Alkohol getrunken.¹⁹³⁶

1931 Interview 62 Wohnen, Abs. 6-7. (zeitlicher Bezug: 1990er-Jahre)

1932 Interview 57 Wohnen, Abs. 8 (zeitlicher Bezug: 1980er-1990er-Jahre).

1933 Ebd. Abs. 13.

1934 Interview 60 Wohnen, Abs. 110.

1935 Interview 38 BewohnerIn, Abs. 83 (zeitlicher Bezug: ab 1985).

1936 Interview 46c BewohnerIn, Abs. 2.

Ab den 1980er-Jahren stieg die Zahl der männlichen Betreuer bei den Männerwohngruppen und in den technischen Werkstätten leicht an. Die Schwestern hatten sich bemüht, die Gruppengröße zu verkleinern. In den 1980er-Jahre lebten die männlichen Schulabgänger und die jungen Männer zu acht in einer Wohngruppe und wurden von zwei Personen, die sich in dem vorhin erwähnten Dienstrad wochenweise abwechselten, betreut. Die schulentlassenen weiblichen Jugendlichen und Frauen lebten weiterhin altersgemischt mit Kindern in Gruppen zu je zwölf Personen und wurden von drei bis dreieinhalb Personaleinheiten betreut, die sich im Dienst abwechselten.¹⁹³⁷ Den Alltag in den Wohngruppen konnten die BetreuerInnen weitgehend selbst gestalten, sie mussten sich aber an die vorgegebenen Regeln und Strukturen des Anstaltshaushalts halten. Diese waren die Einhaltung der Aufsichtspflicht und des Tagesablaufes, der durch die Essens- und Schlafenszeiten vorgegeben war, eine strikte Geschlechtertrennung, Sauberkeit und Ordnung in den Gruppen und der sonntägliche Messebesuch. In manchen Gruppen wurde die Aufsichtspflicht in der Betreuung sehr strikt ausgelegt und es gab – je nach GruppenleiterIn oder BetreuerIn – wenig Selbstbestimmung oder Individualität für die betreuten Menschen. Jede Aktivität wurde in der Gruppe gemacht. Alleine z.B. nach Peuerbach gehen war nicht erlaubt. Es hing von dem Wohlwollen der BetreuerInnen ab, ob sich jemand zumindest selbständig auf dem Gelände der Einrichtung bewegen durfte. Solange es aber die Regel der strikten Geschlechtertrennung im Alltagsleben gab, war selbst das eigenständige Bewegen auf dem Gelände der Einrichtung schwer umsetzbar.

Da die Schwestern dem Arbeitsrecht nicht unterlagen, waren sie wenig sensibilisiert, was die Einhaltung der arbeitsrechtlichen Bestimmungen für die Beschäftigten betraf. „Die Schwestern hatten in der Gestaltung der Arbeitszeit vermutlich ihre eigenen Strukturen im Auge. Schwester Helia hat immer gesagt, 80 Stunden für dieses Modell, da ist alles inkludiert. Aber es war tatsächlich mehr. Es war für mich am Anfang nicht problematisch. Aber später dachte ich mir, in der Wirtschaft läuft das nicht so.“¹⁹³⁸ Die Nichteinhaltung des Arbeitszeitgesetzes und auch, dass ungleiche Löhne für die gleiche Arbeit bezahlt wurden, ärgerte in den 1980er-Jahre immer mehr die MitarbeiterInnen. Im Gegensatz zu den Frauen waren die männlichen Betreuer, die in den 1980er-Jahre zu arbeiten begannen, mit dem von den Schwestern angebotenen Einstiegsgehalt zufrieden.¹⁹³⁹

1937 Interview 62 Wohnen, Abs. 16 (zeitlicher Bezug: Ende der 1980er-1990er-Jahre).

1938 Interview 60 Wohnen, Abs. 90-91 (zeitlicher Bezug: 1978 bis 1990er-Jahre).

1939 Interview 60 Wohnen und 61 Werkstatt, Abs. 93-94 (zeitlicher Bezug: 1978 und 1980er-Jahre).

Ein einheitlich festgelegtes Gehaltsschema für das Personal wurde Anfang der 2000er-Jahre vom neu gegründeten Betriebsrat und der Caritas-Wirtschaftsleitung ausverhandelt.

Die Caritasleitung versuchte gemeinsam mit der Einrichtungsleitung und den BelegschaftsvertreterInnen, die Arbeitszeit und auch die Gehälter vergleichbar zu anderen Einrichtungen zu gestalten. Statt eines Betriebsrates wurden MitarbeiterInnenvertrauenspersonen gewählt, die mit der Caritasdirektion bei den Personalangelegenheiten zusammengearbeitet haben: „Es gab keine gleichen Löhne für Männer und für Frauen. Schwester Helia sagte, bei den Rabiaten ist es mehr Herausforderung und schwieriger, darum ist es gerechtfertigt. Wir sagten, aber bei Kindern und in der Pflege ist es genauso schwierig. Ich glaube, da war der Mayrhofer Fritz dahinter, dass es für dieselbe Tätigkeit gleiche Löhne gab. Das hat erst angefangen so 1982. Die ganzen Jahre waren wir damit beschäftigt, dass man das vom Personalrechtlichen auf saubere Füße stellt. Man hat es anfangs nicht hinterfragt, dass man in der Nacht auch da zu sein hatte. Man wurde bezahlt für acht Stunden und nicht für die Nachtbereitschaft. Wenn jemand krank war, musste man in der Nacht arbeiten. Wir machten daher viele unbezahlte Mehrstunden. Das Wochenrad war von den Betreuern akzeptiert, weil es dafür in der zweiten Woche irrsinnig viel Freizeit bedeutete.“¹⁹⁴⁰ Die befragten MitarbeiterInnen lobten die Freiheiten im Betreuungssystem, das ihnen im vorgegebenen Rahmen viel Gestaltungsfreiraum gab.

In den 1990er-Jahren gab es bedingt durch Änderungen in der BewohnerInnenstruktur größere Änderungen in der Zusammensetzung des Personals. Der „Generationenwechsel“ im Personal wurde sichtbar. Es gab immer weniger Schwestern und neue MitarbeiterInnen kamen hinzu, die sich nicht mehr vollständig im alten, geschlossenen System sozialisieren ließen.¹⁹⁴¹ Zudem stieg das Alter der BewohnerInnen und Neuzugänge in den Gruppen wiesen höhere Unterstützungsbedarfe aus, als dies in den vergangenen Jahren der Fall war. Der erhöhte Pflege- und Betreuungsbedarf der älteren und schwer beeinträchtigten Menschen erforderte den Aufbau neuer therapeutischer, pflegerischer, medizinischer und lebenspraktischer Angebote. Die BewohnerInnen entwickelten auch höhere Ansprüche an Selbständigkeit und Mitbestimmung und hatten ein starkes Bedürfnis nach Normalisierung ihrer Lebens- und Arbeitssituation.

Von Oktober 1997 bis Oktober 1998 fand ein Projekt in St. Pius statt, das von einer externen Unternehmensberatung begleitet wurde und bei dem Reformstrategien gemeinsam mit leitenden MitarbeiterInnen ausgearbeitet wurden.¹⁹⁴² Die Umsetzung verlief schleppend und in kleinen Schritten, aber fand mit der Gründung des

¹⁹⁴⁰ Interview 60 Wohnen, Abs. 88-89 (zeitlicher Bezug: 1980er- und 1990er-Jahre).

¹⁹⁴¹ Interview 5 Leitung, Abs. 19.

¹⁹⁴² Archiv St. Pius, Projekt Strategische Ziele St. Pius, diverse Mappen zu dem Prozess.

Betriebsrates 2001 wieder mehr Rückhalt, welcher die Reformaktivitäten förderte.¹⁹⁴³ Es sei u.a. auch Schwester Hiltrud gewesen, die „es vom System her bei den Schwestern aufgebrochen [hat], vor allem im Bereich der Partnerschaften und gemischtgeschlechtlichen Beziehungen.“¹⁹⁴⁴ Es wurde von Seiten der Betreuung hinzugefügt: „Wir waren in den Wohngruppen und in den Werkstätten schon weit liberaler, als die Schwestern noch in ihren Köpfen. Wir sagten: ‚Warum geht das nicht? Gemischt geschlechtlich, Paare oder draußen arbeiten in Teilbetreuung?‘“¹⁹⁴⁵

NEGATIVE ASPEKTE DES BETREUUNGSSYSTEMS

Ein Betreuer erzählte, dass es erst in den 1980er-Jahren Dienstbesprechungen gab: „Es gab nicht die Strukturen, dass man sich zu Besprechungen zusammensitzt. Schwester Helia hat dann angefangen mit den Besprechungen im Wohnbereich. Monatsbesprechungen. Da sind große Themen besprochen worden.“¹⁹⁴⁶ Eine Schwester berichtete, bei den Dienstbesprechungen hatte „es lange schon geheißen, ja keine Watschen austeilen, das geht schon lange zurück“.¹⁹⁴⁷ Viele der angebotenen Weiterbildungen hatten ihre Basis im christlichen Alltagslebens gehabt, in dem einfach nur gebetet worden ist.¹⁹⁴⁸ Ein langjähriger Caritasmitarbeiter mit Leitungsfunktion berichtete über seine Erfahrung: „Das war eine Schulungsform: Man hat sich gemeinschaftlich geschult und sich auf einander zubewegt. Es gab dann auch eine starke Form der sozialen Kontrolle, die die Schwestern entwickelt haben und die auf alle Mitarbeiter übergespungen ist. Wem das nicht passte, musste gehen.“ Das sah man in einzelnen Bereichen, wenn ausgesprochen wurde: „das wollten wir auflösen, verändern. Aber da war ein heftiger Widerstand.“

Sowohl die Schwestern als auch die weltlichen Frauen vertraten teilweise nicht mehr zeitgemäße pädagogische Ansichten. Die BetreuerInnen im Piusheim verfügten lange Zeit über wenig Ausbildung oder pädagogisches Wissen. Ein Fachdienst erläuterte seine Einschätzung, warum es zu Gewaltvorfällen durch das Personal gekommen sein könnte: „Der Betreuungsschlüssel war zu hoch. Die Betreuer waren zum Teil mutige Leute, motiviert aus der eigenen Lebenssituation heraus. Es gab immer wieder auch die eigene Motivation. Quasi, ich will mit Leuten ar-

1943 Interview 61 Werkstatt, Abs. 94.

1944 Interview 60 Wohnen, Abs. 120.

1945 Interview 61 Werkstatt, Abs. 121.

1946 Interview 60 Wohnen, Abs. 87 (zeitlicher Bezug: 1980er- und 1990er-Jahre).

1947 Interview 48 Schwester, Abs. 187.

1948 Interview 2c Leitung, Abs. 20-21 (die weiteren direkten Zitate sind ebenso daraus entnommen).

beiten. Es hat jede und jeder nach eigenen Muster und Format gearbeitet und gehandelt. So wie jede Mutter und jeder Vater ganz eigen ist, sich halt informiert oder auch nicht. So ähnlich würde das gesehen, dann ist das Ergebnis entsprechend: Einige sehr engagiert, andere kennen ihre Emotionen nicht. Dann gibt es genügend Situation, wo du schnell an die Grenzen kommst als Betreuer und dann muss man sich selbst kennen, wie reagiere und wie darf ich nicht reagieren: „Sehe ich den gleichwertig als Mitmenschen mit seiner Beeinträchtigung. Kann ich mich hinein fühlen?“¹⁹⁴⁹

Den Schwestern war vor allem Sauberkeit und Ordnung in den Gruppen und die Einhaltung der Aufsichtspflicht wichtig. Eine Betreuerin berichtete, es seien „die Schwestern schon durchgegangen. Aber eher wegen der Sauberkeit und so. Bei denen, die länger da gewesen sind, da ist weniger Kontrolle gewesen. Die neuen sind öfter kontrolliert worden. Man hat nicht den Erziehungsstil kontrolliert. Mit den Ausbildungen ist es dann anders geworden.“¹⁹⁵⁰ Ein Mitarbeiter erinnerte sich: „Der Betreuer ist drinnen gesessen und hat eine Zeitung gelesen. Die Betreuten sind draußen herumgelaufen. Dieser Betreuer wurde dann gekündigt. Was aber noch dahinter steckte, weiß ich nicht. Wann Gewalt im Spiel war, dann hat es meinem Wissen nach immer Konsequenzen gegeben.“¹⁹⁵¹ Über eine weltliche Gruppenleiterin wurde berichtet, sie „hatte einen richtigen Putzfimmel. Alles war sauber, ja kein Stäubchen irgendwo. Und auch die Wäsche muss so perfekt zusammengelegt sein. Sie ist auch ins Zimmer gegangen und hat die Wäsche aus unseren Kästen herausgeschmissen, weil ihr vorgekommen ist, das war nicht ordentlich genug. Sie hat dann meine Sachen zusammengelegt und im Kasten geordnet. Bis 1997. Ich habe dann immer schon so eine Wut gehabt, weil sie das immer wieder machte. Ich frage, wozu, warum. Dann hat sie mich wieder gehaut und sagte, bis eh schon wieder frech.“¹⁹⁵² „Bei uns im ganzen Haus gab es solche Frauen. Teils extremer, teils das gleiche wie bei uns. Es war im ganzen Haus extrem.“¹⁹⁵³ Die als extrem bezeichnete Betreuerin wäre nicht aufgefallen, denn sie habe „gearbeitet, wie die Schwestern es wollten. In den Strukturen von damals. Das waren Vorgaben, das war so. Vorher war in jeder Wohngruppe eine geistliche Schwester. Jede Wohngruppe war von einer geistlichen Schwester geführt. Dann sind die in Pension gegangen oder wurden versetzt, dann haben die Gruppe die früheren Helferinnen

1949 Interview 54 Fachdienst, Abs. 31 (zeitlicher Bezug: 1990er-Jahre).

1950 Interview 62 Wohnen, Abs. 82 (zeitlicher Bezug: ab der 1980er-Jahre).

1951 Interview 60 Wohnen, Abs. 36-39 (zeitlicher Bezug: ab der 1980er-Jahre).

1952 Interview 46b BewohnerIn, Abs. 40.

1953 Ebd. Abs. 42.

nen übernommen.“¹⁹⁵⁴ Ein Fachdienst mutmaßte ebenso über die Situation in den 1990er-Jahren: „Das waren überforderte Leute. Sie waren nicht ausgebildet und reflektiert. Heute sind sie auch nicht reflektierter. Manche waren ein Naturtalent, manche haben es irgendwie gemacht, manche waren nicht geeignet. Die älteren Schwestern waren nur mehr Hilfskräfte und haben Hilfsarbeiten gemacht.“¹⁹⁵⁵ Wie viele Personen aus dem Betreuungspersonal Gewalt angewendet haben, kann nicht eruiert werden. Dazu fehlen Meldungen bei den Opferschutzstellen, zu denen betreute Menschen oftmals aufgrund ihrer Lebenssituation keinen Zugang haben. Gewalt zu erkennen, erfordert Wissen und Reflexionsfähigkeit darüber, was Gewalt ist. Viele Menschen mit Behinderungen konnten das (noch) nicht.

Die Arbeit als BetreuerIn wurde insbesondere „on the Job“ und von anderen gelernt. Die älteren BetreuerInnen haben die jüngeren eingeschult oder „man hat das getan, was man für richtig empfunden hat. Häufig wie man es selbst in der Familie gelernt hat.“¹⁹⁵⁶ Es konnte auch vorkommen, dass sich jüngere MitarbeiterInnen in Konstellationen wiederfanden, in denen sie selbst Opfer wurden. Tradierte Vorstellungen in der Erziehung wirkten sehr stark: „Wir hatten eine Betreuerin, mit der konnten wir gut. Aber die ist sehr zur Sau gemacht worden von den älteren. Dann hatten wir eine, die hat es psychisch nicht ausgehalten, weil sie von den älteren so fertiggemacht wurde. Die älteren Erzieher haben die jüngeren gezwungen, dass sie Gewalt anwenden. Psychisch gezwungen.“¹⁹⁵⁷

Eine Schwester sagte zwar, dass „Watschen“ verboten gewesen wären¹⁹⁵⁸, dennoch gab es in der Einrichtung keine Auseinandersetzung damit, was Gewalt in der Betreuung ist. Gewalt wurde in der Folge toleriert oder durch die Abgeschlossenheit der Gruppen einfach nicht wahrgenommen. Die betreuten Menschen sahen für sich zudem keine Möglichkeit, sich zu wehren oder Gehör zu verschaffen. Ihnen wurde nicht zugetraut, eine nicht adäquate, unprofessionelle oder gewalttätige Betreuung zu erkennen und sich dagegen zu wehren.

Für St. Pius lassen sich Merkmale erkennen, wie Erving Goffman eine totale Institution beschrieb: einerseits sind die Hauptlebensbereiche Schlafen, Freizeit und Werkstättenarbeit nicht voneinander getrennt und befinden sich an einem Ort und

1954 Interview 60 Wohnen, Abs. 122.

1955 Interview 54 Fachdienst, Abs. 10.

1956 Interview 57 Wohnen, Abs. 14-17 (zeitlicher Bezug: 1980er- und 1990er-Jahre); auch Interview 60.

1957 Interview 46b BewohnerIn, Abs. 29.

1958 Interview 48 Schwester, Abs. 187.

werden durch eine Organisation angeboten, andererseits bestimmt der Heimalltag bzw. bestimmte eine Minderheit von BetreuerInnen, wie die BewohnerInnen (vielfach in der Gruppe) ihr Leben zu gestalten hätten.¹⁹⁵⁹

5.3.3. DIE BEWOHNERINNEN VON ST. PIUS

ALS SCHULKIND GEKOMMEN

Das Heim diente vor allem als Unterbringungsmöglichkeit für Kinder, die die S-Klassen für Kinder mit besonderem sonderpädagogischen Förderbedarf besuchten. Weder Landesschulrat noch Caritas machten sich bei der Heimeröffnung Gedanken, wie schwierig es für sechsjährige Kinder ist, aus der Familie herausgelöst zu werden. Vielmehr versprachen sie sich von der Heimunterbringung größere Erfolge. Die Eltern willigten ein, ihr Kind nach St. Pius zu geben, weil es eine der wenigen Möglichkeiten darstellte, Schulbildung und Therapien zu sichern. Die Caritasleitung argumentierte Mitte der 1960er-Jahre auch mit dem Wohlergehen der nicht-behinderten Geschwisterkinder: „Wo solche Kinder in gesunden Familien da sind, ist vielfach die Entfernung aus der Familie nötig im Interesse der Erziehung der übrigen gesunden Kinder“¹⁹⁶⁰.

Die Kinder von St. Pius lebten mit mehrfachen körperlichen oder intellektuellen Beeinträchtigungen, deren Schwere und Ausmaß unterschiedlich sein konnten. Eine Schwester erinnerte sich, dass die Heimkinder Anfang der 1960er-Jahre verschieden in Bezug auf ihre Beeinträchtigung, ihre Bedürfnisse und auch ihre Herkunft waren. Ohne hier weiter auf die verwendeten veralteten Begrifflichkeiten einzugehen, sei ihr aufgefallen: „Mongoloide waren es, Spastiker, der Großteil waren Mongoloide, wir haben viele Mongoloide gehabt. Heißt nicht mehr Mongoloide, damals hat es so geheißen. Heute Down Syndrom.“¹⁹⁶¹ Es gab Kinder, die hatten Entwicklungsverzögerung oder Verhaltensauffälligkeiten bis hin zu Kindern, die mehrfach beeinträchtigt waren und sich verbal kaum oder gar nicht ausdrücken konnten. Ein Heimkind erinnerte sich: „Da hat keiner was geredet. Die meisten waren so schwer geistig behindert, die haben nichts gesagt.“¹⁹⁶² Durch

1959 Goffman, Asyle.

1960 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Leitgedanken zur Errichtung eines Instituts zur Pflege nichtschulbildungsfähiger Kinder, II. September 1966 (das folgende Zitat ist ebenso daraus entnommen).

1961 Interview 48 Schwester, Abs. 66 (zeitlicher Bezug: 1960er-Jahre).

1962 Interview 53 Heimkind, Abs. 17.

die bauliche Erweiterung 1979 wurden 70 Kinder zusätzlich aufgenommen, eine Aufstellung über die Kinder informiert: davon waren drei oder vier Kinder Vollwaisen und ca. sieben „sogenannte Sozialwaisen“. Unter Sozialwaisen verstand der Caritasdirektor Hermann Pfeiffer Kinder, „deren Eltern wohl lebten, sich aber seit der Geburt nicht mehr um ihre Kinder umgesehen hatten und für ihre Kinder auch in keiner Weise sorgten.“¹⁹⁶³ Pfeiffer merkte dazu an: „Diese Sozialwaisen sind in Wirklichkeit viel ärmer als andere Waisenkinder“. Gut 60 (86%) der neu aufgenommenen Kinder hatten ein Elternhaus, das sie wegen des Schulbesuchs verlassen mussten. Sie duften während ihrer Schulzeit außerhalb der Ferien nur einmal im Monat nach Hause fahren.

In Bezug auf die soziale Herkunft der Kinder kann angenommen werden, dass sie eher aus dem bildungsfernen und ländlichen Milieu stammten. Viele Kinder kamen aus ländlichen Gebieten. Eine Betreuerin wies darauf hin: „Wir hatten viele betreute Kinder und Erwachsene, deren Eltern eine Landwirtschaft zuhause hatten.“¹⁹⁶⁴ Bei manchen Eltern, so schilderte sie weiter, war das Verhältnis zu dem Kind gut. Aber in den gesichteten Akten fanden sich auch immer wieder Briefe von Personen, in deren näheren Umfeld ein Kind mit Behinderung von den Eltern oder einem Elternteil nicht gefördert oder sogar vernachlässigt und misshandelt wurde.¹⁹⁶⁵ Ein Betreuer schätzte, dass ca. die Hälfte bis zu zwei Drittel der BewohnerInnen aus schwierigen familiären Verhältnissen kam.¹⁹⁶⁶ Er resümierte: „Wir hatten viele, die hatten kein gutes Elternhaus. Andere Eltern hatten ihre Kinder weggeben müssen, weil sie überfordert waren. Mit der Schulpflicht sind die Kinder gekommen. Die waren meist von weit weg und mussten dann ins Internat.“¹⁹⁶⁷ Es gab immer auch ein kleine Zahl an externen Schulkinder in St. Pius. Die eingeschränkten Transportmöglichkeiten machten aber in vielen Fällen eine Heimunterbringung notwendig.

In den gesichteten Akten wurden Kurzberichte gefunden, die wohlwollend darstellen, wie Kinder in St. Pius gefördert wurden. Die Darstellungen sollen auf die Unterrichtserfolge oder -bemühungen hinweisen und wurden von Schwestern, die an der Schule tätig waren, erstellt:

1963 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Brief Hermann Pfeiffer an Father Flynn, 7. August 1959 (das folgende Zitat ist ebenso daraus entnommen).

1964 Interview 62 Wohnen, Abs. 46.

1965 DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Brief des Pfarrers aus Mauerkirchen an das St. Pius-Heim, 8. Dezember 1958.

1966 Interview 60 Wohnen, Abs. 134.

1967 Ebd. Abs. 101.

„[...] geboren 1958, kam vor drei Jahren nach St. Pius. Sie war auf Grund der Verhältnisse, denen sie entstammte, total asozial und zeigte nicht den geringsten Sinn für Familie und Gemeinschaft. Und was noch ärger war als das – sie sprach kein wahres Wort, denn sie kannte Lüge und Wirklichkeit nicht auseinander. Heute nach drei Jahren Heimerziehung ist sie zwar auch kein Wunderkind, aber immerhin ein leidlich erträgliches Mädchen, das sich widerspruchslos in die Gemeinschaft einfügt. Eine Lüge ist Seltenheit geworden. Wird sie überrascht, so kommt sie bald darauf und gesteht, so war das nicht – so ist es wirklich gewesen.“¹⁹⁶⁸

„[...], geboren am 2. II. 1953 ist das einzige Kind einer schwachsinnigen Mutter. Als er 1961 in die hiesige Schule eintrat, war er wie eine Wildkatze. [...] störte durch sein unartikulierte Schreien und durch sein ständiges Herumlaufen in der Klasse den Unterricht sehr. Nun, nach sieben jähriger Führung, benimmt sich [...] wie ein gut erzogenes Kind. Auch seine schulischen Leistungen sind gut. Zwar kann das Kind kaum hören und nur schwer Laute bzw. Silben nachsprechen, reagiert jedoch auf Zeichen meist rasch.“¹⁹⁶⁹

„[...], kam 9-jährig 1961 in unsere Schule. Ihr Äußeres war verunstaltet, die Augen standen schief, der Kopf war unsymmetrisch, Finger und Zehen zusammengewachsen, die Sprache kaum verständlich. [...] lernte sich in die Gemeinschaft fügen und wurde trotz ihrer schweren Behinderung sehr hilfsbereit anderen Kindern gegenüber. In der Schule zeigte sie großen Eifer, lernte auch lesen u. schreiben, auch etwas rechnen. Große Freude hatte [...] mit der Handarbeit, als sie etwas fertig brachte. Große Überraschung bereitete [...] ihrer Mutter, als sie ihr beim Schulaustritt Juli 1967 einen selbstgemachten Polster zum Geschenk machte. Wie das Selbstvertrauen dieser, ohnehin immer im Schatten stehenden Kinder gefördert wird, dadurch, dass sie erfahren u. beweisen, daß auch sie etwas können, ist auch zu beachten.“¹⁹⁷⁰

Folgender Kurzbericht stammt von der Religionslehrerin und ist einem Brief, vermutlich an die Caritasleitung unter Hermann Pfeiffer, entnommen:

„[...] 15 Jahre, sprachbehindert; er konnte das Lesen nicht erlernen; Zahlenbegriff bis 10; Zu und Wegzählen im Zahlenraum fünf mit Hilfe der Finger oder von An-

1968 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Kurzbericht wie Kinder in Piusheim gefördert werden von Sr. [...], o.J.

1969 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: o. A. o. D.

1970 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Kurzbericht o. J. (wahrscheinlich zw. 1967 und 1970).

schauungsmaterial. [...] kann nur abschreiben; frei schreiben kann er nicht; auch beim Schreiben seines Namens macht er Fehler. Manuell ist [...] ungeschickt; aber vor allem sehr ängstlich. Das Arbeitsverhalten wäre bei [...] gut; er ist willig und sehr genau. Bedingt durch seine schweren Störungen ist er aber kaum fähig, die ihm gestellten Aufträge auszuführen. Er begreift nur langsam Erklärungen, seine Konzentration ist schwer gestört; [...] ermüdet auch sehr rasch. [...] hat selbst erkannt, dass er nicht so viel kann wie die anderen; er leidet darunter. – [...] ist sehr hilfsbereit gegenüber seinen Vorgesetzten und seinen Kameraden, er ist folgsam und macht in keiner Weise Schwierigkeiten. Vor allem aber ist [...] ängstlich. Er lebt in seiner ständigen Angst um sich, aber ebenso um seine Kameraden. Er versucht seine Angst durch eine fröhliche Art zu überspielen; aber diese Angst ist immer wieder zu spüren.“¹⁹⁷¹

Die frühe Herauslösung aus der Familie förderte die Entfremdung von ihr. Zudem wurde die Unterbringung in St. Pius und der Besuch der Sonderschule als stigmatisierend empfunden. Zwei ehemalige Heimkinder gaben an, es wäre schon zu ihrer Schulzeit den Verantwortlichen in Heim und Schule bewusst gewesen, dass sie dort nicht hin gehörten und sie hätten auch zu wenig gelernt.¹⁹⁷² Ehemalige Heimkinder, die sich beschwerten, sie hätten viel körperliche, psychische als auch sexualisierte Gewalt in St. Pius erlebt, gaben auch an, sie wären Kinder gewesen, die sich gegenüber den Heimstrukturen widerständig zeigten, Regeln hinterfragten oder generell Fragen stellten und sich nicht still fügten. Sie wehrten sich rigide Regeln einzuhalten und zeigten sich nicht so, wie man sich behinderte Menschen vorstellte, dankbar, brav und ohne Ansprüche.¹⁹⁷³

Die Strategie, Kinder mit Behinderungen aus dem Regelschulwesen auszugliedern und einem segregierenden und zentralistisch aufgebauten Sonderschulwesen zuzuweisen, förderte auch die spätere Institutionalisierung von Menschen mit Behinderungen. Jene Kinder, die aus verschiedenen Gründen nicht mehr zu ihren Eltern zurückkonnten und auch sonst nirgends unterkamen, konnten in Einzelfällen vorerst bis zum 18. Lebensjahr bleiben. Die Trennung zwischen Eltern und Kindern machte es schwierig, eine gute Beziehung aufzubauen. Auch konnten die kognitiven und emotionalen Entwicklungen der Kinder nur schwer von den Eltern mitverfolgt werden. Oftmals blieben sie, obwohl erwachsen, für ihre Eltern immer noch Kinder, die (über)befürsorgt werden mussten.

1971 DAL, CDL-A/1, Sch. 347, Fasz. IX/II: Brief der Religionslehrerin wahrscheinlich an Hermann Pfeiffer, 2. April 1973.

1972 Siehe Interview 46b BewohnerIn; Interview 52 Heimkind.

1973 Siehe Interview 46a und b BewohnerIn, Interview 52 Heimkind, Interview 53 Heimkind.

IM ERWACHSENENALTER GEBLIEBEN

Zehn Jahre nach der Eröffnung von St. Pius, spätestens ab Mitte der 1960er-Jahre, wurde der Bedarf der weiteren Unterbringung von schulentlassenen Jugendlichen und Erwachsenen sichtbar. Sie konnten nicht zu den Eltern zurückkehren oder es wurde ihnen die Selbständigkeit nicht zugetraut oder nicht ermöglicht. Zunehmend verblieben sie im Heim, und es wurden neue Beschäftigungsangebote geschaffen. Die Caritasleitung argumentierte, sie wolle damit „Schlimmeres vermeiden“, beispielsweise, dass Jugendliche nach der Schulentlassung in ein Pflegeheim abgegeben werden würden, in dem keine weitere Förderung oder medizinisch-therapeutische Rehabilitation angeboten wird. Zu dieser Zeit konnten noch unversorgte Jugendliche und Erwachsene mit Behinderungen in den Pflegeabteilungen psychiatrischer Anstalten wie in Gugging oder Niedernhart dauerhaft untergebracht werden oder schlimmer: „Wegen Überfüllen der Heil- und Pflegeanstalten (z.B. Niedernhart, Gugging usw.) werden dann viele in Altersheime entlassen, wo sie dann eine schwere Belastung bedeuten“¹⁹⁷⁴. Bezeichnend für den abwertenden und defizitorientierten Blick auf Behinderung wurden diese als Belastung gesehen, und nicht der Umstand, dass es eine Belastung sei, als junger Mensch im Altersheim leben zu müssen.

Im Jahresbericht von 1963 bedauerten die Schwestern, dass sie keine geschützte Werkstätten und somit keine Möglichkeit zur Weiterbeschäftigung hatten: Von 25 nicht mehr schulpflichtigen Jugendlichen wurden 16 entlassen, neun lebten weiterhin ohne Aufgabe im Heim.¹⁹⁷⁵ Die Zahl der jungen Erwachsenen im Piusheim stieg in den Folgejahren an. Im Jahr 1976 wurde eine neu gebaute Therapiewerkstätte eröffnet, Ende 1970 lebten bereits 35 nicht mehr schulpflichtige Jugendliche im Heim. In den 1980er-Jahren stieg der Bedarf an Wohn- und Arbeitsplätze für Erwachsene im Heim rasch an. Im Gegenzug dazu schrumpfte der Bedarf an Heimplätzen für Kinder. Immer weniger Eltern sahen sich gezwungen oder waren bereit, ihr Kind in ein Heim zu geben.

Die Jugendlichen hatten, sofern sie keine Angehörigen hatten, die ihnen Geld zu steckten, nur das Taschengeld von ihrer Tätigkeit aus der Werkstatt zur Verfügung. Die Situation in den 1980er-Jahren war: „Von den zehn Burschen in der Webergruppe, da waren sechs oder sieben, die hatten nichts, außer ca. ÖS 10,- im Monat. Denn da war der Spargedanke von Schwester [...]. Der Spargedanke war nicht nur von Schwester [...] da. Die kam, als sie das Geld bekamen und hat das meiste Geld

1974 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Leitgedanken zur Errichtung eines Instituts zur Pflege nichtschulbildungsfähiger Kinder, II. September 1966.

1975 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Jahresbericht 1963.

auf einen Bausparer gelegt. Ich habe es zwar nie verstanden, aber es hatte einen Sinn. Alle Kinder hatten Fahrräder, die unseren nicht. Nach sechs Jahren konnten sich die Burschen ein Fahrrad kaufen. Aber von ÖS 50,- , etwas auf die Seite zu legen, das war schon heftig.¹⁹⁷⁶ Die Jugendlichen sparten so jahrelang auf ein Fahrrad oder ein Radio.¹⁹⁷⁷ Der Geldmangel schränkte auch das Freizeitverhalten ein, denn etwas trinken gehen wäre fast unmöglich gewesen: „Wir sind spazieren gegangen mit den Jugendlichen und wollten uns in ein Gasthaus oder ein Café hinsetzen, auf eine Limo oder ein Eis. Das ist fast nicht gegangen. Weil die meisten kein Geld hatten. Spendengeld kam nicht direkt zu uns in die Wohngruppen.“¹⁹⁷⁸

Die Eltern mussten für die Kleidung ihrer Angehörigen in St. Pius aufkommen. Wenn sie das nicht taten oder nicht konnten, wurde um Kleiderbeihilfe beim Land angesucht oder die Kleidung kam aus Kleiderspenden.¹⁹⁷⁹ Um auch Geld zu sparen, wurden die Hygieneartikel aus einem dafür angelegten Lager bezogen. Es waren Kleinigkeiten, wie das Fehlen von Bargeld in den Wohngruppen, die die BetreuerInnen selbst bei gutem Willen hemmten, auf individuelle Wünsche eingehen zu können und die BewohnerInnen bevormundete und kränkte: „Kränkungen entstanden durch viele kleine Dinge, die wehtaten. Worüber man sich ärgerte. Vieles war nicht mutwillig. Die Bewohner wurden zu eng gehalten. Zum Beispiel konnten sie nicht selbst ihre Zahncreme aussuchen und kaufen, sondern die Zahncreme wurde, wie sonst fast alles zum Leben, aus dem Lager von St. Pius geholt.“¹⁹⁸⁰

Um die betreuten Menschen wurde ein „Schutz“ aufgebaut. Nur der Sport war eine Maßnahme zur Integration. Das Wohnen war eine nach außen weitgehend abgeschlossene Angelegenheit nach dem Motto ‚Wir sind wir, wir gehören zusammen‘. Bei den behinderten Menschen gab es auch den Wunsch zur Bindung an die BetreuerInnen.¹⁹⁸¹ Erst spät wurde die problematische Beziehung zwischen BetreuerInnen und BewohnerInnen erkannt, „diese ganz enge Verflechtung von Betreuungspersonal und Kindern als quasi Ersatzeltern.“¹⁹⁸² Die als Kinder Aufgenommenen wurden teilweise jahrzehntelang von denselben Personen betreut und blieben in dieser Konstellation immer Kinder, und in einer emotional hierarchischen Struktur verhaftet.¹⁹⁸³

1976 Interview 60 Wohnen, Abs. 7 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

1977 Interview 57 Wohnen, Abs. 29 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

1978 Interview 60 Wohnen und Interview 61 Werkstatt (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre).

1979 Ebd. Abs. 7 (zeitlicher Bezug: 1980er-Jahre), Interview 62 Wohnen, Abs. 41 (zeitlicher Bezug: 1990er-Jahre).

1980 Interview 60 Wohnen, Abs. 138.

1981 Interview 2c Leitung, Abs. 68.

1982 Ebd. Abs. 10.

1983 Ebd. Abs. 69.

In St. Pius gab es ebenso Menschen, die sich in der Einrichtung dauerhaft wohl fühlten und zuhause waren. Es gab aber auch Menschen, die die Strukturen, in denen sie leben mussten, immer mehr ablehnten. Je größer die Ablehnung wurde, desto eher stieg die Wahrscheinlichkeit, dass sie mit aggressivem Verhalten und Gewalt reagierten. Ein Mitarbeiter im Bereich Wohnen erläuterte: „Wir haben sehr aggressive Bewohner gehabt. Die waren vom Krankheitsbild sehr aggressiv. Die mit epileptischen Anfällen, jene mit Sturzhelm. Da haben die Mitarbeiter die halten müssen. Einer hat mal vor lauter Aggressivität die Türe eingehaut. Die waren schon sehr stark, eben erwachsene Männer.“¹⁹⁸⁴

In den 1980er-Jahren gab es im Piusheim junge Männer, die durch selbst- und fremdaggressives Verhalten auffielen. Ein Betreuer erzählte seine Beobachtungen: „Die Burschen und Jugendlichen, die in den normalen Wohngruppen nicht mehr so gut zu führen waren, die herausfordernd waren, die habe ich nur als pubertierend, vereinfachend gesagt, erlebt. [...] Die rebellierten gegen das System und die nicht adäquate Betreuung. Für mich war das Verhalten klar, als ich erfahren habe, wie das Leben in den Wohngruppen aussah. Die waren bunt gemischt – altersmäßig und die Beeinträchtigungsformen. Es gab vier Betten im Zimmer, keine oder fast keine Intimsphäre. [...] In den Gängen waren die Kleiderkästen. In den kleinen Zimmern waren die vier Betten. Da waren acht bis zehn Burschen in einer Wohngruppe, die zeigten herausforderndes und aggressives Verhalten. Solche Burschen kamen in die Webergruppe. Für die Betreuung haben sie dann Männer gesucht. Damit versuchte man die Betreuungssituation in den anderen Wohngruppen in Griff zu kommen. Die meisten hatten nichts, was nur ihnen gehörte, was man zusperren konnte, wo keiner Zugriff darauf hatte. Sie hatten ja auch fast nichts gehabt. Nur jene hatten was, die Eltern hatten, die ihnen etwas zukommen ließen. Aber die meisten hatten fast nichts.“¹⁹⁸⁵

Die Personen in den Wohngruppen waren lange Zeit willkürlich zusammengewürfelt, man konnte sich nicht aussuchen, mit wem man lebte. Jede Änderung in der Wohngruppe verursachte Unruhe und die Gruppe musste sich wieder neu finden. „Es gibt so viele unterschiedliche Persönlichkeiten. Wenn ein Platz in einer Wohngruppe frei wird, können es sich die Bewohner und Betreuerinnen nicht aussuchen, wen man nimmt. Wer kommt, den muss man nehmen.“¹⁹⁸⁶ Es gab Situationen, in denen die Betreuer überfordert waren oder wo auch ein Eingreifen ihrerseits we-

¹⁹⁸⁴ Interview 49 Schwester, Abs. 42.

¹⁹⁸⁵ Interview 60 Wohnen, Abs. 3 (zeitlicher Bezug: 1980er- und 1990er-Jahre).

¹⁹⁸⁶ Ebd. Abs. 47.

nig helfen konnte: „Einmal haben zwei Bewohner miteinander gecatcht. Ich bin dazwischen gegangen und war dann der dritte mittendrin. Solche Sachen gab es unter den pubertierenden Burschen oft. Raufen miteinander. Sich gegenseitig Gewalt antun. Ich weiß, es kam einer mal blutüberströmt daher. Er sagte, ein anderer Bewohner hat ihm den Holzschlapfen ins Gesicht gehaut. Der Betreuer hat da gar nicht so schnell schauen können, um solche Aggressionen zu verhindern. [...] hat eher was mit der Persönlichkeit zu tun. Andere ziehen sich zurück, wieder andere explodieren bei der geringsten Kleinigkeit. Man weiß bis heute nicht bei einem Bewohner, warum er z.B. in eine selbstverletzende Phase kommt. Nach der Entwicklungspsychologie hat er womöglich in seiner frühesten Kindheit einmal eine Erfahrung gemacht, wo es für ihn subjektiv um Leben und Tod ging. Er schlägt sich zum Beispiel um sich zu spüren“¹⁹⁸⁷

DAS GLÜCK EINER „GUTEN“ GRUPPE

Das Leben in St. Pius konnte, abhängig davon in welchem Zeitraum man dort lebte, welches Geschlecht und welche GruppenleiterIn die Kinder und Jugendlichen hatten, sehr unterschiedlich sein. Die Frauengruppen waren lange altersgemischt und größer als jene der Männer. In den 1980er-Jahren lag die Gruppengröße bei den Männern bei acht Personen, bei den Frauen, Buben und Mädchen umfasste sie noch bis zu 15 Personen. Das Leben in letztgenannten Gruppen scheint auch strikter geregelt gewesen zu sein. Aber es gab auch Unterschiede zwischen den Gruppen gleichen Geschlechts. Der Anstaltsalltag gab zwar vieles vor, doch konnten die BetreuerInnen relativ selbstständig agieren. Vieles an Aktivitäten musste in der Gruppe gemacht werden, das brachte schon die umfassend eingeforderte Aufsichtspflicht mit sich.

Ein Betreuer reflektierte über die auferlegten Zwänge des Heimlebens: „Die Bewohner konnten nicht entscheiden, wo sie leben und mit wem sie leben wollten. Die eigentliche Gewalt war viel subtiler als die Ohrfeige. Gewalt war der Zwang mit Leuten zusammenzuleben, die man nicht mochte. Oder der Liebeszug von den Personen, auf die man angewiesen war und die Bezugspersonen waren. Die Betreuer waren Bezugspersonen. Manche nutzten ihre Macht, die Überlegenheit und das Angewiesen-sein der Bewohner aus.“¹⁹⁸⁸ Die Gruppe bzw. einzelne Personen konnten sich ihre BetreuerInnen nicht selbst aussuchen. Die Gruppen im Wohnbereich blieben über viele Jahre gleich, insbe-

1987 Ebd. Abs. 41-44.

1988 Ebd. Abs. 140.

sondere bei den Frauen. Als Schulmädchen gekommen, konnte es sein, dass man als Erwachsene in der gleichen Gruppe wohnte und sogar noch die gleiche Betreuungsperson hatte. Diese Konstellation bewirkte, dass längst Erwachsene noch wie Kinder behandelt wurden.

In den Gruppen gab es verschiedene Formen von Gewalt ausgehend vom Betreuungspersonal. Manche BetreuerInnen nutzen ihre Macht, die ihnen die vorgegebene Betreuungsstruktur und auch die Hilfebedürftigkeit einzelner gab. Das Ausmaß von Gewalt wurde unterschiedlich wahrgenommen. Es gab Gruppen, in denen BetreuerInnen täglich den BewohnerInnen in vielfältiger Form gewalttätig begegneten: „Es war völlig normal, dass wieder jemand depressiv geheult hat. Oder dass wer geschrien hat. Wenn jemand einen Epi hatte, ist man niedergehalten worden. Ganz egal wie. Fußtritte hat es immer gegeben. In den Bauch und überall. Die Betreuer haben die Bewohner getreten. Durch Fußtritte und Schläge ist man ruhig gehalten worden.“¹⁹⁸⁹ Ein Bewohner, der seit 1985 im Heim wohnte, relativierte mit seiner Aussage das Ausmaß der Gewalt im Heim: „Ohrfeige oder so, oder dass wir als Jugendliche mal gerauft haben, das hat es gegeben. Aber das wer geschlagen worden wäre vom Betreuer, das weiß ich nicht. Ich weiß einen Fall, das war für mich überraschend. Da war eine Betreuerin, die hat eine Bewohnerin vom Gang in die Gruppe an den Haaren hineingezerrt. Die Bewohnerin war erwachsen, damals so 20 bzw. 25 Jahre alt.“¹⁹⁹⁰ Durch die Betreuungsstruktur ist anzunehmen, dass vieles im Verborgenen geschah und Gewalthandlungen weder vom Opfer noch von TäterInnen wahrgenommen wurden.

Im Gegensatz zu den oben angeführten Erzählungen nahm eine Betreuerin, die ab 1993 in einer Mädchen- und Frauengruppe arbeitete, das Klima in ihrer Gruppe wie folgt wahr: „Die Großen haben den Kleinen geholfen. Wie in einer Familie. Ich habe das eher als familiäre Struktur gesehen. Ich habe in der Frauengruppe gemerkt, da war eine große Fürsorge da. Die haben sich Sachen untereinander erzählt. Die Älteren haben Sachen übernommen. Wie eine Art Sub-Betreuer. Manche hatten einen mütterlichen Charakter, manche haben das überhaupt nicht getan. Auch jetzt noch besuchen sie sich gegenseitig. Die, die heute draußen wohnen, kommen am Wochenende zu einem Kaffee herein und besuchen sich. Bei den Burschen ist das nicht so. Die Jüngeren hatten schon Respekt vor den Älteren, so hinaufgeschaut.“¹⁹⁹¹ Dennoch musste sie am Ende zugeben: „Das Zusammenleben

1989 Interview 46b BewohnerIn, Abs. 3f. (zeitlicher Bezug: bis 1990er-Jahre).

1990 Interview 38 BewohnerIn, Abs. 31 (zeitlicher Bezug: 1985-1990er-Jahre).

1991 Interview 62 Wohnen, Abs. 12-14.

in der Gruppe war nicht immer leicht. Es haben sich nicht alle verstanden. Man hat eh versucht das Beste zu machen. Die Schwester Helia hat sich viel Gedanken gemacht, ob es eh passt. Eher vielleicht noch mehr bei den Mädchen.“¹⁹⁹²

5.3.4. VOM SCHULEINTRITT BIS ZUM LEBENSABEND

ZUWEISUNG UND EINTRITT

Eltern sowie Fürsorgebehörden konnten für Kinder die Zuweisung nach St. Pius und die Aufnahme in die Sonderschule beantragen. In der Regel, so informierte Rafferzeder 1958, wurden alle vorgemerkten Kinder in der Landessonderschule I für lernbeeinträchtigte Kinder im Kinderdorf St. Isidor getestet und wenn eine „schwache Bildungsfähigkeit“ attestiert wurde – zu schwach für die Landessonderschule I – wurde das Kind dem Piusheim zugewiesen.¹⁹⁹³ Die Caritas warb Anfang der 1960er-Jahre mit der damals herrschenden Auffassung: „Erfahrene Ärzte erklären immer wieder, dass bei diesen schwerbehinderten Kindern der Erfolg umso größer ist, je früher sie in eine entsprechende Anstalt eingeliefert werden können.“¹⁹⁹⁴ Die Zuweisung musste nicht unbedingt mit dem Eintritt in das schulpflichtige Alter erfolgen, manche Kinder waren schon älter als sie nach St. Pius kamen, weil sie entweder von der Fürsorge in amtliche Erziehungshilfe übernommen wurden, weil die Eltern mit ihnen überfordert waren oder weil sie in der Schule wegen zu schwacher Leistungen ausgeschult wurden. Wenige Kinder waren schon vor ihrem Schuleintritt in St. Pius bei Pflegeeltern oder in einer Einrichtung wie dem Säuglingsheim der Caritas-Säuglings- und Kleinkinderheim St. Josef oder dem Diakoniewerk Gallneukirchen untergebracht.

Ein Betreuer vermutete über die Zuweisung der Schulkinder: „Es war damals eine Drittelung. Die schwerst-beeinträchtigten Menschen kamen nach Hartheim und Gallneukirchen. Die Besseren nach St. Isidor. Und die in der Mitte, die kamen nach St. Pius. Uns ist das so vorgekommen. Wenn jemand schwerste geistige Beeinträchtigung hatte und Pflege brauchte, dann kam er nach Hartheim.“¹⁹⁹⁵ Die Kinderkohorte konnte dennoch eine größere Varianz aufweisen, in Hinblick

1992 Ebd. Abs. 47.

1993 DAL, CDL-A/I, Sch. 343, Fasz. IX/II: Informationsbrief von Ernst Rafferzeder, 15. September 1958.

1994 DAL, CDL-A/I, Sch. 347, Fasz. IX/II: Presseaussendung Caritasheim St. Pius in Vergangenheit und Zukunft, 22. Februar 1961.

1995 Interview 61 Werkstatt, Abs. 97.

auf den dauerhaften Unterstützungsbedarf bzw. erhöhten sonderpädagogischen Förderbedarf.¹⁹⁹⁶ Zwar sollten grundsätzlich nur Kinder mit dauerhaft schwacher Schulbildungsfähigkeit aufgenommen werden, es waren aber auch Kinder darunter, bei denen das nicht der Fall war. Es wurden auch Kinder zugewiesen, bei denen eine Entwicklungsverzögerung vorlag. Manche Kinder brachten bereits Vorerfahrungen mit, die ihr Verhalten und Entwicklung beeinflusst hatten und weniger auf einen dauerhaft erhöhten sonderpädagogischen Förderbedarf schließen ließen. Ein ehemaliges Heimkind erzählte, sie habe als Kind Vernachlässigungen und Misshandlungen erlebt, was sich negativ auf ihre Entwicklung und ihr Verhalten auswirkte.¹⁹⁹⁷

Auch ein Betreuer bestätigte, dass die Zuweisung nicht immer passte: „Ich habe schon erlebt, dass Schwächere woanders hinkamen, weil wir die Versorgung nicht leisten konnten. Aber die Besseren, die hat man sich immer behalten. Die waren einfacher, die waren angepasst, haben sich eingefügt. Die haben Tätigkeiten in der Wohngruppe übernommen. Das hat ihnen auch gutgetan. Aber im Nachhinein muss man sagen, denen hat man was angetan. Aber wer wehrt sich, da kommt jemand – ich [als BetreuerIn oder Einrichtung] hab’s ja nicht bestimmt, dass der kommt – der kann helfen, mit der Wäsche, beim Mittagessen usw. Die haben auch sehr viel Hausarbeiten gemacht und waren leicht zu führen.“¹⁹⁹⁸ Einschränkung muss angemerkt werden, dass sowohl das Betreuungspersonal als auch die Einrichtungsleitung wenig Handlungsspielraum hatten, was die erste Zuweisung durch die Landessonderschule I in St. Isidor betraf, dennoch konnten sie bei falscher Platzierung eine andere Zuweisung beantragen. Jedoch kam der Wechsel nach St. Isidor, um eine höhere Sonderschulbildung zu erlangen, weniger häufig vor als Verschlechterungen z.B. durch den Wechsel in das Institut Hartheim. Nicht bedacht wurde, dass mit dem Verbleib in der S-Klasse den Kindern eine Chance auf eine bessere Schulbildung genommen wurde. Es wäre auch möglich gewesen, dass Eltern die Zuweisung in die Schwerbehindertenschule und damit nach St. Pius beeinflussten. Zwei ehemalige Heimkinder behaupteten, die Zuweisung hätte eigentlich für eine andere Schule bzw. ein anderes Heim z.B. St. Isidor erfolgen sollen, aber die Eltern hätten darauf bestanden, das Kind in St. Pius einzuschulen.¹⁹⁹⁹

1996 Siehe beispielsweise Interview 52 Heimkind.

1997 Siehe Interview 53 Heimkind, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1969-1975).

1998 Interview 61 Werkstatt, Abs. 99f.

1999 Interview 46 Heimkind; Interview 53 Heimkind.

ALLTAGSLEBEN, AUSSTATTUNG UND VERSORGUNG

Das Land Oberösterreich betrieb bis 1957 auf dem Gelände von St. Pius ein Kinderheim, und die Caritas konnte Teile des Inventars für ihre Zwecke übernehmen. Die Gebäude waren bei der Übernahme in desolatem Zustand und mussten von der Caritas renoviert werden.²⁰⁰⁰ Die ersten Kinder kamen im Oktober 1957, schon im November lebten 25 Kinder im Piusheim. Sie schliefen in großen Schlafsälen, die aus der Zeit des Landeskinderberges stammten. Die Caritasleitung versuchte von Beginn, die Fürsorgebehörde des Landes Oberösterreich davon zu überzeugen, dass sie die Kinder in Gruppen von acht bis zehn Kinder betreuen wollte und die Räumlichkeiten unterteilt werden müssten. Die Caritas habe dazu schon eigene Mittel investiert. Man bat um zusätzliche Landessubventionen für die Adaptierung der Räumlichkeiten und den Ausbau der Einrichtung, um 100 Kinder versorgen zu können.²⁰⁰¹ Die Räumlichkeiten waren zehn Jahre später noch nicht vollständig renoviert oder in kleinere Einheiten unterteilt. Einem Bittbrief von 1969 ist zu entnehmen, dass „noch ein erheblicher Teil der Zöglinge in Schlafsälen untergebracht“ sei.²⁰⁰² Auch die angestrebte Verkleinerung der Gruppen konnte nicht vollständig verwirklicht werden: noch 1980 lebten in den den Frauengruppen bis zu 15 Personen.

Grundsätzlich wurde die Ausstattung des Heimes und das Essen als gut beurteilt. Ein Heimkind, das von 1966 bis 1976 in St. Pius untergebracht war, erinnerte sich dennoch, dass es zu wenig Essen gegeben habe und es als Kind immer Hunger gehabt habe.²⁰⁰³ Schon in den Jahren des Aufbaus zeigten sich Caritasleitung und Schwestern bemüht, die Ausstattung zu verbessern. Das betrachteten sie als ein Zeichen der Fürsorge. Die jungen Männer lebten Ende der 1970er-Jahre noch in Vierbettzimmern, ihre Kästen waren am Gang untergebracht. Ein Betreuer erinnerte sich an die Situation, die immer mehr als Problem erkannt wurde: „Es gab vier Betten im Zimmer, keine oder fast keine Intimsphäre. Ein Bursche war ganz pingelig auf sein Nachtkasterl. Das konnte man nicht zusperren. Da hat er dann was eingezwickelt, sozusagen damit niemand ran kann. Das war seines, was anderes hat er nicht gehabt.“²⁰⁰⁴ Mit dem Bau der neuen Häuser gab es seit den 1980er-Jahren immer mehr Zwei-Bettzimmer und dann Ein-Bettzimmer. Frauen und Kinder waren noch länger in Zwei-, Drei- oder Vier-Bettzimmern untergebracht.

2000 DAL, CDL-A/I, Sch. 346, Fasz. IX/II: Brief Rafferzeder an die Diözesan-Finanzkammer, 16. Oktober 1957.

2001 Ebd. Brief der Caritasleitung an den Landeshauptmann Gleißner, 28. November 1957.

2002 DAL, CDL-A/I, Sch. 347, Fasz. IX/II: Presseausendung Behinderte Kinder basteln Weihnachtskrippen, 1. Dezember 1969.

2003 Interview 52 Heimkind, Abs. 10 (zeitlicher Bezug 1966-1976).

2004 Interview 60 Wohnen, Abs. 3 (zeitlicher Bezug: Ende der 1970er-Jahre).

In St. Pius gab es Fürsorge, Förderung der Begabungen und Neigungen auf der einen Seite, die Kinder und Jugendlichen konnten Musikinstrumente lernen oder Sport betreiben. Auf der anderen Seite wurden sie zur Unselbstständigkeit erzogen. In manchen Gruppen wurde ihnen das Lernen von Fertigkeiten und Handgriffen für das alltägliche Leben, wie Haare kämmen, selbstständig Zähneputzen oder auch Betten machen vorenthalten. Eine Betreuerin beschwerte sich, dass ihnen Dinge abgenommen wurden, die sie selbst hätten lernen können, stattdessen wurden sie von ihren Betreuerinnen regelrecht bedient. Die Vorstellung, die Heimkinder zu mehr Eigen- und Selbstständigkeit zu erziehen, sei bei den Schwestern nicht vorhanden gewesen und deshalb auch nicht als Aufgabe für das Betreuungspersonal gesehen worden.²⁰⁰⁵

Die Kinder und Jugendlichen besaßen sehr wenig, und das Wenige war für sie sehr wertvoll. In den Erzählungen von Heimkindern kommt immer wieder vor, dass ihnen das Betreuungspersonal ihr Eigentum vorenthielt: „Alles ist dir weggenommen worden. Schokolade. Die Bravo. Sie haben nichts gesagt. Ich weiß, was damit passierte. Es ist dann geteilt worden. Unter den anderen. Ich weiß nicht, was sie getan haben. Geschenke sind weggenommen worden. Ich wusste nicht, wo sie hingekommen sind. Geburtstage und Namenstage sind nicht gefeiert worden“²⁰⁰⁶, so die Erinnerung eines Heimkinds Anfang der 1970er-Jahre.

Die BetreuerInnen in den Kindergruppen mussten in den 1980er-Jahren noch die Räumlichkeiten selbst reinigen und Ordnung halten. Die gruppenleitende Schwester kontrollierte und beauftragte sie mit Reinigungsarbeiten, die auch ein nicht mehr erträgliches Ausmaß annehmen konnten. Es mussten die Böden, die Fenster und auch die Lampenschirme geputzt werden. Auch ein Teil der Wäsche der Kinder wurde vom Erziehungspersonal gewaschen und in Ordnung gebracht. Eine Erzieherin beschwerte sich, dass die Reinigungsarbeiten zeitraubend seien und sie von der eigentlichen Betreuungsarbeit abhielten.²⁰⁰⁷ Wer die Reinigungsarbeiten ausführte und welches Ausmaß diese annehmen konnten, war von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich. Ein Interviewpartner berichtete, dass er als junger Mann die Wohnräume gemeinsam mit den Mitbewohnern selbst geputzt habe. Ihm erschien, dass im Piusheim Sauberkeit und Ordnung wichtig waren, aber für ihn habe es ge-

2005 DAL, CDL-A/1, Sch. 34I, Fasz. IX/II: Maschinschriftliche Kommentierung von Helia Linpointner bei: Protokoll einer Heimerzieherin. In: Behinderte Menschen H. 2 (1981) 39-41, hier 40 (die folgenden Zitate ebenso sind daraus entnommen).

2006 Interview 53 Heimkind. Abs. 49 (zeitlicher Bezug: 1969-1975).

2007 DAL, CDL-A/1, Sch. 34I, Fasz. IX/II: Protokoll einer Heimerzieherin. In: Behinderte Menschen H. 2 (1981), 39-41, hier 39.

passt.²⁰⁰⁸ Ein Interviewpartner berichtete, von einem als übermäßig empfundenen Zwang zu Sauberkeit und Ordnung, der von einzelnen ErzieherInnen dazu benutzt worden wäre, sich weniger um die Betreuungsarbeit zu kümmern. Weiteres wäre der Zwang zur Sauberkeit auch als Mittel zur Disziplinierung eingesetzt worden und wurde als schikanös empfunden.

AUFSICHT, GESCHLECHTERTRENNUNG UND HAFTUNG

Als eine „gute Betreuung“ wurde umfassende Aufsicht gesehen. Das zu erfüllen war den Schwestern ein Anliegen, als sie sich für die Erhöhung des Betreuungsschlüssels in den Gruppen einsetzten. Ehemalige Heimkinder gaben an, sie hätten sich gefühlt, als lebten sie ständig unter Aufsicht und seien eingeschlossen: „Wir haben nicht rausgehen dürfen alleine. Da waren [zwei Betreuerinnen] da, die haben auf uns aufgepasst. Alles war auf Befehl. Nicht allein rausgehen, nicht auf den Spielplatz gehen alleine. Es war wie im Gefängnis. Der Nachmittag ist so vergangen.“²⁰⁰⁹ Ein ehemaliges Heimkind berichtete dennoch, sie habe am Bauernhof auf dem Gelände der Einrichtung im Stall öfters Tiere füttern geholfen.²⁰¹⁰ Diese Beispiele zeigen, dass die Umsetzung der Aufsichtspflicht von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich sein konnte. Ein Betreuer bestätigte: „Alle Gruppen sind unterschiedlich geführt worden. Was in der Gruppe gemacht wurde, welche Regeln es in der Gruppe gab, ob Bewohner alleine wo hingehen durften, etc. hing von Betreuer und Zusammensetzung der Gruppe ab.“²⁰¹¹ Es kann aber davon ausgegangen werden, dass sich nur eine kleine Zahl der betreuten Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen freier am Gelände von St. Pius bewegen durfte.

Ein Interviewpartner erinnerte sich, in den wenigsten Fällen durften sich die HeimbewohnerInnen selbst als Jugendliche oder Erwachsene ohne Aufsicht am Gelände oder außerhalb der Einrichtung bewegen. Sie waren häufig nur in der Gruppe unterwegs, gingen spazieren in der Gruppe, besuchten gemeinsam Veranstaltungen oder gingen in der Gruppe zu Fuß nach Peuerbach einkaufen. Nur BewohnerInnen mit Ausnahmeerlaubnis durften sich freier bewegen. Weibliche BewohnerInnen wurden noch strenger überwacht und es wurde ihnen weniger zugetraut als den männlichen Bewohnern.²⁰¹² Ein Interviewpartner berichtete

2008 Interview 38 BewohnerIn, Abs. 85.

2009 Interview 53 Heimkind. Abs. 26 (zeitlicher Bezug: 1969-1975).

2010 Interview 52 Heimkind, Abs 15 (zeitlicher Bezug: 1966-1976).

2011 Interview 57 Wohnen, Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1984 – Ende der 1990er-Jahre).

2012 Interview 46b BewohnerIn.

über eine ähnliche Erfahrung, als er 1975 in das Piusheim kam: „Wir sind mit der Gruppe ins Dorf, nicht allein. Wir sind spazieren gegangen in der Gruppe, ab und zu. Wir haben nichts allein machen dürfen, nur mit Aufsicht. Buben und Mädchen haben nicht gemeinsam spielen dürfen. Wir haben nicht rübergehen dürfen. Da wurden wir gestraft. Die Strafen waren Scheitelknien oder so Sachen. Die Frauen wurden noch strenger behandelt. In der Kirche war es so, eine Seite Buben, eine Seite Mädchen. Das war sehr streng. Auch als Schulkinder. Ja, damit wir nichts anstellen. Weil sie Angst hatten, wenn wir zusammenkamen, dass es zum Geschlechtsverkehr kam.“²⁰¹³ Es wurde auch von der Abgeschlossenheit der Gruppe erzählt: „Ich hatte nur Kontakt zu ein paar Bewohnern. Wir hatten nicht so eine Art Dorfgemeinschaft. Wir haben nur die Feste gehabt, da haben wir zusammengehen dürfen, sonst nie. Nie ein geselliger Abend. Nein, nur in der Gruppe bleiben. Jetzt kommt man am Donnerstag immer ein bisserl zusammen. Heute können wir uns schon gegenseitig einladen.“²⁰¹⁴

„In Pius waren sie schon sehr behütet. Und die Eltern haben sich darauf verlassen können, dass auf die Kinder [auch wenn sie erwachsen waren] geschaut wurde. Es gab und gibt den Druck von den Eltern.“²⁰¹⁵ Ein Betreuer vermutete, für viele BewohnerInnen sei Sexualität eigentlich kein Thema gewesen, weil ihnen von klein auf von den ErzieherInnen und von den Eltern eingeredet wurde, dass Sexualität schlecht sei. Das Alltagsleben sei entsexualisiert gewesen und erinnerte an das zölibatäre Leben im Kloster. Es gab auch kein Angebot für körperliche oder sexuelle (Selbst-)Erfahrungen für die Jugendlichen. Im Gegenteil, die Schwestern wollten Beziehungen verhindern, selbst wenn sie freundschaftlich waren. Im Gespräch wurde die Frage verneint, ob der Vorwurf stimme, dass St. Pius Sterilisationen vorgeschlagen oder auch durchgeführt habe. Im Gegenteil, die katholische Kirche und die Schwestern lehnten Sterilisation ab.²⁰¹⁶ Wenn Sterilisationen bei BewohnerInnen durchgeführt wurden, wollten es die Eltern und haben es auch durchführen lassen, so ein Betreuer im Bereich Wohnen.²⁰¹⁷

Bis Ende der 1990er-Jahre wurde die Geschlechtertrennung im Heim streng überwacht und eingehalten. Es gab Verdachtsmomente, dass es heimlich Paar-Beziehungen gäbe, sie konnten aber nicht bewiesen werden. Das Bedürfnis nach Be-

2013 Interview 50 BewohnerIn, Abs. 14f. (zeitlicher Bezug: 1975-Ende der 1990er-Jahre).

2014 Ebd., Abs. 30 (zeitlicher Bezug: 1971-Ende der 1990er-Jahre).

2015 Interview 62 Wohnen, Abs. 77.

2016 Ebd. Abs. 78.

2017 Interview 57 Wohnen, Abs. 21.

ziehungen wurde in St. Pius immer stärker und auch diskutiert.²⁰¹⁸ Ein Betreuer berichtet über die Situation: „Es gab eine imaginäre Linie, rechts von der Straße waren die Frauengruppen und links die Männer. Wir hatten viele Burschen, die waren sehr aktiv. Schwester [...] wollte die Durchmischung. Es gab dann eine Weisung an die Mitschwestern, entweder sie gehen diesen Weg mit oder sie gehen ins Mutterhaus zurück. Das war konsequent. Da haben wir viele Besprechungen gebraucht. Denn viele Pärchen bildeten sich so schnell, das haben wir nicht gewusst und verstanden, dass es die schon im Geheimen gab.“²⁰¹⁹ Das Zulassen von Paarbeziehungen war ein Ergebnis eines längeren Prozesses.

Die BewohnerInnen waren deshalb unter Aufsicht, so eine Erklärung, weil die Schwestern nicht nur die strikte Geschlechtertrennung sicherstellen wollten, sondern wegen der Frage der Haftung. Es fehlten in der Einrichtung Trainingsmöglichkeiten, um räumliche Orientierung und sicheres Verhalten im Straßenverkehr zu erlernen. Ein Interviewpartner erläuterte die in St. Pius herrschende Meinung: „Die Aufsichtspflicht ist aus dem Jugendwohlfahrtsgesetz. Der Auftrag vom Gesetz her lautete, dass der Träger der Einrichtung eine Grundverantwortung hat für die Menschen, weil sie die Kindeseigenschaft hatten. [...] Wir haben das dann abgestellt und gesagt, wir müssen sie stark machen, dass sie das können und wir müssen schauen, dass der Straßenverkehr langsamer ist.“²⁰²⁰ Die Aufsichtspflicht wurde bis in die 1990er-Jahre sehr ernst genommen. In den Bauten, in denen hauptsächlich Männer lebten, soll es lockerer gewesen sein.

TAGESABLAUF

Der Heimalltag war strukturiert und musste, so der Auftrag der Heimleitung an das Heimpersonal, strikt eingehalten werden. Ein Bericht der Oberin Herburga Schmid gibt Auskunft über Tages- und Jahresrhythmus der Kinder. Im Jahr 1960 waren „89 Kinder“ untergebracht. „Wir haben seh-, geh- und sprachgestörte. Die Kinder werden während des ganzen Schuljahres im Heim betreut. Kinder aus halbwegs geordneten Familien fahren in den Weihnachts-, Oster- und großen Ferien heim. Kinder mit schlechten Familienverhältnissen und jene, die niemanden haben, bleiben auch über die Ferien hier. vier geistliche Schwestern [...] weltliche Erzieherinnen und Praktikantinnen betreuen und versorgen die Kinder“. „Täglich vier Stunden besuchen die Kinder die Schule und verbringen die übrige Zeit im

2018 Interview 50 BewohnerIn, Abs. 34; Interview 57 Wohnen, Abs. 21.

2019 Interview 6r Werkstatt, Abs. 30.

2020 Interview 2c Leitung, Abs. 67 (zeitlicher Bezug: bis Anfang der 2000er-Jahre).

Heim in Gruppen. Wir haben vier Bubengruppen zu je 14 Kindern und drei Mädchengruppen zu je zwölf Kindern. An schönen Nachmittagen arbeiten die größeren Buben im Garten und die größeren Mädchen in der Küche.“²⁰²¹

Der Tagesablauf gestaltete sich 1982 (20 Jahre später) der Oberin Helia Linpointner zufolge so: „Die Gruppen umfassten zwölf bis 14 Kinder bei drei zugeteilten Betreuerinnen, wobei zwei Personen bei den Kindern waren. In der Zeit, in der die Kinder im Unterricht waren, hatten die Erzieher (zum größten Teil Frauen) frei. Die Kinder und Jugendlichen wurden um 7:45 Uhr zur Schule oder in die Therapie-Werkstätte gebracht. Von 11:45 bis 12:45 Uhr nahmen sie ihr Mittagessen in der Gruppe ein. Am Nachmittag hatten die Kinder bis 14:30 Uhr Unterricht und Therapie. Die Kinder kamen um 14:30 Uhr wieder in die Gruppe und die Jugendlichen beendeten ihre Arbeit um 16:00 Uhr. Am Wochenende blieben alle in den Gruppen. An den Besuchstagen durften die Kinder von der eigenen Familie abgeholt werden.“²⁰²² Ein Heimkind, das nicht heimfahren konnte, erinnerte in neutraler Weise an den Tagesablauf: „Aufgestanden sind wir um 6:30 Uhr. Um 8:00 Uhr läutete die Schulglocke. Um 10:00 Uhr war Pause. In der Mittagspause konnten wir heim in die Gruppen gehen. Dann bis 15:00 Uhr am Nachmittag mussten wir Hausaufgaben machen. Am Wochenende mussten wir zuerst mit den Betreuerinnen spazieren. Nachmittag mit den anderen gespielt und so Sachen. Am Sonntag in die Kirche.“²⁰²³

Eine Betreuerin, die Ende der 1980er-Jahre in St. Pius zu Arbeiten begann, erzählte, dass sich die Einhaltung der Tagesstruktur langsam gelockert habe. Aber „bis dahin war es schon strikt: zwölf Uhr Mittagessen und 17 Uhr Abendessen. Das hat sich schnell aufgeweicht bis Anfang 2000. Weil es sind viele junge [BetreuerInnen] nachgekommen. Am Wochenende wurde das ab den 2000er-Jahren schon überhaupt nicht mehr eingehalten. Wir haben das Essen geholt und gegessen, wann wir Zeit hatten und wann sie wollten. Oder wenn wir am Nachmittag Kaffee und Kuchen hatten, wollten wir nicht schon wieder um 17 Uhr Essen. Dann haben wir das Essen in den Kühlschrank gestellt. Und dann haben wir mal gejausnet. Wie ich angefangen habe, da war schon ein Umbruch.“²⁰²⁴

2021 DAL, CDL-A/1, Sch. 347, Fasz. IX/II: Auskunft von Sr. Herburga Schmid, 20. November 1960.

2022 DAL, CDL-A/1, Sch. 343, Fasz. IX/II: Schreiben von Sr. Helia Linpointner an die Oö. Landesregierung, 29. März 1982.

2023 Interview 50 BewohnerIn, Abs. 26 (zeitlicher Bezug: 1975-1985).

2024 Interview 62 Wohnen, Abs. 21.

FREIZEITGESTALTUNG

Kinder, Jugendliche und Erwachsene, selbst wenn sie „fit“ und orientiert waren, konnten sich dennoch unter ständiger Aufsicht wiederfinden. Die Aufsicht wurde im Tages- oder Wochenablauf auch mit Hilfe lückenloser Beschäftigung und Aktivitäten, organisiert durch die BetreuerInnen, verwirklicht. Ein Betreuer sagte dazu reflektierend: „Privatheit und Selbstbestimmung wird auch durch motivierte Betreuer gestört. Die Bewohner kommen müde von der Werkstatt und ein motivierter Betreuer möchte noch was tun mit ihnen. Für die Bewohner ist der Arbeitstag zu Ende, für die Mitarbeiter beginnt er erst.“²⁰²⁵ In der Freizeit dominierte bis in die 1990er-Jahre das Spazierengehen in der Gruppe. Das lange Spazierengehen wurde auch als kostengünstige Therapie zum Abbau von Stress und Aggression eingesetzt. Eine Schwester erinnerte sich an eine Situation mit einem Landesbediensteten: „Wir haben Hyperaktive gehabt und die haben einfach jemanden gebraucht, mit dem sie jeden Tag eine Stunde bis zwei Stunden spazieren gehen mussten. [...] sagte: ‚Kaufen Sie ihm ein Laufband und lassen Sie ihn rennen, aber kein Personal dafür.‘ So grauslich ist es da zugegangen.“²⁰²⁶ Nach und nach wurde das Spazierengehen von anderen sportlichen Aktivitäten ergänzt. Die Schwester bestätigte, dass das Spazierengehen „jetzt eigentlich total flachfällt. Aber das war eine Vorgabe. Ich kann mich noch erinnern, die haben fast alle Tage spazieren gehen müssen. Also, nach der Schule sind sie mit ihnen eine Runde gegangen, dann hat relativ bald der Sport angefangen, der ist sehr gefördert worden, Fußball, ein Schwimmbad haben wir dann gekriegt. Der Heimleiterin, mit der ich hauptsächlich gearbeitet habe, ist ganz wichtig gewesen, dass körperliche Aktivitäten gesetzt werden, dass sie müde werden, weil dann haben sie für andere Sachen nicht so viel Zeit. Die war voll [...] auf Aufsichtspflicht.“²⁰²⁷

Die zunehmenden Sport- und Bewegungsaktivitäten wurden 1983 strukturell im Sportclub St. Pius verankert. Die damalige Heimleiterin befürwortete den Ausbau des sportlichen Angebotes im Heim. Erstaunlicherweise durften in den 1980er-Jahren auch Männer und Frauen gemeinsam Sport betreiben. Nur im Sport war ein normalisierter Umgang von weiblichen und männlichen BewohnerInnen möglich. Der Sport förderte ebenso die Integration in die Umgebung. Ein Betreuer erzählte, es wurden Kontakte zu anderen Sportvereinen gesucht, sich in Wettkämpfen außerhalb der Einrichtung messen zu können. Der Sportclub

²⁰²⁵ Interview 60 Wohnen, Abs. 137.

²⁰²⁶ Interview 48 Schwester, Abs. 204.

²⁰²⁷ Ebd. Abs. 204.

St. Pius war im österreichischen Behindertensportverband verankert waren. Die Betreuer aus St. Pius waren im Verband als Funktionäre tätig. Die SportlerInnen aus St. Pius waren sehr erfolgreich.²⁰²⁸

Das Leben in der Gruppe und die Gleichschaltung des Freizeitprogrammes wurden zunehmend als Problem erkannt. Ein Interviewpartner bedauerte, ein Bewohner konnte nicht „einfach mal faul sein“ oder sich ausruhen. Alle in der Gruppe mussten das gleiche Tun: Haushalt zur gleichen Zeit, Essen, Fernsehen.²⁰²⁹ Das Fernsehprogramm wurde entweder vom Betreuer bestimmt oder in den „besseren“ Gruppen gemeinsam bestimmt. Eine Bewohnerin einer Frauengruppe erzählte: „Bei uns hat der Betreuer durchgeschaltet. Wir, glaube ich, mussten schauen, was der Betreuer wollte.“²⁰³⁰ Es war den BewohnerInnen lange Zeit nicht erlaubt, einen eigenen Fernseher zu haben. Ein Bewohner berichtete über subtile Formen des Widerstandes: „1985 war es eher noch so, wir hatten zwar unsere Freizeit, aber am Wochenende hat der Betreuer noch das Programm bestimmt. Wenn der Betreuer gesagt hat, wir gehen jetzt drei Stunden spazieren, dann war das so. Man kann immer sagen, es hat nicht geschadet. Aber wir haben das nicht frei entscheiden können. Es hieß, du musst! Bis 1997 war es durchaus auch noch bei mir so, dass mein Freizeitprogramm bestimmt worden ist. Da war ich um die 30 Jahre alt. Wir waren auch jung und dumm, haben provoziert und einmal am Abend, als wir spazieren gehen mussten, laut und dumm gesungen. Da sagte der Betreuer, für jeden gesungenen Kilometer gehen wir noch einen zusätzlichen Kilometer. Unser Betreuer war sehr sportlich.“²⁰³¹ In den Interviews berichteten BewohnerInnen auch von schönen Momenten und Überraschungen: „Da sind wir zwei Stunden gegangen und dann sind wir wohin, wo sie einen Griller vorbereitet haben. Hin und wieder hat es was gegeben, was überraschend war. Oder wir haben jemanden besucht. Von dem Besuch wussten wir nichts. Sie haben es vorher ausgemacht. Wir haben viele Burgen gesehen, weil ein Betreuer hat sich für Burgen interessiert. Oder viel Radtouren. Sportlich waren wir gescheit. Es ist viel Fußball gespielt worden.“²⁰³²

2028 Interview 57 Wohnen, Abs. 20.

2029 Interview 46a BewohnerIn, Abs. 93.

2030 Interview 56 BewohnerIn, Abs. 80.

2031 Interview 38 BewohnerIn, Abs. 38-39.

2032 Ebd. Abs. 52-53.

St. Pius hatte gute Verbindungen zu Pfadfindern, die sich regelmäßig trafen. So fuhren 30 Kinder und Jugendliche aus St. Pius gemeinsam mit Pfadfindern aus Grieskirchen und Ried auf ein Lager.²⁰³³ Ein Bewohner erzählte begeistert von seinen Erlebnissen mit den Pfadfindern: „Ich bin 25 Jahre bei den Linzer Pfadfinder gewesen. Da bin ich als kleines Kind schon dazu gegangen. Die haben mit uns gespielt und geratscht. Ein Kind sagte, das kann ich mir nicht vorstellen behindert zu sein und im Heim zu wohnen. Ich sagte, es ist gut, dass es einen Platz gibt, wo behinderte Kinder hinkönnen.“²⁰³⁴

LEBEN IM GLAUBEN

Die Schwestern richteten das Leben im Heim nach einem konservativ-katholischen Menschenbild aus, das vor allem auf die Einhaltung der religiösen Riten streng kontrolliert wurde. Caritasleitung und Schwestern erwarteten sowohl von den BewohnerInnen als auch von dem weltlichen Betreuungspersonal ein in diesem Sinn konformes Verhalten. Die Hinführung zum Glauben durch das Erlernen des Betens, das Wissen über den Glauben und den regelmäßigen Besuch der Messe waren im Alltagsleben sehr präsent. In einer Presseaussendung anlässlich der Erstkommunion 1969 bedankte sich Caritasdirektor Hermann Pfeiffer bei „den Lehrern und Erziehern für die große Mühe und die aufopfernde Kleinarbeit an diesen Kindern, die es möglich machten, sie zur Erstkommunion zuzulassen“. In St. Pius wurden die religiösen Feste besonders schön und aufwändig gestaltet. Der Ausübung des Glaubens konnte sich keine Wohngruppe entziehen. Der Gottesdienst war am Wochenende für BewohnerInnen und BetreuerInnen ein Pflichttermin.²⁰³⁵ Ein Heimkind erinnert sich an die religiöse Praxis in seiner Wohngruppe: „Zwei Mal in der Woche in die Kirche, einmal zum Rosenkranz, einmal Messe und an das Vaterunser beten vor jedem Essen“.²⁰³⁶

2033 DAL, CDL-A/I, Sch. 346, Fasz. IX/II: Nachricht Gillmayr, 1. Juni 1982.

2034 Interview 50 BewohnerIn, Abs. 31.

2035 Interview 38 BewohnerIn, Interview 60 Wohnen.

2036 Interview 52 Heimkind, Abs. 52 (zeitlicher Bezug 1966-1976).

5.3.5. DIE SONDERSCHULE

Mit der Gründung von St. Pius verfolgten Landesschulrat und Caritas das Ziel der stärkeren Differenzierung der schwer beeinträchtigten Kinder nach ihrer getesteten Intelligenz um sie vermeintlich besser fördern zu können.²⁰³⁷ Es wurde vereinbart, dass die Sonderschule in St. Pius als „Beschäftigungsschule für jene Kinder“²⁰³⁸ geführt werden sollte, „die für Hilfsschulen oder für die Landessonderschule St. Isidor zu schwierig sind jedoch auch keine reinen Pflegefälle darstellen.“ Als Vergleichsbeispiele wurden die „sogenannten Sammelklassen (S-Klassen) in Wien“ angeführt. Sammelklassen sind auf den Unterricht von schwerst- und mehrfach beeinträchtigten Kindern mit erhöhtem sonderpädagogischen Förderbedarf ausgerichtet.

Die Schule von St. Pius wurde von September 1958 bis September 1968 als Expositur der Allgemeinen Sonderschule I von St. Isidor geführt. Der Sonderschuldirektor von St. Isidor, Johann Fuchs, übernahm die Leitung und Aufsicht der neuen Schule.²⁰³⁹ Fuchs äußerte sich in defizitorientierter Weise über die sechs- bis 14jährigen und meinte in Bezug auf den Religionsunterricht, „wie schwierig es ist, gerade bei schwer Gestörten, sie sittlich-religiös zu erziehen. Haltlosigkeit, Triebenthemmung, geringe Ansprechbarkeit des Gefühlslebens (bes. die höheren Jahrgänge) u.a. erschweren die Aufgabe des Religionslehrers in ganz besonderem Maße.“²⁰⁴⁰

Im ersten Schuljahr (1958/59) wurden 75 Kinder in drei Klassen, im darauffolgenden Schuljahr 80 Kinder in vier Klassen unterrichtet. Die Klassen waren viel zu groß und entsprachen nicht den Vorgaben für den Sonderschulunterricht. Anfang der 1960er-Jahren wurden die Klassen verkleinert, blieben aber immer noch zu groß. Im Schuljahr 1961/62 wurden 125 Kinder in neun Klassen unterrichtet. Die Schulleitung war bemüht, die Sonderschule öffentlich bekannt zu machen, damit Eltern und öffentliche Stellen auf das Angebot in St. Pius aufmerksam wurden. So gab es bereits im Juni 1959 die erste – der jährlich folgenden – Ausstellungen von Handarbeiten der Kinder. Die Keramik- und Handarbeitsausstellungen fanden üblicherweise zu Schulende statt.²⁰⁴¹ Bald folgten auch Ausstellungen im Advent mit selbstgebastelten Weihnachtskrippen.²⁰⁴²

2037 Archiv St. Pius, Caritaszeitschriften und Rundschreiben 1968 -1972, Schreiben zur Elisabethsammlung 1969, 3. November 1969.

2038 DAL, CDL-A/1, Sch. 343, Fasz. IX/II: Aktnotiz, 12. September 1957
(die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

2039 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Schreiben von Rafferzeder an Dir. Fuchs, 8. September 1958.

2040 DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Brief von Johann Fuchs an Ernst Rafferzeder, 27. November 1958.

2041 Siehe DAL, CDL-A/1, Sch. 347, Fasz. IX/II: Auszug Presseaussendung, 12. Juni 1964.

2042 Siehe ebd. Presseaussendung Behinderte Kinder basteln Weihnachtskrippen, 1. Dezember 1969.

Die Sonderschule in St. Pius hatte seit der Eröffnung Probleme, ausgebildetes Lehrpersonal zu beschäftigen. Direktor Fuchs war „die prekäre Lage auf dem Schulsektor in Institut St. Pius“²⁰⁴³ bewusst. Er wies darauf hin, dass es für die Sonderschule schwer sei „gute Lehrkräfte für die Mitarbeit an der schwierigen Aufgabe zu bewegen.“ Fuchs informierte die Caritasleitung, dass er dem Landesschulrat die Dringlichkeit wegen dem Lehrermangel gemeldet hatte. Er wies darauf hin, dass die Schulverwaltungsbehörde Lehrpersonen senden solle, denn „es wird auch immer schwieriger, den Kindeseltern und auch den öffentlichen Stellen die Tatsache zu verheimlichen, dass optimale Unterrichtserfolge nur deswegen noch nicht erreicht werden können, weil es nicht möglich erscheint die bereits ausgebauten Lehrstellen mit voll ausgebildeten Lehrkräften zu besetzen [...]“

Mit 1. September 1968 wurde die Landessonderschule für schwerstbehinderte Kinder nach Erfüllung der Bedingungen des Oö. Pflichtschulorganisationsgesetzes von 1965 selbstständig. Sie erreichte die gesetzliche Mindestanforderung von 50 Schulkindern durchschnittlich fünf Jahre lang. Die Schulleitung wurde Schwester Herburga Schmid übergeben, die bereits als Lehrerin an der Schule wirkte. Die Zusammenarbeit zwischen Schule und Heim schien nicht die beste gewesen zu sein, denn der Bezirksschulrat merkte an, die Bestellung von Schwester Herburga „trug wesentlich zu einer Verbesserung des Klimas zwischen Heim und Schule bei.“²⁰⁴⁴ Sie blieb von 1968 bis 1975 die Direktorin.

Im Schuljahr 1967/68 wurden 142 Schulkinder in 14 Klassen von 13 Lehrenden unterrichtet, eine Klasse wurde „lehrerlos“ geführt. Der Andrang zur Aufnahme war groß, 90 Kinder waren zu dieser Zeit noch vorgemerkt. Von den 14 Lehrenden waren fünf geprüft (zwei für Sonderschule und drei für Volksschule) und acht waren ausgebildete Arbeitslehrerinnen. Sie hatten eine Ausbildung für den Unterricht von „Hauswirtschaft“ und „Werkerziehung für Mädchen“ (= Textiles Werken) an Pflichtschulen. Der Bezirksschulrat merkte kritisch an, dass die Klassengröße im Durchschnitt bei zehn bis 14 Kinder liege und damit über der Klassenschülerzahl von zehn Kindern in einer Sonderschule dieser Art. Dem Bezirksschulrat zufolge lag die Ursache am Lehrermangel im Allgemeinen und im Speziellen am Fehlen ausgebildeter SonderpädagogInnen.²⁰⁴⁵

2043 DAL, CDL-A/1, Sch. 343, Fasz. IX/II: Schreiben von Johann Fuchs an Hermann Pfeiffer, 18. Juni 1964 (die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

2044 Ebd. Schreiben des Bezirksschulrat Grieskirchen, 25. Jänner 1968.

2045 Ebd.

Auf einem pädagogischen Kongress im Jahr 1978 wurden Schule und Heim von einem in St. Pius beschäftigten Lehrer vorgestellt. Er berichtete, dass das Heim 200 Plätze hatte und mit 175 Schulkindern und 20 Jugendlichen belegt war. In die Schule gehen konnten die Kinder, bis sie ihr neuntes Pflichtschuljahr erfüllt hatten. Im Heim durften sie in Ausnahmefällen bis zum 18. Lebensjahr bleiben. Die Schulentlassenen arbeiteten in Werkstätten, diese Arbeit sei Beschäftigungstherapie. Zum Personal gehörten 70 Personen, davon waren 40 im Heim und 20 in der Schule beschäftigt. Es gab auch zwei Logopädinnen, eine Textiltechnikerin, zwei Kindergärtnerinnen, eine diplomierte Krankenschwester und eine Musiktherapeutin. Der Lehrer berichtete, die Schulklassen seien durchschnittlich mit zehn Kindern belegt. In der Schule gäbe es logopädischen Unterricht, rhythmische Erziehung, therapeutisches Schwimmen und funktionelle und therapeutische Übungen. Er wies auf weitere Angebote hin: „Manuelle Förderung (Flechten, Schneiden, Knüpfen, Weben), Arbeiten mit verschiedensten Materialien (Wolle, Stoffe, Holz, Peddingrohr, Bast, Kunststoff), Industriearbeiten, außerschulische rhythmische Betreuung: Spiele, Lieder, Gedichte. Das Orff-Instrumentarium wird intensiv in die Förderung eingebaut. Unterwassertherapie, heilpädagogisches Turnen nach Bobath“.²⁰⁴⁶ Die Schilderungen des Lehrers stellten die Einrichtung in einem positiven Licht dar, die in Kapitel 5.3.3. enthaltene Darstellung einer Heimerzieherin beschreibt die Praxis und relativiert das Angebot, insbesondere was Reichweite und Durchführung betrifft.

Eine Schwester, die bereits in den 1960er-Jahren in der Schule von St. Pius unterrichtete, erzählte über ihre Beobachtungen. Es habe aggressive Kinder gegeben oder „auch ganz verschüchterte hat es ja auch gegeben. Wenn sie entweder daheim sitzen gelassen worden sind. Nichts gemacht worden ist mit ihnen. Dann haben sie überhaupt keinen Arbeitswillen oder Arbeitshaltung gehabt. Oder sie sind schon ein paar Jahre in einer Schule mitgeschleppt worden. Das war früher nicht so, dass sie da eine Zusatzlehrkraft gehabt haben, die sind halt drinnen gesessen, mit denen ist nichts gemacht worden bzw. sie sind ausgespottet worden. Sie haben das mitgebracht und, dass das in St. Pius jetzt nicht mehr so ist, das dauert eine Zeit, bis sie das kapiert haben. [...] Also, wenn das einmal hineingegangen ist, ich bin jemand und ich kann was leisten oder ich habe Erfolg, dann hat man schon aufbauen können.“²⁰⁴⁷ In den 1970er-Jahren bekräftigte die Caritas das Ziel, den Kindern eine „sorgfältige religiöse Erziehung“²⁰⁴⁸ zukommen zu lassen und sie

2046 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Informationen für Kongressteilnehmer, 22. April 1978.

2047 Interview 48 Schwester, Abs. 94 (zeitlicher Bezug: 1963-1982).

2048 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/II: Rohrhofer (o.J, vermutlich Ende 1960er/Anfang 1970er-Jahre).

„schulisch und erzieherisch so weit zu bringen, dass sie für ein bescheidenes Leben tauglich werden“²⁰⁴⁹. Als Hauptaufgabe wurden „die Integration der behinderten Kinder in eine Gemeinschaft (Heim- und Schulgemeinschaft) und der Unterricht in den Kulturtechniken (nach schuleigenen Lehrstoffverteilungen) und im manuellen Bereich“²⁰⁵⁰ definiert. Grundsätzlich wurde die Schule von St. Pius als gut beurteilt. Die Lehrkräfte seien unterstützend und nett gewesen. Einige ehemalige Heimkinder beschwerten sich, dass sie zu wenig in der Schule gelernt hätten, sie eigentlich dort nicht hingehört hätten, und dass bei der Arbeitssuche ihr Schulzeugnis hinderlich gewesen wäre.²⁰⁵¹

5.3.6. MEDIZIN UND THERAPIE

Für die Heimkinder verpflichtete die Caritas einen Peuerbacher Allgemeinmediziner für die ärztliche Aufsicht. Bei Bedarf wurden Fachärzte aus der Region oder aus dem Krankenhaus Grieskirchen konsultiert. In Einzelfällen Primaria Margit Hochleitner, die im Kinderdorf St. Isidor eine Bettenstation für entwicklungsverzögerte und behinderte Kinder führte, hinzugezogen. In St. Pius gab es im Gegensatz zum Kinderdorf St. Isidor keine ärztliche und therapeutische Station, sondern nur ein Krankenzimmer, in der eine geistliche Schwester die Aufsicht hatte. Ein Bewohner erinnerte sich: „Wir hatten damals eine Krankenschwester. Die war krampert, also nicht sehr gefühlvoll. Die hat dir die Hände gebogen. Gefühllos war sie. Sie hat Sachen nachbehandelt. Wenn es drauf ankam, sind wir zum Arzt gegangen.“²⁰⁵² Eine Betreuerin bestätigte diese Einschätzung über die Krankenschwester und meinte: „Die war schon sehr scharf. Aber die hat so wenig Mittel gehabt. Die Bandagen haben wir gewaschen und aufgewickelt.“²⁰⁵³ Wer krank war, musste auf der Krankenstation bleiben. Während des Tages war es nicht möglich, in den Wohnräumen zu bleiben. Die Erwachsenen konnten einen Allgemeinmediziner ihrer Wahl in Peuerbach aufsuchen.²⁰⁵⁴ Eine Bewohnerin berichtete, dass in St. Pius generell weniger zum Arzt gegangen wurde: „Psychologische Betreuung hat es damals nicht gegeben. Lange nicht. Depressionen hast du halt gehabt. Na und, vergeht schon wieder

2049 Ebd.: Fünf Jahre Institut St. Pius (o. J.).

2050 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Informationen für Kongressteilnehmer, 22. April 1978.

2051 Interview 52 Heimkind (zeitlicher Bezug: ab 1976).

2052 Interview 38 BewohnerIn, Abs. 64 (zeitlicher Bezug: seit 1985-Ende der 1990er-Jahre).

2053 Interview 62 Wohnen, Abs. 68 (zeitlicher Bezug: seit 1987-Ende der 1990er-Jahre).

2054 Interview 48 Schwester, Abs. 487.

mal. In meiner Gruppe war es oft so, hinterher habe ich es erfahren, wir sind immer ohne Arzt ausgekommen. Aber frage nicht, was los war an Gewalt, psychisch und physisch, an fehlender Hygiene, da war alles da. Aber es ist immer so gegangen, dass wir keinen Arzt brauchten. Man wollte nicht nach außen gehen, sondern unter sich bleiben.“²⁰⁵⁵

1981 informierte eine Erzieherin die Öffentlichkeit, es seien in St. Pius Kinder untergebracht, bei denen weder die Ursache für die Verhaltensauffälligkeiten abgeklärt noch ein pathologischer Befund erstellt worden sei. Sie beschwerte sich, dass es für viele der in St. Pius untergebrachten Kinder keine medizinische Diagnose gäbe, sie auch kaum Therapie oder spezifische medizinische Versorgung bekämen und es an qualifizierten Personal dafür fehle.²⁰⁵⁶ Sie veröffentlichte in einem Artikel über ihre Beobachtungen in einer Fachzeitschrift: „Eine Unterwasser-Therapie ist zwar vorhanden und wird auch bei den Führungen und Besuchen gern hergezeigt, aber sie ist nicht in Verwendung. Es sind außerdem keinerlei Therapeuten im Haus, wie Sprachtherapeuten, Musiktherapeuten oder Beschäftigungstherapeuten. Die Schwester Oberin meinte auch, dass dies nicht notwendig wäre. Es gibt in diesem Heim keinen Arzt speziell für das Heim, sondern der Gemeindefarzt ist dafür zuständig und er ist, soweit ich es beurteilen kann, total überlastet. Es gibt auch keinen Psychologen im Haus und auch keinerlei Belege, woraus ersichtlich wäre, welche Art der Behinderung das Kind hat und wo man fördern und zur größeren Selbstständigkeit hinführen könnte.“²⁰⁵⁷ Die Heimleiterin widersprach: „Testergebnisse, psychologische Gutachten und ärztliche Atteste liegen bei rund 30% der Schüler und Jugendlichen vor.“²⁰⁵⁸ Zum Vorwurf der Nichtanwendung der Unterwassertherapie erklärte sie: „Nach der neuesten Erkenntnis ist die Bobath-Therapie erfolgsversprechender, deshalb werden die Kinder, für die es Fr. Prim. Dr. Hochleitner für gut fand, von Frau [...] auf diese Weise therapiert.“ Sie ergänzte, eine Sprachheillehrerin komme für die Logotherapie für zwei Tage in der Woche, zwei weitere stundenweise. Eine Schwester aus dem Haus biete Musiktherapie an und vom schulpsychologischen Dienst komme ein Neurologe und Psychiater. Jedoch konnten sich auch Heimkinder, die Ende der 1960er-Jahren und in den 1970er-

2055 Interview 46a BewohnerIn, Abs. 85 (zeitlicher Bezug: seit 1971-Ende der 1990er-Jahre).

2056 DAL, CDL-A/1, Sch. 34I, Fasz. IX/II: Protokoll einer Heimerzieherin.
In: Behinderte Menschen H. 2 (1981), 39-41.

2057 Ebd. hier 40.

2058 DAL, CDL-A/1, Sch. 34I, Fasz. IX/II: Maschinschriftliche Kommentierung von Helia Linpointner bei: Protokoll einer Heimerzieherin. In: Behinderte Menschen H. 2 (1981), 39-41, hier 40 (die folgenden Zitate ebenso daraus entnommen).

Jahre in St. Pius lebten, nicht erinnerten, dass sie während ihrer Zeit in St. Pius eine spezielle medizinisch-therapeutische Abklärung oder Behandlung gehabt hätten.²⁰⁵⁹

Der Mangel an Therapieangebote und insbesondere an einem psychologischen Fachdienst wurde in den 1980er-Jahren immer deutlicher. Ein derartiges Angebot wurde auch für die schulentlassenen BewohnerInnen immer stärker gefordert. Ein Betreuer erinnerte sich, dass die Heimleitung versuchte, die Forderungen u.a. abzuwehren und argumentiert hätte, „diese Sachen gibt es eh alle in der Schule.“²⁰⁶⁰ Er entgegnete, die Schulentlassenen hatten keinen Zugriff darauf. Eine Betreuerin berichtete, sie hätte in den Wohngruppen wenig von der Therapie mitbekommen: „Therapie ist eher über die Werkstätte gegangen. Da haben wir nicht so viel gewusst. Wir haben den Antrag gestellt, auf Logopädie oder so. Das war nicht in unserer Betreuungszeit. Das ist auch jetzt viel in der Werkstätte.“²⁰⁶¹ Die Reichweite der ärztlichen und medizinisch-therapeutischen Versorgung war bis Ende der 1990er bzw. Anfang der 2000er-Jahre in der Einrichtung unterdurchschnittlich: Es gab ein begrenztes Angebot und Barrieren im Zugang. Erst Ende der 1990er-Jahre wurde die Forderung nach psychologischer Begleitung erfüllt und ein psychologischer Fachdienst in St. Pius beschäftigt.

Ruhigstellende Medikamente wurden nicht in übermäßiger Weise eingesetzt. Eher das Gegenteil soll der Fall gewesen sein, es seien wenig, „fast gar keine“²⁰⁶² Medikamente verwendet worden, stattdessen, so eine Bewohnerin, „habe die Krankenschwester rabiante Bewohner in die Dusche gestellt und kalt abgebraust: Das war ganz normal. Auch im Winter.“²⁰⁶³ Wenn Betreute mit Aggressionen und Gewalt-handlungen gegen sich und andere reagierten, konnten sie in die psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Ein Bewohner berichtete über derartige Erlebnisse mit einem Mitbewohner: „Wir hatten schon einen im Wohnen, der unter Umständen aggressiv war und man hat Maßnahmen ergriffen, dass man ihn bändigte. Heute darf man das nicht mehr tun, man muss sofort einen Arzt holen. Der muss dann Maßnahmen wie Niederspritzen ergreifen. Damals hat man den zu zweit festgehalten, damit er mal ruhig wird. Dann ist man mit ihm ins Zimmer und hat ihn dort alleine eingesperrt, auch aus Sicherheitsgründen. Sobald der frei kam, ist er sofort

2059 U.a. Interview 53 Heimkind, Abs. 62 (zeitlicher Bezug: 1969-1975).

2060 Interview 60 Wohnen, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1978-Ende der 1990er-Jahre).

2061 Interview 62 Wohnen, Abs. 17 (zeitlicher Bezug: 1987-Ende der 1990er-Jahre).

2062 Interview 57 Wohnen, Abs. 26 (zeitlicher Bezug: 1984-Ende der 1990er-Jahre).

2063 Interview 46b BewohnerIn, Abs. 22 (zeitlicher Bezug: 1971-Ende der 1990er-Jahre).

wieder auf einen Bewohner oder Betreuer losgegangen. Man muss auch sagen, man hat den ins Zimmer gesperrt und hat dann aber einen Arzt gerufen. Der Arzt kam dann und hat dem eine Beruhigungsspritze gegeben. Der ist dann sicher zwei bis drei Mal ins Wagner-Jauregg [Psychiatrische Klinik] gekommen. Er war zwar dann wieder nach zwei Tagen da. Der hat auch, wenn man morgens in sein Zimmer ging, dem Betreuer den Radio an den Kopf geworfen. Der hatte dann eine Wunde, die verarztet werden musste. Gegen so einen hat man sich auch schützen müssen. Der hat in seiner Wut eine Kraft entwickelt, das war unwahrscheinlich. Der hat eine Bank zwei Meter weit geworfen. Dem war wurst, ob dort ein Auto steht oder ein Kind. Wir haben dann die Betreuer gerufen. Die haben den Arzt gerufen. Dann war er im Wagner-Jauregg für zwei Tage. Das war gefährlich und nicht ohne, wie der ausgerastet ist.²⁰⁶⁴ Mehrere Interviewpartner erzählten ähnliche Erlebnisse, dass betreute Menschen mit Gewalt gegen sich und andere reagierten.²⁰⁶⁵

In St. Pius wie auch in den anderen Einrichtungen wurde nicht erkannt, was die Ursache für die Gewalt war und es wurden keine nachhaltigen Lösungsvorschläge für das wiederkehrende Problem bereit entwickelt: „Es war ganz lange so, das galt auch für Hartheim und Gallneukirchen, [...], die sind in Psychiatrie gekommen und dann hat die Einrichtung gesagt, den können wir nicht mehr nehmen. Es ist nicht nur ein pädagogisches Problem. Das Dilemma haben wir heute auch noch. Die Schwierigkeit ist, dass hier Menschen, die ein aggressives Verhalten entwickeln, selbst oder fremdgefährdend sind, und die Einrichtung hier was machen muss. Die Ursache dafür kann vielfältig sein. Es kann damit zusammenhängen, dass sie [die Person] wirklich in der biologischen Funktionalität anders ist, dass die Medikamente nicht mehr passen. Es kann sein, dass sie jahrelang wo drinnen ist und einfach nicht mehr will und durch das Verhalten zeigt: ‚Ich will Veränderung‘. Es kann auch sein, dass man pädagogisch nicht mehr zurechtkommt und die Person sagen will: ‚Ich will mich nicht mehr bevormunden lassen, ich will was Anderes‘. [...] Es ist nach wie vor so, wenn so was ist, geht es in die Psychiatrie, man wird gedämpft und man kommt wieder zurück. Die Rahmenbedingungen haben sich aber nicht geändert. Die Person kommt nur gedämpft zurück. Es beginnt dann wieder. Es geht immer so hin und her, aber es werden keine Aktivitäten gesetzt.“²⁰⁶⁶ Spätestens Ende der 1990er-Jahre konnte die Landesregierung das Problem nicht mehr ignorieren, dass es von der Behindertenhilfe betreute Menschen gab, die im vorhandenen System

2064 Interview 38 BewohnerIn, Abs. 73 (zeitlicher Bezug: 1985-Ende der 1990er-Jahre).

2065 Siehe Interview 60 Wohnen, Interview 46b BewohnerIn, Interview 50 BewohnerIn, Interview 51 Werkstatt.

2066 Interview 39b extern, Abs. 16 (zeitlicher Bezug: Ende der 1990-Anfang 2000er-Jahre).

nicht versorgt werden konnten. Gemeinsam mit den Trägern wurde begonnen, die Ursachen zu ergründen und Lösungsvorschläge zu erarbeiten.

Ein Experte schilderte, dass das generelle Problem der Mangel an therapeutischer und fachärztlicher Versorgung von Menschen mit intellektuell und mehrfach Beeinträchtigungen war und ist. Aggressives Verhalten war früher für eine psychiatrische Klinik ein Aufnahmekriterium. Die Einweisung sei aber eher Ausdruck eines Systemproblems gewesen, das möglicherweise der Auslöser für aggressives Verhalten war. Die Einweisung in eine Klinik führe dazu, dass das Gesundheitssystem die Kosten zu tragen hatte, anstatt der Behindertenhilfe zusätzliches Geld für die fachärztliche (psychologisch-neurologische) Versorgung zur Verfügung zu stellen. Der Experte gab zu bedenken, dass es in Behinderteneinrichtungen noch immer zu wenig medizinische Expertise für psychiatrische Erkrankungen gäbe. Dauerhaft beigezogene Fachärzte könnten in den Einrichtungen besser betreuen, aber die Übernahme der Kosten wäre nicht gesichert. Sowohl das Land Oberösterreich als auch die Krankenkassen würden dafür kein Geld ausgeben wollen. Die Betreuung von Menschen mit intellektueller und mehrfacher Beeinträchtigung sei für den psychiatrisch-medizinischen Bereich nicht besonders attraktiv.²⁰⁶⁷

5.3.7. BESCHÄFTIGUNG IN WERKSTÄTTEN

Die Caritasleitung war davon informiert, dass in den späten 1950er-Jahren die Stadt Wien behinderte Jugendliche, die mangels Berufsmöglichkeiten noch die Schule besuchten, dem Verein „Jugend am Werk“ zur beruflichen Ausbildung und Beschäftigung übergab. Der Verein betrieb seit 1957 in ihrem Auftrag „geschlossene Werkstätten“. Dabei wurde gegenüber Hermann Pfeiffer die Bedenken geäußert, dass diese Jugendlichen „nun nicht mehr religiös erfasst“ sind, was „seine große Sorge“ sei.²⁰⁶⁸ Die Caritas in Linz nahm die Idee, selbst Werkstätten zu errichten, rasch auf.²⁰⁶⁹

Nach der Eröffnung von St. Pius beschlossen Caritasleitung und Landesfürsorgeamt, dass dieser Ort zu einer Beschäftigungs- und Pflgeanstalt für schulentlassene Jugendliche ausgebaut werden soll. Das Land wollte die Zahl der dauerhaft

²⁰⁶⁷ Interview 59 extern.

²⁰⁶⁸ DAL, CDL-A/I, Sch. 345, Fasz. IX/II: Schreiben von Albert Otteny, Österr. Korrespondenz für Heilpädagogik, in Verbindung mit dem Intern. Büro für Kindheitsfragen an Caritaspräsident Hermann Pfeiffer, 15. Februar 1959.

²⁰⁶⁹ Ebd. Rückschreiben von Ernst Rafferzeder an Albert Otteny, 16. März 1959.

Untergebrachten aber klein halten und gab der Caritasleitung den Auftrag, immer zu versuchen, die Kinder in den Ferien nach Hause zu schicken, damit „ein Teil der Kinder zur Familie zurückkehren kann. [...] Der andere Teil dieser Kinder braucht eine Bindung an ein neues Daheim. Mit beginnender Pubertät muss gesorgt werden, dass die Geschlechter getrennt werden und eine Beschäftigungsanstalt für Jugendliche und für späterhin ein Pflegeheim errichtet werden. Die Fürsorge wird den Weiterbau in dieser Richtung in jeder Weise fördern.“²⁰⁷⁰ Damit gab es eine Zusage für die Erweiterung der Zielgruppe und den Ausbau der Einrichtung.

Jährlich gab es 20 bis 30 AbsolventInnen, von denen ein großer Teil zu ihren Eltern zurückging, ein kleinerer Teil in andere Einrichtungen wie dem Diakoniewerk Gallneukirchen oder der Lebenshilfe übergeben wurde. Bei jenen, die in den Haushalt der Eltern zurückgingen, bedauerte die Caritas: „Ohne entsprechende Anregung und Beschäftigung gehen die mühsam erworbenen Kenntnisse bald wieder verloren und die ganzen Bemühungen und Anstrengungen des Instituts waren fast umsonst.“²⁰⁷¹ Weiters wurde darauf hingewiesen: „Zu bedenken ist auch, dass solche unzurechnungsfähigen Jugendlichen ohne Führung und Aufsicht eine gewisse Gefahr für ihre Umgebung bedeuten und Handlungen vollbringen können, deren Folgen nicht abzusehen sind.“ Aus diesem Grund brauche es, so die Caritasleitung, ein Heim mit Werkstätten.

Die erste Werkstatt war die „eigene Hausweberei“, die anfangs dem Schulbetrieb angegliedert war. Die Kinder lernten während ihrer Schulzeit das Weben. Diese Werkstatt muss bereits 1959 einen beachtlichen Output gehabt haben, denn Caritasleitung, Heim und Schule kamen überein, dass die erzeugten Webstücke Eigentum des Piusheim waren und von diesem weitergegeben, verkauft oder verschenkt werden durften.²⁰⁷² 1976 wurde das erste Gebäude für die Therapiewerkstätten eröffnet. Die Jugendlichen konnten nun wählen, ob sie in der Textil-Webwerkstätte oder in den neuen technisch orientierten Werkstätten arbeiten wollten. Auch Schulkindern war es erlaubt, in ihrer Freizeit in der Werkstatt zu arbeiten.²⁰⁷³

2070 Ebd. Aktnotiz Ernst Rafferzeder von Besprechung mit Landesfürsorgeamt Dir. Zemlitz, 12. September 1957 (die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

2071 DAL, CDL-A/1, Sch. 346, Fasz. IX/II: Ein brennendes Problem – Geschützte Werkstätten für Behinderte, Rohrhofer, 19. Oktober 1972.

2072 DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Aktnotiz Ernst Rafferzeder, 8. Jänner 1959.

2073 Interview 46a BewohnerIn, Abs. 56; Interview 48 Schwester, Abs. 119.

Sowohl die Arbeitsinhalte als auch die Ausstattung lagen in der Verantwortung der Werkstättenleiter, die in der Regel einen handwerklichen Beruf erlernt, aber keine pädagogische Ausbildung hatten. Einige Werkstättenleiter absolvierten in den 1980er-Jahren nebenberuflich eine einjährige behindertenpädagogische Ausbildung. In den Werkstätten arbeiteten mit einem Werkstättenleiter zwischen 10 bis 15 Personen arbeiteten mit einem Werkstättenleiter. Seit Anfang der 1980er-Jahre versuchten die Werkstätten in St. Pius Lohnfertigungsaufträge von Firmen zu erhalten.²⁰⁷⁴ Die Beschäftigten erhielten „wenig Geld, das war schon immer gedacht als Taschengeld. [...] Das war in dem Sinn nicht wirklich ein Beruf, Arbeit halt“.²⁰⁷⁵ Durch die Werkstattarbeit waren sie nicht selbst sozialversichert, sondern ihre Krankenversicherung wurde nach § 255 (7) ASVG von der Sozialversicherung der Eltern abgeleitet.

In den Werkstätten gab es keine Geschlechtertrennung, aber eher frauen- und männerdominierte Bereiche. Bei den Männern sei das Arbeitsklima schlechter gewesen, denn, so ein ehemaliger Werkstattleiter, da ist „es rauer hergegangen als bei den Frauen, dort war es sanfter.“²⁰⁷⁶ Es gab in den männerdominierten Werkstätten Mitarbeiter, die waren wenig rücksichtsvoll, sahen sich nicht als Behindertenbetreuer sondern als Vorarbeiter. Es sei ihnen vor allem um die Arbeit und Einhaltung der Arbeitsaufträge gegangen und weniger um das Bemühen um eine adäquate Betreuung der Menschen. Manche Werkstättenleiter hätten dazu auch körperliche Gewalt eingesetzt. Ein Bewohner berichtete, ein Betreuer habe oft geschlagen, und entschuldigt gleichzeitig das Verhalten als Notwehr: „Wir hatten einen Buben in unserer Gruppe, der hat auf die Betreuer hingehaut. Der nahm einen Radio und hat ihn den Betreuern nachgeworfen. Oder eine Bank vom Spielplatz bis zum Auto gezerrt. Da sagte der [Werkstättenleiter]: ‚Helft uns mal, weil dem müssen wir die Leviten lesen.‘ Der war so aggressiv, das kann man sich nicht vorstellen. Der hat einem Mädchen alles nachgehaut, dann hat er selbst gehaut. Der ist wem nachgelaufen und hat ihn mit dem Stecken gehaut. Ich weiß nicht, warum er das machte, vielleicht von seiner Familie.“²⁰⁷⁷ In dem geschilderten Fall forderte der Werkstättenleiter seine Gruppe auf, als Notwehr einer Person ebenfalls Gewalt („Leviten lesen“) anzutun.

2074 Interview 46a BewohnerIn, Abs. 56.

2075 Ebd. Abs. 60.

2076 Interview 51 Werkstatt, Abs. 42 (zeitlicher Bezug: Ende der 1990er-Jahre).

2077 Interview 50 BewohnerIn, Abs. 36.

Die fehlende pädagogische Ausbildung der Werkstättenleiter, zum Teil auch die fehlende Eignung, begünstigten eine unprofessionelle Betreuung und Rahmenbedingungen, die Gewalt förderten bzw. der Aggression von Beschäftigten wenig entgegenzusetzen konnte. Ein langjähriger Werkstättenleiter gab an, es habe bei den Werkstättenleitern unterschiedliche Herangehensweisen an die Arbeit mit behinderten Menschen gegeben. Manche haben mehr Freiräume in den Werkstätten zugelassen, manche hatten strenge Regeln. Zum Teil sei es Zufall gewesen, ob der Werkstättenleiter mit einem Beschäftigten gut zusammenarbeiten konnte oder nicht.²⁰⁷⁸ Es scheint, als habe die Zusammenarbeit mit den BetreuerInnen im Wohnbereich trotz der räumlichen Nähe und institutionellen Verflochtenheit nur bedingt funktioniert. Wohnen und Arbeit fanden an ein und demselben Ort unter ein und derselben Autorität statt, was, sofern negativ eingesetzt, eine totale Überwachung ermöglichen konnte.

5.3.8. AUSTRITT

Nach Beendigung der Schulpflicht wurden die Jugendlichen üblicherweise wieder nach Hause geschickt: „Das war damals Pflicht, wenn sie aus der Schule sind, müssen sie weg.“²⁰⁷⁹ In vielen Fällen fanden sie wieder dauerhaft Aufnahme im Haushalt der Eltern und versuchten, an ihrem Wohnort Arbeit zumeist als Hilfskraft zu finden.

Ab Mitte der 1960er-Jahre blieben einzelne Jugendliche, die sonst ohne Versorgung gewesen wären, bis 18 Jahre in St. Pius und wurden dann an einen Arbeitsplatz oder eine andere Einrichtung vermittelt. Es gab keine dem Kinderheim St. Pius nachgereichte Institution.²⁰⁸⁰ Männliche Jugendliche konnten in St. Josef einziehen, wo die Caritas neben einem Sonderkindergarten und Kleinkinderheim auch ein Heim zur beruflichen Qualifizierung für schulentlassene Buben betrieb. Junge Frauen kamen üblicherweise zur Ausbildung nach St. Elisabeth, ein Caritasheim mit Haushaltungsschule für schulentlassene Mädchen. Ein ehemaliges Heimkind berichtete, St. Elisabeth habe ihr gut gefallen. „Dort habe ich am meisten für das spätere Leben gelernt. Ich bin in die Küche gekommen, habe das Schneidern und den Haushalt machen gelernt.“²⁰⁸¹ Jugendliche mit hohem Unterstützungsbedarf

2078 Interview 61 Werkstatt, Abs. 99.

2079 Interview 46a BewohnerIn, Abs. 46.

2080 Interview 48 Schwester, Abs. 113.

2081 Interview 52 Heimkind, Abs. 26.

wurden in dauerhafte Pflegeeinrichtungen wie das Institut Hartheim, das Diakoniewerk Gallneukirchen oder das (Sonder-)Krankenhaus in Kainbach in der Steiermark eingewiesen.²⁰⁸² Einzelne kamen auch in den Pflegestationen psychiatrischer Krankenhäuser unter. Diese Möglichkeit wurde mit dem Unterbringungsgesetz (UbG) von 1990 eingeschränkt.

In den 1980er-Jahren stieg die Anzahl jener Jugendlichen und Erwachsenen, die dauerhaft im Heim wohnten und in den Werkstätten zur Arbeit gingen. Einst sollte St. Pius vor allem Schulkinder unterbringen, nun war es möglich geworden, bis zum Lebensende in der Einrichtung zu bleiben. Die BewohnerInnenstruktur änderte sich auch dahingehend, dass die Betreuten älter wurden, Neuzugänge kamen nun vor allem als Erwachsene und sie wiesen auch höhere Unterstützungsbedarfe auf. Sie konnten von ihren Eltern nicht mehr zuhause versorgt werden.

In den 2000er-Jahren wurde es Erwachsenen, die im Wohnbereich dauerhaft untergebracht waren, ermöglicht, eine eigene Wohnung zu mieten und weiterhin von der Einrichtung betreut zu bleiben. Ein Betreuer erläuterte den Prozess der De-Institutionalisierung in St.Pius: „Jene, die ausziehen wollten, sind gleich ausgezogen. Die sind dann in die Begleitung und das Training gekommen. Sie lernten Kochen, Waschen,... Sie haben schon was im Gruppenhaushalt kennengelernt. Zurückgeblieben sind jene mit hohem Unterstützungsbedarf und jene, die in der Vollversorgung bleiben wollten, weil es einfach bequem ist. Männer und auch Frauen. Die sich da so verbunden fühlen. Sie sind jetzt alle alt.“²⁰⁸³

5.3.9. GESCHICHTEN AUS ST. PIUS

„Eine rigide Pädagogik, die unerträglich war“

Ein Caritasmitarbeiter mit Leitungsfunktion erklärte, schon die Anordnung der Gebäude spiegle die Abgeschlossenheit der Einrichtung wider, es erscheine wie ein „kasernenartiges Gebilde“ angelegt und stehe damit im „Widerspruch zur Integration in die Gemeinschaft“²⁰⁸⁴. Die Heimleitung versuchte zwar, Kontakt mit der Außenwelt herzustellen, dieser sei aber eher punktuell gewesen. Die Caritasleitung und die Schwestern verwendeten den Begriff der „Heimfamilie“,

2082 Interview 39b extern, Abs. 15.

2083 Interview 62 Wohnen, Abs. 55.

2084 Interview 2c Leitung, Abs. 30.

der sich sowohl auf die betreuten Menschen als auch auf die BetreuerInnen bezog. Ein Betreuer sagte: „Wir Betreuer fühlten uns hier daheim und waren auch verwurzelt“.²⁰⁸⁵ Ein langjähriger Caritasmitarbeiter erläuterte das Selbstverständnis von St. Pius: „Wir sind eine Familie. Das war der Kernpunkt der Pädagogik: ‚Wir sind wir – da geht es ihnen gut. Hier sollen sie bleiben können. Wir bieten ihnen alles.‘ Nur müssen sie reinpassen und wenn sie nicht passen, dann biegen wir die behinderten Menschen. Auch bei den BetreuerInnen war es so.“²⁰⁸⁶

In St. Pius sind Fälle dokumentiert, die Gewalt und sexuelle Übergriffe aufzeigten. In der Betreuung Gewalt anzuwenden, wurde von den Schwestern verboten, dennoch herrschte in einzelnen Gruppen bis Ende der 1990er-Jahre ein Klima der Gewalt, das als unerträglich beschrieben wurde. Das Betreuungssystem in St. Pius konnte Gewalt wenig hemmen und nicht verhindern. Ein ehemaliges Heimkind gab an, von Mitte der 1960er- bis Mitte der 1970er-Jahren Gewalt erfahren zu haben und berichtete, eine ca. 40-jährige geistliche Schwester habe sie, wenn sie eine Aufgabe nicht richtig erledigt habe, auf den Kopf, ins Gesicht und auf den Hintern geschlagen. Die Schwester habe sie an den Haaren gezogen und auf den Balkon gesperrt. Sie gab aber auch an, die zweite Gruppenbetreuerin, die sie mögen hat, hat derartiges nicht getan. Sie sei dann in eine andere Gruppe gekommen, wo es ihr gut gegangen sei.²⁰⁸⁷

Die Heimpädagogik schuf ein Klima, in dem Übergriffen wenig entgegen gesetzt werden konnte. Fehlende professionelle Ausbildung und eng vorgegebene Strukturen förderten die Gewalt in der Betreuung. Die Spiel- und Freiräume waren begrenzt, weil die vorgegebenen Heimstrukturen einzuhalten waren. Die BewohnerInnen und BetreuerInnen hatten sich anzupassen. Das von den Schwestern vorgegebene rigide Wertesystem war konservativ paternalistisch ausgerichtet und hierarchisch gesteuert.²⁰⁸⁸ Es förderte „eine rigide Pädagogik, die unerträglich war. Eine Systempädagogik: menschenfeindlich, freiheitsfeindlich. Aber allgemein anerkannt. Auch von den Kontrollorganen [des Landes OÖ.]. Die Bedürfnisse der Betroffenen wurden nicht wahrgenommen,

2085 Interview 57 Wohnen, Abs. 12 (zeitlicher Bezug: 1980er-1990er-Jahre).

2086 Interview 2c Leitung, Abs. 29 (zeitlicher Bezug: bis Ende der 1990er-Jahre).

2087 Akten Ombudsstelle der Diözese Linz der Kommission gegen Missbrauch und Gewalt, Falldokumentation St. Pius 2, 2017.

2088 Interview 39b extern, Abs. 3 (zeitlicher Bezug: bis Ende der 1990er-Jahre).

quasi ‚ich weiß schon, was die brauchen‘.²⁰⁸⁹ Das Ausmaß der Fremdbestimmung und Abhängigkeit war sehr groß. Die BewohnerInnen wurden zur Unselbständigkeit erzogen.

„ALLES AUF BEFEHL“ UND DAS SCHWEIGEN DER HEIMKINDER

Die Auffassungen von „guter“ Betreuung konnten wegen des fehlenden Konsenses bei Teambesprechungen, bedingt durch den unterschiedlichen Ausbildungsgrad der BetreuerInnen, sehr voneinander abweichen. Die Erinnerungen von Heimkindern zeugen davon, dass in manchen Gruppen ein kinderfeindliches Klima herrschte und Vorgaben, wie z.B. das Essen oder Ausruhen mit Härte und Strenge durchgesetzt wurden.

Ein Heimkind, das von 1969 bis 1975 in St. Pius lebte, erinnerte sich an folgende Episoden: „Meine Haare waren immer kurz, die hat man nie länger haben dürfen. Es war alles auf Befehl. Der Druck, man war so unterdrückt. Und immer Befehle. Selber hat man nichts sagen dürfen. Keine eigene Meinung hat man sagen dürfen. Keine. Alles war auf Befehl, wie beim Bundesheer. Immer mussten wir beten, in der Früh und am Abend.“²⁰⁹⁰ „Nach der Schule mussten wir Pause machen. So hinlegen. [Es wird vorgezeigt: die Arme im Kreuz auf den Tisch und den Kopf hineinlegen] Ohne links, rechts schauen. Es sind alle gleichbehandelt worden. Die Behinderten haben halt nicht reden können. Sie mussten auch im Winkel stehen. Wenn sie im Rollstuhl saßen, dann im Rollstuhl hinsetzen. Sie [die Betreuerin] hat nur geschrien. [...]“²⁰⁹¹ „Wer nicht essen wollte, dem wurde es reingeschoben. Wer sich übergeben hat, der musste das wieder essen. Zum Beispiel: Einmal war ich zuhause. Als ich wiederkam, hatte ich Heimweh und konnte nicht essen. Sie schrie: ‚Iss! Iss jetzt!‘ Ich sagte: ‚Ich kann nicht essen.‘ Sie packte mich und hat das Essen hineingeschoben. Ich habe es erbrochen, sie hat es wieder reingeschoben. Ich vergesse das nicht. Solche Sachen kann man nicht vergessen.“²⁰⁹² „Die Behinderten haben viel geweint. Liebe hat es keine gegeben. Man hat die Kinder nicht in den Arm genommen. Man hat die Kinder ausweinen lassen. Ich habe auch sehr viel geweint, weil warum, warum. Ich hatte auch schon in der Jugend eine Depression. Als du dann dagestanden bist mit nichts. Ich habe mich nicht wertvoll gefühlt.“²⁰⁹³

2089 Interview 2c Leitung, Abs. 65-66 (zeitlicher Bezug: bis Ende der 1990er-Jahre).

2090 Interview 53 Heimkind. Abs. 5 (zeitlicher Bezug: 1969-1975).

2091 Ebd. Abs. 25.

2092 Ebd. Abs. 30.

2093 Ebd. Abs. 52.

Es stellt sich die Frage, ob sich BewohnerInnen, die in St. Pius in einem gewalttätigen Umfeld leben mussten, wehrten konnten. Eine Betroffene reflektierte über das Schweigen der Kinder, der Jugendlichen und Erwachsenen und argumentierte, sie hätten sich nicht getraut zu reden und es habe auch keiner wissen wollen. Viele BewohnerInnen hätten sich nicht verbal ausdrücken können. Die Gewalt „ist brutalst totgeschwiegen worden. Nicht nur Frauen, sondern auch Männer können davon erzählen, wie brutal sie von den Schwestern behandelt wurden. Als Kind sowieso, auch als Jugendliche. Körperlich. Sexuelle Gewalt war auch im Spiel. Wir konnten nirgends hin. Es ist immer so geredet worden, dass wir die Bösen seien. [...] Wir hätten sowieso nicht, es hätte uns auch nie wer was geglaubt. Bei den Eltern haben die Betreuer immer Sachen zusammengeredet, die nicht stimmten. [...] Weil sie sagten über mich bei meinen Eltern: „So frech, so böse, so ein abgedrehtes Luder. Sie ist unmöglich, folgt sowieso nicht, macht immer das Gegenteil. [...] Oder die Betreuer sagten: „Es passt alles, es gibt nichts, außer dass sie hie und da so deppert herumspinnt. Keiner hat hinterfragt, was da eigentlich los ist.“²⁰⁹⁴

SEXUELLE ÜBERGRIFFE ZWEIER LEHRER (1964-1965)

Über einen Lehrer, der als Sonderschullehrer in St. Pius gearbeitet hat, holte die Caritasleitung im Dezember 1957 Informationen ein und hielt fest: „Er hat sich bisher um die Kinder im Piusheim in keiner Weise interessiert, obwohl sie ihm öfter bei Spaziergängen begegnet sind.“²⁰⁹⁵ Die Caritasleitung mokierte sich über ihn, er zeige „keinerlei Interesse an den Sonderschulproblemen“. Eine weitere negative Stellungnahme wegen seiner religiösen Einstellung gab es 1961, der ehemalige Kooperator von Peuerbach informierte die Caritasleitung, er habe sich „seinerzeit als Erster für das St. Piusheim gemeldet und sich auch die anderen Lehrkräfte ausgesucht wie sie zu ihm passen und sie auch hingebacht. Er war früher HJ-Führer und dieser Geist steckt noch in ihm. Er erwartet sich und arbeitet selbst darauf hin, dass er eine führende Stelle bekommt. Dies wäre für das Heim und für die Schule sehr schlecht. Er passt nicht in ein selbes Haus.“²⁰⁹⁶ Unabhängig davon wurden seine Leistungen im Unterricht vom Bezirksschulinspektor nur mit „gut“ bewertet, während seine KollegInnen weit bessere Bewertungen bekamen.²⁰⁹⁷

2094 Interview 46b BewohnerIn, Abs. 37-38 (zeitlicher Bezug: 1971 bis 1990er-Jahre).

2095 DAL, CDL-A/1, Sch. 343, Fasz. IX/II: Aktnotiz von Ernst Rafferzeder, II. Dezember 1957 (die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

2096 Ebd. Vermerk, Vorsprache von Rudolf Wiesmayer, Kooperator in Enns, 4. April 1961.

2097 Ebd. Schreiben des Bezirksschulrat Grieskirchen, 25. Jänner 1968.

Im Februar 1964, so eine Zeitungsmeldung, wurden der stellvertretende Direktor der Sonderschule in St. Pius, der oben genannte Lehrer, und ein Lehrerkollege am 29. Jänner 1964 vom Dienst suspendiert. Die beiden wurden des sexuellen Missbrauchs von Schulkindern verdächtigt, die Gendarmerie ermittelte.²⁰⁹⁸ Zuvor berichtete die Zeitung schon: „Es handelt sich um Sittlichkeitsdelikte, die schon seit längerer Zeit Gesprächsthema in der Bevölkerung waren und in die die beiden suspendierten Lehrkräfte, die sich auf freiem Fuß befinden, verwickelt sein sollen.“²⁰⁹⁹ Eine andere Zeitung schrieb gar vom „Verdacht der Notzucht, der Schändung und der Unzucht wider der Natur“²¹⁰⁰.

Schuldirektorin Schwester Herburga sowie alle Schwestern waren außer sich und arbeiteten eng mit den ermittelnden Stellen zusammen. Die Caritasleitung verfolgte sowohl die Berichterstattung als auch den Prozess der Untersuchung genau und war an der Aufklärung interessiert.²¹⁰¹ Die Caritasleitung intervenierte erfolgreich als sie erfuhr, dass ein Freund eines Verdächtigten die ärztliche Untersuchung durchführen sollte.²¹⁰² Sie war informiert, dass sich ein Verdächtiger einen Anwalt genommen hat und dass der zweite „nach einem Selbstmordversuch unter besonderer Beobachtung steht“²¹⁰³. In den Akten fand sich folgende Information über den als unglücklich eingeschätzten Einvernahmeprozess:²¹⁰⁴ Schon am 27. Februar 1964 begann der Bezirksrichter mit der Einvernahme der Kinder im Institutsgebäude. Er ließ sich die Kinder allein und einzeln ins Sprechzimmer rufen. Da er nicht fertig wurde, wollte er am nächsten Tag nochmals zur Einvernahme kommen. Er ließ aber anrufen, dass er keine Zeit habe und die Kinder zu ihm auf das Bezirksgericht nach Peuerbach kommen sollen. Schwester Herburga war skeptisch, traute sich aber nicht, der Anweisung zu widersetzen. Über den weiteren Hergang wurde berichtet: „Stundenlang mussten die Kinder im kalten Vorhaus des Gerichtsgebäudes warten, da jedes einzelne Kind längere Zeit befragt wurde. Sr. [...], welche die Kinder begleitete, sagte, dass die Kinder sehr unter der Kälte litten und ihre Aussagen deswegen und auch wegen der langen Wartezeit in der fremden Umgebung sicher ungünstig beeinflusst wurden.“

2098 Ebd. Was geht im Sankt-Pius-Heim vor? In: Neue Zeit, 7. März 1964.

2099 Ebd. Geheimnisse um das St. Pius-Heim. In: Neue Zeit, 27. Februar 1964.

2100 Ebd. Sittenskandal in Peuerbach. Weg mit solchen Lehrern! In: Echo, 13. März 1964.

2101 Ebd. Schreiben zw. Caritasleitung und den Schwestern.

2102 Ebd. Mitteilung von Sonderschuldirektor von St. Isidor Johann Fuchs, 27. Februar 1964.

2103 Ebd. Mitteilung, 2. März 1964 (die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

2104 Ebd. Mitteilung an Hermann Pfeiffer, o.A. 6 März 1964.

Im September 1964 oder 1965 informierte die Schuldirektorin Schwester Herburga den Caritasdirektor Hermann Pfeiffer entrüstet, dass die „beiden Lehrer freigesprochen sind“²¹⁰⁵. Sie schrieb: „Fachl[ehrer] [...] mangels an Beweisen, [Lehrer] [...] auf Grund seiner geistigen Unzurechnungsfähigkeit.“ Aus dem Briefverkehr zwischen Schwester Herburga und Hermann Pfeiffer geht hervor, dass die Schwestern weder an die Unschuld des einen, noch an die Unzurechnungsfähigkeit des anderen glaubten und sie auf keinen Fall einverstanden waren, dass der freigesprochene Lehrer, der wieder in St. Pius zu arbeiten beginnen wollte, an die Schule zurückkehrte. Dennoch bewarb sich der ehemalige stellvertretende Direktor im Jahr 1970 wieder für eine Lehrerstelle in St. Pius. Seine Wiedereinstellung wurde vom Bezirksschulrat befürwortet, aber von den Schwestern abgelehnt.²¹⁰⁶ Genauere Informationen über den Fallverlauf und über das Ausmaß des sexuellen Übergriffes konnten nicht eruiert werden. Der Fall zeigt aber, dass sowohl die Caritasleitung als auch die Schwestern dem Verdacht nachgingen, mit öffentlichen Stellen kooperierten und an der Aufklärung sehr interessiert waren.

Neben dem gerichtlichen Untersuchungsverfahren wurde noch ein Verfahren bei der Disziplinarkommission beim Bezirksschulrat Grieskirchen gegen die zwei Lehrer eröffnet. Laut dem Bezirksschulrat wurde die Suspendierung am 29. Jänner 1964 ausgesprochen. Die Disziplinarkommission entschied: Der „Verdacht, sich an den Kindern der Expositur vergangen zu haben, bestätigte sich bei VHL [...], [...] wurde aus Mangel an Beweisen freigesprochen“.²¹⁰⁷

DAS ISOLIERKAMMER (1980-1981)

Eine ehemalige Erzieherin, die von September 1980 bis Dezember 1981 in St. Pius beschäftigt war, thematisierte öffentlich die Rückständigkeit des Heimes. Die junge Frau hatte zuvor den 1978 gegründeten viersemestrigen Lehrgang zur Ausbildung für SondererzieherInnen am Bundesinstitut für Sozialpädagogik in Baden absolviert. In St. Pius war sie zuerst in einer Bubenfamilie tätig und dann als Springerin mehreren Gruppen zugeteilt. Sie hatte somit einen umfassenden Einblick bekommen. Sie wurde per eingeschriebenen Brief mit 1. Jänner 1981 von der Heimleiterin ohne Angabe von Gründen gekündigt.²¹⁰⁸

2105 Ebd. Schreiben Sr. Herburga an Hermann Pfeiffer, 6. September 1964 (eher 1965).

2106 Ebd. Mitteilung an Hermann Pfeiffer, 18. November 1970.

2107 Ebd. Schreiben des Bezirksschulrat Grieskirchen, 25. Jänner 1968.

2108 DAL, CDL-A/1, Sch. 341, Fasz. IX/11: Brief der Erzieherin an Fr. [...] (Caritas), 30. April 1981.

Die Erzieherin glaubte, dass sie gekündigt wurde, weil sie Missstände wie unter anderem „das Isolierkammerl“ ansprach. Die Heimleiterin hatte es Anfang der 1980er-Jahre eingerichtet, worüber sich die junge Erzieherin beschwerte. Die Erzieherin informierte Caritassekretär Höfler über die Situation in St. Pius, der einen Vermerk verfasste: „Die Art, wie Sr. Oberin mit den Leuten umspringt, ist jedoch nicht in Ordnung. Fr. [...] berichtete dann, dass es unter den jungen Erziehern ziemlich gärt. Sr. Oberin wächst nach ihrer Meinung die Sache über den Kopf, aber anstatt sich helfen oder beraten zu lassen, versucht sie einfach mit Anordnungen und unklugen Handlungen weiterzuagieren.“²¹⁰⁹ Höfler hielt fest, die Erzieherin hätte ihm erzählt, in St. Pius gäbe es viel zu wenig ausgebildete ErzieherInnen, und einen ungeheuer schnellen Wechsel im Personal. Das Engagement des Personals würde durch die Schwestern gebremst werden, und Schulkinder würden in der Freizeit arbeiten, als Beispiel wurde „Patronen einfüllen“ genannt. Höfler hält weiter über das Gespräch mit der Erzieherin fest: „Was die Erzieher am meisten stört und empört ist das von Sr. Oberin vor einiger Zeit eingerichtete „Isolierkammerl“. Es wurde dann in Beruhigungszimmer und dann in Krankenzimmer umbenannt. Dieses Kammerl ist mit einem Klappbett ausgestattet, der Teppichboden geht auch noch gut einen Meter die Wand hinauf, das Licht kann nur von außerhalb des Zimmers eingeschaltet werden, das Fenster kann nur gekippt, nicht aber geöffnet werden. Hineinkommen Kinder, die ‚schlimm‘ waren zur Beruhigung. Sie weiß, dass Sr. Oberin tatsächlich schon Kinder über Nacht dort hineingegeben hat.“ Die Erzieherin wies Höfler zufolge darauf hin, dass das Isolierkammerl auch von den anderen Erziehern „für nicht nötig“ empfunden wurde. Am Ende beschwerte sich die Erzieherin noch über Pater [...], „dessen Gottesdienste furchtbar langweilig für Kinder und Erzieher sind. Die Kinder verstehen sicher kein Wort von seinem Gemurmel“.

Die junge Erzieherin informierte die Caritasleitung nochmals im April 1981 mit einem Brief über das „Isolierkammerl“ und legte Fotos des Raumes bei. Die Fotos zeigen einen verdunkelten Raum mit einem Klappbett, einer Matratze ohne Leintuch und mit Plastikunterlage und eine Decke sowie einen Tisch mit Sessel.²¹¹⁰ Ein zu dieser Zeit beschäftigter Betreuer bestätigte das Vorhandensein des Zimmers, sagte aber: „Das Isolierkammerl war ganz kurz. Oben in der Wohngruppe 14. Es waren da schon einzelne Leute drinnen. Früher hat man dazu Time-out-Raum gesagt. Wenn einer derart aggressiv, fremd- und selbstverletzend war. Aber da haben die Mitarbeiter gesagt, dass das nicht mehr zeit-

2109 Ebd. Vermerk. Institut St. Pius – Schwierigkeiten, H. Höfler/[...], 6. Februar 1981 (die folgenden Zitate sind ebenso daraus entnommen).

2110 Ebd. Brief der Erzieherin an Fr. [...] (Caritas), 30. April 1981. Die Fotos sind dem Brief beigelegt.

gemäß ist. Es hat aber sicher manche betroffen.“²¹¹¹ Der Betreuer versicherte, es sei bald wieder abgeschafft worden.

In der Zeitschrift „Behinderte“ 2/1981 erschien ein dreiseitiger Artikel über die Erfahrungen und Beobachtungen der gekündigten Erzieherin. Im Artikel mit dem Titel „Protokoll einer Heimerzieherin“ stellt sie sich zunächst selbst vor, beschreibt dann die Ausstattung des Heimes und die Struktur der Betreuung. Sie informiert die Leserschaft, dass es 1981 zwei Gruppen für schulentlassene männliche Jugendliche mit jeweils zehn Personen und vier Betreuern gab, außerdem acht Gruppen für Schüler und sieben Gruppen für Schülerinnen. Die schulentlassenen weiblichen Jugendlichen waren in die Schülerinnen-Gruppen integriert. Eine Gruppe umfasste neun bis 14 Schulmädchen und Jugendliche mit zwei, manchmal drei Betreuerinnen. Die Erzieherin wies darauf hin, dass das Betreuungspersonal „größtenteils keine Ausbildung in der Kinderbetreuung oder Sonderpädagogik o.ä.“ habe. Wenige waren Kindergärtnerinnen oder hatten Kurse besucht. Eine „individuelle Zuwendung, Betreuung oder Förderung ist nahezu unmöglich“. Die BetreuerInnen, vor allem waren es Frauen, hätten ebenso die Wäsche zu versorgen und die Gruppenräume in Ordnung zu halten und zu reinigen. Die Kinder konnten mithelfen, was für die Erzieherin als gut empfand, zum Teil wurde den Kindern aber vieles, wozu sie eigentlich fähig wären, abgenommen, und sie wurden zur Unselbständigkeit erzogen. Als sie die Heimleiterin auf Missstände aufmerksam machte, habe diese gesagt: „Ja, das ist immer schon so gemacht worden“ und sie würde es auch nicht anders machen.“ Die Erzieherin beschwerte sich, dass bei den Kindern keine medizinische Diagnose vorlag, sie auch kaum Therapien oder spezifische medizinische Versorgung bekamen und es dafür an qualifiziertem Personal fehlte. Das Engagement des Erziehungspersonals würde durch das Fehlen von Mitteln oder Hürden eingedämmt. Man habe auch wegen der Gruppengröße kaum Zeit, sich mit einzelnen Kindern oder Jugendlichen zu befassen. Es gäbe keine Privatheit und keine Möglichkeit zum Rückzug. Die Zimmer seien lieblos eingerichtet, karg und wenig einladend. Die Erzieherin erläuterte, die Kinder besäßen zum Teil nichts Persönliches. Wenn sie Kuscheltiere hatten, würden ihnen diese zur Strafe gerne weggenommen. Wenn Besuch kam, mussten die HeimbewohnerInnen „immer vorsingen und vorspielen. Den Kleineren machte das wenig aus, aber die Größeren [...] die gingen oft mit ziemlichen Widerwillen hin. [...] Ein Bursch sagte einmal zu mir sinngemäß, er habe Angst vor so vielen Leuten zu singen und er kommt sich vor wie in einem Zoo. Er mag nicht, wenn immer so viele Leute kommen. [...] Leider wird viel zu wenig Wert darauf gelegt, dass der Behinderte lebenspraktische Fähigkeiten erlernt.“ Es gäbe zwar einen Garten, aber die Bewoh-

2111 Interview 60 Wohnen, Abs. 81.

nerInnen seien nicht dazu eingeladen, mitzuarbeiten oder Essen selbst zuzubereiten. „Es wird strengstens Wert darauf gelegt, dass Burschen und Mädchen nicht zusammenkommen. Sie sind zwar in der Schule zusammen und auch in der Werkstatt, aber dass man miteinander eine Freizeitgestaltung plant und durchführt, das ist nicht sehr erwünscht. Den Behinderten wird vielmehr ein Schuldgefühl eingeredet. Einmal sagte ein Bursch zu mir: ‚Ja, die Schwester Oberin hat einmal zu mir gesagt, wenn man eine Freundin hat, dann ist man dumm‘.“ Die Erzieherin fasste zusammen: „Die Kinder und Jugendlichen leiden in den Anstalten am meisten unter der Gruppengröße, unter der wenig individuellen Behandlung und persönlichen Zuwendung. Die Jugendlichen leiden vor allem unter sexuellen Schwierigkeiten und dem Mangel an Menschen, die sie in dieser Hinsicht verstehen und ihnen helfen können, diese Schwierigkeiten zu meistern. Sie leiden vor allem auch unter dem Abgeschobensein und dem Vorgeführtwerden vor Besuchern.“ Auch die Schule wurde von der Erzieherin kritisiert: „Die Kinder lernten Rechnen und Schönschrift, aber nicht alltagspraktische Fähigkeiten wie der Umgang mit Geld oder das Lesen der Uhrzeit.“ Die Kopie des Artikels kommentiert – wahrscheinlich von der Heimleiterin – wurde in den Akten der Caritas gefunden.

Eine Schwester erinnerte sich an die Erzieherin. Sie vermutete, der Grund der Kündigung wäre ein anderer gewesen: „Da ist es um einen Burschen gegangen, der sich in eine Betreuerin verliebt hat, und der [...] wollte er Selbstmord machen oder wollte er hinunterspringen. Irgendwas war und da kann ich mich noch erinnern, die Betreuerin ist dann entlassen worden und da ist auch ein Artikel drinnen gestanden, der hinten und vorne nicht gestimmt hat.“²¹¹²

ZWISCHEN RÜCKSTÄNDIGKEIT UND MODERNISIERUNG (1999-2000)

Der Landtagsabgeordnete der Grünen, Gunther Trübswasser, ein Rollstuhlfahrer und Mitglied der Selbstbestimmt Leben Bewegung²¹¹³, erstattete im September 1999 bei der Staatsanwaltschaft Wels Anzeige über die ihm berichteten Zustände. Die Anzeige basierte auf Unterlagen und Darstellungen, die dem Politiker vom Werkstättenleiter zur Kenntnis übermittelt wurden. Einen Teil der Unterlagen hatte der neu gegründete Bewohnerrat, der mit Unterstützung des Werkstättenleiters

2112 Interview 48 Schwester, Abs. 475. Im Zuge der Recherche wurde versucht, die ehemalige Erzieherin zu kontaktieren um sie zu befragen, die Kontaktaufnahme wurde trotz mehrmaliger Versuche verweigert.

2113 Die Selbstbestimmt Leben Bewegung ist eine Graswurzelbewegung der Neuen Sozialen Bewegungen. Sie orientiert sich an den Menschenrechten und in Österreich seit den 1970er-Jahre zu beobachten. Mitglieder der Selbstbestimmt Leben Bewegung fordern die Gleichstellung von behinderten Menschen und die Durchsetzung aller ihrer BürgerInnenrechte.

entstanden war, erstellt. Der Bewohnerrat wurde – kurz nachdem in St. Pius ein Betriebsrat eingesetzt wurde – gegründet. Er wollte ähnliche Funktionen für die BewohnerInnen wie die betriebliche ArbeitnehmerInnenvertretung übernehmen. Die Heimleiterin Schwester Hiltrud Bittermann stand sowohl dem Betriebsrat als auch dem Bewohnerrat wohlwollend gegenüber. Sie hatte zu dieser Zeit bereits einen Modernisierungsprozess eingeleitet, er vorerst nur in ausgewählten Bereichen zum Tragen kam, da nicht alle (weltlichen und geistlichen) MitarbeiterInnen diesen unterstützten.

Die BewohnerInnen, die sich im Bewohnerrat engagierten, sahen eine Chance, ihre Beobachtungen und Wünsche, wie das Leben in St. Pius geregelt sein sollte, weiterzutragen. Sie erstellten eine Liste mit 14 Punkten, wo sie als Bewohnervertreter in Zukunft mitbestimmen wollten. In der Liste wurden Themen angesprochen, bei denen sie Handlungsbedarf im Alltag sahen (z.B. „3. Wir wollen mitbestimmen, dass unser Lebensstandard verbessert wird. Es gibt einen Rückstand gegenüber anderen Einrichtungen, z.B. Schlüsselberg – Fernseher“²¹¹⁴ oder „4. Wir wollen mitbestimmen bei den Regeln, die für Liebespaare gelten“). Ein Konflikt eskalierte um jene Punkte, die Gewalt, sexuelle Übergriffe oder für sie untragbare Zustände zum Inhalt hatten. Sie führten zu Diskussionen und Handlungen, die das Klima in der Einrichtung anheizten. Der Politiker und der Werkstättenleiter nahmen die angesprochenen Themen als tatsächliche Zustände in der Einrichtung wahr. Beispielsweise erläuterte der Werkstättenleiter die Punkte 10, 11, 12 und 13: „Wenn Bewohner von Betreuern verletzt werden, wollen wir gemeinsam mit dem Wohnleiter eine sinnvolle Lösung erarbeiten. Da steht, dass Gewalt passiert. Da steht, wir wollen bei sexuellen Misshandlungen ernst genommen werden. Wir wollen aufgeklärt werden vor einer Operation. Weil da ist eine Frau sterilisiert worden. Da sind Sachen angesprochen worden, die zum Handeln oder zum Unter-den-Teppich-kehren auffordern. Wir wollen, dass niemand gezwungen wird andere Leute zu betreuen. Die mussten zum Teil Leute betreuen.“²¹¹⁵

Zwischen September 1999 und April 2000 erfolgten mehrere Treffen zwischen dem Politiker Gunther Trübswasser, dem Bewohnerrat, der Heimleitung und der Caritasleitung. Der Politiker und die Caritasleitung vereinbarten, die Staatsanwaltschaft ermitteln zu lassen. Mitte April 2000 wurde kolportiert, dass die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Wels zurückgelegt wurde. Trübswasser ver-

2114 Bewohnervertretung Protokoll der Sitzung vom 23. Juli 1999.

2115 Interview 51 Werkstatt, Abs. 25.

deutlichte, dass unter anderem Vorwürfe von sexuellen Übergriffen, Freiheitsberaubung, Sterilisation und körperlichen Misshandlungen im Raum standen.²¹¹⁶ Die medialen Beiträge bezogen sich dann auf folgende Themen: die Bezahlung auf Taschengelddbasis und fehlende sozialversicherungsrechtliche Absicherung, die Übernahme der Sachwalterschaft durch BetreuerInnen, Freiheitsberaubung, körperliche Gewalt als Erziehungsmittel, generell Gewalt in allen Formen, Einschränkung der Arbeit des Bewohnerrates, Zwangssterilisation und die Geschlechtertrennung bzw. das Nichtzulassen von Paarbeziehungen. Ebenso wurde Struktur und Betreuung in Großheimen, insbesondere jene unter kirchlicher Führung, kritisiert.²¹¹⁷ Der Bewohnerrat fühlte sich unter Druck gesetzt, ihm wurde vorgeworfen, an der Medienberichterstattung beteiligt gewesen zu sein. Das Personal war sehr erregt und fühlte sich verleumdet, weil z.B. in einer Zeitung ein Foto von einem alten, anscheinend nicht mehr verwendeten Eisenbett verbreitet wurde.²¹¹⁸

Die damals vorgebrachte Kritik, die heute als berechtigt erscheint, war für Heimleitung, Personal und auch Bewohnervertretung unverhältnismäßig und im Wesentlichen wurde die Form der Darstellung und die verwendeten Begriffe kritisiert. Ein Mitglied des Bewohnerrates bewertet rückblickend, dass die Medienberichterstattung sehr reißerisch gewesen sei. Es wurde zwar diese Liste erstellt, die Missstände thematisierte, aber die Medien hätten in ihren Beiträgen voll übertrieben. Die Mitglieder der Bewohnervertretung hätten großen Ärger mit den BewohnerInnen, BetreuerInnen und Schwestern gehabt. In der Folge des Konfliktes fühlten sich die Mitglieder des Bewohnerrates eingeschüchtert und handlungsunfähig.²¹¹⁹ Am 9. Mai 2000 fand eine vom Betriebsrat organisierte Podiumsdiskussion in St. Pius statt. Auf das Podium geladen waren Gunther Trübswasser, Heimleiterin Schwester Hiltrud Bittermann, der Werkstättenleiter, zwei Personen aus dem Bewohnerrat und zwei MitarbeiterInnenvertreter. Die Kirchenzeitung berichtete, die Stimmung im Publikum, das sich großteils aus MitarbeiterInnen von St. Pius zusammensetzte, sei angespannt gewesen.²¹²⁰

2116 Stellungnahme zu St. Pius/Peuerbach. In: Die Grünen Aktuelles, 27. April 2000.

2117 Gstöttner, Erhard, „Watschen-Affäre“ beschleunigt Heimreform. In: OÖNachrichten, 15. April 2000; o.A.: Behinderte: Arbeiten für ÖS 20 Tageslohn. In: Der Standard, 15. April 2000; Pessl, Fritz: Züchtigung im Behindertenheim. In: Salzburger Nachrichten, 15. April 2000.

2118 Interview 61 Werkstätte, Abs. 118.

2119 Interview 46a BewohnerIn, Abs. 109.

2120 Kirchenzeitung, 18. Mai 2000.

Die Betreuer verübelten Gunther Trübswasser die verwendeten Ausdrücke. Es war „eine für die Betreuer als derb wahrgenommene Sprache. Mit derben Ausdrücken beschrieb er die Strukturen und den Umgang mit Sexualität im Heim“. ²¹²¹ Eine externe Beobachterin sagte, Trübswasser habe „das politisch inszeniert.“ ²¹²² Der Werkstättenleiter wurde außer Dienst gestellt und mit einem Hausverbot belegt, bis sein befristeter Arbeitsvertrag auslief. ²¹²³ Ein Betreuer war der Meinung, der Werkstättenleiter „hat mit der Keule hineingehaut. Er hat alles so pauschaliert. Er sagte, da in Pius passiert nichts, die Behinderten schauen nur aus dem Fenster hinaus. Ich weiß, die Betten mit einem eisernen Bettgestell hat es gegeben, die haben unsere Hausmeister gemacht. Ich kenne die Situation noch. Das war dem Spargedanken in den 1960er-Jahren geschuldet. Deswegen waren die Betten (Lattenrost und Matratzen) aber nicht schlecht. Das hat es gegeben, aber das war nicht mehr Standard.“ ²¹²⁴ Aber der Werkstättenleiter sei „ein Provokateur, der nicht differenzieren konnte. Er hat die guten Bestrebungen nicht oder kaum wahrgenommen. Er hat der Sache keinen guten Dienst getan. Er war zu radikal. Das Ganze trug aber zu einer Sensibilisierung für die Probleme bei, aber rein methodisch wäre es anders besser gewesen.“ ²¹²⁵

In der Hauschronik kommentierte eine Schwester die Geschehnisse im ersten Halbjahr 2000 folgendermaßen: „Wer die Chronik bisher aufmerksam gelesen hat, kann ohne Zweifel selbst feststellen, welche umwälzenden Änderungen im Gange sind und dass alle Anschuldigungen nur einem niedrigen Vergeltungstrieb entspringen.“ ²¹²⁶ Im zweiten Halbjahr 2000 beruhigte sich die Situation. Nicht zuletzt deshalb, weil den Kritikern der Zugang zur Einrichtung verwehrt wurde, und weil der ehemalige Werkstättenleiter mit einer Klagsandrohung belegt wurde. Am 6. Juli 2000 unterzeichnete der ehemalige Werkstättenleiter eine vom Rechtsanwalt der Caritas erstellte Verpflichtungserklärung, folgende Aussagen zu unterlassen: St. Pius „wäre ein Konzentrationslager“, gefordert würde „Zwangsarbeit“, „sexuelle Betätigung“ würde verboten ebenso die „Verwendung von Verhütungsmitteln“, die Bewohner werden „zwangsweise dort angehalten“ und die „Ausgliederung von Arbeits- und Wohngruppen werde verschleppt“. ²¹²⁷

2121 Interview 60 Wohnen, Abs. 145.

2122 Interview 39b extern, Abs. 13.

2123 Interview 51 Werkstatt, Abs. 24.

2124 Interview 60 Wohnen, Abs. 119.

2125 Ebd. Abs. 135.

2126 Archiv St. Pius, Chronik 2000 (o. S.).

2127 Archiv St. Pius, Chronik 2000; Verpflichtungserklärung, 6.7.2000.

Die Kritik an den Zuständen in St. Pius bezog sich auf Erlebnisse der BewohnerInnen, die zum Teil schon jahrzehntelang in der Einrichtung lebten. Diese durchlief mit einer neuen Heimleiterin bereits seit 1998 einen Reformprozess. Die vorgebrachte Kritik traf sie und die MitarbeiterInnen wahrscheinlich unvermutet. Die Modernisierung der Strukturen schritt in unterschiedlichen Geschwindigkeiten, für viele viel zu langsam, voran. Die Reform war auch in manchen Bereichen gestoppt worden. Ende der 1990er-Jahre wurden zwar Paarbeziehungen erlaubt und für sie Kuschecken eingerichtet, es gab jedoch keine Möglichkeit für gemeinsames Wohnen oder betreutes Wohnen außerhalb der Einrichtung für Einzelpersonen und für Paare. Das Betreuungskonzept entsprach noch nicht dem gewünschten Ausmaß an Selbstbestimmung, Teilhabe und Mitbestimmung.

5.3.10. SCHLUSSFOLGERUNGEN ZU ST. PIUS

Die Studie über St. Pius stellt eine Aufarbeitung der institutionellen Entwicklung – von einer jahrzehntelang geschlossenen Heimstruktur hin zu einem offeneren Betreuungssystem – dar. Im Gegensatz zu St. Isidor ließen sich nur wenige (ehemalige) BewohnerInnen für die Studie interviewen, es gab nicht mal eine Handvoll Eingaben bei den Opferschutzstellen, und es konnten keine Kinderakten gesichtet werden.

Die Franziskanerinnen von Vöcklabruck übernahmen einst St. Pius mit dem Ziel, die als schwach sonderschulbildungsfähig kategorisierten Kinder „aufzunehmen, zu unterrichten und zu erziehen, auf den Sakramentenempfang vorzubereiten und fürs Leben zu ertüchtigen“²¹²⁸. Den Eltern von schwer beeinträchtigten Kindern blieb aufgrund fehlender Schul- und Therapieplätze am Wohnort und eingeschränkter Mobilität in vielen Fällen nur die Fremdunterbringung übrig. Die räumliche Distanz zur Herkunftsfamilie, die rigiden Besuchszeiten (Besuchstag einmal im Monat) sowie die wenigen Ferienaufenthalte zu Hause waren für den Aufbau einer Beziehung zu Eltern und Geschwistern sowie zur sozialen Eingliederung am elterlichen Wohnort nicht förderlich. Der Großteil der Kinder wurde wegen Schule und Therapien von den Eltern „freiwillig“ gebracht, nach der Schulpflicht sollten sie wieder in das Elternhaus zurückkehren. Nur etwa ein Drittel der Kinder lebte wegen einer amtlich verfügten Erziehungshilfe in St. Pius.

²¹²⁸ DAL, CDL-A/1, Sch. 345, Fasz. IX/II: Brief an die Generaloberin der Franziskanerinnen in Vöcklabruck, 13. Mai 1958.

Auf Basis der ärztlichen Untersuchung sowie der Beurteilung der Intelligenz und Lernfähigkeit durch Sonderschullehrkräfte (zumeist der Schuldirektoren) erfolgte die Zuteilung in die Schulform S-Klasse. Nach St. Pius sollten nur jene Schulkinder kommen, die erhöhten sonderpädagogischen Förderbedarf hatten und in S-Klassen eingeschult werden sollten. Die Zuweisung funktionierte nicht fehlerfrei, in St. Pius wurden auch „nur“ entwicklungsverzögerte oder körperlich beeinträchtigte Schulkinder aufgenommen. In den S-Klassen sollten die Kinder Grundkenntnisse in Rechnen, Lesen und Schreiben lernen und „fit“ für das Leben gemacht werden. Schönschreiben, Basteln und handwerkliche Tätigkeiten standen im Vordergrund. Es gab auch Musikunterricht und zahlreiche Sportaktivitäten. Die interviewten Heimkinder fühlten sich kaum auf ein selbständiges Leben vorbereitet. Die medizinisch-therapeutische Versorgung erfolgte durch die Schule oder die niedergelassenen Ärzte. Eine Therapiestation wie in St. Isidor gab es nicht. Die medizinisch-therapeutische Versorgung war bis in die 1990er-Jahre für Schulkinder und vor allem für Schulentlassene unzureichend.

Die Führung der Gruppe, sowohl durch geistliche als auch weltliche Frauen war „familienähnlich“. Zu den Betreuerinnen mussten die Kinder Tante oder Schwester sagen. Das Heimleben war streng geregelt und folgte festen Strukturen, die den Alltag der HeimbewohnerInnen und des Personals bestimmten. In kleinen „Zwischenräumen“, z.B. bei der Betreuung der Gruppe, hatten die BetreuerInnen einen Spielraum durch relativ wenig pädagogische Vorgaben. Die von den Schwestern vorgegebene strenge Geschlechtertrennung und Aufsichtspflicht schränkten wohlwollende BetreuerInnen erheblich ein. Die Freizeit wurde in der Gruppe und mit der Gruppe verbracht, Raum für Individualität gab es keine. Auch alltagspraktische Fertigkeiten wie Uhrzeit lesen oder ein sicheres Bewegen im Straßenverkehr lernten viele nicht.

Schon kurz nach der Eröffnung 1957 reifte zwischen Land Oberösterreich und Caritas die Idee, in St. Pius auch unversorgte Jugendliche dauerhaft unterzubringen und sie in Werkstätten zu beschäftigen. Ab Mitte der 1960er-Jahre blieben immer mehr schulentlassene Jugendliche in St. Pius wohnen, vorerst bis sie 18 Jahre alt waren. Schließlich konnten sie auch als Erwachsene bis zu ihrem Tod Aufnahme im Piusheim finden. Die Landesverwaltung wies auf die Folgen der Verbindung von Schule und Wohn Einrichtung für Erwachsene hin: „Das sieht man auch in Gallneukirchen und Hartheim, ein Schulstandort befüttert immer die Wohn Einrichtung. Die Schulen sind die Nachsorger, dass Leute kommen, die in eine Wohn Einrich-

tung kommen.“²¹²⁹ Während die Schulkinder in St. Pius immer weniger wurden, wurde der Werkstätten- und Wohnbereich für Erwachsene ausgebaut. Die Anzahl der betreuten Menschen wuchs rasch. St. Pius wurde in den 1990er-Jahren als „Großheim“ zunehmend kritisiert.

Bei Problemen miteinander fühlten sich BetreuerInnen und BewohnerInnen weitgehend sich selbst überlassen, denn unterstützende Dienste und Beratung gab es kaum. Das Betreuungspersonal war lange Zeit für seine Tätigkeit nicht oder zu schlecht ausgebildet. Manche BetreuerInnen waren auch für die Tätigkeit aufgrund ihrer Persönlichkeit nicht geeignet. Die wenigsten BetreuerInnen trauten sich, Überforderungen oder Problemlagen zuzugeben und um Hilfe zu bitten. Vielmehr reagierten sie manchmal mit Gewalt (Ohrfeigen, Scheitelknien), Disziplinierung (Befehle, das Essen zwangsweise in den Mund eingeben) und Abwertung (anschreien, schimpfen) auf aus ihrer Sicht unerwünschtes Verhalten der Betreuten. Durch diesen unprofessionellen Zugang waren Geduld und Mitgefühl der BetreuerInnen für die Kinder oft schnell zu Ende: „Wenn sich ein Schulkind in der Schule schwergetan hat, wurde es von der Betreuerin geschimpft: ‚Dummer Esel, lies gescheit!‘“²¹³⁰ „Liebe hat es keine gegeben. Man hat die Kinder nicht in den Arm genommen. Man hat die Kinder ausweinen lassen.“²¹³¹ Ältere BetreuerInnen schulten die jüngeren ein. Durch die Dominanz der wenig ausgebildeten älteren Frauen und geistlichen Schwestern konnten bis Anfang der 1990er-Jahre veralterte, konservative gesellschaftliche Einstellungen im Erziehungs- und Betreuungsverhalten an neueingestellte MitarbeiterInnen weitergegeben werden.

Durch den sparsamen Personaleinsatz in den Gruppen – häufig war nur ein/e BetreuerIn anwesend – war die pädagogische Arbeit wenig kontrolliert. Das Machtgefälle von BewohnerIn und BetreuerIn konnte ungehindert ausgelebt werden. In diesen Fällen wurde die Betreuung als freiheitsberaubend, bevormundend, schikanoös, ungerecht und gewalttätig wahrgenommen. Als besonders schwierig wurde empfunden, wenn betreute Menschen gegen die vorgegebenen Regeln und Strukturen mit Fremd- und Autoaggressionen reagierten. In den 1990er-Jahren häufte sich das Phänomen, dass es behinderte Menschen gab, die von der Einrichtung nicht mehr betreut werden konnten, weil sie die Betreuungsverhältnisse, in denen sie häufig schon über Jahrzehnte gelebt hatten als gewalttätig, abwertend und unpassend ablehnten. In St. Pius lässt sich gut die Kehrseite der Fürsorge ablesen. Es

2129 Interview 39b extern, Abs. 9.

2130 Interview 46c BewohnerIn, Abs. 5.

2131 Interview 53 Heimkind, Abs. 52 (zeitlicher Bezug: 1969-1975).

gab durch die Strukturen der Macht produzierte Anpassungszwänge. Die Abhängigkeitsverhältnisse führten zu verschiedenen Formen von Gewalt: Ohrfeigen, an den Haaren ziehen, Einsperren, sexualisierte Übergriffe oder subtile Erniedrigungen. Diese Vorkommnisse dürfen – auch wenn die geringe Fallzahl an Meldungen bei den Opferschutzkommissionen dies suggerieren könnten – nicht als Einzelfalldelikte wahrgenommen werden.

Sehr wenige (ehemalige) HeimbewohnerInnen aus St. Pius meldeten sich bei den Opferschutzkommissionen. Die Gründe dafür lassen sich nur vermuten. Es lag vielleicht daran, dass die in St. Pius untergebrachten Menschen zum Teil schwer verbal kommunizieren und auch Gewalt in all ihren Formen nicht erfassen und reflektieren konnten. Es kann aber auch sein, dass sie Angst hatten, dass ihnen, wenn sie gegen ihre „HelferInnen“ aussagten, Unterstützungsleitungen, die sie zum Leben brauchten, entzogen würden. Es kann auch sein, dass sie aus Gewohnheit schwiegen, weil sie nichts Anderes kannten. Einzelne könnten geschwiegen haben, weil sie sich wegen dem Geschehenen schämten oder weil sie die Schuld für die Gewalttaten bei sich selbst suchten. Oder auch weil sie das Gefühl hatten, sie könnten sich nicht wehren: „Es hätte uns auch nie wer was geglaubt“²¹³². Obwohl Beharrungseffekte aus dem tradierten Betreuungssystem stark waren, zeigen sich in den 1980er-Jahren erste zarte und seit den 1990er-Jahren stärkere Modernisierungstendenzen. Die Neuerungen entwickelten sich nicht freiwillig oder konfliktfrei, der Druck von außen und von innen war nicht mehr zu ignorieren und es musste reagiert werden.

5.4. ENTWICKLUNGEN IN DEN LEBENS – UND WOHNBEREICHEN IN ST. ISIDOR UND ST. PIUS AB 2000

Die in den 1990er-Jahren eingeleiteten Reformen in den Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen führten in der Folge zu einer umfassenderen Modernisierung der Betreuungskonzepte und der Rahmenbedingungen für das Leben der betreuten Menschen. Die Konzepte²¹³³ der letzten Jahrzehnte enthalten folgende Kernaussagen: „Jeder Mensch – und natürlich auch Menschen mit Beeinträchtigungen – hat das Recht auf ein entsprechend bedürfnisorien-

2132 Interview 46b BewohnerIn, Abs. 38 (zeitlicher Bezug: bis Ende der 1990er-Jahre).

2133 Das pädagogische Konzept aus St. Isidor („Unsere Pädagogik“) wurde 2009 vollständig überarbeitet und als Konzept „Identität und Bindung“ 2009 und in erweiterter Version 2011 an die Abteilung Soziales, Land Oberösterreich weitergeleitet. Alle pädagogischen Konzepte werden laufend den Bedürfnissen und Entwicklungen entsprechend weiterentwickelt. Seit 2018 werden wieder alle pädagogischen Konzepte geprüft und bei Bedarf adaptiert.

tiertes und personzentriertes Wohnangebot. Die Leistungsangebote orientieren sich am individuellen Hilfe-, Assistenz- und Unterstützungsbedarf. Menschen mit Beeinträchtigungen stehen ganzheitlich im Mittelpunkt der Arbeit. Ihr persönliches Wohlbefinden und ihre weitgehende Selbständigkeit und Selbstbestimmtheit sind das zentrale Anliegen²¹³⁴ oder „Die Caritas für Menschen mit Behinderungen fördert mit Assistenz-, Begleit-, Trainings- und Betreuungsangeboten die Entwicklung zur größtmöglichen selbstbestimmten Lebensführung und Erhaltung der Lebensqualität der Menschen mit Beeinträchtigungen.“²¹³⁵ Neben den neuen pädagogischen Konzepten, in denen die Haltung der Organisation, ihre Erwartungen und Anweisungen dargestellt werden, gibt es zahlreiche „Nebenkongzepte“, die spezifische Themengebiete abdecken und auf individuelle Bedürfnisse der Menschen eingehen. So gibt es beispielsweise eigene Konzepte für die Begleitung in kleineren Settings wie beispielsweise dem intensiv betreuten Wohnen, Angebote für Menschen im Autismus-Spektrum-Bereich oder mit Prader-Willi-Syndrom, für Kinder unter vier Jahren eine begleitete Elternschaft, Menschen mit Sinnesbeeinträchtigungen, Alter und Behinderung oder Pflege usw.

Das Konzept der Normalisierung wurde ein zentraler Ansatz in der Betreuungsarbeit. Die fachliche Qualifizierung des Personals, die laufenden fachspezifischen Weiterbildungen und Supervisionen haben die Entwicklung professioneller Betreuungsstrukturen und eine stärkere Fokussierung auf das Erlernen von Selbstbefähigung, Selbstständigkeit, Selbstvertrauen und Selbstbestimmung vorangetrieben. Das Leben in kleinen und integrierten Wohneinheiten (statt zentraler Versorgung etwa mit Essen) soll die alltagspraktischen persönlichen Fähigkeiten (z.B. im Haushalt) fördern. Nur im Bedarfsfall werden diese Einheiten durch gruppenspezifisch angepasste Assistenzdienste (z.B. in der Haushaltsführung) ergänzt. Daraus resultierende Zielsetzungen wurden entsprechend dem Leitbild der Caritas Österreich zur Arbeit im Bereich Menschen mit Behinderungen, im Konzept der Abteilung Wohnen für Erwachsene und Senioren (St. Pius und Umgebung) in den folgenden Kernpunkten formuliert:

- Individuelle Begleitung, Betreuung und Pflege je nach individuellem Hilfe- und Assistenzbedarf
- Erhaltung der bestehenden Fähigkeiten und Mobilität

²¹³⁴ Vgl. Konzept „Abteilung Wohnen St. Pius und Umgebung, überarbeitete Fassung, St. Pius, 2011; Leitbild der Caritas Österreich zur Arbeit im Bereich Menschen mit Behinderung, Caritas-Direktorenkonferenz, 2010.

²¹³⁵ Vgl. Konzept „Abteilung Wohnen St. Pius und Umgebung, überarbeitete Fassung, „Ziele der Abteilung Wohnen“, St. Pius, 2011.

- Berücksichtigung der individuellen Bedürfnisse, sowie die Selbst- und Mitbestimmung der KundInnen
- Förderung der Selbstorganisation und Selbstständigkeit der KundInnen
- Begleitung bei der Umsetzung von Zielen aus den Zielvereinbarungsgesprächen und der Lebensorientierung der KundInnen²¹³⁶

Aufgrund dieses neuen Selbstverständnisses haben sich eine ganze Reihe von Neuanlässen entwickelt, die den lebenspraktischen Alltag verändert haben. So vertreten seit 1999 in St. Pius selbst gewählte InteressensvertreterInnen die Anliegen von Menschen mit Beeinträchtigungen in den Bereichen Werkstatt und Tagesstruktur sowie Wohnen und seit 2017 auch in der Mobilen Betreuung und Hilfe. Seit den 2000er-Jahren gibt es in St. Isidor Kinder- und JugendsprecherInnen, die einmal jährlich aus ihren Reihen gewählt werden. Sie tragen die Wünsche, Kritik und Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen, die in der Einrichtung leben, an die Verantwortlichen weiter. Sie treffen sich dazu in regelmäßigen Abständen mit den Führungskräften, welche verpflichtet sind, die Anliegen weiter zu bearbeiten oder an die Abteilungsleitung bzw. die Geschäftsführung weiterzuleiten.

In St. Pius wurde die Peer-Beratung institutionalisiert. Eine langjährige Bewohnerin im vollbetreuten Wohnbereich machte dazu die Ausbildung zur Peerberaterin. Sie steht den KundInnen und den InteressensvertreterInnen beratend zur Verfügung. Die Peerberaterin, die früher in der Werkstatt für ein Taschengeld gearbeitet hatte, ist nun Caritas Mitarbeiterin. Sie erhält ein Gehalt und ist sozialversicherungsrechtlich abgesichert.

In St. Pius gibt es in allen Bereichen sogenannte „Wunsch-Briefkästen“. Hier können anonym Wünsche geäußert oder Beschwerden eingebracht werden. Die Briefkästen wurden von der Interessensvertretung installiert und werden auch von ihnen betreut. Zusätzlich finden laufend „Runde Tische“ in den Wohngruppen statt, die Interessensvertretung tagt regelmäßig. Auch in St. Isidor gibt es solche Beschwerdebriefkästen.

Die Kinder und Jugendlichen in St. Isidor und auch die KundInnen in St. Pius nützen die zahlreichen Angebote der Abteilung Spezielle Dienste. Die Angebote der Psychologie und Psychotherapie werden als hilfreich empfunden und dementsprechend stark genutzt. Ein umfangreiches Deeskalationsmanagement

²¹³⁶ Vgl. Konzept „Abteilung Wohnen St. Pius und Umgebung, überarbeitete Fassung, „Ziele der Abteilung Wohnen“, St. Pius, 2011.

wurde zum besseren Umgang mit Gewalt bzw. Aggressionen (Leitfaden, Positionspapier und Handlungsempfehlungen, Schutzpapier zum Thema Aggression und Gewalt – auch in leichter Sprache) eingeführt. Ebenso gibt es für alle Altersgruppen ein Konzept zur Biographiearbeit. Zusätzlich wurden präventive Schutzmaßnahmen und Kontrollmechanismen eingeführt, die Gewalt oder sexualisierte Gewalt verhindern und bei Verdachtsmomenten rasches Eingreifen sicherstellen sollen. Bund und Land führten externe Aufsichtsinstrumente ein, d.h. dass alle Bereiche und Angebote der Caritas laufend von externen und unabhängigen Stellen überprüft werden. Die Kontrollbesuche der Fachaufsicht der Landesregierung, des Vertretungsnetzes Wohnernvertretung als der MitarbeiterInnen der Volksanwaltschaft sind unangekündigt und können zu jeder Zeit stattfinden.

In der Caritas für Menschen mit Behinderungen wurden neue Stellen wie das „pädagogische Controlling“ und „Krisenbegleiter“ oder „Krisencoaches“ geschaffen, die mit dem Fokus auf Prävention und Interdisziplinarität laufend Menschen mit Beeinträchtigungen und die Teams begleiten. In einer Akutsituation können sie unterstützend in die jeweiligen Bereiche gerufen werden. Eigens entwickelte Meldesysteme in der Dokumentation informieren diese Stellen und berufen bei Bedarf umgehend eine HelferInnenkonferenz ein. Die Caritas für Menschen mit Behinderungen beschäftigt auch MultiplikatorInnen, das sind ExpertInnen in den unterschiedlichsten Fachbereichen, die ihr Knowhow für spezielle Bereiche anbieten, beispielsweise für Unterstützte Kommunikation, Trauer- und Sterbebegleitung, Sexualpädagogik oder Erlebnispädagogik. Auch wurde der Ausbau von neuen Angeboten vorangetrieben, wie z.B. des Kinder- und Jugendkompetenzentrums als niederschwellige multiprofessionelle Beratungseinrichtung und des Kinderhotels als Elternentlastendes Angebot am Wochenende für externe Kinder mit und ohne Beeinträchtigungen. Das Angebot „EMMA – Eltern mit Kind machen Auszeit“, Erholungswochen für Eltern und diverse Beratungswochen tragen ebenfalls zur Entlastung und Stabilisierung der Familien bei.

Entsprechend einer Auflage des Landes Oberösterreich, wird regelmäßig eine externe Erhebung der KundInnenzufriedenheit durchgeführt. In den Jahren von 2015 bis 2018 wurde die Zufriedenheit der KundInnen durch ausgebildete EvaluatorInnen und Peers von Proqualis im Lebens- und Wohnbereich in St. Pius und St. Isidor mit Interviews abgefragt, und mit teilnehmender Beobachtung und Fragebögen erhoben und evaluiert. Die Ergebnisse wurden in leichter Sprache präsentiert. Gemeinsam mit den InteressensvertreterInnen bzw. Kinder- und JugendsprecherInnen wurden in der Folge Maßnahmen entwickelt, um die Qualität zu halten bzw. um Verbesserungen in Teilbereichen durchzuführen. Im Kinder-

und Jugendbereich gab es bislang kein entsprechendes Evaluierungsinstrument, dieses wurde nun mit Proqualis und dem pädagogischen Controlling der Caritas entwickelt.

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine Vielfalt an inklusiven Angeboten im Wohn-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich entwickelt. In den Bereichen Ausbildung und Beschäftigung gibt es moderne Angebote zur beruflichen Zukunftsplanung, zu beruflichen Qualifizierung und Arbeitsassistenz für unterschiedlichste Formen von Kooperation mit Wirtschaftsunternehmen. Die integrative Beschäftigung in Kooperationsbetrieben oder im besten Fall am ersten Arbeitsmarkt ist eine Zielvorgabe geworden.

Die Situation von Menschen mit Behinderungen und erhöhtem Unterstützungsbedarf hängt wesentlich von den Rahmenbedingungen ab, konkret von den zur Verfügung gestellten Ressourcen und den Umsetzungsmöglichkeiten von Inklusion in allen Lebensbereichen. Das Ringen um geeignete Rahmenbedingungen ist Spiegelbild dessen, was die öffentliche Hand und damit letztlich die Gesellschaft bereit ist, für die Begleitung dieser Menschen bereitzustellen.

6. „INS SCHWARZE GETROFFEN“ – KINDERHEIM UND MINDERHEITEN

(MICHAEL JOHN)

Nach den genauen Detailstudien zu den jeweils untersuchten Heimen seien abschließend noch zwei übergreifende Kurzkapitel angefügt: zur Thematik der Minderheiten in den Heimen, und ein zusammenfassendes Resümee mit Schlussbemerkungen.

Zu den Minderheiten, Kindern und Jugendlichen aus einem spezifischen Milieu und mit einem bestimmten ethnisch-sozialem Hintergrund: Auf die Tatsache, dass Oberösterreich nach 1945 zum Flüchtlingsland geworden ist, wurde bereits hingewiesen. Das Land, durch eine Grenze bis 1955 bis zu einem gewissen Grad geteilt, war eine Drehscheibe von Migrationsbewegungen, ebenso war es ein Land, in dem sich zwei Besatzungsmächte befanden.²¹³⁷ In älteren Akten und Lebensläufen sind immer wieder die sozialen und familiären Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs und der daraus resultierenden „Besatzungszeit“ zu finden. Manche Familien von späteren Heimkindern lebten in Barackensiedlungen.²¹³⁸ Manche der späteren Heimzöglinge waren Kinder von Besatzungssoldaten. In einem Fall handelte es sich um ein Kleinkind, dessen Vater Soldat der US-Armee war und dessen Mutter den Wohnort verlassen hatte, „um den Kindesvater [...] zu suchen“.²¹³⁹ Ein Vermerk vom 12. September 1947 stellte fest: „Obgenanntes Kind ungar. Staatsangeh. wurde über Ersuchen der amerikan. Mil. Reg. (Militärregierung) [...] im Kinderübergangsheim der Stadt Linz aufgenommen [...]“²¹⁴⁰ Das angesprochene Kind sollte sich, wie wohl in Lambach geboren und stets in Oberösterreich lebend, bis zu seiner Volljährigkeit in Heimen aufhalten, ohne österreichische Staatsbürgerschaft, als Staatenloser. Bis zur Volljährigkeit hatte das Jugendamt Steyr die Vormundschaft inne.²¹⁴¹

2137 Vgl. dazu Rohrhofer, Franz Xaver: Oberösterreich 1945-1955. Wiederaufbau und Neubeginn (Linz 2005) Auf die gesonderte Förderung dieser Art Forschungen durch das Land Oberösterreich (LR Rudolf Anschöber) sei ebenfalls nochmals hingewiesen. Die Ausführungen an dieser Stelle sind kursorisch, es soll an dieser Stelle auf die spezifische Problematik aufmerksam gemacht werden.

2138 Vgl. etwa Magistrat der Landeshauptstadt Linz, Jugendamt, GZ: 421-7-G 10/62 (später III/2-II-7-G 24/71), Aktenvermerk (Erhebungsbericht, Schulnachfragen) vom 7.3.1962 zit. nach John/Reder: „Zöglinge“, 290.

2139 Vgl. ebd. GZ. 401-15-2, Schreiben Jugendamt vom 15. April 1966.

2140 Vgl. ebd. Magistrat der Landeshauptstadt Linz, Fürsorge- und Jugendamt, GZ. 401-15-2, Schreiben (Vermerk) vom 12.9.1947.

2141 Der „Fall Molnar“ sollte über Österreich hinaus Publizität erlangen, vgl. John: Biografien, 468-477.

Ein anderer, später geborener „Fürsorgezögling“, war das uneheliche Kind einer Österreicherin, laut Akt, „seit der Geburt des Kindes in Österreich mit Angehörigen der amerik. Besatzungsmacht umher(treibend), ohne je einen ständigen Aufenthalt zu haben“, und eines amerikanischen Soldaten, der wiederum, „als Angehöriger der amerik. Besatzungsmacht [...] nicht zur Zahlung von Unterhaltsbeiträgen herangezogen werden“ konnte.²¹⁴² Man spürt die Dramen, die hinter den in zeitgenössischer Sprache abgefassten Akten stehen. Die Fürsorgebehörden ermittelten die Zahl der Kinder in Oberösterreich, die aus Kontakten zu US-Soldaten entstanden waren: In der gesamten Besatzungszeit (1945-1955) waren dies nach den Ausweisungen der Fürsorge in Oberösterreich 996 Kinder, davon 54 mit afro-amerikanischem Vater. Für die meisten hatten in der Folge die österreichischen Behörden die Vormundschaft, viele wurden in Heimen untergebracht. Aufgrund einzelner Daten kann man davon ausgehen, dass mindestens 10-12% der Kinder in den Heimen der 1950er-Jahre einen teilweise nicht-österreichischen Familienhintergrund hatten.²¹⁴³

Weiter aus den Akten: In einem anderen Fall wurde der aus den Niederlanden stammende außereheliche Kindsvater in einem Erhebungsbogen als „[...] ein Soldat der ehem. Deutschen Wehrmacht“ beschrieben.²¹⁴⁴ „Er hat die Vaterschaft anerkannt doch nie Unterhalt für den Jungen geleistet. Derzeit befindet er sich unbekanntem Aufenthaltes. Die Kindsmutter wechselte als Landarbeiterin häufig ihre Dienstplätze und war bis zu ihrer Verhehlung vor fünf Jahren immer auf Verdienst angewiesen. Sehr nachteilig wirkte sich auf den Minderjährigen aus, dass die Kindsmutter sich infolge ihrer Arbeit nicht genügend um ihn kümmern konnte. [...]“²¹⁴⁵ Ein weiterer Zögling entstammte einer Familie in welcher der „Kindsvater [...] infolge seiner Kriegsverletzung (Kopfschuss)“ als „ein nervöser, leicht aufbrausender Mensch“ beschrieben wurde.²¹⁴⁶ Und ein weiterer Erhebungsbogen hielt fest: „Vater: hat nie für das Kind gesorgt, ist nach Kanada ausgewandert, dzt. Wohnort unbekannt. Mutter: Flüchtling aus Ungarn, ungünstiges Barackenmilieu, auch Freundschaften, die auf den

2142 Magistrat der Stadt Linz, Stadtjugendamt, 422-5-P57, Strafanzeige Stadtjugendamt an das Bezirksgericht Linz vom 10.3.1951 zit. nach John, Reder: „Zöglinge“, 290.

2143 Die Arbeit der amtlichen Jugendfürsorge 1960: 23; John, Wegscheid 56, und zwar 10,8% betrug der Anteil ausländischer Jugendlicher in den 1950er-Jahren im Heim Wegscheid.

2144 Amt der Oö. Landesregierung, FJ-5229/60, Erhebungsbogen (Bezirkshauptmannschaft Wels) vom 2.8.1960 an Amt der Oö. Landesregierung zit. nach John/Reder, „Zöglinge“, 291.

2145 Ebd.

2146 Amt der Oö. Landesregierung, FJ 5887, Antrag auf Überweisung in vorläufige FE an Bezirksgericht Linz-Land vom 13.3.1963 zit. nach ebd.

Jungen schlecht einwirken [...] Mutter und Großmutter konnten sich in die neuen Lebensbedingungen nach dem Verlust ihrer Heimat nicht hineinfinden. [...]“²¹⁴⁷

Bestimmte Folgen des Zweiten Weltkriegs wirken über die gesamten 1950er-Jahre weiter: durch den Krieg zerbrochene Familien, eine gewisse Verrohung, eine Absenkung der zivilisatorischen Standards und über den Zeitraum 1938 bis etwa 1948, Flucht und Vertreibung. Dies hatte psychische Auswirkungen auf Väter, vor allem aber auf überlastete Mütter. Diese betrafen auch viele „volksdeutsche“ Vertriebene oder Flüchtlinge, Menschen aus den deutschsprachigen Minderheiten in Osteuropa. Am 4. Mai 1954 wurde im Wachzimmer nächst einer Baracke in Linz, Moritz Schwindstraße, folgende Anzeige gegen eine aus Ostpreußen stammende Mutter mehrerer Kinder eingereicht. Es erschien ein Nachbar und gab zu Protokoll, dass eine Barackenbewohnerin, Mutter mehrerer Kinder, „ihre dreieinhalbjährige leibliche Tochter ... wiederholt auf übertriebene Art vermutlich durch Schläge mit der Hand züchtigte, weil das Kind um die besagte Zeit (19:00 Uhr) noch nicht einschlafen wollte. Wie die nachangeführten Zeugen übereinstimmend angaben, hörten sie zum Abschluss der Mißhandlungen einen dumpfen Aufschlag, woraus sie entnahmen, dass (Anm MJ: die Frau) in ihrem Zorne das Kind förmlich in das Bett oder gegen die Barackenwand warf, worauf das Kind ruhig wurde. Anschließend verließ die Beschuldigte die Unterkunft. Wie die Zeugen weiter angaben, beging die Ebengenannte ähnliche Mißhandlungen ihrer Kinder des öfteren.“²¹⁴⁸ Die in sehr ärmlichen Verhältnissen lebende Frau „betonte mit Nachdruck, dass sie als leibliche Mutter wohl das Recht zur Bestrafung ihres leiblichen Kindes habe.“²¹⁴⁹ Nach weiteren Vorfällen wurden die Kinder abgenommen, sie landeten in Heimen, unter anderem im Caritas-Heim in Gleink.

Der Sohn eines südosteuropäischen Zwangsmigranten – der Vater war in den 1950er-Jahren von den britischen Besatzungsbehörden aus ihrer Besatzungszone verwiesen worden – HK 204, befand sich in den späten 1950er und frühen 1960er-Jahren in Gleink. Er verspürte nach seinen Aussagen die Nachwirkungen der nationalsozialistischen Herrschaft sehr massiv. In dem noch von der „Nazi-Ideologie und der verlogenen katholischen Ethik indoktrinierten Nachkriegs Österreich“ sei

²¹⁴⁷ Amt der Oö. Landesregierung, FJ-6423, Erhebungsbogen Amt der Salzburger Landesregierung, Landesjugendamt vom 1.2.1965 (Beilage zum Bescheid des Amtes der Salzburger Landesregierung betr. Einweisung in Jugendfürsorgeheim Wegscheid vom 8.6.1965) zit. nach ebd.

²¹⁴⁸ KiJA-700.093/381-2013, Aktenbeilage, Bundespolizeidirektion Linz, Kr 552/54, Überschreitung der elterlichen Zuchtgewalt zit. nach John/Reder, Einleitung 41.

²¹⁴⁹ Ebd.

er schnell als „leichtes Opfer für allerlei Beschuldigungen und Diskriminierungen“ ausgemacht worden. Gleink erlebte er voller Menschenrechtsverletzungen; ausdrücklich nimmt er den Direktor und ER 2, einen ehemaligen Missionar und Sohn eines hohen NS-Funktionärs davon aus, ER 2 habe er „als interessanten Mann“ in Erinnerung.²¹⁵⁰ Er schildert in seinen detaillierten aber auch differenzierenden Erinnerungen, das von ihm, dem Diskriminierten, so wahrgenommene Muster der damaligen Heimerziehung: „Ansonsten war die Erziehung in der Anstalt reiner Psychoterror nach dem Muster nationalsozialistischer Ideologie. Es gab keine Möglichkeit zur Entwicklung von Persönlichkeit und Selbstbewusstsein. Die Heimbewohner waren in gleichen Hemden und einer Lederhose angezogen und mussten oft in Zweier-Reihen nach Steyr gehen. Jeweils im Herbst wurden sie zur Kartoffelernte zu nahegelegenen Bauern, ohne Entschädigung, eingeteilt.“²¹⁵¹

Ein weiterer Betroffener, aus einer Beziehung stammend, in der beide Partner infolge des Zweiten Weltkriegs ihre Herkunftsländer verlassen hatten, HK 90, wurde 1953 in Steyr als Sohn einer Mutter aus Italien und eines Vaters aus dem Banat geboren. HK 90, der vier Jahre im Caritas-Heim in Windischgarsten lebte, beschreibt die Situation: „Meine Mutter war Italienerin, also eine richtige Italienerin und ich habe dann immer gesagt, sie ist Südtirolerin, aber man hat schon gemerkt, dass Deutsch nicht ihre Muttersprache ist. [...] Mein Vater war aus Rumänien und das hat man auch gemerkt. [...] Und ich habe so ausgesehen, wie man dort aussieht, wo meine Eltern herkommen. Ich war ganz dunkel.“ Die Mutter sah sich bald nach der Geburt auf sich alleine gestellt. Sehr bald wurde er bei anderen Leuten untergebracht: „Also, ich war schon zeitweise bei meiner Mutter, zeitweise wieder bei irgendjemandem [...] der auf mich aufgepasst hat. Und ich war öfter am Wochenende bei meinem Vater. Wir waren auf der Ennsleite in Steyr, ich bin aber teilweise in Münchenholz aufgewachsen und war bei den Großeltern oder bei einer Pflegefamilie. Bei Frau Pristavnik. Da war ich öfter dort, wenn meine Mutter gearbeitet hat. Die Familie Pristavnik hat damals im gleichen Haus gewohnt. Das Jugendamt Steyr war mein Vormund. [...] Die Pristavniks, glaube ich, waren ursprünglich Tschechen. Na, macht ja auch nichts.“²¹⁵²

HK 90 schwänzte des Öfteren die Volksschule; das Jugendamt kam zur Kontrolle und schlug in der Folge der Mutter vor, das Kind in die Volksschule St. Anna zu bringen, dort gab es ein Internat. Am Wochenende wurde er vom Vater und der Mut-

2150 Akten Ombudsstelle, HK 204

2151 Ebd.

2152 HK 90 zit. nach John: Biografien, 492.

ter abgeholt. Das Jugendamt stellte schließlich fest, dass er später, wieder in Steyr, Ennsleiten, in der Hauptschule neuerlich den Unterricht verweigerte. Daher wurde er nun in das Caritas Schülerheim Windischgarsten verbracht. [...] sieht sich selbst in dieser Phase als „Duckmäuser und als sensibles Kind“, das allerdings weitgehend lernunwillig gewesen sei. Von 1964 bis 1968 war er in diesem Heim untergebracht und besuchte in Windischgarsten die Hauptschule. Der Jugendfürsorge fiel der Schüler auf, er wurde der Erziehungsberaterin im Landesdienst, Frau Dr. Gühlstorf, wie es hieß, „vorgestellt“. Diese sah einen Grund für die Probleme in seiner „italienischen Wesensart“. Die Schule sei für ihn, laut Jugendfürsorge, „ein rotes Tuch“ gewesen, wobei Gühlstorf den Einrichtungen in Windischgarsten allerdings auch „erzieherische Ungeschicklichkeit“ attestierte.²¹⁵³

Zu diesen Jahren hält das ehemalige Heimkind schriftlich fest: „In diesem Heim war der damalige Heimleiter [...] tätig. Ich musste mich in der Glotthose [schwarze Turnhose; MJ] vor die Kanzlei stellen. Dann holte mich (der Heimleiter) Dann ging er um mich herum, betrachtete mich, nahm den ‚Schlapfen‘ und begann auf mich einzuschlagen. [...] Während der ganzen Prozedur hatte er immer dieses Grinsen im Gesicht und es schien ihm richtigen Spaß zu machen! Es gab auch Tage, an denen sich mehrere bei ihm melden mussten, wir mussten unsere Glotthosen noch vorher nass machen (man spürt die Schläge etwas mehr). Da ich nicht der beste Schüler war und meine Noten meistens 4er und 5er waren. [...] außerdem war ich ziemlich klein, hatte eine dunklere Hautfarbe als die anderen und hatte damals auch noch den italienischen Namen der Mutter (Dalprato)! Wahrscheinlich hat das nicht in sein Bild eines österreichischen Jungen gepasst.“²¹⁵⁴ Er habe sich in Windischgarsten auch nicht zum Kirchgang zwingen lassen, er wäre halt schon früh ein freisinniger Mensch gewesen. Die Diskriminierung setzte sich nach dem Caritas-Heim in einem Landeserziehungsheim fort. Er wird dort von Erziehern so drangsaliert, dass er aus dem Heim flüchtet.²¹⁵⁵ Aber nicht nur Erzieher unterdrücken den nichtaggressiven Burschen. Ein „Mitzögling“ aus dem Heim Wegscheid sagte über ihn: „Der dunkle Typ, das war doch der Kleine mit der Gitarre, schwarze Haare, den die anderen immer furchtbar verdroschen haben“.²¹⁵⁶

²¹⁵³ Ebd. 492f.

²¹⁵⁴ Schreiben HK 90 an die Klasnic-Opferschutzkommission, November 2014.
Kopie im Besitz des Verfassers zit. nach ebd. 493.

²¹⁵⁵ Interview HK 90, 24.8.2017 (John).

²¹⁵⁶ Zit. nach John: Biografien 493.

Der obige Fall ist auch EX 3 bekannt. Die Expertin, Ombudsfrau der katholischen Kirche, stellt fest: „Tatsache ist, dass Kinder und Jugendliche aus Minderheiten, sei es ethnisch, sei es, dass sie aus sozialen Randgruppen stammen, besonderer Unterdrückung ausgesetzt waren. Eine andere Hautfarbe oder dass man ganz von unten kam, das hat sich auch in den Heimen ganz nachteilig ausgewirkt.“²¹⁵⁷ Der Expertin sind viele Fälle bekannt, sie leistete selbst Gemeinwesenarbeit, 1972, bei den Baracken in der Semmelweisstraße²¹⁵⁸: „Ich hatte den Eindruck, dass noch in den 1950er-, 1960er-Jahren besonders armen Kindern, Kindern mit nicht einwandfreier Abstammung, soll heißen ‚Zigeunerkindern‘, Kindern von Fahrenden beispielsweise eine Verachtung entgegengebracht wurde. Und man nichts Gutes erwartet hatte. Manche Familien haben mir berichtet, dass sie einfach keine Chance hatten, sie wurden von vornherein verachtet. Das war (in den Heimen) kirchlicher Hochmut sondergleichen. Eine Verachtung gewissen Menschengruppen gegenüber, zum Beispiel wenn man ein bisschen dunkelbrauner ist, als andere. [...] Da ist man als Zigeuner, als Scherenschleifer-Bua usw. bezeichnet worden. Einer Familie in Steyr hat man die Kinder abgenommen, und man hat sie nicht mehr zu den Kindern gelassen, obwohl die Eltern ganz in der Nähe waren. [...] Ein Kind, ein kleines Mädgl, ist im Heim zum Zaun gegangen, weil es gewusst hat, der Papa kommt vorbei, und da kriegts eine Schoko, bumm, da hat sie von der Schwester (Erzieherin, MJ) schon a Fotzen gekriegt.“²¹⁵⁹ Und was ihr noch im Gedächtnis geblieben ist: „Und in Gleink, da war da noch dieser eine Bub, da war da eine Bemerkung, die war sondergleichen, absichtlich.“²¹⁶⁰ Perfide sei das gewesen.

Tatsächlich berichtet HK 71, Sohn eines afro-amerikanischen Soldaten, dass ihm ein Geistlicher bei seinem Aufenthalt im Erziehungsheim Gleink den Schlüsselbund mit den Worten ins Gesicht warf: „Da habe ich jetzt ins Schwarze getroffen.“²¹⁶¹ HK 71 hat, nach seinen eigenen Worten, eine „harte Kindheit“ hinter sich. Er wurde in Deutschland geboren, der Vater hatte sich abgesetzt, niemand wollte die Mutter und den kleinen Buben aufnehmen. Das Geld für eine Pflegestelle konnte sie aufbringen. In einer Niederschrift des Jugendamtes wird die Aussage der Mutter 1961 protokolliert, dass ihr Sohn „vermutlich wegen seiner Hautfarbe“ schlecht behandelt werde. Und „auch der Bub sagte mir“, so seine leibliche Mutter, dass ihn die Pflegemutter

2157 Interview EX 3, 14.6.2019 (John).

2158 Vgl. Kumpfmüller, Bernd/Melinz, Gerhard, Vom Engagement im Sozialen Brennpunkt zur Stadtteilarbeit. Gemeinwesenarbeit in Linz (Linz 2005) 56f.

2159 Interview EX 3, 14.6.2019 (John).

2160 Ebd.

2161 Interview HK 71, 19.9.2018 (John, Wisinger).

nicht möge und zwar weil er ‚ein Neger‘ sei.“²¹⁶² Sie nahm das Kind zu sich, Verwandte hätten nur die Frau aufgenommen, aber nicht den Sohn. Sie mietete sich in einem Gasthaus ein. Da ihr Sohn US-amerikanischer Staatsbürger war, bezog sie keine Kinderbeihilfe.²¹⁶³ Die Folge war ein neuer Pflegeplatz, an dem HK 71 fünf Jahre verbrachte, mit bis zu zehn anderen Kindern, es gab kein Bad, die Kinder mussten auf den Topf gehen. Der Betroffene benennt seine Erfahrungen „als ganz schlimm: keine Zuwendung, keine Förderung, ständige Hänseleien wegen der Hautfarbe, im Keller eingesperrt werden, Scheitlknie, schlechtes Essen.“ Durch die größeren Buben in der Pflegefamilie erfuhr er auch sexuellen Missbrauch. Er wurde zum Bettnäser. Danach kam er kurz zur Mutter. Da ihn der Partner der Frau ablehnte, wurde er in das Heim St. Josef in Steyr gebracht.²¹⁶⁴ Er erlebte die Erziehung als gewaltsam, wurde massiv geschlagen und öfter eingesperrt. Er war damals zehn oder elf Jahre alt: „Da waren riesige Doppeltüren. Die draußere Tür war zugesperrt und da bist wirklich über eine Stunde drinnen gewesen, ja so dick ist das (zeigt ungefähr einen halben Meter an), mehr hast da nicht. Und da ist es finster, da kriegst Du drinnen einen Vogel. Ich habe heute noch eine Phobie, wenn ich in den Keller runter gehe.“²¹⁶⁵ Man nannte ihn „Satansbraten“, auch war er auf Grund seiner Hautfarbe ständigen Hänseleien ausgesetzt. Er war ein Außenseiter, abgeschoben in die Sonderschule. Das Jugendamt Steyr suchte für den 14-jährigen, nachdem er einige Zeit bei seiner Mutter verbracht hatte, einen neuen Heimplatz. In einem Brief des Amtes heißt es: „Es handelt sich um ein besonders bedauernswertes Kind. Der Vater des Buben ist Neger. [...] Sowohl seine ehemaligen Lehrer der Volksschule als auch der Sonderschule bezeichnen den Buben als gutmütig und schieben die Schwierigkeiten vorwiegend auf die Tatsache, dass der Bub als Mischling von den Kollegen gehänselt wird und kein richtiges Zuhause hat.“²¹⁶⁶

Mit 14 Jahren wurde er in das Heim Gleink eingewiesen (1970-71), im Rahmen der freiwilligen Erziehungshilfe. Die Behandlung dort erlebte er als brutal, die Erziehung als sehr streng, mit viel Gewalt verbunden. „Wir waren sicher rebellisch irgendwie“, beschreibt er in der Folge die etwas älteren Heimkinder in Gleink, aber das Erlebte als Antwort darauf, sei wohl zu weit gegangen: „Wenn Du Dich aufge-

2162 HK 71 hat seine gesamten Akten zur Verfügung gestellt, die Niederschrift des Protokolls der Ombudsstelle sowie Dokumenten aus seinem Jugendwohlfahrtsakt. Jugendamt des Magistrats Linz GZ – 6 –D, Niederschrift über Antrag auf Gewährung von Erziehungshilfe, 23.3.1961, 2. Kopie im Besitz des Verfassers.

2163 Ebd.

2164 Akten Ombudsstelle, HK 71.

2165 Interview HK 71, 19.9.2018 (John, Wisinger).

2166 Stadtjugendamt Steyr, FJ 620-M 68/67, an Landesjugendheim Reichenauerhof, 3.8.1970. Kopie im Besitz des Verfassers.

führt hast, hast wieder eine Strafe gekriegt, wenn Du geschwätzt hast, der Erzieher hat dir hinten eine raufgehauen, mit der nackten Hand auf den Oberkörper beim Waschen, das waren lauter so Sachen. Oder mit dem Handtuch so drüber, dass es schön brennt. Und wieder hat die Hautfarbe eine Rolle gespielt. Gegenüber den Mitschülern und gegenüber den Erziehern auch wieder. Das Schlimmste war, wo der Pater Direktor oben war, das war so wie ein Beichtstuhl, samtrot, und du musst dich drüber legen und die Hose runterziehen und du kriegst mit dem Staberl am nackten Arsch. Das war so demütigend für mich. Also, das hat mir gar nicht gefallen, das war für mich absolut schrecklich. Wo ich dann wieder sage, die Nonnen, der Pfarrer, die Leute, von denen man heute sagt, da muss man aufschauen. Das sollen respektvolle Leute sein. Das kann ich nicht. Da tu ich mir schwer. Das ist etwas, wo ich riesig enttäuscht worden bin im Leben.“²¹⁶⁷

HK 71 schmerzt besonders, dass er in eine Sonderschule abgeschoben wurde und dass er mit 15 Jahren aus Gleink entlassen wurde und dabei nur den Abschluss der 4. Klasse Volksschule nachweisen konnte. Das Jugendamt Linz bzw. das Jugendamt Steyr haben HK 71 in die jeweiligen Pflegestellen eingewiesen, Qualitätskontrollen oder Überprüfungen wurden nicht durchgeführt. Jedenfalls habe er keine entsprechende Schulbildung erhalten, obwohl er keine geistige Beeinträchtigung aufwies; selbst in einem Schreiben des Jugendamts wird seine mangelnde Schulbildung mit seiner Hautfarbe in Verbindung gebracht, dies im Jahre 1970.²¹⁶⁸ Beim Interview ringt HK 71 angesichts der Vergangenheit um Fassung. Heute hat er es mit harter Arbeit geschafft: er konnte seine Jugendliebe heiraten und eine Familie gründen, hat zwei Kinder, fünf Enkel und er bewohnt ein kleines Haus.²¹⁶⁹

Es steht außer Frage, dass Roma und Sinti, Jenische, Fahrende, selbst Personen, die mit ihnen im engeren Kontakt standen, in Hinblick auf ihre Fremdunterbringung besonders diskriminiert wurden. Von den Behörden wurden „Fahrende“, „unstete Familien“, unabhängig davon, ob es sich nun tatsächlich um die ethnische Gruppierung Roma oder Sinti handelte, aufmerksam beobachtet. Kinder aus Familien mit einer anderen Lebensform wurden der Fürsorge besonders rasch zugeführt. Dem Akt von Heimkind 396 entnimmt man, dass er sich zuerst auf Schloss Leonstein nur auf einem Ferienaufenthalt befunden hat. Dann sei er „unangenehm aufgefallen“ – keine Straftat, kein Diebstahl – er wolle sich nicht einfügen, werde von den Großeltern zu sehr verwöhnt, hieß es im Heimakt. HK 396 meint über

²¹⁶⁷ Interview HK 71, 19.9.2018 (John, Wisinger).

²¹⁶⁸ Akten Ombudsstelle: HK 71; Interview HK 71, 19.9.2018 (John, Wisinger).

²¹⁶⁹ Interview HK 71, 19.9.2018 (John, Wisinger).

sich selbst, dass er bei seinen Großeltern aufgewachsen sei, seine Eltern seien als Schausteller tätig gewesen. Er habe eine glückliche Kindheit gehabt. An Geld habe es nicht gemangelt. Er glaube, dass man ihn damals nur deswegen ins Heim eingewiesen habe, um leere Heimplätze zu füllen. Angehörige seines Volkes hätten sich eben nicht wehren können. Er wurde in mehreren Heimen nach seinen Angaben Opfer körperlicher und sexueller Gewalt. Dazu hielt er fest, dass es in Gleink in sexueller Hinsicht geradezu „pervers“ zugegangen“ sei: Gerade er als Angehöriger des Fahrenden Volkes sei als ‚Zigeuner‘ beschimpft und gedemütigt worden und habe grundlos psychische, physische und sexuelle Gewalt erfahren. Die Behörden hätten damals gewusst, was mit den Kindern in den Heimen passiert sei. Es seien in den Heimen Sadisten und ehemalige Nazis tätig gewesen.²¹⁷⁰ Er beschreibt schweren sexuellen Missbrauch, alltägliche Gewalt und das Ritual von Pater Direktor, Kinder über die Stuhllehne beugen zu lassen und sie mit dem Stock oder Gürtel auf das nackte Gesäß zu schlagen. Er beschreibt seinen Aufenthalt in Gleink als „pervers“, er habe wiederholt gehört, dass Hitler darauf vergessen habe, seinesgleichen zu vergasen und er sei nach dem Aufenthalt in der Anstalt orientierungslos gewesen, geschockt. Gleink beschreibt er aus seiner Sicht als „Kinder-KZ“.²¹⁷¹

Zumindest der Erziehungsberaterin Marianne Gühlsdorf ist die besondere Situation der Roma und Sinti bewusst gewesen: Sie sei damals grundsätzlich gegen eine allzu schnelle Einweisung von Roma und Sinti ins Erziehungsheim aufgetreten, erfolglos, wie sie meinte.²¹⁷² Mehrere einschlägige Erinnerungen belegen die besondere Behandlung, welcher Kinder aus dem Milieu der Fahrenden in Gleink ausgesetzt waren. Auch in Kinderakten wurde dies bisweilen notiert, andere Kinder bestätigen dies. Ein aus dem Innviertel stammender Betroffener erinnert sich, dass HK 213 als „Zigeunerbub“ unglaublich brutal geschlagen worden ist. Er wurde seinerzeit von einem Erzieher wegen „seiner mulattischen Hautfarbe“ massiv angegriffen, gekränkt und in gewisser Weise wegen seiner Herkunft politisch verfolgt.²¹⁷³ HK 213 selbst hält fest, dass er in Gleink Ende der 1980er, Anfang der 1990er sehr brutal und diskriminierend behandelt wurde, er stamme aus einer „Zigeunersiedlung“. Aufgrund dieser Erfahrungen in Gleink habe er sich im nächsten Heim hochaggressiv verhalten.²¹⁷⁴

2170 Zit. nach John: Biographien 529f.

2171 Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Präsidium, Unabhängige Opferschutzstelle bei der Kinder- und Jugendanwaltschaft OÖ, KiJA-700.093/396-2014, Sachverhaltsdarstellung zit bei John: Biographien 529.

2172 Interview mit Marianne Gühlsdorf, 18.4.2006 (John) zit. nach John: Biographien 530.

2173 Akten Ombudsstelle, HK 48.

2174 Vgl. Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Präsidium, Unabhängige Opferschutzstelle bei der Kinder- und Jugendanwaltschaft OÖ, KiJA-700.093/213-2012.

Man fand allerdings auch ErzieherInnen in Gleink, die, wenn sie dessen gewahr wurden, dass Kinder ausschließlich wegen einer körperlichen Besonderheit, wegen ihrer religiösen oder ethnischen Herkunft diskriminiert wurden, dies als ungerecht empfanden und sich bewusst für dieses Kind einsetzten. ER 31 erinnert sich an einen diskriminierenden Vorfall um 1980: „Ich habe das erlebt. Ich sitze an einem Tisch mit diesem Kollegen. Und an unserem Tisch sitzt ein kleiner Sinti-Bub. Ein Hübscher, [...], hat er geheißten, ich glaube er war so neun Jahre alt. Ich hatte einen (älteren) Kollegen, und ich war neu, ich hatte zu tun, was er sagte [...], ich war ganz jung.“ Mittagessen, man saß zu Tisch, es gab Beuschel, ein Gericht aus Innereien, das nicht allen zusagte: „Ich bin ja recht heikel“, so die Erzieherin: „Wenn ich nur an ein Beuschel denke, da krieg ich einen Herzinfarkt. Bei uns gab es Container, mit denen bist Du durchgegangen. Dann fragst Du, wieviel magst Du, ein oder zwei Schöpfer? Und ich komme zu unserem Erziehertisch, da ist der Kleine gesessen, da sagte er leise, bitte nicht, bitte nicht, mir graust davor. Ich sage noch zu ihm, das verstehe ich. Na, und auf einmal greift mein Kollege zum Schöpfer. Wir hatten große Schöpfer und haut dem Buben zwei richtige Portionen auf den Teller und sagt, ‚Friss! Weil daheim frisst Du nur den Kitt aus den Fenstern.‘ Dem Buben sind die Tränen runtergeschossen, der hat den Löffel in den Mund genommen und da war es für mich vorbei. Ich habe mir gedacht, ich werde gekündigt wahrscheinlich, aber das war mir egal. Ich habe den Teller genommen mit Hurra und in die Abwasch geschossen. Da war er kaputt, der Teller. So war das.“²¹⁷⁵

Etwas subtiler, aber nicht weniger belastend für die Betroffene ist der nachfolgende Fall gelagert. HK 200, geboren 1958, ist die Tochter einer aus dem Mühlviertel stammenden Mutter und eines Mannes, der als Displaced Person nach Oberösterreich gelangte, eines aus Rumänien stammenden Juden, der in Linz lebte und die Zeit der Konzentrationslager überlebt hatte.²¹⁷⁶ Optisch sieht HK 200 etwas anders aus wie die meisten oberösterreichischen Kinder, dunkle Haare, dunkle Augen, dunkler Teint. Ihre ledige Mutter hatte sie nach Linz in das Caritas-Kinderheim St. Josef auf die Säuglingsstation gebracht. Ihr wurde erzählt, dass ihre Kinderdorfmutter vom „Vater Direktor“ nahegelegt wurde, sich in St. Josef ein Kind „anzuschauen“ und so kam sie mit ca. zwei Jahren von St. Josef ins Kinderdorf St. Isidor in Linz. „Ihre“ Kinderdorfmutter hat sie aus der damaligen Zeit in sehr guter Erinnerung. Die Eltern des Kindes haben sie nicht besucht, die Mutter war psychisch krank, und

²¹⁷⁵ Interview ER 31, 6.12.2018 (John); sprachlich geglättet.

²¹⁷⁶ Interview HK 100, 25.5.2019 (John, Reitter); HK 100 hat einen schriftlichen Lebensbericht zur Verfügung gestellt, HK 100: Erinnerungsbericht. Maschinschriftliches Manuskript (2009) ebenso wie einige Akten, die ihr selbst im Zuge ihrer eigenen Recherchen übergeben wurden, darunter die Abschrift des Protokolls der Ombudsstelle.

als der Vater einmal kam, wurde er nicht hereingelassen. „Die Oberin und Vater Direktor haben dafür gesorgt, dass ich von der leiblichen Familie entfernt gehalten wurde.“ Tatsächlich erinnert sie sich an ein Zusammentreffen mit dem Vater nur anlässlich einer Vaterschaftsfeststellung auf dem Jugendamt in Linz-Urfahr.

Man habe nie Schritte unternommen, sie mit dem jüdischen Vater zusammenzubringen, etwas woran das Kind sehr interessiert war. Von ihren Tanten und Onkeln aus dem Mühlviertel wurden sie im Gegensatz zu ihrer Halbschwester nicht adoptiert. Ihre Halbschwester wurde adoptiert und ist heute Akademikerin. Während der 13 Jahre, die HK 200 im Kinderdorf zubrachte, erlebte sie mehrfach Gewalt in verschiedenen Formen, von einer Erzieherin, einer Lehrerin und einem Mitzögling. „Schädel-Zusammenhauen“ und „Kirchen-Watschen“ (Ohrfeige in der Kirche wegen Lachens) und willkürliche Gruppenbestrafungen sind ihr in Erinnerung ebenso wie die Tatsache, dass die Kinder fallweise zur Strafe eingesperrt wurden. Dazu kamen mehrfache Übergriffe, auch den Intimbereich betreffend, Quälereien am Badetag und den Zwang zum Aufessen, harte Schläge, wenn man einen Kaugummi kaute: „Heute schäme ich mich, dass ich so derartig gehorsam war. Ich war ganz brav, ganz gehorsam, bin immer eingeschüchtert worden.“²¹⁷⁷ Sie besuchte in St. Isidor die Sonderschule. Ihre Kinderdorfmutter hatte sich allerdings für den Besuch einer normalen Volksschule eingesetzt. „Vater Direktor habe dies unter sagt, wie solle das gehen? Wenn das alle machen würden. Bei mir wurde jedenfalls keine Behinderung festgestellt, ich habe jedoch mit stark beeinträchtigten und verhaltensauffälligen Kindern 13 Jahre lang das Heim und die Schule geteilt. Heute steigt eine innerliche Wut in mir auf, wir wurden wie die Deppen behandelt, man hat mir weitergehende berufliche Perspektiven genommen, ja Lebensperspektiven genommen und vom normalen Leben war ich isoliert.“²¹⁷⁸

Alle genannten Beispiele haben bislang auch mit der österreichischen und der mitteleuropäischen Geschichte zu tun, beziehungsweise sind sie als Folgen davon einzuschätzen. Abschließend sei darauf hingewiesen, dass nach den Folgeerscheinungen des Zweiten Weltkriegs einige Jahrzehnte die Migrations- und Minderheitenfrage in den Heimen keine Rolle spielte. Ab den späten 1960er-Jahren erlebte Österreich eine starke Zuwanderung von ArbeitsmigrantInnen, da es sich in erster Linie um Männer handelte, spricht man von der sogenannten Gastarbeiter-Migration. Schließlich fanden sich auch immer mehr Arbeitsmigrantinnen auf dem österreichischen Arbeitsmarkt ein bzw. war in den 1970er und 1980er-Jahren ein

²¹⁷⁷ Interview HK 200, 25.5.2019 (John, Reitter); Telefonische Zusatzinformationen, 3.8.2019 (John).

²¹⁷⁸ Ebd.

stärkerer Familiennachzug zu beobachten. Die Caritas kann als Pionier in Hinblick auf Integrationsbemühungen bezeichnet werden. Schon im ersten Nachkriegsjahrzehnt gab es eine ganze Reihe von Initiativen für Flüchtlinge und Vertriebene.²¹⁷⁹ Bereits im Jahr 1968 wurde seitens der Caritas eine erste Gastarbeiterberatung angeboten, 1971 habe der Linzer Bischof einen „Tag der Migranten“ initiiert, so der „Bischöfliche Referent für Fremdsprachige“, Msgr. Vinzent Balogh. Die kirchlichen Stellen waren sich der Problematik bewusst.²¹⁸⁰ Dennoch dürften sich in den Heimaten und auch auf Pflegestellen in den 1970er- und 1980er-Jahren nur wenige Kinder aus Gastarbeiterfamilien befunden haben, kaum ein Kind aus der Türkei, nur wenige aus Jugoslawien.²¹⁸¹

In den späten 1980er, vor allem aber in den 1990er-Jahren änderte sich dies, insbesondere im Zusammenhang mit den Auswirkungen des Jugoslawienkriegs und einer Innenpolitik, die seit den späten 1980er-Jahren Migration zu einem bestimmenden Thema machte. In die 1990er-Jahre datieren auch mehrfach Beschwerden wegen Diskriminierung in ethnisch-religiöser Hinsicht in verschiedenen Heimaten.²¹⁸² Indes ist die Sache komplex: In den frühen 1990er-Jahren befanden sich vergleichsweise viele Kinder migrantischer Herkunft in Gleink, die meisten waren in einer Gruppe zentriert: „Aus ex-Jugoslawien hatten wir Kinder, aus Kroatien, Serbien, Bosnien, wir hatten auch Kosovo-Albaner, aus Rumänien, aus der Türkei, aus der Dominikanischen Republik, von überall her, und es gab natürlich auch österreichische Kinder. Und da ist es schon heiß hergegangen. Da gab es schon Hass untereinander und unsere Aufgabe war es, das zu regulieren, zu kontrollieren, auch die Eltern einzubremsen. [...] Es ging dann darum, Ruhe hineinzubringen, einen geregelten Tagesablauf zu garantieren und so weiter.“, erinnert sich HK 28.²¹⁸³ Man habe auch Ausflüge miteinander unternommen und habe viel Zeit mit den Kindern verbracht. „In der Richtung – ethnischer Hass – hat es in unserer Gruppe im Heim eigentlich nichts gegeben, ansonsten natürlich schon.“²¹⁸⁴

2179 Vgl. John, *Postmoderne City* 181f, 242f. vgl. weiters Slapnicka, Harry: Für deutschsprachige Heimatvertriebene. Erste Raststätte auf der Weiterwanderung; Eingliederung in Österreich. In: *Prinzip Hoffnung. Linz zwischen Befreiung und Freiheit. Ausstellungskatalog* (Linz 1995), 191-202.

2180 Vgl. Balogh, Vinzenz, *Zeitzeugenbericht über die Betreuung der fremdsprachigen Flüchtlinge und Gastarbeiter in der Diözese Linz nach dem II. Weltkrieg mit Schwerpunkt 1961-1991* (Linz 2008), 47-53; Interview ER 28, 30.8.2019 (John); Interview EX 2, 7.8.2019 (John); Interview HK 201, 18.8.2018

2181 Vgl. dazu Amt Oö. Landesregierung, Präsidium, *Interne Datenbank ehemaliger Bewohner und Bewohnerinnen, Heim Wegscheid 1951-2005*; die Datenbank ist nicht öffentlich zugänglich.

2182 Vgl. beispielsweise Akten Ombudsstelle, HK 201; Akten Ombudsstelle: HK 48M; KJJA-700.093/213-2012.

2183 Telefoninterview ER 28, 30.8.2019 (John).

2184 Ebd.

In dieser Gruppe befand sich auch der damals vielleicht acht, neunjährige Fadil S. Diese Angabe sei festgehalten, weil über ihn bereits publiziert wurde. Der Bub sei klein und zart gewesen, aber schon damals von unbändiger Energie, er war in Gleink in der, nennen wir sie „Multi-Kulti-Gruppe“.²¹⁸⁵ Alois Brandstätter, der Mentor und Spiritus Rector des öö. Heimleiterkreises, dem auch die Leitung des Heimes in Gleink angehörte, erinnert sich an Fadil S., der schließlich von Gleink nach Wegscheid verbracht worden ist und es noch vor seiner Strafmündigkeit auf 150 Straftaten brachte. „Der bosnische Junge hatte auch das Jugendwohnheim angezündet. Damit soll in keiner Weise eine besondere Ausprägung kriminellen Verhaltens bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund angesprochen werden, sondern lediglich ein Faktum, das sich aus einer starken Migration und mangelnder Integration ergeben kann und nicht charakteristisch ist“.²¹⁸⁶ Auch unter der Zuwandererpopulation, so Brandstätter, gebe es dissoziale Jugendliche, sie stellen aber eine Minderheit dar. Der „Feuerteufel“ aus St. Georgen oder jener Jugendliche, der vor einiger Zeit den damaligen Linzer Bürgermeister Dobusch „mit einer Bombe in die Luft sprengen wollte“, seien autochthone Oberösterreicher und ebenfalls im Heim Wegscheid untergebracht gewesen. Unter den dissozialen Jugendlichen befanden sich laut Brandstätter in einer Reihe oberösterreichischer Heime bereits seit Jahrzehnten immer wieder auch Rechtsradikale, womit ein weiterer Aspekt der aktuellen sozialpädagogischen Problemlage umschrieben ist.²¹⁸⁷

²¹⁸⁵ Ebd.

²¹⁸⁶ Interview mit Alois Brandstätter, 16.6.2017 (John) zit. nach John, Biografien 55f.
vgl. auch Oberösterreichische Nachrichten, 25.10.1994, 17; Oberösterreichische Nachrichten vom 27.6.1997, 15
(Ausländische Jugendliche unter seelischem Druck).

²¹⁸⁷ Vgl. John, Wegscheid 57; Interview mit Alois Brandstätter, 16.6.2017 (John) zit. nach John: Biografien 55f.

7. FAKTEN UND RESÜMEE (MICHAEL JOHN)

Der Auftrag dieser Untersuchung lautete, die Gründe und Bedingungen von Gewalt in Einrichtungen der Caritas der Diözese Linz nach 1945 darzulegen: im Erziehungsheim Steyr-Gleink (1946-2009), im Schülerheim Windischgarsten (1954-1985), in den Heimen für Menschen mit Behinderungen in St. Isidor (1945/46-Gegenwart) und in St. Pius (1957-Gegenwart). Es wird deutlich, dass man es mit zwei unterschiedlichen Untersuchungsfeldern zu tun hatte, in denen Gewalt und Missbrauch unterschiedlich verteilt waren. Eigentlich waren es drei Untersuchungsfelder, da ein Erziehungsheim und ein Internat nicht gleichzusetzen sind. Klarerweise kommt es in einem Schlusskapitel zu Wiederholungen und zu Verkürzungen, es sei darauf verwiesen, dass bereits in den Einzelstudien Schlussfolgerungen zum jeweiligen Heim gezogen wurden.

Der Ombudsstelle der Diözese Linz wurden im Zuge ihrer Tätigkeit bis Ende August 2019 insgesamt 1.080 Vorfälle gemeldet, die in die Statistik aufgenommen wurden, davon ereigneten sich 984 in Gleink.²¹⁸⁸ Im Zuge der mehr als 120 geführten Interviews und der Durchsicht hunderter Fallgeschichten hat sich der Verteilungsschwerpunkt von Vorfällen der Gewalt und des Missbrauchs bestätigt. Die Meldungen erfassen mit Sicherheit nur einen Teil der sich ereignenden Gewalt in den unterschiedlichsten Formen (psychisch, physisch, sexuell), aber sie geben einen Eindruck hinsichtlich der Verteilung auf die Standorte, der betroffenen Personen und der zeitlichen Gliederung. Sie erlauben eine Annäherung an die historische Realität.²¹⁸⁹

ZAHLEN, STATISTIK

Die Einrichtungen St. Pius und St. Isidor haben eine lange Geschichte, siehe dazu die Detailstudien. Aus diesen Heimen für Menschen mit Behinderungen wurden insgesamt 61 Vorfälle gemeldet, 57 aus St. Isidor und vier aus St. Pius – dies sind 5,6% aller angegeben Vorfälle in den Heimen der Caritas. St. Pius war und ist ein Heim für Menschen mit schweren Beeinträchtigungen. St. Isidor war also stärker

²¹⁸⁸ Ombudsstelle und Kommission gegen Missbrauch und Gewalt der Diözese Linz (Ombudsstelle), Statistik Einrichtungen der Caritas, 26.8.2019.

²¹⁸⁹ Die Ombudsstellen nehmen Meldungen an, führen Clearing-Gespräche, übernehmen weitere Recherchen; Stellungnahmen der Beschuldigten werden eingeholt. Die Kommissionen sprechen die finanziellen Gesten zu, gehen dabei gewissenhaft und professionell vor; sie bestehen aus Fachleuten. Dies bedeutet nicht, dass Fehleinschätzungen ausgeschlossen sind. Auf gesamtösterreichischer Ebene wurden in 177 Personen bezogenen Fällen keine Hilfeleistung zugesprochen, d.s. 7,7%. Andererseits haben sich viele ehemalige Heimkinder nicht gemeldet, es gibt unterschiedliche Gründe dafür. Dies bedeutet nicht, dass sie keine Gewalt erfahren haben; viele Betroffene sind möglicherweise bereits verstorben.

betroffen als St. Pius. Rechnet man direkte Meldungen an die Klarnic-Kommission und an die Volksanwaltschaft hinzu, kommt man im Falle dieser Einrichtung auf deutlich über 60 Meldungen von Vorfällen, davon $\frac{3}{4}$ körperliche Übergriffe, $\frac{1}{4}$ sexuelle Übergriffe und Missbrauch.²¹⁹⁰ Es ist davon auszugehen, dass gerade in Hinblick auf Menschen mit Beeinträchtigungen ein erheblicher Teil der Betroffenen keine Meldung eingebracht hat bzw. nicht einbringen konnte.

Zur Sache: Eine hochgestellte Leitungsperson erinnert sich: „Erst haben wir gar nicht hingeschaut, das war [...] eine Schlaperei. Und das Zweite ist, mein Gott, also wir haben es sozusagen verniedlicht.“²¹⁹¹ 82% der Vorfälle ereignet sich zwischen 1946 und 1979, mit einem Schwerpunkt in den 1960er- und 1970er-Jahren. 16% der Vorfälle datieren in die 1980er-Jahre. Bis 1988 leitete der Priester Georg Erber, nach allen Aussagen mit hoher Autorität, die Anlage. Die Caritas nahm eine Kontrollfunktion im Wesentlichen nicht wahr und bot dem Orden und dem Leiter dadurch großen Freiraum. Wie aus den Interviews im Rahmen der Detailstudie hervorgeht, war bis in die 1980er-Jahre das „Züchtigungsargument“ ein dominierender Faktor in der Erziehung im Kinderdorf. Interviewpartnern zufolge wurde es aus der traditionellen Ansicht hergeleitet, „man muss die Kinder züchtigen, damit aus ihnen etwas wird.“²¹⁹² Die positive Haltung zu Körperstrafen, die im Kinderdorf St. Isidor mit „Liebe“ („Wer sein Kind liebt“) argumentiert wurde, war stark präsent. Eine Kinderdorffamilie bildete eine geschlossene Einheit, nichts zu hören oder zu sehen war eine Strategie der Alltagsbewältigung. Auch die Kinder selbst hätten lange Zeit „geschwiegen wie die Gräber“.²¹⁹³ Es sei Druck auf die Kinder ausgeübt worden, man hatte sie zu strengem Stillschweigen gegenüber allen anderen Personen angehalten und ihnen auch zusätzlich Strafen angedroht.²¹⁹⁴

Die frühe stationäre Unterbringung führte zur gegenseitigen Entfremdung der Kinder und der Eltern wie auch zu einer fehlenden sozialen Verankerung in der Gesellschaft. Kontakte mit der Herkunftsfamilie bei Kindern aus prekären Familienverhältnissen wurden von manchen Kinderdorfmüttern als Störfaktor für die Kinderdorffamilie angesehen – ein weiterer Faktor, weswegen so wenige Vorfälle nach außen drangen. Ein kleiner Prozentsatz der Kinder, meist unter 10%,

2190 Vgl. Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019; Direktion Caritas, Letztstand an Meldungen, 24.6.2019; Volksanwaltschaft, Meldungen St. Isidor, 21.7.2019.

2191 Interview LP 7, 4.4.2016 (John, Wisinger)

2192 Vgl. z. B. Interview 2 Leitung, 24.9.2013 (Wegscheider)

2193 Ebd.

2194 Interview 14 Heimkind, 6.3.2018 (Wegscheider), zeitlicher Bezug: 1965-1973.

wies keine Beeinträchtigung auf. Im Falle identifizierter Beschuldiger wurden in St. Isidor sieben Mal ein Bruder/Pater, fünf Mal ein Priester, elf Mal eine weibliche Angestellte und acht Mal eine Ordensschwester angegeben. In St. Pius wurden zwei Mal Angestellte genannt, ebenso wie zwei geistliche Schwestern.²¹⁹⁵ Rechnet man nicht nach Vorfällen, sondern mit konkret Betroffenen, nämlich 33 Personen, so waren 39% davon sexueller Gewalt ausgesetzt.²¹⁹⁶ Aus der genauen Untersuchung der Kontrollabläufe in der Detailstudie – folgt man den Aussagen des Personals und der externer Experten – ist eine entsprechende fachliche und pädagogische Aufsicht des Landes Oberösterreich, konkret seitens der Fürsorge- und Sozialabteilung, bis in die 1990er-Jahre hinein nicht wahrgenommen worden. Erst nach dem Leitungswechsel (1988) habe man zu kontrollieren begonnen. Die finanzielle Gebarung wurde dagegen von Anfang an genau geprüft.

Zur Gewalt in St. Isidor und St. Pius kam es, weil über einen langen Zeitraum die Beschäftigten für die pädagogische Arbeit nicht geeignet waren, keine Ausbildung hatten und sie aufgrund von fehlenden Rahmenbedingungen oder aufgrund der Ausbildungsdefizite überfordert waren. Dieses Problem wurde umso größer, je älter die Betreuerinnen wurden – desto mehr fielen ihre pädagogischen Ansichten aus der Zeit. Abschließend sei nochmals in Erinnerung gerufen, dass lediglich 5,6% der Meldungen nach St. Isidor und nur wenige nach St. Pius datieren. Trotz der statistisch gesehen – in Relation zu Gleink – niedrigen Anzahl an Meldungen zeigt die Studie auf, dass die Verhältnisse in den beiden genannten Heimen über weite Strecken als autoritär, in keiner Weise selbstbestimmt und von alltäglicher Gewalt geprägt, zu bezeichnen sind. Auch abseits der diözesanen Kommission wurden noch 1999/2000 Misshandlungsvorwürfe in St. Pius erhoben, hier könnten sich alte Strukturen auf gewisse Weise erhalten haben.²¹⁹⁷

Das Schülerheim Windischgarsten nimmt insofern eine besondere Stellung ein, als es sich in erster Linie nicht um Kinder handelt, die von den Jugendwohlfahrtsbehörden zugewiesen bzw. von den Gerichten eingewiesen wurden, sondern um Kinder berufstätiger Eltern oder alleinerziehender Elternteile. Im von der Caritas geführten Schülerheim sollten die Betreuung und vor allem die Lernstunden mit Lernkontrolle und Nachhilfe denjenigen Kindern zu Gute kommen, deren Schulweg zu lange oder deren Eltern auch nicht in der Lage waren, sie schulisch zu unterstützen. Auch „disziplinar“ problematische Kinder wurden hier angemeldet,

2195 Nicht in die Statistik eingegangen sind zwei Protokolle, in denen geistlichen Schwestern vorgeworfen wird, Gewalt angewendet zu haben. Akten Ombudsstelle, HK 300, HK 301.

2196 Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019.

2197 Vgl. dazu Kap. 6.4. (Modernisierungswille und Rückständigkeit, 1999-2000).

erhoffte man sich doch von einem „Internat für Hauptschüler“ eine gewisse Beruhigung der Situation, eine Verbesserung der schulischen Leistungen und eine adäquate Unterbringung. Das Heim galt als sehr katholisch, der Heimleiter war im Ort hochangesehen, die Heimkinder hatten allerdings keine gute Nachrede. Bei der Anmeldung einer Reihe von Kindern waren behördliche Stellen involviert.

In den Interviews wird betont, dass eine sehr kleine Gruppe von Erziehern, darunter der Heimleiter, gewalttätig gewesen sei und massive körperliche Gewalt ausübte – Schläge, Tritte und ritualisierte Bestrafungen. 1971 wurde in der Kronen Zeitung von einem Erzieher berichtet, dieser „schlug und trat einen Zögling im Waschraum blutig“.²¹⁹⁸ Es wurden 35 Vorfälle gemeldet, davon waren 31 mit körperlicher Gewalt verbunden, 22 mit psychischer Gewalt, sechs mit sexueller Gewalt.²¹⁹⁹ Während etwa in St. Isidor die Vorfälle mit psychischer Gewalt jene mit physischer Gewalt überstiegen, war dies in Windischgarsten definitiv nicht der Fall. Die Fälle sexueller Gewalt sind Übergriffen älterer Kinder und Jugendlichen gegenüber jüngeren zuzuordnen. Hinzuweisen ist allerdings, dass es sich bei dem sehr oft gehandhabten Ritual, Kindern Schläge auf das nackte Gesäß zu verabreichen, um eine sexuell konnotierte Strafe handelte. Der Fall wäre in der Gegenwart nicht nur als Kindesmisshandlung, sondern auch nach dem gültigen Sexualstrafrecht zu ahnden. Zu Beginn der 1980er-Jahre war das Schülerheim Windischgarsten nur mehr zu 50% ausgelastet und wurde in der Folge geschlossen; dies hing nicht mit den dargestellten Gewaltvorfällen zusammen, die damals kaum öffentlich bekannt geworden sind.

Die mit Abstand meisten Vorfälle von Gewalt und Missbrauch wurden aus Gleink berichtet. Dies geht sowohl aus dutzenden Interviews als auch aus der Statistik der Ombudsstelle und Kommission gegen Missbrauch und Gewalt der Diözese Linz hervor. Mittlerweile wurden 984 Vorfälle von 290 Betroffenen zur Meldung gebracht, das sind 91,1% aller Meldungen an die Kommission insgesamt.²²⁰⁰ Diese sind zeitlich unterschiedlich verteilt. Die Geschichte des Heims kann in drei Phasen unterteilt werden: eine erste Phase von 1946 bis 1976, in der das Heim zuerst von der Caritas, ab 1950 vom Orden Missionare Herz Jesu geführt wurde, von einem Heimleiter mit militärischem Hintergrund. Diesem war die gesamte Leitung übertragen sowie das gesamte geistliche Personal und das Laienpersonal unter-

2198 Kronen Zeitung, 13.4.1971.

2199 Dies erklärt sich daraus, dass bei einem Vorfall sowohl psychische, physische als auch sexuelle Gewalt ausgeübt werden konnte.

2200 Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019.

stellt.²²⁰¹ 1976 erfolgte ein Leitungswechsel. Eine neue Phase begann, die mit dem Ausscheiden der Missionare Herz Jesu endete. Danach übernahm die Caritas das Heim erneut, mehrere Heimleitungen wechselten einander ab, Schließungsdebatten begleiteten das letzte Jahrzehnt, bis die Einrichtung 2009 geschlossen wurde. Die vorliegende Statistik erlaubt es nicht, der angegebenen Periodisierung exakt zu folgen, die Unterschiede werden allerdings in Zehn-Jahresschnitten deutlich. Es datieren 94 Vorfälle (9,4%) in die Jahre 1945 bis 1959, 357 Vorfälle (36,2%) in die 1960er-Jahre, 281 Vorfälle (28,6%) in die 1970er-Jahre, 179 Vorfälle (18,2%) in die 1980er-Jahre, 62 Vorfälle (6,3%) in die 1990er-Jahre und elf (1,1%) ereigneten sich ab dem Jahr 2000.²²⁰²

Von den insgesamt 984 gemeldeten Vorfällen waren 854 (87%) mit körperlicher Gewalt verbunden, 662 (67%) waren mit psychischer Gewalt und 226 Vorfälle (23%) mit sexueller Gewalt verbunden. Es handelte sich um 290 konkrete Personen, die sich gemeldet haben, davon waren nach ihren Angaben 130 (45%) sexueller Gewalt ausgesetzt. Von den 226 Vorfällen sexueller Gewalt wurden 30 (13,3%) in die 1950er-Jahre datiert oder davor, 92 (40,7%) in die 1960er-Jahre, 54 (23,9%) in die 1970er-Jahre, 37 (16,3%) in die 1980er-Jahre und 13 (5,8%) in die 1990er-Jahre, nach 1999 gab es keine diesbezüglichen Meldungen. In Hinblick auf Gleink haben die ehemaligen Heimkinder bei Vorfällen 750 Mal TäterInnen identifiziert, bei 351 Vorkommnissen (=Vorfällen) war dies ein Bruder/Pater, bei 338 Vorkommnissen ein männlicher Angestellter, bei sieben Vorkommnissen ein Priester, bei 80 Vorkommnissen eine weibliche Angestellte und in Null (0) Fällen eine Ordensschwester. Hinsichtlich der sexuellen Gewalt mit identifizierten Personen wurden insgesamt 108 Mal bei 173 Vorkommnissen ein Bruder/Pater angegeben, 47 Mal ein männlicher Angestellter, sechs Mal ein Priester, bei neun Vorkommnissen eine weibliche Angestellte, drei Mal eine Ordensschwester (für Gleink irrelevant). Konkret wurden insgesamt folgende Zahl an Personen beschuldigt: 20 Brüder/Pater, zwei Priester/Orden, fünf Ordensschwestern (im Falle Gleinks irrelevant), 45 männliche und 21 weibliche Angestellte.²²⁰³ Gewalt wurde in Gleink ausgeübt, in den 1950er-Jahren (und davor), soweit angegeben an 83 Kindern (6-12 Jahre) und elf Jugendlichen (13-18 Jahre) gerechnet nach Vorfällen, in den 1960er-Jahren an 258 Kindern und 98 Jugendlichen; seitdem änderte sich das Verhältnis; in den

2201 Werkvertrag Caritas Diözese Linz, Betreff: Caritas Erziehungsanstalt Steyr-Gleink, 1.12.1950. Die Vereinbarung wurde 1977 erneuert, vgl. Vereinbarung (Werkvertrag) zwischen der oberdeutschen Provinz der Herz Jesu Missionare mit Sitz in Salzburg-Liefering und der Caritas der Diözese Linz, 7.12.1977. Zur Verfügung gestellt seitens der Missionare Herz Jesu, Salzburg-Liefering, Kopien im Besitz der Verfasser.

2202 Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019.

2203 Ebd. In diesem Punkt hat St. Isidor einen Einfluss auf die Statistik.

1970er-Jahren lautete das Zahlenverhältnis 112 Vorfälle, Kinder betreffend und 165 Vorfälle Jugendliche betreffend, in den 1980er-Jahren waren es 87 respektive 92, in den 1990er-Jahren 27 bzw. 35, in den 2000er-Jahren zwei bzw. neun.²²⁰⁴

Die Art der Darstellung ist dem verfügbaren Datenmaterial geschuldet und ergibt einen Überblick, an dem man sich orientieren kann. In Gleink übersteigen jene Vorfälle, in die Ordensbrüder und -patres involviert waren, jene der männlichen Angestellten. Hinsichtlich der sexuellen Gewalt dominieren die Vorfälle in die Patres/Fratres/Ordenspriester involviert waren, in hohem Ausmaß, in 2/3 aller Fälle traf dies zu.²²⁰⁵ Die Statistik spiegelt die Intention der Kirche und auch der Caritas wider, das Ausmaß der Verantwortung kirchlicher Stellen und des beschäftigten Personals deutlich zu machen. Bei 22 Vorfällen wurden überdies Lehrer der Sonderschule als verantwortlich für ausgeübte Gewalt genannt. Es wurde keine eigene Rubrik „Mitzöglinge“ in der Statistik geführt, unter der Rubrik „Unidentifiziert“, wurde 34 Mal von Gewalt seitens der „Mitzöglinge“ in Gleink berichtet.²²⁰⁶ Mit dieser Zahl wird das Ausmaß der Gewalt unter den HeimbewohnerInnen bei weitem unterschätzt, denn diese war, folgt man dutzenden Interviews und auch Aktenhinweisen und internen Erhebungen, enorm. Besonders traf dies auf Gleink zu, in Heimen für Menschen mit Beeinträchtigungen trat diese Form der Gewalt eindeutig seltener auf. Für die 1950er-, 1960er-, 1970er- oder 1980er-Jahre gibt es keine der Realität entsprechenden statistischen Angaben, hier sei nochmals auf die Detailstudie verwiesen, die ein großes Ausmaß an Gewalt unter den Heimkindern aufzeigt.²²⁰⁷ Im Rahmen einer Befragung an 64 Schulkindern und Heimkindern in Gleink gibt es allerdings andere statistische Angaben. Es berichteten 1996/97 nahezu alle Befragten über Gewalt, zwei Drittel der Schüler über sexuelle Gewalt im Heim unter den Bewohnern, ein Drittel war selbst betroffen. Alle Befragten hatten Angst. Die Untersuchung umfasste mit zwei Ausnahmen einen kompletten Jahrgang der Landessonderschule.²²⁰⁸

2204 Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019.

2205 Es wurden in Gleink 343 Vorfälle gemeldet in die Patres/Fratres/Ordenspriester involviert waren, und 330 betreffend männliche Angestellte; sexuelle Gewalt Patres/Fratres/Ordenspriester 108 Vorfälle von 173 (65,9%). Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019.

2206 Ebd.

2207 Vgl. Kap. 5.4. Gewalt unter Heimkindern (Marion Wisinger)

2208 Mail der Studienautorin LP 6 an John, Wisinger, 31.8. 2019; Mail LP 6 an John, 1.9.2019 vgl. dazu auch Brunner, Martin: Bericht zur Recherche über sexuelle Übergriffe in der Vergangenheit des SPZ (2003). Es handelt sich um ein internes Papier der Heimleitung.

VERGLEICH, ABGLEICH

Es seien hier folgende Zahlen in Erinnerung gerufen, auch um einen Vergleich zu erlauben: Bei den Zahlen der Opferschutzkommission des Landes Oberösterreich zeigt sich, dass sich die Mehrzahl der gemeldeten Vorfälle vor 1980 ereignete: 78,5%, mit einem Schwerpunkt auf den 1960er und 1970er-Jahren, 34,6% (1960er-Jahre) bzw. 27,6%. Hinsichtlich der 1980er-Jahre beträgt der Prozentsatz der Personen, die sich gemeldet haben, 15%.²²⁰⁹ Ähnlich verhält es sich bei der Statistik der diözesanen Kommission gegen Missbrauch und Gewalt der Diözese Linz: 77% ereigneten sich vor 1980, 17% in den 1980er-Jahren.²²¹⁰ Nur auf das Heim Gleink bezogen sind es 77,9% in den Jahren vor 1980, 16,3% in den 1980er-Jahren. Die Unabhängige Opferschutzanwaltschaft mit Sitz in Wien (sog. Klasnic-Kommission) weist österreichweit, bei 2.107 Personendatensätzen insgesamt, 82,3% der gemeldeten Vorfälle datierend auf die Jahre vor 1980 aus, 9% in die 1980er-Jahre, 3,2% in die 1990er-Jahre, 4% sind als nicht zuordenbar klassifiziert.²²¹¹ Die Daten sind insgesamt nicht zur Gänze vergleichbar, eine Tendenz ist unverkennbar: sowohl bei den Daten zu den Heimes des Landes Oberösterreich – 15% in den 1980er-Jahren – als auch zu den kirchlichen Heimen 17% (alle Heime), davon 16,3% Gleink, zeigt sich ein deutlich höheren Prozentsatz als bei der Klasnic-Kommission mit 9%.²²¹² Nachdem die Anteile sowohl bei Landeseinrichtungen als auch kirchlichen Heimen in Oberösterreich ähnlich sind, können die erhöhten Anteile in den 1980er-Jahren wohl zu Recht mit der Etikettierung Oberösterreichs als „fürsorgepolitischer Nachzügler“ und pädagogischem „Modernisierungsrückstand“ in Verbindung gebracht werden. Selbst der damals zuständige Landesrat und die leitenden Personen der oö. Jugendwohlfahrt konzedierten dies für die Jahrzehnte nach 1945 – bis weit in die 1990er-Jahre hinein.²²¹³ Auch hinsichtlich der gemeldeten Vorfälle der 1990er-Jahre zeigt sich dies: 3,2% (Klasnic-Kommission), 7,5% (Land Oberösterreich), 6% (Diözese Linz).²²¹⁴

2209 Die Gesamtzahl an Personenfällen hatte infolge von Doppelzuordnungen (etwa 1970er und 1980er-Jahre) 445 betragen, an realen Personen 312. Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Präsidium, Statistik der Opferschutzkommission, Stand Jänner 2019.

2210 Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019. Die Anzahl konkret betroffener Personen beträgt 334 Kinder und Jugendliche

2211 Unabhängige Opferschutzanwaltschaft, <http://www.opfer-schutz.at/> (aufgerufen am 26.8.2019).

2212 Die Daten der Klasnic-Kommission enthalten auch die diözesanen Angaben aus Oberösterreich.

2213 Interview Ackerl, 18.7.2019 (John); vgl. ferner John, Keine Probleme, 418

2214 Amt Oö. Landesregierung, Direktion Präsidium, Opferschutzkommission, Stand Jänner 2019; Ombudsstelle, Statistik, Caritas, 26.8.2019; Unabhängige Opferschutzanwaltschaft, <http://www.opfer-schutz.at/>, Stand 31.5.2019 (aufgerufen am 26.8.2019).

Von der (kirchlichen) Unabhängigen Opferschutzanwaltschaft wurden per 20. Mai 2019 2.109 Personen ohne Rechtsanspruch finanzielle Gesten zuerkannt, und zwar in der Höhe von 28,2 Millionen Euro. Per 26. August 2019 wurden davon seitens der diözesanen Kommission in Linz 310 Personen 3,76 Mio. Euro zuerkannt. Per 10. Jänner 2019 wurden unabhängig von den kirchlichen Stellen seitens der Opferschutzkommission des Landes Oberösterreich in an 312 Personen insgesamt 3,01 Mio. Euro an finanziellen Gesten vergeben.²²¹⁵ Alle Personen, die von den Opferschutzkommissionen finanzielle Gesten erhalten haben, können ab Pensionseintritt eine Zusatzrente von 314,60 Euro monatlich beziehen, hierbei handelt es sich um ein Bundesgesetz.²²¹⁶

Noch ein Vergleich in einem ganz anderen Sinn: Es wurden laut Volksanwalt Günther Kräuter per Juni 2017 von den Opferschutzstellen in den Bundesländern insgesamt rund 7.000 Personenfälle bearbeitet,²²¹⁷ per Juni 2019 waren es abseits der Bundesländerzahlen seitens der kirchlichen Kommissionen über 2.100 Personenfälle, bei der Volksanwaltschaft wurden in der Rentenkommission mittlerweile rund 550 Personenfälle bearbeitet (September 2019).²²¹⁸ Von diesen hier insgesamt benannten Personendatensätzen sind mehr als 650 den Einrichtungen im Bundesland Oberösterreich zuordenbar. Bei dieser enormen Gesamtzahl wären generelle Zweifel am Vorkommen von Gewalt und Missbrauch in Heimen in den Bereich der „Verschwörungstheorie“ zu verbannen. Die statistischen Daten folgen alle dem gleichen Muster, ein vergleichsweise geringer Prozentsatz an Vorkommnissen in den 1940er- und 1950er-Jahren (aus bereits benannten Gründen), ein „Peak“ in den 1960er-Jahren, gefolgt von hohen Fallzahlen in den 1970er-Jahren, ein Absinken in den 1980er- und, sehr wesentlich, in den 1990er-Jahren. Auch in den mehr als 120 Interviews mit ExpertInnen, Mitgliedern der Opferschutzkommissionen, PsychologInnen, TherapeutInnen, Juristen, mit Sozialmanagern, mit HeimleiterInnen, ErzieherInnen und den ehemaligen Heimkindern selbst, ergab sich kein anderes Bild. Hinsichtlich der Vorkommnisse ab den späten 1970er-Jahren wurde allerdings Kritik geäußert. Die erhöhten Anteile in Oberösterreich ab diesem Zeitraum wurden bereits als Auswirkung eines vorhandenen pädagogischen Modernisierungsrückstands interpretiert, sie betreffen Landesheime und kirchliche Einrichtungen.

2215 Ebd.

2216 Zur aktuell gültigen Fassung des Heimopferrentensetzes (HOG) vgl. BGBl. I Nr. 99/2018. Zehn ehemalige Heimkinder aus Gleink und St. Isidor beziehen diese Zusatzpension direkt, ohne Meldung bei den Opferschutzstellen, Volksanwaltschaft, Meldung St. Isidor, Gleink, 21.7.2019.

2217 APA (Austrian Press Agency), Basisdienst, Volksanwaltschaft, Heimopfer vom 21.6.2017.

2218 Unabhängige Opferschutzanwaltschaft, <http://www.opfer-schutz.at/> (aufgerufen am 26.8.2019); Statistik Volksanwaltschaft September 2019.

Es wurden aber auch Zweifel an der Reliability der Aussagen von Heimkindern in Gleink laut, finanzielle Motive stünden hinter dem Vorbringen von Gewaltverkommenissen.²²¹⁹

Die Auswirkung der Einrichtung von Opferschutzkommissionen (Kirchen, Bundesländer) und der Heimopferrentenkommission (Volksanwaltschaft) können unterschiedlich sein: zum einen signalisierten sie einen Paradigmenwechsel in der Haltung der Behörden, der Politik und der Öffentlichkeit. Jahrzehntlang hatte man Heimkindern nicht geglaubt. Nun wurden die Akten durchforstet, kostenlose Therapien wurden ermöglicht, es wurde Soforthilfe angeboten und die Möglichkeit, das, was man in Heimen erlebt hatte, zur Meldung zu bringen. Dies führte dazu, Scham zu überwinden, Verdrängtes zu bearbeiten und zu offenbaren und obgleich traumatisiert, seine Darstellung vertrauenswürdigen Stellen anzuvertrauen. Die Behandlung der Heimkinder davor war häufig skandalös, die Behörden und oft auch die Eltern glaubten die Vorbringungen nicht bzw. trugen sie diesen in vielen Fällen nicht Rechnung. Als Zivilgesellschaft und Politik beschlossen, für begangenes Unrecht Finanzmittel als „finanzielle Geste“ zur Verfügung zu stellen, weil die meisten Vorfälle rein rechtlich verjährt waren, meldeten sich nachvollziehbarer Weise viele Betroffene. Die Annahme kritischer Stimmen: Es gebe sog. „Trittbrettfahrer“, nicht nur die 1980er- und 1990er-Jahre betreffend, diese hätten ausschließlich finanzielle Motive, die sie durch Fehlbeschuldigungen konstruierten: „Aus meiner Sicht sind die Beschuldigungen nur ein Mittel, um die in Aussicht gestellte beachtliche Geldsumme zu erhalten“, so ein ehemaliger Heimleiter.²²²⁰

Die im Zuge der Studie mit ehemaligen Heimkindern durchgeführten Interviews waren lebensgeschichtlich angelegt, sie hatten eine vergleichsweise lange Dauer, bei Unklarheiten wurde stets nachgefragt. In Einzelfällen wurden zwei oder drei Interviews mit derselben Person geführt. Eine Reihe wichtiger Befragungen wurde zu zweit – im Tandem, durchgeführt, um eine gegenseitige Reflexion über die Interviews zu ermöglichen. Kriterien der Reliability waren unter anderem: Detailreichtum, Differenzierungen, das stimmige Erinnern des sozialen Umfelds, das Erinnern von Namen involvierter Personen, die Übereinstimmung mit Aussagen anderer Auskunftspersonen, die Übereinstimmung, wenn zwei oder drei Interviews

2219 Vgl. dazu die Detailstudie Kap. 3.3.2. (Sexueller Missbrauch); Vgl. explizit Interview HL 4, 6.12.2017 (John, Wisinger); Interview ER 21, 6.12.2017 (John, Wisinger); Interview ER 30, 9.5.2016 (John, Wisinger); ER 30, Kirche + der Umgang mit dem Vorwurf des sexuellen Missbrauchs im SPZ Steyr-Gleink, o.D. unveröffentl. Manus.; es gibt weitere Schreiben, die in diese Richtung zielen, unter anderem zwölf schriftliche Stellungnahmen von HL 4 im Zeitraum 2012-2016. Kopie im Besitz des Verfassers.

2220 Schreiben HL 4 an Pater Provinzial, Missionare Herz Jesu, Betreff: Anschuldigungen, Stellungnahme, 29.9.2015. Auch ein ehemaliges Heimkind teilt diese Ansicht mit Vehemenz. Interview HK 24, 7.8.2019 (John)

geführt wurden und die Übereinstimmung mit schriftlichen oder sonstigen Unterlagen. Im Falle einer langen Verdrängung der Geschehnisse oder einer Desaktualisierung, um sich selbst zu schützen, waren stets mehrere Gespräche oder auch Nachfragen notwendig. Dabei ging es auch darum, Betroffene bei ihrer Erinnerung zu unterstützen. Alternative, positive und zum Mainstream querliegende Sichtweisen auf das Heim wurden in einem eigenen Subkapitel dargestellt.

Bezogen auf den Gesamtbestand an Interviews gab es nur wenige, bei denen auf gezielte Desinformation im Zusammenhang mit schweren Anschuldigungen geschlossen werden konnte. Diese werden im Rahmen der Studie nicht ausgewiesen oder nur im Kontext offenbar nicht kongruenter Erinnerungsformen zitiert. Seitens der befragten HeimleiterInnen und ErzieherInnen beklagten sich fünf Personen über schwere Fehlbeschuldigungen²²²¹, davon wurde eine Beschuldigung seitens des ehemaligen Heimkinds zurückgezogen. Die betroffenen ErzieherInnen waren teils sehr empört. Eine Verleumdung oder eine Fehlbeschuldigung stellt in der Regel eine schwere Belastung für die jeweilige Person dar: für die Beschuldigten selbst, für die Familie, und wenn die Beschuldigungen bekannt werden sollten, hatte dies auch im Umfeld des oder der Betroffenen Konsequenzen.²²²²

„Was nicht sein kann, darf nicht sein“, formulierte ein Experte und Therapeut.²²²³ Desinformationen waren als „Schutzbehauptung“ selbstverständlich auch bei Auskunftspersonen aus dem Kreis der ErzieherInnen, HeimleiterInnen und Leitungspersonen möglich, dazu kommt bei allen Auskunftspersonen das Verschweigen von Informationen. Bei kontroversen Aussagen ist es schwierig, eine Bewertung vorzunehmen.²²²⁴ Divergente Erinnerungslandschaften sind häufig der Perspektive und anderen Faktoren geschuldet, wobei auch der Zeitraum und der zeitliche Abstand zu den Ereignissen eine große Rolle spielt – es handelt sich um einen komplexen Prozess.²²²⁵

2221 Im Falle weniger gravierender Details und Unterschiede in der Darstellung, monierte dies eine Reihe von ErzieherInnen, dies kann aber auch auf unterschiedliche Perspektiven zurückgeführt werden, Verwechslungen etc.

2222 Im Sinne der Anonymität erfolgen hier keine Angaben im Zitat, um keine Rückschlüsse auf die Person zu ermöglichen. Die Aussagen und Interviews liegen vor.

2223 Interview EX 2, 7.8.2019 (John).

2224 John, Michael, Parallelgeschichten – Lebenswelten und Erinnerung. In: Helige, Barbara/John, Michael et al. (Hg.), Endbericht der Kommission Wilheminenberg (Wien 2013), 219-258.

2225 Ebd. Im Rahmen des Endberichts der Untersuchungskommission Wilhelminenberg erstellte der Autor eine Parallelmontage unterschiedlicher Aussagen, eine Art textlicher Gegenüberstellung. Dies ist ein sehr aufwendiges Verfahren.

„Vergessen, Verdrängung, Traum, Vermutung, die Übernahme von Erinnerungen Anderer und Einbildung gehören zu(m) Gesamtbild dazu“, formulierte Marion Wisinger in diesem Zusammenhang. Einem kriminalistischen Anspruch kann diese Studie nicht nachkommen.²²²⁶ Es wurde allerdings versucht, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die historischen Ereignisse bestmöglich zu rekonstruieren. Die Erinnerungen der ehemaligen Heimkinder spielten dabei eine sehr wichtige Rolle. Es ist unbestritten, dass Entwicklungsmöglichkeiten und Lebenschancen vieler Heimkinder nachhaltig gestört, zerstört bzw. eingeschränkt wurden. In unterschiedlicher Weise sind die davon Betroffenen heute mit Nachwirkungen konfrontiert. Ihnen erwachsen davon schwere Nachteile im Berufs- und Privatleben, dies hatte teilweise Konsequenzen für ihre Gesundheit – mitunter auch noch im Ruhestand – lebenslang.

VERANTWORTUNG

Zur Frage der Verantwortlichkeit in den vier untersuchten Heimen, vor allem aber im Erziehungsheim in Gleink, steht Folgendes fest: Ungeachtet aller Rahmenbedingungen und aller vorhandenen struktureller Gewalt ist im Sinne der Selbstverantwortung, bei sexuellem Missbrauch und bei mit Vorsatz ausgeübter Gewalt, bei bewusster Ausübung schwarzer Pädagogik, bei gezieltem Einsatz psychischer Gewalt, Quälereien und Demütigungen festzuhalten, dass die jeweiligen Akteure für ihre Handlungen selbst verantwortlich sind.

Die Wahrnehmung von Selbstverantwortung korreliert mit vielen Faktoren wie Hierarchie, Normengefüge, Ethik, sozialem Umfeld, Dispositionsmöglichkeiten etc. Der Sozialpsychologe Harald Welzer hat dazu einige Überlegungen angestellt, die hier cursorisch angeführt seien: „Menschen handeln im Rahmen von Situationen, die unterschiedliche Freiheitsgrade für ihr Tun beinhalten.“²²²⁷ Die für Handlungen wichtigen Normengefüge „verschieben sich nicht in der Theorie, sondern praktisch; was aber bedeutet, dass die [...] Handlungsorientierungen in ungewöhnlichen Situationen immer noch in Geltung sein können, nun aber plötzlich Möglichkeiten beinhalten, die unter gewöhnlichen Umständen nicht gegeben wären.“²²²⁸ Wenn Gewalt, etwa gegen Kinder, unter normalen Verhältnissen zwar negativ bewertet und zum Teil sanktioniert werde, gleichzeitig aber massiv ausgeübt wird, verliere sie „den Charakter des Ungewöhnlichen, wenn in

²²²⁶ Wisinger, Marion, Kap. 4.1.2. (Über die Interviews) in diesem Band, 63 ff.

²²²⁷ Welzer Harald: Täter, 45.

²²²⁸ Ebd. 207.

einem Zustand der Rechenschaftslosigkeit die Ausübung solcher Gewalt plötzlich freigegeben ist.“²²²⁹ Schließlich weist Welzer auch darauf hin, dass Menschen in ihrem Handeln ermutigt werden, auch wenn es sich um etwas Unangenehmes handelt, „in prinzipieller Übereinstimmung mit einer sozialen Umwelt“, die von ihnen erwartete, dass sie die als notwendig erachtete Arbeit übernehmen.²²³⁰

Diese Überlegungen sind sehr gut auf handelnde und verantwortliche Personen in oberösterreichischen Heimen anzuwenden: Ein in den 1940er-Jahren geborener Erzieher, der selbst eine harte Kindheit hinter sich hat und ein impulsives Temperament aufweist, schlug in den 1960er und frühen 1970er-Jahren als Erzieher in Gleink – der sich dort unglücklich fühlte – mitunter Jugendliche „grün und blau“. Er galt als „harter Erzieher“. Sein Handeln vollzog sich in Übereinstimmung mit den Erwartungen und Normen, die der „kleinen Welt“ von Gleink, welche die seine war, vorgegeben wurde von einem ehemaligen Wehrmachtsoffizier mit militärischem Denken. 1988 war es soweit, er hat sein Handeln reflektiert, und „gibt keine Watschen mehr her.“²²³¹ ER 18 galt in seinen jungen Jahren als harter Erzieher, er arbeitete in Gleink (1948-1952), auch er hatte einen militärischen Hintergrund und strikte Ordnungsprinzipien. Heimkinder werfen ihm Schläge und Tritte vor, ebenso wurde ihm vorgehalten, ein Heimkind die Stiege hinunter geworfen zu haben.²²³² Er bekannte sich als Heimleiter des Landeserziehungsheims Wegscheid jedenfalls öffentlich zu Schlägen und hartem Vorgehen, seine Strafen waren anfangs drakonisch. Ab den 1960er-Jahren führten wohl Reflexionen und der Zeitgeist zu einem Umdenken, er baute repressive Maßnahmen ab und wurde zu einer tragenden Figur des reformerischen öö. Heimleiterkreises.²²³³

HISTORISCHE VERANTWORTUNG

Eine prinzipielle Verantwortung für die Vorgänge im Heim trägt jedenfalls die Caritas der Diözese Linz als Eigentümerin der Heime. Mit Ausnahme des Schülerheims Windischgarsten wurde in allen anderen Einrichtungen die Leitung einem Orden übertragen bzw. in St. Isidor wurde die Direktion einem Priester über-

2229 Ebd. 211.

2230 Ebd. 247.

2231 Interview ER 6, 5.12.2017 (John, Wisinger).

2232 Interview HK 139, 6.12.2017 (John, Wisinger); Interview HK 202, 12.4.2012 (John); vgl. auch Amt der Öö. Landesregierung, KiJA-700.093/75-2010, Sachverhaltsdarstellung; Akten Ombudsstelle: HK 202.

2233 Vgl. John, Biografien 505.

tragen. In Gleink war die Leitung den Missionaren Herz Jesu (MHJ) übertragen worden, konkret einem Pater und ehemaligen Elitesoldaten, dem die pädagogische Kompetenz ebenso wie die Personalkompetenz oblag. In jene Jahre fallen die meisten Vorfälle (Meldungen) von psychischer, physischer und sexueller Gewalt. In Gleink wurde „schwarze Pädagogik“ praktiziert, mit „harter Hand“. Dies war der Caritas und dem Orden bekannt. Die ErzieherInnen hatten meist keine Ausbildung bzw. wurden in einem kurzen Kurs eingeschult. Religiöse Gesinnung kann bis in die 1970er-Jahre als wesentlicher Faktor bei der Personaleinstellung angesehen werden. Schwere Ausbildungsdefizite waren bis in die 1970er-Jahre charakteristisch für die gesamte Heimpädagogik in Oberösterreich.

In der Detailstudie findet man genügend Hinweise darauf, an dieser Stelle sei nur soviel festgehalten: Der Caritas-Leitung waren die Missstände bekannt, sie wurden mitunter billigend zur Kenntnis genommen: Im Jahre 1955 beklagten sich Eltern, deren Kinder sich im Schülerheim Windischgarsten befanden, über Gewalt, mangelnde Pflege, schlechte Ernährung und sie berichteten über stundenlanges Knien als Bestrafung. In einem Brief an HL II machte der damalige Caritas Sekretär (Direktor-Stellvertreter, Geschäftsführer) deutlich, dass er über die Vorwürfe erschüttert sei und den Heimleiter, der vorher in Gleink als Erzieher tätig war, persönlich in Linz zu sprechen wünschte. Bis dahin galt: „Körperliche Züchtigungen sind auf keinen Fall gestattet, wir sind keine Erziehungsanstalt.“ Er mahnte den Heimleiter: „Schließlich haben wir das erste Jahr im Heimbetrieb und es kann noch nicht gleich alles so sein wie es sein müsste. Sie dürfen nur nicht den Fehler machen, Methoden oder Praxis aus der Erziehungsanstalt einfach auf ein Schülerheim zu übertragen. Vielleicht haben Sie aus der Gleinker Arbeit zu viel auf das Schülerheim übertragen, ich weiß es nicht.“²²³⁴ Die Botschaft war eindeutig: In Gleink sei die Vorgangsweise angemessen, mehr noch, es müsse so sein, im Schülerheim Windischgarsten hingegen nicht. Der Caritas-Direktor der 1980er-Jahre drückte es dezenter aus: „Jeder hat seine Seiten, wo er eher sein Herz hat und sagt, das liegt mir näher. Und so eine Caritas-Einrichtung wie St. Isidor war Gleink nie. [...] In Gleink waren ja ganz andere, Jugendliche. In Gleink waren die – wie man damals sagte – ‚Schwererziehbaren‘. Das ist etwas ganz anderes.“²²³⁵ An den Direktor sei, wenn er „nicht nachgefragt habe, nichts herangetragen worden. [...] An sich ist das über den Orden gelaufen.“²²³⁶

2234 DAL, CDL-A/1, Sch. 340, Fasz. IX/10, Schülerheim Windischgarsten, Brief Caritas-Sekretär Rafferzeder an Heimleiter HL II, 14.4.1955.

2235 Interview LP 3, 4.4.2016 (John, Wisinger).

2236 Ebd.

Ein Rückblick in die 1970er-Jahre: Infolge der schweren Krankheit des erwähnten Heimdirektors wurde am 15.11.1976 in Gleink eine neue Leitung bestellt, vorher hatte man seitens der MHJ über Personalrochaden gegenzusteuern versucht. Die Kontrolle durch Landesbehörden oder den Heimbetreiber Caritas war bis dahin völlig vernachlässigt worden, ungeachtet vereinzelter Medienberichte und einer Reihe von Beschwerden. Die Jugendwohlfahrt bzw. nachweislich auch die Justiz sowie die Behörden in Salzburg hatten Kenntnis von Missständen. Die Proteste der 1970er-Jahre hatten zu einem Skandal im Landeserziehungswohnheim Wegscheid geführt, aber nicht in Gleink. Auch hier gab es Medienberichte und es hatten sich Jugendwohlfahrt und Caritas mit dem amtierenden Heimdirektor solidarisiert. Den autoritären Verhältnissen sollte nun, in den späten 1970er-Jahren, eine zeitgemäße Pädagogik entgegengesetzt werden, dies war die Aufgabenstellung der neuen Leitung. Zum Teil gelang dies infolge neuer pädagogischer Konzepte, vieles wurde jedoch auch durch die Personalsituation blockiert: zum einen waren nach wie vor ErzieherInnen tätig, die repressiven Methoden verhaftet waren, zum anderen war das Heim personell fallweise massiv unterbesetzt – dies verunmöglichte eine adäquate Umsetzung der Reform. In der Detailstudie wurden hier eine Reihe von Faktoren analysiert, hier sei nur ein Beispiel strukturell bedingter Gewalt zu benennen: Einer Person war es unmöglich, den Nachtdienst im gesamten, weit verzweigten Heim adäquat zu absolvieren. Es kam immer wieder zu Vorfällen und es ereigneten sich Vorkommnisse, die wohl nie bekannt wurden.

Dazu das paradigmatische Zitat eines Erziehers der Jahre 1978 bis 1980: „Man hat alleine (ein Erzieher, MJ) Nachtdienst gemacht²²³⁷, über die ganzen 183 Kinder. Das sind 13 Wohngruppen, teilweise waren die abgeschlossen – ich bin zwar herumgelaufen – aber das was ich wirklich stark kritisiere an dem System ist, die Kinder sind allein gelassen worden. Ich habe immer wieder damit zu tun gehabt mit: wie rette ich die kleinen Kinder vor den großen. Die sadistischen Impulse von den Älteren, die natürlich körperlich stärker waren, und da müssen sich fürchterliche Dinge abgespielt haben in der Nacht. Es ist keine Kontrolle da gewesen. [...] Wir (die ErzieherInnen, MJ) waren fertig, wegen der Gewaltsituationen, die wir erlebt haben. Ich bin dann in meiner Verzweiflung zur Heimpsychologin gegangen, habe dort meine erste Supervision versucht, habe ihr gesagt, was ich so erlebe an Gewalt.“²²³⁸ Es sei eben beim Personalaufwand sehr gespart worden, man habe der Aufsichtspflicht seitens der ErzieherInnen daher nicht adäquat nachkommen können. Fraglos spielte die Ausbildung in der neuen Phase nach 1976 bei Neuein-

2237 Später waren es zwei Erzieher.

2238 Interview ER 36, 29.4.2018 (John)

stellungen seitens der Heimleitung eine andere Rolle als zuvor, teilweise verließen ausgebildete SozialpädagogInnen das Heim aber wieder.

Interviews mit einer Reihe von Leitungspersonen ergaben, dass zu Beginn der 1990er-Jahre noch immer keine relevante Kontrolle seitens der Caritas-Direktionen gegeben war, das paradigmatische Zitat dazu ist: „Wir haben weggeschaut“.²²³⁹ Mehr noch – es sollte nichts nach außen dringen. In St. Isidor deswegen, um die heile Welt des Kinderdorfs nach außen zu vermitteln. In Gleink deswegen, um keine Probleme in der Öffentlichkeit zu generieren. Als Ignoranz und Korpsgeist zu Beginn der 1990er noch immer dominierten, führte dies dazu, dass Leitungspersonen unterhalb des Direktoriums bereits verärgert waren.²²⁴⁰ Auch die Aufsichtspflicht des Landes Oberösterreich wurde mangelhaft wahrgenommen. Gegen Ende der 1990er-Jahre wurde ein großer Interessensgegensatz deutlich – die Caritas wollte das Heim schließen, das Land Oberösterreich lehnte dies ab. Schließlich wurde in Absprache mit dem Direktorium der Caritas das Heim weitergeführt. Eine neue Leiterin hatte schon ab den späten 1990er-Jahren versucht, das Heim pädagogisch und administrativ zu erneuern – sie scheiterte an den Umständen. Dennoch war in den 2000er-Jahren eine gewisse Modernisierung erfolgt, die Zahl an Vorfällen, in die ErzieherInnen involviert waren, ging gravierend zurück und ein neues Management wurde aktiv. Fachaufsichten seitens des Landes überprüften Gleink; die jeweils entsprechende Verantwortung seitens des Landesbehörden und der Caritas wurde jedenfalls formal wahrgenommen, bis das Haus geschlossen wurde. Seit 1999 befürwortete das Direktorium der Caritas eine Schließung des Hauses aufgrund nicht reformierbarer Strukturen.

Zu den Kritikpunkten, die gegen das Heim vorgebracht wurden, zählte das Gebäude selbst. Das ehemalige, jahrhundertealte Kloster, sollte nach der Restitution 1945, so entschieden der Bischof und der Direktor der Caritas, auf Drängen des Fürsorgeverbandes Linz (öffentlich) als „Kinderanstalt“ geführt werden. Eine Renovierung oder Umbauten wurden nicht ins Auge gefasst. Um den Betrieb angesichts der bezahlten Tagsätze führen zu können, wurde im Protokoll eine Zahl von 200 Kindern ins Spiel gebracht. Mehrfach wurde das Drängen des Fürsorgeverbandes Linz erwähnt.²²⁴¹ Dies ist nachvollziehbar, da in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine Notsituation gegeben war – man hat fallweise mehr als 220 Kinder und Jugendliche im alten Kloster untergebracht.

2239 Interview LP 7, 4.4.2016 (John, Wisinger).

2240 Vgl. beispielsweise Interview LP 8, 9.8.2019 (John); Interview LP II, 10.5.2016 (John, Wisinger); etwas später HL 5, 4.5.2016 (John, Wisinger).

2241 DAL, CDL-A/1, Sch. 316, Fasz. IX/2: Abschrift. Kinderheim der Caritas, promemoria, 12.6. 1946.

In den Jahren des Wirtschaftswunders dürfte erneut klar geworden sein, dass das Kloster für eine Unterbringung von Kindern und Jugendlichen nicht geeignet war. Marianne Gühlstorf, Erziehungsberaterin des Landes Oberösterreich, hat dies bereits um 1960 kritisiert.²²⁴² Auch in den 1970er-Jahren haben dies die Erziehungsberater beobachtet und weiter kommuniziert: „Das alte, riesige, furchterregende Kloster war völlig ungeeignet für einen zeitgemäßen Betrieb, und dann die Gewalt, die in dem Gebäude vorhanden war“, hält EX 2, ein Mann mit psychologischer Ausbildung fest: „Man kann hier den Begriff verwenden, psychotoxisch, das Gebäude hatte wohl eine psychotoxische Wirkung.“²²⁴³ Manche Erzieher waren der Ansicht, dies tatsächlich energetisch zu verspüren, und diese Ausstrahlung des Gebäudes habe sich auch auf die Heimkinder ausgewirkt: „Gewalt, Züchtigung, was sich da abgespielt hat in den fünfziger, sechziger Jahren in Gleink. Diese Gewaltstrukturen, das ist in den Mauern drinnen. Das kriegst du nicht mehr raus. Darum ist es letzten Endes gut so, dass Gleink später geschlossen wurde.“²²⁴⁴

Leitenden Kreisen war das Faktum, dass das Gebäude ungeeignet für die Funktion war, stets bekannt: „Ich habe gesagt, das Kloster ist ungeeignet, das ist für eine menschliche Seele, auch für einen Erwachsenen, bedrückend. In so ein Gebäude darf man keine Kinder einweisen, das ist unmöglich, die Diözesanfinanzkammer hat darauf bestanden“, so ein Direktionsmitglied, das ab 1982 tätig war.²²⁴⁵ Eine weitere Leitungsperson aus dem Management sagte dazu: „Gleink war für uns ein Sumpf.“ Und zum Gebäude: „Schrecklich. Dann geht man in das graue Gebäude. [...] Dann fällt hinter dir das schwere Tor zu. Ich habe mir gedacht, wenn die Jungs da hineingehen, das ist ein Gefängnis. [...] Darum hat es geheißen, wir müssen Gleink auflösen (ab den 1990er-Jahren), das ist schon lange nicht mehr zeitgemäß. [...] Gleink gehört geschlossen. Das ganze Gebäude hat nur negative Auswirkungen auf die Kinder gehabt.“²²⁴⁶ Der für die Jugendwohlfahrt zuständige Landesrat hielt fest, dass er bei der Besichtigung Gleinks „bestürzt“ war, das ehemalige Kloster sei in keiner Weise als Kinder- und Jugendwohnheim geeignet gewesen.²²⁴⁷ Bei der Schließung 2009 wurde in dem offiziellen Statement der Caritas das „ehemalige Kloster-

2242 Interview Marianne Gühlstorf, 18.4.2006 (John, Reder).

2243 Interview EX 2, 7.8.2019 (John).

2244 Interview ER 36, 29.4.2018 (John).

2245 Interview LP 7, 4.4.2016 (John, Wisinger).

2246 Interview LP 8, 9.8.2019 (John).

2247 Interview Ackerl, 18.7.2019 (John).

Gebäude“ hervorgehoben, es „vermittelt eine Abgeschlossenheit zur Umwelt, stigmatisiert die Jugendlichen und erschwert die Integration.“²²⁴⁸

Das Direktorium der Caritas zeigte sich über Jahrzehnte wenig an den Geschehnissen in Gleink interessiert und hat die Einrichtung über weite Strecken möglichst ignoriert. Der Orden Missionare Herz Jesu war mit der pädagogischen und administrativen Leitung von 1950 bis 1989 beauftragt, Details waren der Caritas aufgrund von Beschwerdebriefen, der Korrespondenz mit der Jugendwohlfahrt und mündlichen Mitteilungen bekannt: relativ abgeschieden wurden im ehemaligen Kloster „schwer erziehbare“ Kinder und Jugendliche und auch andere Kinder in einer geschlossenen Anstalt verwahrt. In der Gesellschaft und in Fachkreisen dominierte in den 1950er-Jahren die Angst vor „Verwahrlosung“, „Schwererziehbare“ waren stigmatisiert und marginalisiert, Kinderrechte unbekannt und Körperstrafen weithin üblich. Das Verwahrlosungsparadigma war bis in die 1970er-Jahre deutlich spürbar.

Die permanenten Sparmaßnahmen der Kinder- und Jugendwohlfahrtsbehörden – auch aufgrund einer Unterdotierung im Gesamtbudget des Landes OÖ. – bei gleichzeitiger Belastung des Betriebs durch die Abschiebung teilweise psychisch kranker oder bereits krimineller Kinder und Jugendlicher, die man aus ganz Österreich nach Gleink brachte, verhinderten den Aufbau funktionierender Strukturen. Trotz langjähriger Bemühungen und der Übernahme der Kosten von Renovierung und Restrukturierung der Einrichtung unterschätzte man den Aufwand, der für eine erfolgreiche Resozialisierung der betroffenen Jugendlichen notwendig gewesen wäre. Dazu kam eine jahrzehntelange Vernachlässigung der Aufsichtspflicht der Jugendwohlfahrt. Erst Mitte der 1990er-Jahre wurde die Problemlage langsam ernst genommen und man versuchte, seitens der Caritas und der Kinder- und Jugendwohlfahrt gegenzusteuern (Betriebsprüfungen, Fachaufsicht, Begehungen, Konzepte, Verhandlungen, Ende des Heimtourismus etc.). Viele ErzieherInnen fühlten sich über Jahrzehnte mit ihren Problemen allein gelassen und mangelhaft ausgestattet. Der Betriebsrat protestierte mehrfach – er hatte die Interessen der Beschäftigten zu wahren.

Die fortgesetzte Repression, massive Gewalt seitens der Erzieher und den Heimkindern untereinander sowie fortgesetzter Missbrauch sind in Gleink auf ein multifunktionales Versagen verschiedener Einrichtungen und Verantwortlicher zurückzuführen. Die Strukturen und die damit verbundenen Vorkommnisse im

2248 <https://www.caritas-linz.at/aktuell/news/news-archiv/detailansicht-archiv/news/18332-sozialpaedagogisches-zentrum-gleink-wird-geschlossen/> (aufgerufen 1.8.2019).

Schülerheim Windischgarsten verantworten die Caritas, die Heimleitung und die handelnden ErzieherInnen im Wesentlichen alleine. Die Aktenlage ist bescheiden, es zeigt sich aber, dass die Caritas Inspektionen des Schülerheims seitens der Bezirksschulbehörde strikt ablehnte. In Windischgarsten wirkte eine Heimleitung, deren Funktion sehr lange von einer Person ausgeübt wurde, die wenig pädagogische Kompetenz hatte, und dies durch Härte kompensierte. Wie auch in St. Isidor und bis 1976 in Gleink bestand zwischen der Caritas und der Leitung ein freundschaftliches Verhältnis durch kirchliche Verbundenheit, dabei wurden Kontrolle und Maßnahmen nach Vorfällen verhindert.

In St. Isidor und St. Pius waren die Strukturen autoritär ausgerichtet und für Heimkinder umfassend kontrollierend. Für die BewohnerInnen stellten die Heime eine „totale Institution“ dar. Die überwiegende Anzahl aller Vorfälle in St. Isidor datieren in die Direktorenschaft des Begründers des Kinderdorfs, für den laufenden Betrieb sorgten geistliche Orden. Bis in die 1990er-Jahre nahmen die Caritas und das Land Oberösterreich ihre Aufsichtspflicht im Wesentlichen nicht wahr. Beide Einrichtungen bestehen weiterhin, sie sind aber im 21. Jahrhundert umfassend modernisiert worden. In St. Pius und St. Isidor ist es gelungen, Reformen umzusetzen und etwaigen Vorfällen mit Präventionsarbeit und Kontrolle zu begegnen.

WOHIN KÖNNEN SICH BETROFFENE WENDEN?

Heimkindern und Jugendlichen, die diese Arbeit lesen und sich noch nicht bei den Opferschutzstellen gemeldet haben, ist Mut zuzusprechen, dies nun zu tun. Die vorliegende Arbeit versteht sich als Teil eines Prozesses und nicht als Abschluss einer Aufarbeitung und nicht als ein Schlussstrich. Sie versteht sich auch als Zeichen eines Dialogs unter allen Betroffenen. Die Zeit des Schweigens ist vorbei.

Heimkinderverbände in den Bundesländern unterstützen dabei, man kann sich auch direkt an die zuständigen kirchlichen Ombudsstellen oder direkt an die Volksanwaltschaft (Heimopferrente) wenden. Jene, die sich in landeseigenen Heimen befanden oder durch die Jugendwohlfahrt bei Pflegestellen untergebracht worden sind, können sich bei den jeweiligen Kinder- und Jugendanwaltschaften melden. In Oberösterreich werden Meldungen nach wie vor angenommen, diese Einrichtungen sind seit dem Jahr 2010 aktiv. Für die Heimopferrente ist die Volksanwaltschaft in Wien zuständig. Auskünfte erteilt auch die Behindertenanwaltschaft. Alle genannten Einrichtungen sind auch online und telefonisch erreichbar:

OMBUDSSTELLE UND KOMMISSION GEGEN MISSBRAUCH UND GEWALT DER DIÖZESE LINZ

Vorsitzender: Dr. Josef Gruber
Sekretariat: Herta Gurtner
Harrachstraße 7, 4020 Linz
Tel.: 0676/87 76 55 25
E-Mail: ombudsstelle@dioezese-linz.at

OMBUDSSTELLEN ALLER DIÖZESEN FINDEN SIE UNTER:

www.ombudsstellen.at/ombudsstellen
Stabsstelle für Gewaltprävention, Kinder- und Jugendschutz der Diözese Linz
Mag.^a Dagmar Hörmandinger-Chusin
Tel.: 0732/76 10 - 33 43
Web: www.ansprechen.at
E-Mail: dagmar.hoermandinger@dioezese-linz.at

UNABHÄNGIGE OPFERSCHUTZANWALTSCHAFT

Bösendorferstraße 4/3/Tür 18

1010 Wien

Tel.: 0664/980 78 17

(Mo bis Fr: 9 bis 12 Uhr)

E-Mail: office@opfer-schutz.at

www.opfer-schutz.at

UNABHÄNGIGE OPFERSCHUTZSTELLE FÜR EHEMALIGE HEIM- UND PFLEGEKINDER OÖ

Kärntnerstraße 10

4021 Linz

Tel.: 0732/77 20 - 140 01

E-Mail: kija@ooe.gv.at

KINDER- U. JUGENDANWALTSCHAFTEN DER BUNDESLÄNDER FINDEN SIE UNTER:

www.kija.at

KONTAKT ZUM BÜRO DER RENTENKOMMISSION:

Volksanwaltschaft

Singerstraße 17

Postfach 20

1015 Wien

kostenlose Servicenummer: 0800/223 223 - 256 oder 144

Tel.: 01/515 05-0

E-Mail: hog@volksanwaltschaft.gv.at

volksanwaltschaft.gv.at/heimopferrente

BEHINDERTENANWALT ÖSTERREICH

Babenbergerstraße 5/4

1010 Wien

Tel.: 0800/80 80 16

E-Mail: office@behindertenanwalt.gv.at

www.oesterreich.gv.at/themen/leben_in_oesterreich/ombudsstellen_und_anwaltschaften/Seite.3240002.html

VEREIN EHEMALIGE HEIM- UND PFLEGEKINDER ÖSTERREICHS

facebook.com/Verein.fuer.missbrauchte.Heim.und.Pflegekinder

Tel.: 0677/62 70 35 45

HEIMKINDER-AKTIV-COMMUNITY-SHG EX-HEIM-, PFLEGE- UND FÜRSORGEKINDER

Tel.: 0650/942 54 15

E-Mail: exheimkinder@gmail.com

www.h-a-c.info

VEREIN FÜR EHEMALIGE HEIM UND PFLEGEKINDER SALZBURG

Tel.: 0660/129 13 29

E-Mail: heim-pflegekinder@sbg.at

www.verein-ehemaliger-heim-pflegekinder.com

AUTORINNEN UND KONSULENTIN

a. Univ. Prof. Dr. Michael John,

Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
der Johannes Kepler-Universität Linz

Michael John studierte Geschichte und Politikwissenschaften in Wien. Er war als Journalist sowie zwei Jahre als Sozialarbeiter bei den Jugendzentren der Stadt Wien tätig. Seit 2001 ist er Universitätsprofessor am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Linz. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Sozialgeschichte der Unterschichten, Populärkultur und Migration; Kurator diverser Ausstellungen. Er war u.a. bereits in der Historikerkommission der VÖEST (Zwangsarbeiter, Reichswerke Hermann Göring an Standorten der „Ostmark“) und in der Historikerkommission der Republik Österreich („Arisierung“ und Restitution), tätig und wirkte als Leiter des Provenienzforschungsprojekts des Landes Oberösterreich (Kunstraub in „Oberdonau“).

Seit 2003 Forschungen „schwarzer Pädagogik“ und Geschichte der Heimerziehung. Kurator der ersten Ausstellung, die sich in Österreich mit dem Thema beschäftigt. 2011 wurde er von der Oö. Landesregierung mit der Aufarbeitung der Geschichte der Heimerziehung in Oberösterreich nach 1945 beauftragt. Danach wirkte er als stv. Vorsitzender der Untersuchungskommission Wilhelminenberg“ (Wien). 2016 folgte die Beauftragung mit der Aufarbeitung der Vorgänge in den Heimen der Caritas der Diözese Linz (Projektleiter) sowie der Heime der Volkshilfe Wien. 2018 erschien die im Auftrag des Landes Oberösterreich erstellte Studie Binder, Dieter/John, Michael, Heimerziehung in Oberösterreich (Linz 2018).

Dr.ⁱⁿ Marion Wisinger,

Historikerin, Autorin, Wien, Bad Goisern

Dr.ⁱⁿ Marion Wisinger studierte Geschichte, Politikwissenschaften und Romanistik an der Universität Wien und dissertierte 1991 „Über den Umgang der österreichischen Justiz mit NS-Gewalttätern“ an der Universität Wien.

Sie war langjährige wissenschaftliche Leiterin der Österreichischen Gesellschaft für politische Bildung und Generalsekretärin der Österreichischen Liga für Menschenrechte.

Aktuell ist sie zudem selbständige Trainerin im Bereich der Bildungsarbeit für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, Entwicklung von Bildungsprojekten zu den Themen Integration, Geschlechterdemokratie, Antiradikalisierung und Menschenrechte.

Weiters ist sie als Kuratorin von Ausstellungen u.a. „Gekommen und geblieben“ – 50 Jahre Arbeitsmigration in Oberösterreich“ tätig.

Sie hatte ebenso die Co-Projektleitung von Studien zu Gewalt in Wiener und oberösterreichischen Kinderheimen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Johannes Kepler Universität Linz im Auftrag der Volkshilfe Wien, der Österreichischen Liga für Menschenrechte und der Stadt Wien. Sie war wissenschaftliche Koordinatorin der Historikerkommission zur Klärung der Vorwürfe in Hinblick auf das ehemalige Kinderheim der Stadt Wien „Schloss Wilhelminenberg“. Zuletzt arbeitete sie an den Studien „Der lange Weg zur Zivilgesellschaft. Kontinuitäten nationalsozialistisch geprägter Bestrafungs- und Disziplinierungspraktiken am Beispiel der Erziehungsmodelle und Bestrafungssysteme im Wiener „Erziehungsheim Hohe Warte“ und der „Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige Kaiserebersdorf“ nach 1945“ und „Das Wiener Kinderheim Hohe Warte in der Zeit des Nationalsozialismus und der Nachkriegsjahre. Verortung und Rekonstruktion.“

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Angela Wegscheider,
Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik
der Johannes Kepler Universität Linz

Dr.ⁱⁿ Angela Wegscheider studierte Sozialwirtschaft in Linz und Poitiers (Frankreich). Seit 2003 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik der Universität Linz. Sie beschäftigt sich mit Disability Studies, Disability History, Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen, Ausgrenzung und Sozialpolitik. Sie ist eine Verbündete der Selbstbestimmt Leben Bewegung.

Angela Wegscheider arbeitete in verschiedenen Projekten mit emanzipatorisch-partizipativem Zugang über die Situation und die Sichtweise von Menschen mit Behinderungen u.a. in Wohn- und Beschäftigungsmaßnahmen der Behindertenhilfe oder im Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim. Aus historischer Perspektive befasste sie sich bereits mit der Entwicklung der institutionellen Betreuung in Oberösterreich (siehe Beitrag: Zwischen Heilanstalt und Armenhaus? Menschen mit Behinderungen in Oberösterreich 1918-1938. In: Oberösterreichisches Landesarchiv (Hg.): Oberösterreich 1918-1938. Band IV (Linz 2016), 261-326).

Dr.ⁱⁿ Barbara Helige,
Leiterin des Bezirksgerichtes Döbling, Wien

Frau Dr.ⁱⁿ Barbara Helige studierte Rechtswissenschaften an der Universität Wien. Sie ist seit 1985 Richterin des Bezirksgerichtes Döbling, seit 2000 Vorsteherin des Bezirksgerichts Döbling und war auch von 1998 bis 2007 Präsidentin der Vereinigung der österreichischen Richterinnen und Richter. Seit 2009 ist sie Präsidentin der Österreichischen Liga für Menschenrechte. Weiters war sie Vorsitzende der Historikerkommission zur Klärung der Vorwürfe gegen das ehemalige Kinderheim der Stadt Wien „Schloss Wilhelminenberg“.

IMPRESSUM

ISBN 978-3-200-06611-3

© Caritas der Diözese Linz

Alle Rechte vorbehalten

Print-it, Leonding

Coverphoto: © Michael John, 2005

Herausgeber:

Caritas der Diözese Linz,

Direktor Franz Kehrer, MAS

Oktober 2019

ISBN 978-3-200-06611-3



9 783200 066113